

Concordia Seminary - Saint Louis

## Scholarly Resources from Concordia Seminary

---

Lehre und Wehre

Print Publications

---

1-1-1911

### Lehre und Wehre Volume 57

Concordia Seminary Faculty

Concordia Seminary, St. Louis, [ir\\_csf@csl.edu](mailto:ir_csf@csl.edu)

Follow this and additional works at: <https://scholar.csl.edu/lehreundwehre>



Part of the [Biblical Studies Commons](#), [Christian Denominations and Sects Commons](#), [Christianity Commons](#), [History of Christianity Commons](#), [Liturgy and Worship Commons](#), [Missions and World Christianity Commons](#), [Practical Theology Commons](#), and the [Religious Thought, Theology and Philosophy of Religion Commons](#)

---

#### Recommended Citation

Concordia Seminary Faculty, "Lehre und Wehre Volume 57" (1911). *Lehre und Wehre*. 57.  
<https://scholar.csl.edu/lehreundwehre/57>

This Book is brought to you for free and open access by the Print Publications at Scholarly Resources from Concordia Seminary. It has been accepted for inclusion in Lehre und Wehre by an authorized administrator of Scholarly Resources from Concordia Seminary. For more information, please contact [seitzw@csl.edu](mailto:seitzw@csl.edu).

# Lehre und Wehre.

---

Theologisches und kirchlich-zeitgeschichtliches

## Monatsblatt.

Herausgegeben

von der

Deutschen Ev.-Luth. Synode von Missouri, Ohio u. a. St.

Redigiert vom

Lehrerkollegium des Seminars zu St. Louis.

Luther: „Ein Prediger muß nicht allein weiden, also, daß er die Schafe unterweise, wie sie rechte Christen sollen sein, sondern auch daneben den Wölfen wehren, daß sie die Schafe nicht angreifen und mit falscher Lehre verführen und Irrtum einführen, wie denn der Teufel nicht ruht. Nun findet man jezund viele Leute, die wohl leiden mögen, daß man das Evangelium predige, wenn man nur nicht wider die Wölfe schreiet und wider die Prälaten predigt. Aber wenn ich schon recht predige und die Schafe wohl weide und lehre, so ist's dennoch nicht genug der Schafe gehütet und sie verwahret, daß nicht die Wölfe kommen und sie wieder davonführen. Denn was ist das gebauet, wenn ich Steine aufwerfe, und ich setze einem andern zu, der sie wieder einwirft? Der Wolf kann wohl leiden, daß die Schafe gute Weide haben, er hat sie desto lieber, daß sie feist sind; aber das kann er nicht leiden, daß die Hunde feindlich bellern.“

---

Siebenundfünfzigster Band.

---

St. Louis, Mo.

CONCORDIA PUBLISHING HOUSE.

1911.



Period. 1040

v. 57

1911

ANDOVER-HARVARD  
THEOLOGICAL LIBRARY  
CAMBRIDGE, MASS.

## Inhalt.

	Seite
<b>Januar.</b>	
Vorwort .....	1
Die Hauptbegriffe für Sünde im Hebräischen .....	9
Der „andere Geist“ der reformierten Kirche .....	15
Literatur .....	24
Kirchlich-Zeitgeschichtliches .....	31
<b>Februar.</b>	
Die Hauptbegriffe für Sünde im Hebräischen .....	49
Zur Geschichte der Kindertaufe .....	59
Der „andere Geist“ der reformierten Kirche .....	71
Literatur .....	76
Kirchlich-Zeitgeschichtliches .....	81
<b>März.</b>	
Walters Verdienst um das Sola Scriptura .....	97
Zur Geschichte der Kindertaufe .....	111
Die Hauptbegriffe für Sünde im Hebräischen .....	119
Literatur .....	123
Kirchlich-Zeitgeschichtliches .....	126
<b>April.</b>	
Walters Verdienst um das Sola Scriptura .....	145
Die Hauptbegriffe für Sünde im Hebräischen .....	168
Kirchlich-Zeitgeschichtliches .....	174
<b>Mai.</b>	
Die Erleuchtung, nach Schrift, Luther und Bekenntnis .....	193
Die Hauptbegriffe für Sünde im Hebräischen .....	204
Zur Geschichte der Kindertaufe .....	213
Literatur .....	217
Kirchlich-Zeitgeschichtliches .....	226
<b>Juni.</b>	
Ἐν Χριστῷ Ἰησοῦ .....	241
Die Erleuchtung, nach Schrift, Luther und Bekenntnis .....	247
Zur Geschichte der Kindertaufe .....	261
Literatur .....	270
Kirchlich-Zeitgeschichtliches .....	277

<b>Juli.</b>		<b>Seite</b>
Die Erleuchtung, nach Schrift, Luther und Bekenntnis .....		289
'Εν Χριστῷ Ἰησοῦ .....		299
Zur Geschichte der Kindertaufe .....		310
Kirchlich-Zeitgeschichtliches .....		314

### August.

Rede, gehalten am 22. Juni 1911 bei Gelegenheit des Abiturientenakts des Concordia-Gymnasiums zu Milwaukee, Wis. ....	337
Laten und Schicksale des erhöhten Joseph in Ägypten .....	342
'Εν Χριστῷ Ἰησοῦ .....	361
Literatur .....	366
Kirchlich-Zeitgeschichtliches .....	370

### September.

Die Assyriologie und das Alte Testament .....	385
Laten und Schicksale des erhöhten Joseph in Ägypten .....	393
'Εν Χριστῷ Ἰησοῦ .....	401
Vermischtes .....	407
Kirchlich-Zeitgeschichtliches .....	410

### Oktober.

D. Martin Luther .....	433
Laten und Schicksale des erhöhten Joseph in Ägypten .....	441
Kirchlich-Zeitgeschichtliches .....	454

### November.

Luther und Walthër „Nachbeter“ und „Stammler“ .....	481
Walthër-Erinnerungen .....	486
Die Assyriologie und das Alte Testament .....	492
Literatur .....	509
Kirchlich-Zeitgeschichtliches .....	519

### Dezember.

Festrede, gehalten bei der akademischen Feier am hundertsten Geburtstage des seligen D. C. F. W. Walthër .....	529
Die Neue .....	537
Literatur .....	545
Kirchlich-Zeitgeschichtliches .....	553

# Lehre und Wehre.

---

Jahrgang 57.

Januar 1911.

No. 1.

---

## Vorwort.

D. Walthers, dessen hundertjährigen Geburtstag unsere Synode dieses Jahr feiern wird, ist auch bezeichnet worden als der „von den Freunden der Wahrheit bestgeliebte, von den Feinden der Wahrheit bestgehaßte Gründer der Kirche des reinen Wortes und Sakraments in Amerika“. Diese Charakteristik ist zutreffend. In der Geschichte der amerikanisch-lutherischen Kirche gibt es keinen Theologen, der mit solcher Klarheit und so großem Ernste für die lutherische Wahrheit eingetreten wäre wie D. Walthers; keinen Kirchenmann, um dessen Banner sich so viele lutherische Pastoren und Christen geschart hätten wie um D. Walthers; und auch keinen Lutheraner, der in dem Maße und Grade die Schmach Christi und der Wahrheit getragen und die Feindschaft so vieler bitteren, unversöhnlichen Gegner erfahren hätte wie eben D. Walthers. Und diese Feindschaft lebt immer noch fort in der Bitterkeit gegen die Synode, die D. Walthers ihr Dasein, ihre theologische und kirchliche Stellung, ihren Geist, ihre Blüte und ihre Erfolge verdankt: die Missourisynode, von der jedermann weiß, daß sie die meistgeschmähte und bestverschrieenste lutherische Synode ist, nicht nur in Amerika, sondern in der ganzen Welt.

Wie aber ist diese Feindschaft zu erklären, und worin hat sie ihren eigentlichen Grund? Die Menge urteilt gedankenlos, nach dem äußerlichen Schein, und ist bald fertig mit dem Spruch: Wer in der Kirche so heftigen Widerspruch und so allgemeine Verurteilung hervorgerufen habe wie D. Walthers, der verdiene als Friedensstörer und Feind der Kirche allgemein ignoriert und ostraziert zu werden. Wie Abah dem Elias zurief: „Bist du, der Israel verwirret?“ (1 Kön. 18, 17), so ist auch vielfach von der nichtmissourischen Christenheit ohne viel Prüfens und Federlesens und zum großen Teil auf das falsche Zeugnis seiner Feinde hin der Stab über D. Walthers gebrochen worden: er habe die Kirche verwirrt und eitel Rumor und Zwietracht in ihr angerichtet. Die bloße Tatsache, daß Walthers der bestgehaßte lutherische Theolog in Amerika und die von ihm gegründete Missourisynode die meistgeschmähte

lutherische Körperschaft in der Welt ist, genügt diesen als vollgültiger Beweis dafür, daß beide schuldig sind und diese Feindschaft wohl verdienen.

Aber so urteilt Gott nicht. Nach der Schrift gibt es auch einen Humor, den die Wahrheit anrichtet, woran aber nicht die Wahrheit, sondern die Sünde der Menschen schuld ist. Wenn Jesus sagt: „Ich bin nicht kommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert“, so will er damit selbstverständlich nicht sich selber und die von ihm verkündigte Wahrheit verurteilen. Die Schrift kennt ein Gehäß-, Verdamm- und Verfolgtwerden um der Wahrheit willen. Sie zeigt uns, wie die treuen Zeugen der Wahrheit, die Propheten im Alten und die Apostel im Neuen Testament, den Haß der Welt und der falschen Kirche auf sich zogen, und zwar gerade deshalb, weil sie treue, gewissenhafte Boten Gottes waren und als solche mit ganzem Ernst die Wahrheit vertraten und den Irrtum bekämpften. Und Jesus Christus selber, der große König der Wahrheit, den die Juden eben deshalb, weil er ihnen die Wahrheit sagte, verdammt und kreuzigten, bezeugt im voraus allen seinen Jüngern, die er zum fröhlichen Bekenntnis der Wahrheit auffordert und verpflichtet, daß sie dafür nicht etwa würden gelobt, sondern gehäßt und verfolgt werden. Matth. 10, 22: „Und müisset gehasset werden von jedermann um meines Namens willen.“ Luk. 6, 22. 23: „Selig seid ihr, so euch die Menschen hassen und euch absondern und schelten euch und werfen euren Namen als einen boshaftigen um des Menschensohnes willen. Freuet euch alsdann und hüpfet; denn siehe, euer Lohn ist groß im Himmel! Desgleichen taten ihre Väter den Propheten auch.“ Solch ein seliger Haß war auch die Feindschaft, die Walther in so reichem Maße hat erfahren dürfen, denn was die Gegner an ihm befeindeten, war nichts anderes als die göttliche Wahrheit und der Geist, der unerbittliche Ernst, mit welchem er für dieselbe eintrat.

Walther war ein auserwähltes Rüstzeug in der Hand Gottes, um in Amerika Gottes Wort und Luthers Lehre wieder auf den Leuchter zu stellen, das schier allgemein verachtete lutherische Symbol wieder zu Ehren zu bringen und lebendiges Interesse zu wecken für den köstlichen Wahrheitschatz, den Gott durch die Reformation der lutherischen Kirche geschenkt hatte. Eine ganze Reihe lutherischer Lehren hat D. Walther mit unvergleichlicher Klarheit und Schärfe aus dem Schacht des Wortes Gottes und der lutherischen Symbole aufs neue herausgearbeitet und siegreich durchs Feuer des Kampfes geführt, ohne dabei sich zu verirren von der Grundnorm aller Theologie, der sola Scriptura, und ohne den Grundton der christlichen Wahrheit, das sola gratia, aus dem Vordergrund zu verdrängen: die Lehren von Kirche und Amt, von Beruf und Ordination, vom Sonntag und der christlichen Freiheit, von den letzten Dingen gegenüber chiliaistischen und jüdischen Schwärmereien, von Staat und Kirche, von der Inspiration und der alleinigen Autorität der Schrift.

von der Absolution und der allgemeinen Rechtfertigung, von der Bekehrung und Gnadentwahl zc. Und für diese göttlichen Wahrheiten ist Walthers eingetreten, nicht bloß akademisch und theoretisch, sondern praktisch und mit heiligem Ernst, nicht bloß mit Wort und Kopf, sondern mit Herz und Hand, auch nicht bloß mit halbem, sondern mit vollem, ganzem Herzen, ohne Schwankung, Abschwächung, Kompromiß, Konzeßion. Lehrend und praktizierend hat Walthers obige Wahrheiten vortragen, nicht als menschliche Meinungen, sondern als Gottes Wort, als in der Schrift klar geoffenbarte göttliche Lehren, als ewige Wahrheiten, die niemand ohne Rebellion gegen Gott verwerfen darf, die jedermann, der Gott nicht den Gehorsam kündigen will, annehmen muß, die keinen Widerspruch leiden und schlechtthin und allein und mit Ausschluß jeder Gegenlehre in der Kirche gelten und herrschen sollen als das göttliche Ja, dem niemand sein Nein entgegensetzen darf. Die Vorderseite des Paniers, um welches Walthers die Lutheraner scharte, trug die Inschrift: „Die reine Lehre des göttlichen Wortes und der lutherischen Symbole!“ — die Rehrseite: „Der Irrlehre keinen Pardon in der lutherischen Kirche!“ Und eben dieser Geist des Ernstes und der Entschiedenheit, mit der Walthers für die lutherische Wahrheit eintrat, hat ihn zum bestgehabten lutherischen Theologen in Amerika gemacht.

Der eigentliche Grundschaden unserer Zeit und der Zeit, in die Walthers Wirksamkeit fällt, ist nicht sowohl der, daß hier diese und dort jene Irrlehre ihr Haupt erhebt, sondern die schier allgemeine und völlige Gleichgültigkeit gegen jede Lehre, einerlei ob sie recht oder falsch ist, und gegen jede Kirche, einerlei ob sie für die Wahrheit oder den Irrtum eintritt: der Indifferentismus, dieser Ausfall der Wahrheit, der artikelweise den ganzen Lehrkörper bei lebendigem Leibe verfaulen läßt. Von dieser völligen Gleichgültigkeit gegen die Reinheit der Lehre waren, als Walthers mit Gottes Wort und Luthers Lehre wieder auf den Plan trat, nicht bloß die deutschen Landeskirchen, sondern auch die lutherischen Synoden Amerikas, insonderheit die damalige Generalsynode, bis auf die Knochen durchgiffet und durchseucht. Allgemein war man der Ansicht, daß in Lehrsachen jeder seine eigene Meinung haben solle und von seinem Standpunkt aus auch im Recht sein könne, und daß man der Lehre wegen niemand beunruhigen, geschweige denn ihm die Glaubens- und Kirchengemeinschaft kündigen dürfe. Selbst bei Ranzel- und Abendmahlsgemeinschaft spiele die reine Lehre keine Rolle, und kirchliche Vereinigungen seien zustandezubringen nicht auf Grund der Einigkeit in der Lehre, sondern nach der Maxime: „We agree to differ“, denn bestehende Lehrdifferenzen seien für die gegenseitige kirchliche Anerkennung irrelevant.

Diesem Indifferentismus und Unionismus in allen seinen Formen, auch den feinsten, trat Walthers mit allem Ernst entgegen. Von seinem ersten Auftreten an bis zu seinem Tode war sein ganzes theologisches Wirken ein fortgesetztes Schwimmen wider diesen Strom. Walthers



wurde nicht milde, die hohe Bedeutung der reinen Lehre und die große Gefahr der falschen Lehre darzulegen. Aus P. Brunns „Missionsblatt“ zitierte er 1867: „Möchten sich darum alle wahren Christen immer und immer wieder recht klar vorstellen, daß falsche Lehre zehnmal schlimmer ist als falsches oder böses Leben. Denn die Lehre ist der Quell, woraus das Leben kommt; ist dieser Quell noch rein, so ist noch immer das Heilmittel da, wodurch das böse Leben geheilt werden kann; ist jener Quell des ewigen Lebens aber verstopft, dann ist keine Hilfe mehr zeitlich und ewiglich. Desgleichen falsches und böses Leben verderbt nur den, der es führt, falsche Lehre aber verderbt alle, die sie hören, auch selbst unschuldige Herzen, wie es Röm. 16, 18 heißt, die sich dadurch verführen lassen.“ (L. u. W. 13, 206.) Und wie die hohe Bedeutung der reinen Lehre, so betonte Walthers nicht minder ihre unverlethliche Heiligkeit und absolute Geltung für alle Christen. Walthers trat dafür ein, daß niemand in der Kirche berechtigt sei, die reine Lehre abzulehnen und falsche Lehre anzunehmen und zu verbreiten. Vielmehr seien alle Christen und alle christlichen Gemeinden und kirchlichen Gemeinschaften schuldig, jede falsche Lehre und jede Abweichung von Gottes klarem Wort als eine schwere Sünde anzusehen und als solche nach Matth. 18 zu strafen und eventuell darin auch bis zur Aufhebung der Bruderschaft und Kirchengemeinschaft vorzugehen.

Gewiß, auch D. Walthers wußte und hat es wiederholt ausgesprochen, daß die Christen hier auf Erden, wie im Wandel und Leben, so auch in der Lehre und Erkenntnis noch allerlei Gebrechen und Schwächen an sich tragen. Und niemand war mehr darum besorgt als Walthers, daß solche Schwache in der Erkenntnis, seien es einzelne oder ganze Synoden, nicht lieblos zurückgestoßen, sondern mit aller Vorsicht, Rücksicht, Liebe, Geduld und Langmut behandelt würden. Den indifferentistischen Gedanken aber, daß die Kirche irgendeine Lehre der Schrift freigebe, für die Einigkeit im Glauben als irrelevant, für die Kirchengemeinschaft als belanglos und Abweichung von derselben als in der Kirche erlaubt erklären könnte, hat Walthers keinen Raum gegeben. Er stand vielmehr fest zu dem Satze, daß die Kirche nichts Geringeres fordern dürfe als Einigkeit in allen Artikeln der Lehre, und daß sie schuldig sei, jede Irrlehre zu bekämpfen und nach Matth. 18 gegen sie vorzugehen und offenbare Irrlehrer, die dem Zeugnis der Wahrheit zuwider irgendeine falsche Lehre beharrlich festhalten, öffentlich verteidigen und die entgegengesetzte Wahrheit bekämpfen, auszuschließen, resp. ihnen die Kirchengemeinschaft zu versagen. Und dieser Stellung entsprechend hat auch die Missourisynode unter Walthers Führung von Anfang an praktiziert und keine Kirchengemeinschaft gepflegt z. B. mit Synoden wie der Generalsynode, der Buffalos-, Iowas- und andern Synoden, die Irrlehren auf ihr Banner setzten, dem Zeugnis der Wahrheit kein Gehör gaben, vielmehr diesem Zeugnis gegenüber ihre Irrlehren festhielten und verteidigten und die Wahrheit bekämpften.

Im Jahre 1867 brachte Walthers in „Lehre und Behre“ einen Artikel aus Brunns „Missionsblatt“ zum Abdruck, in dem P. Brunn schreibt: „Vor zwanzig Jahren hoffte man in Deutschland, daß unsere Theologie bis zu diesem rechten ersehnten Ziele sich fortentwickeln werde; es ist nicht geschehen, und seitdem werden wir immer weiter wieder von dem Ziel einfältiger lutherischer Rechtgläubigkeit verschlagen, und entweder falsche Lehrrichtungen, wie in Breslau z., oder Lehrindifferentismus, wie in den meisten Landeskirchen, gewinnen immer mehr die Oberhand. Hier liegt die kirchliche Gefahr und das Verderben unserer Zeit. In den Missouriern sehe ich die einzige größere kirchliche Genossenschaft, die sich diesem Strom der heutigen theologischen und kirchlichen Lehrverwirrung mit Erfolg entgegenstellt. Das ist der Grund meiner innigen Hochschätzung und Teilnahme für die Missourisynode und ihre Leiter, die Triebfeder meiner Arbeit für sie und meines Verlangens, an ihrem kirchlichen Kampf und Streben als einem gottwohlgefälligen teilzunehmen. Abgesehen von einzelnen persönlichen Fehlritten und Schwächen, die ja freilich überall unter Menschen sind, sehe ich aber nicht ab, wie anders der babylonischen Begriffs- und Sprachverwirrung auf dem Gebiet unserer heutigen Theologie begegnet werden könne, als in der Weise, wie die Missourier die Lehre unserer Symbole suchen zur Geltung zu bringen. Bewahren Sie [Prof. J.] die Jowashnode vor dem traurigen Ruhm, die verpflichtende Kraft unserer kirchlichen Symbole gelockert und dadurch die Lehrverwirrung unserer Zeit für eine symbolisch und kirchlich berechnete erklärt und so die Kirche an sie veraten und überliefert zu haben.“ (L. u. W. 13, 124.)

Derselbe Brunn schrieb 1873 in einem ebenfalls von Walthers in „Lehre und Behre“ zum Wiederabdruck gebrachten Artikel: „Soviel öffentlich bekannt ist, ist die Missourisynode in Amerika die einzige größere kirchliche Gemeinschaft in gegenwärtiger Zeit, wo mit dem Festhalten an reiner lutherischer Lehre der volle Ernst gemacht wird. Wie heftig wird aber darum bis heute die Missourisynode von vielen verkannt und geschmäht; bald erklärt man es für schroff und lieblos, daß sie so streng vor allen abweichenden Lehrmeinungen sich verschließt und Irrlehrer aus ihrer Mitte bannt, bald sieht man einen Mangel an rechter theologischer Bildung und Wissenschaft darin, daß die Missourier den verschiedenen Ideen und vermeintlichen Fortschritten der neueren deutschen Theologie nicht mehr Ehre und Anerkennung in ihrer Mitte gewähren. Fast verwunderlich aber ist es und ein Zeichen, wie schwer verständlich unserer Zeit der Ernst und die Strenge ist, womit die Missourier nach dem Vorbild unserer alten lutherischen Väter auf reine Lehre halten, wenn selbst ein solcher, wie P. Dieckhoff, ein Mann, der sich in Bekämpfung falschen, unlutherischen Geistes in unserer Zeit so hohe Verdienste erworben hat, sich dennoch in den Geist der Missourier nicht zu finden vermag, sondern nur toten Pharisaismus in demselben sieht, von dessen Herrschaft er große Gefahren für die Kirche fürchtet und

von dem er sich tief abgestoßen fühlt. Es nützt dabei nichts, auf die mächtigen und herrlichen Erweisungen des tätigen christlichen Lebens in der Missourisynode hinzuweisen, es bleibt trotzdem die ganze Stellung zur Lehre, die dort herrscht, dem Geist und Geschlecht unserer Zeit ein für allemal unsaßbar. Nur hierin lag die Ursache, welche die Missourisynode mit ihrem früheren so treuen und eifrigen Freund und Beförderer, Pfarrer Löhe, in Zwiespalt brachte. Abgesehen von einzelnen abweichenden Lehrmeinungen, in welchen Pfarrer Löhe das lutherische Bekenntnis verließ, war es hauptsächlich die Verschiedenheit des ganzen Geistes, der ihn (sowie jetzt die Löhesehe Synode in Amerika) von den Missouriern trennte: bei letzteren das Betonen der reinen Lehre, womit sie nur diese, die reine Lehre, zu ihrem Wahlspruch machten, nur sie zum Panier und Kennzeichen ihrer Kirchengemeinschaft und zur Scheidemauer gegen alle Andersgläubigen erhoben, nur für sie in erster Linie kämpften und arbeiteten; dagegen bei Pfarrer Löhe und seinen Freunden die viel gelindere, weitherzige Stellung gegen abweichende Lehrmeinungen neben dem vorherrschenden Sinn für christliches und kirchliches Leben, Liturgie und Verfassung der Kirche, christliche Liebesthätigkeiten und Anstalten für solche. Nicht mehr der Kämpfer und Panierträger für reine lutherische Lehre ist Pfarrer Löhe in der ganzen letzten Hälfte seines Lebens für Deutschland gewesen, sondern in praktischer Amt- und Liebestätigkeit lag der Hauptglanz seines Lebens.“ (L. u. W. 19, 233 f.)

Gerade in dem Geiste des Ernstes und der Entschiedenheit, mit dem Walthers eintrat für die Lehren der lutherischen Symbole, erblickt also P. Brunn, und das mit vollem Recht, das Charakteristische und Singuläre der Stellung Walthers in seiner indifferentistisch-unionistischen Umgebung in Deutschland sowohl wie in Amerika. Und während P. Brunn sich dessen klar bewußt ist, daß der Indifferentismus konsequenterweise jedesmal zur völligen Auflösung der lutherischen Lehre und Kirche führen muß, so ist er andererseits freudig davon überzeugt, daß in der indifferentismusfreien Stellung Walthers, und nur in dieser Stellung, die Hoffnung für die Zukunft der lutherischen Kirche liege. Der Geist des Ernstes und der Entschiedenheit mit Bezug auf alle Lehren der Heiligen Schrift, dies eigentliche Charakteristikum Walthers und der Missourisynode, gilt P. Brunn als identisch mit dem Geist der lutherischen Kirche selber, den sie nicht aufgeben kann, ohne zugleich ihr eigentümliches Leben zu zerstören und ihre Existenz einzubüßen. In Deutschland liegt das auch schon klar vor Augen, wo jetzt der Indifferentismus und Unionismus in dem Maße die Herrschaft erlangt hat, daß z. B. die letzte preussische Generalsynode in dem sogenannten Irrlehre-gesetz beschlossen hat, daß falsche Lehren, selbst die grundstürzenden Regereien der Liberalen, nicht mehr als Sünde gewertet und nicht mehr als der Kirchengnast unterstellt behandelt werden sollen, und wo vor etlichen Jahren die Allgemeine lutherische Konferenz die Vereinsluthe-

raner als vollberechtigte Glieder auch ihrer Engeren Konferenz anerkannt hat. Es ist dies der entgegengesetzte Pol, das andere äußerste Extrem zur Stellung Walthers, der nicht bloß grobe Irrlehren, sondern jede Abweichung von der heilsamen Schriftlehre für eine schwere Sünde hielt, die, wenn beharrlich und trotz aller Belehrung aus Gottes Wort festgehalten und im Gegensatz zur Wahrheit verteidigt, zum Ausschluß aus der Kirche, resp. zur Aufhebung der Kirchengemeinschaft führe. Und daß die amerikanisch-lutherische Kirche nicht in demselben Maße wie die deutschländische dem Indifferentismus und Unionismus verfallen und längst in demselben untergegangen ist, vielmehr in derselben seit dem Auftreten Walthers und der Missourisynode vielfach eine teils schwache, teils starke unionismusfugale Bewegung eingesezt hat, kommt das nicht zum weitaus größten Teile zu stehen auf das Konto des bestgehaßten lutherischen Theologen in Amerika und auf das Konto des vielgeschmähten missourischen Geistes, der lutherischen Ernst machte mit lutherischen Lehren? Ja, müssen nicht gerade auch die bittersten Gegner Missouris bekennen, daß der Walthersche Geist, der Geist des Ernstes und der Entschiedenheit mit Bezug auf die Lehre, hemmend und zurückhaltend gewirkt hat auf ihre unionismuspetale Richtung, und daß sie vor andern ihrem bestgehaßten Gegner dafür Dank schulden, daß sie nicht völlig im Indifferentismus untergegangen sind?

Der bestgehaßte Mann in der Schweiz war in den Tagen der Reformation niemand anders als D. Martin Luther. Und gehaßt wurde er im letzten Grunde nicht sowohl, weil er für seine Person die Abendmahlsworte nahm, wie sie lauten, sondern weil er mit dieser seiner Stellung vollen Ernst machte, für seine Lehre allgemeine und alleinige Geltung in der Kirche beanspruchte, die Lehre Zwinglis entschieden verwarf und als gefährliche Irrlehre bekämpfte und nicht willens war, dieselbe freizugeben und neben der eigenen zu dulden, oder doch über dieselbe hinweg den Schweizern die Hand zum Frieden und zur kirchlichen Anerkennung zu bieten. Zwingli wäre gerne bereit gewesen, Luther mit seiner Lehre von der wirklichen Gegenwart laufen zu lassen, wenn sich auch Luther indifferentistisch dazu verstanden hätte, der zwinglischen Lehre den Freipaß zu geben, oder sie doch für die Kirchengemeinschaft als irrelevant zu behandeln. Daß Luther sich hierzu nicht verstehen konnte und wollte, daß er vielmehr schonungslos jedem Indifferentismus und Unionismus entgegentrat und von Duldung und Freigebung der Irrlehre in der Kirche nichts wissen wollte, das ist es, was ihm die unversöhnliche Feindschaft der Schweizer zugezogen und selbst das Herz seines Busenfreundes Melancthon abspenstig gemacht und diesen in seinen heimlichen Briefen zu den bekanntesten bitteren und ungerechten Urteilen und Klagen über Luther gereizt hat.

Ebenso verhält es sich auch mit der Feindschaft wider Walthers. Der heilige, unerbittliche Ernst, mit dem er für die Wahrheit und gegen den Irrtum eintrat, ist letztlich der eigentliche Punkt, auf den

sich der heftige Widerspruch gegen ihn konzentrierte, und wogegen sich heute noch die Feindschaft wider Missouri richtet. Was die Generalsynode betrifft, so würde sie es sich schon gefallen lassen, wenn wir nicht nur unsere Lehren vortrügen, sondern auch an den Irrlehren, die von Zeit zu Zeit in ihrer Mitte auftauchen, gelegentlich Kritik übten. Daß aber Walthers es mit diesen Irrlehren und insonderheit mit der Sektensfreundschaft und Sektengemeinschaft der Generalsynode so ernst nahm, daß er ihr deswegen die kirchliche Anerkennung und Bruderschaft versagte, das hat sie ihm bis dato nicht verziehen. Und der eigentliche Vorwurf, den das Generalkonzil gegen Walthers und die Missourisynode erhebt, richtet sich ebenfalls nicht gegen die Lehren, welche Walthers führte, sondern gegen den Geist, den unerbittlichen Ernst, mit dem er für dieselben eintrat, indem er sich nicht zufrieden gab mit dem formal richtigen Bekenntnis des Generalkonzils zu Schrift und Symbol, vielmehr wirkliche Einigkeit auch in den einzelnen, in Amerika srittig gewordenen Lehren verlangte und die Forderung stellte, daß mit lutherischer Lehre und Praxis im Konzil voller Ernst gemacht werde und öffentliche Irrlehrer zur Rechenschaft gezogen und eventuell auch ausgeschlossen würden. Diese entschiedene Stellung ist es, die Walthers und der Missourisynode vom Konzil aus den Vorwurf eingetragen hat: Die Missourier verwirren das amerikanische Israel und tragen die Schuld daran, daß es bis jetzt zu keiner Einigkeit der Lutheraner in Amerika gekommen ist. Was ferner Löhre und die Zomaer betrifft, so war auch für sie das eigentliche Ärgernis die Tatsache, daß Walthers die Lehren, in welchen sie von ihm dissentierten, nicht gelten lassen wollte als offene Fragen, die die Kirche freigeben und für die Glaubenseinigkeit und Kirchengemeinschaft als belanglos erklären dürfe. Dasselbe gilt von der Buffalosynode, die ebenfalls ihren Widerspruch nicht bloß gegen Walthers Lehre von Kirche und Amt richtete, sondern vor allem gegen den lutherischen Geist des Ernstes und der Entschiedenheit, mit der Walthers die lutherische Wahrheit den Grabauschen Irrtümern gegenüber zur Geltung brachte, nämlich als göttliche Lehre, neben welcher keine andere menschliche Theorie über Kirche und Amt in der Kirche berechtigt und freizugeben sei und deren Annahme oder Verwerfung auch nicht gleichgültig sei für die Kirchengemeinschaft.

Überall ist es also der große Ernst, mit dem Walthers für die göttliche Wahrheit eintrat, und daß er nicht willens war, über Lehrdifferenzen hinweg mit seinen Opponenten Frieden zu schließen, was ihn zum bestgehabten und meistgeschmähten lutherischen Theologen in Amerika gemacht hat. Und daß auch heute noch der eigentliche Punkt, gegen den sich die Feindschaft wider die Missourisynode richtet, der Ernst und die Entschiedenheit ist, mit der wir für unsere Lehren eintreten, haben zum Überflus die intersynodalen Konferenzen gezeigt. Nichts hat unsere Gegner, insonderheit die Ohioer und Zomaer, so sehr in den Harnisch gebracht und zu einer förmlichen systematischen Heße wider Missouri

gereizt als die Weigerung der Missourier, auch nur in gemeinsam veranstalteten Gebetsgottesdiensten über die bestehenden Differenzen hinweg den bisherigen beharrlichen Bekämpfern der Wahrheit und Vorkämpfern des Irrtums die Bruderhand zu reichen. Die Feindschaft wider den indifferentismus- und unionismusfreien missourischen Geist, den Geist des lutherischen Ernstes mit Bezug auf lutherische Lehren, hat überall bei den Gegnern die Schmähungen ausgelöst: Fanatismus, Pharisäismus, Rechthaberei, Sektiererei, toter Orthogismus zc.

Nur eine scheinbar kleine Schwentung wäre nötig gewesen, um dies alles zu ändern und bei Walthers Gegnern Feindschaft in Freundschaft, Widerspruch in Beifall zu verwandeln. Seine Lehren hätte Walthers dabei festhalten und auch fernerhin vortragen und verteidigen können: Nur den Anspruch hätte er fallen zu lassen brauchen, daß diese Lehren in der Kirche alleinberechtigt und bei Aufrihtung der Kirchengemeinschaft zu berücksichtigen seien. Aber mit dieser scheinbar geringen Schwentung hätte Walthers doch tatsächlich Lehren, die er als ewige, göttliche Wahrheiten erkannt hatte, zu vogelfreien, vergänglichen, menschlichen Meinungen gestempelt. Gott Lob, daß Walthers die Probe bestanden hat, die Ehre bei Gott höher achtete als den Beifall der Menschen und lieber der bestgehaßte Lutheraner in der Welt als ein untreuer Bote seines Gottes werden wollte! F. W.

## Die Hauptbegriffe für Sünde im Hebräischen.

Die allgemeinste Bezeichnung für Sünde im Hebräischen ist natürlich das Wort **חַטָּה** mit seinen verschiedenen Derivata. Die Grundbedeutung dieses Wortes läßt sich aus mehreren alttestamentlichen Stellen genau erkennen. Wie aus diesen ersichtlich, hatte der Begriff zunächst gar keinen religiösen oder sittlichen Inhalt. Er bezeichnete einfach in gewöhnlich konkretem Sinne das Verfehlen eines Zieles oder das Vermisfen eines gesuchten Objectes. Wir führen die hier in Betracht kommenden Stellen an. Jud. 20, 16: „Aus diesem ganzen Volk waren 700 auserlesene Männer. . . Alle diese (waren) schleudernd mit einem Stein aufs Haar“, **חַטָּה לְחַי**, „ohne (das Ziel) zu verfehlen“. Nicht uninteressant ist hier die Wahrnehmung, daß auch das griechische *ἀμαρτάνειν*, sündigen, ursprünglich in genau demselben Sinne gebraucht wurde. So bei Homer (N. 23, 857) von dem Speer, der sein Ziel verfehlt. Prov. 8, 36 spricht die hypostatisierte Weisheit: **יִשְׁחַד עֵצָה חַטָּה . . . מִיֵּן מֵיֵצֵד מֵיֵצֵד**; „denn wer mich findet, findet das Leben, . . . und wer mich verfehlt, schadet seiner Seele“. Luther übersetzt hier zwar: „Wer an mir sündigt“, wie auch die englischen Versionen: „He that sinneth against me.“ An und für sich betrachtet, liegt dieser Fassung weder sprachlich noch sachlich etwas im Wege. **חַטָּה**, eigentlich: „mein Sündigender“, kann allerdings heißen:

„wer sich an mir versündigt“, so wie z. B. **חָטָא**, eigentlich: „meine Aufstehenden“, heißen kann: „die sich wider mich auflehnen“. Indes kommt bei dieser Übersetzung der zwischen **חָטָא** und **חָטָא** intendierte Gegensatz nicht zu seinem Recht. Die Parallelisierung des **חָטָא** mit **חָטָא** setzt es außer Zweifel, daß wir an dieser Stelle das **חָטָא** in seiner ältesten Bedeutung zu fassen haben. Das Finden der Weisheit bringt Leben, das Vermisfen derselben Unheil. Ein ähnlicher Gebrauch des Wortes findet sich Job 5, 24: „Du wirst erfahren, daß dein Zelt wohlbehalten, und wirst mustern deine Wohnung“, **וְלֹא חָטָא**, „und nicht fehlgehen“, i. e., du wirst nichts vermissen. Nicht haltbar ist hier das Lutherische „und nicht sündigen“; denn dadurch wird ein durchaus unpassendes und heterogenes Element in den Zusammenhang gebracht. Mit Recht übersetzt RV<sup>1</sup>): „and shalt miss nothing“. Auch im Hitpael läßt sich diese Grundvorstellung unsers Wortes noch deutlich nachweisen. Job 41, 17 heißt es in der Beschreibung des Leviathans, des Krokodils: „Vor seinem Auffahren schauern die Mächtigen“ (Helden, Götter), **מִשְׁבְּרֵי יְהוֹמָא**. Die Abweichung von dem ursprünglichen Sinn des **חָטָא** hat hier in den Übersetzungen zu merkwürdigen Resultaten geführt. Die Vulgata gibt das Ganze so wieder: timebunt angeli, et territi purgabuntur (indem das Hitpael von **חָטָא** im Sinne von „sich entfündigen“ gefaßt wird). AV<sup>2</sup>): „By reason of breakings they purify themselves“, was ganz sinnlos ist. Luthers „wenn er daherbricht, so ist keine Gnade da“, gibt wenigstens Sinn, ist aber keine genaue Übersetzung. Wuhl und Wubbe emendieren den ersten Ausdruck, **מִשְׁבְּרֵי**, zu **מִשְׁבְּרֵי יָם**, „die Wogen des Meeres“, und übersetzen: „des Meeres Wogen kommen aus dem Taft“. Doch so passend der hiermit gewonnene Sinn zu sein scheint, so ist doch diese Textemendation ebenso überflüssig wie willkürlich. Aber mit dem „Aus-dem-Taft-Kommen“ ist auf die richtige Deutung des **יְהוֹמָא** hingewiesen. Nur sind es nicht „die Wogen“, sondern die Mächtigen, die Helden, die den Leviathan einfangen wollen, die „aus dem Taft kommen“. Der Sinn ist nämlich der, daß bei dem Toben des Leviathans die Mächtigen vor Bestürzung die Fassung verlieren. Genau übersetzt: „Vor Bestürzung verfehlen sie sich selbst“, i. e., verlieren die Geistesgegenwart, geraten außer sich vor Angst. Man beachte den Parallelismus mit **יָנַוּ**, sie schauern, sie fürchten sich. Richtig wieder RV: „By reason of consternation they are beside themselves.“ Auch Gen. 31, 39 gehört hierher. Da spricht Jakob zu Laban: „Das Zerrißene habe ich nicht zu dir gebracht“, **אֲנִי אֶחְטָא**. Die LXX gebraucht hier ἀποτινύεις, „zurückerstatten“, als eine freie Wiedergabe des Sinnes. So auch Vulg.: ego damnum omne reddebam; und Luther: „Ich mußte es bezahlen“; englische Version: „I bore the loss of it.“ Aber auch hier gewinnt man den Sinn am einfachsten, wenn man an der Grund-

1) Revised Version.

2) Authorized Version.

bedeutung von **נִפְּוֹן** festhält und das Ziel als kausativ faßt. Demgemäß wäre zu übersetzen: „Ich ließ es vermist sein“, i. e., ich betrachtete es als meinen eigenen Verlust, was dann sachlich mit den genannten freieren Wendungen zusammenfällt. Noch eine Stelle wollen wir anführen. Prov. 19, 2 heißt es: **מִי־רַגַל־יָרַח־לְפָנָיו**, „wer mit den Füßen eilt“ (von stürmischem, unüberlegtem Handeln), „der vermist (das Ziel), geht fehl“. Delitzsch bemerkt hierzu: „Wer . . . drauf losrennt, ohne über Ziel und Weg sich intellektuell und sittlich klar geworden zu sein, tritt fehl.“ Wievohl also hier unser Begriff das religiös-sittliche Moment in sich schließt, und man allenfalls auch mit „sündigen“ übersetzen könnte, so läßt doch auch an dieser Stelle die bildliche Ausdrucksweise keinen Zweifel über die Grundbedeutung von **נִפְּוֹן** als das Verfehlen des Ziels. Luther: der tut Schaden; Vulg.: offendet.

Dies wären also die Stellen, in denen der älteste und ursprüngliche Sprachgebrauch von **נִפְּוֹן** noch vorliegt. Daß gerade dieser Begriff von der Heiligen Schrift auf das religiöse und sittliche Gebiet übertragen wurde, ist leicht begreiflich. Denn wie könnte die Idee der Sünde klarer, drastischer zum Ausdruck kommen als durch die Metapher des verfehlten Ziels? Welches Bild könnte die Abirung von der göttlich festgesetzten Norm der Gerechtigkeit lebendiger vor Augen führen? — Doch wir greifen vor. Wunderlicherweise hat man nämlich die Frage aufwerfen und erörtern zu müssen geglaubt, was denn die Sünde nach der zugrunde liegenden Metapher verfehle. Mit andern Worten, wenn die Sünde das Ziel verfehlt, was ist denn dieses Ziel? Eine höchst oberflächliche und durchaus unhaltbare Ansicht hat Müller in seinem umfangreichen Werk: „Die Lehre von der Sünde“ vorgetragen. Von der Grundbedeutung ausgehend, sagt er nämlich: „Der Mensch findet in der Sünde nie, was er sucht. Sünde ist Täuschung, Betrug.“ Hiernach wäre das Ziel, wonach die Sünde strebt und welches sie unfehlbar verfehlt, irgendein vermeintliches Gut, ein erträumtes Glück, eine vorgespiegelte Freude oder Befriedigung, die sich aber alle schließlich zur großen Enttäuschung des Sünders in wesenlose Phantasiegebilde auflösen. So wahr auch dies an und für sich ist (denn in der Tat betrügt die Sünde den Menschen), so ist der Betrug der Sünde doch nur ein accidens derselben und nicht ihr eigentliches Wesen. Nach dieser Anschauung wäre der Begriff gewählt mit Rücksicht auf eine Seite der menschlichen Erfahrung (und nicht einmal die wichtigste), welche die Sünde zur Folge hat, statt mit Rücksicht auf des Menschen Verhältnis zu Gott und seinem Gesetz, das durch die Sünde gestört wird. Letzteres kommt aber hier doch wohl vor allen Dingen in Betracht. Aber auch hiervon abgesehen, ist diese Meinung geradezu widersinnig, eine Art von Hysteronproteron. Denn was die innere Erfahrung des Menschen bei der Sünde anbetrifft, so ist die nächste Folge derselben nicht sowohl das Gefühl der Enttäuschung, das der Sünder beim Nachdenken über



seine Missetat empfindet, als vielmehr das Schuldbewußtsein infolge des verletzten Gewissens. Der Mensch, auch der Heide, ist, wie Paulus sagt, vermöge seines Gewissens sich selbst ein Gesetz, ehe er sich moral-philosophischen Reflexionen über getäuschte Hoffnungen, zerronnenes Glück zc. hingibt. Wenn daher die Sünde etwas verfehlt, so kann dies Ziel nicht ein von dem Menschen selbst erdachtes, sondern nur ein von Gott gesetztes sein, nicht die Realisierung einer vorgegaukelten Freude, sondern der Wille Gottes, wie er im Gesetz geoffenbart ist. „Ihr sollt heilig sein, denn ich bin heilig.“ Wer dieses Ziel verfehlt, sündigt (חָטָא).

Im Interesse einer naturalistischen Schrifterklärung, wobei das Entwicklungsprinzip der alles bestimmende Faktor ist, sucht man nun auch in neuerer Zeit den Begriff חָטָא möglichst abzuschwächen und seines sittlichen Inhaltes zu entleeren. So sagt z. B. Robertson Smith (*Prophets of Israel*, p. 103), der dem Wellhausenismus in England den Weg bereitet: „The Hebrew idea of sin in its earlier stages includes any act that puts a man in the wrong with those *who have the power to make him rue it.*“ Das will sagen: eine Handlung kann zur חַטּוֹת, Sünde, werden ungeachtet ihres sittlichen oder religiösen Charakters, wenn nur ein Stärkerer da ist, dem es beliebt, einem Schwächeren gegenüber sie für „Sünde“ zu erklären. Ursprünglich sei mit dem Ausdruck חָטָא nichts weiter bezeichnet als „mere forensic liability“. In den Fußstapfen von Robertson Smith folgt Clemen (Die christliche Lehre von der Sünde), welcher behauptet, daß „Machtlosigkeit“ und nicht „Sündhaftigkeit“ unter חָטָא ursprünglich zu verstehen sei. Ersterer verweist zur Begründung seiner These auf 1 Sam. 20, 1: **יְהִי נַפְשִׁי אֶת־נַפְשִׁי כִּי מְבַקֵּשׁ אֲבִיךָ לִפְנֵי מֶלֶךְ הָאָרֶץ**; „was ist meine Sünde vor deinem Vater, daß er nach meinem Leben trachtet?“ Wie man an dieser Stelle das ethische Element aus dem Begriff „Sünde“ ausscheiden will, vermögen wir nicht einzusehen. Wohl durch folgende Gedankenreihe sucht hier Smith eine Stütze für seine Behauptung zu finden. Weil David sich keiner wirklichen Sünde bewußt ist und trotzdem von „seiner Sünde“ vor Saul redet, so könne unter „Sünde“ hier nichts anderes als eine an sich unschuldige Tat gemeint sein, die aber aus irgendeinem Grunde des Königs Zorn erregt und daher von ihm kraft seiner Machtstellung für „Sünde“ deklarirt werde (mere forensic liability). Aber dies ist eine ganz unnatürliche Erklärung dieser Worte. Die hingegen, die sich jedem unbefangenen Leser von selbst bietet, ist die einzig richtige und vernünftige. David sucht nach irgendeinem irdischen Grunde, um sich die unablässigen Nachstellungen Sauls zu erklären. In der Frage: „Was ist meine Sünde?“ gebraucht er das Wort „Sünde“ in seinem gewöhnlichen Sinn. Hatte er sich irgendeines Unrechts schuldig gemacht, den König irgendwie beleidigt, getränkt? Wenn nicht, warum diese bittere Feindschaft, diese Verfolgungswut? Auch mit der Stelle 2 Kön. 18, 14 läßt sich für die genannte Position nichts beweisen. Da wird nämlich berichtet, daß der König Hiskia dem

assyrischen König Sanherib, der sich bei Lachisch, südwestlich von Jerusalem, und also in bedrohlicher Nähe der jüdischen Hauptstadt befand, durch seine Boten sagen läßt: „חָטָאתִי, ich habe gesündigt; wende dich ab von mir; was du mir auferlegst, will ich tragen.“ Soll das etwa nur ein Bekenntnis der „Machtlosigkeit“ sein, als hätte Hiskia bloß sagen wollen: „Ich bin in deiner Gewalt, ich bin wehrlos dir gegenüber“? Im Gegenteil, Hiskia sucht hier die Rache des Assyriers, dessen Heeresmacht wie ein verheerender Sturm über das Philisterland und das südliche Juda einherbrauste (nach seinen eigenen Angaben hatte Sanherib 46 jüdische Städte zerstört), durch ein Schuldbekenntnis von sich abzuwenden. Er hatte das Joch der assyrischen Herrschaft abschütteln wollen und den Tribut verweigert (cf. 18, 7). Da er aber an erfolgreichem Widerstand verzweifelte, schickte er diese Botschaft, um die Nachsicht und Gnade des Assyriers für sich zu erwirken. Der Ausdruck חָטָאתִי, „ich habe gesündigt“, ist zwar nicht zu pressen. Ob Hiskia seine Handlungsweise persönlich für eine Sünde angesehen hat oder nicht, tut nichts zur Sache. Sanherib gegenüber wollte er als Schuldiger dastehen, und von dem Gesichtspunkte aus ist das Wort zu deuten. Es sei noch darauf hingewiesen, daß im Assyrischen das Verbum *hatu*, das dem hebräischen חָטָא genau entspricht, der gewöhnliche Ausdruck ist für politischen Abfall, Empörung. Ist es nicht möglich, daß Hiskia, da er es mit einem Assyrier zu tun hat, sich der assyrischen Ausdrucksweise hat bedienen wollen und aus diesem Grunde חָטָאתִי sagte? Doch sei dem, wie ihm wolle: die in Frage stehende Annahme von Smith und Clemen findet auch an dieser Stelle keinen Anhalt. Noch weniger läßt sich Ex. 9, 27 zugunsten dieser Anschauung verwenden. Hier wird erzählt, daß Pharao bei der Plage des Hagels Mose und Aaron zu sich ruft und ihnen bekennt: „חָטָאתִי הַפְּעַם, diesmal habe ich gesündigt.“ Bei dieser Stelle, sagt Clemen, sei es klar, daß „Machtlosigkeit“, nicht „Sündhaftigkeit“ mit חָטָא bezeichnet werde. Aber nur wer um jeden Preis eine Theorie retten will, kann das hier finden. Ein Blick auf die unmittelbar folgenden Worte genügt, um die Grundlosigkeit dieser Erklärung zu zeigen. Denn der ägyptische König fährt fort: הוֹי הַצְּרִי: וְאִנִּי וְעַמִּי הַרְשָׁעִים; „Jahwe ist gerecht, und ich und mein Volk sind Übeltäter“. Also haben wir hier ein Schuldbekenntnis, wenn auch ein erheucheltes. Wir führen noch eine Stelle an, aus der man ebenfalls vergeblich Kapital zu schlagen sucht. 1 Sam. 26, 21 spricht Saul zu David: חָטָאתִי . . . הַכְּבֹלֶתִי וְאֶשְׁנֶה הַרְבֵּה כָּאִדָּה. Hierzu macht Robertson Smith in dem oben zitierten Werk folgende Bemerkung: „The notion of sin is error, blunder, folly, want of insight.“ Das ist an sich wahr; denn Sünde ist allerdings „error, blunder, folly“ zc. Die Frage ist nur, ob diese rein intellektuellen Begriffe sich mit den hebräischen decken und sie erschöpfen, ob damit die Wurzel der Sache berührt wird. Diese oberflächliche Erklärung scheidet schon an dem sehr häufigen נְבִלָה, Torheit, ein Wort, das von Gottlosigkeit, Schlechtigkeit, ja von den

größten Schandtaten gebraucht wird, so von der schändlichen Unzuchtssünde der Sibeaten (cf. Jud. 20, 6). Weiteres Zitieren ist überflüssig. Übrigens sind an dieser Stelle die Worte von Trench (*Synonyms of the New Testament*) erwähnenswert. Er sagt: "There is always an element of ignorance in every human transgression, which constitutes it human and not devilish, and which, while it does not take away, yet so far mitigates the sinfulness of it as to render its forgiveness not indeed necessary, but possible." Auch läßt sich aus Sauls eigenen Worten deutlich genug erkennen, in welchem Sinne die angeführten Begriffe zu verstehen sind. Mitten in seinem Bekenntnis spricht nämlich Saul: **לֹא אָרַע לְךָ עוֹד**, „ich will dir nicht mehr Böses tun“. Sauls Bekenntnis ist demnach aus dem Schuldbewußtsein entsprungen, wenn auch seine Reue nicht sehr tief ging. — Dies wären nun die Hauptstellen, durch die man die religiöse Entwertung des Begriffes **חַטָּה** begründen möchte. Wie wir sehen, muß dieser Versuch als mißlungen erachtet werden. Wir erklären daher mit Recht, daß an allen alttestamentlichen Stellen, wo das Wort **חַטָּה** nicht in seiner ursprünglichen sündlichen Bedeutung steht, damit ein fehlerhaftes, sündliches Verhalten des Menschen, ein Verfehlen des durch den göttlichen Willen gesteckten Zieles, eine Abirrung von dem durch das Gesetz vorgeschriebenen Wege bezeichnet wird.

Was nun den Umfang unsers Wortes betrifft, so wäre zu bemerken, daß, wenn sich der usus loquendi innerhalb der Schranken des ursprünglichen Bildes gehalten hätte, unter **חַטָּה** eher unvorsätzliche Abirrungen von der gesetzlichen Norm als mutwillige Übertretungen bezeichnet würden. Es würde sich dann etwa auf das paulinische „Das Gute, das ich will, das tue ich nicht, sondern das Böse, das ich nicht will, das tue ich“ und auf unwissentliche Sünden beschränken. Doch der faktische Sprachgebrauch hat diese Schranke so weit durchbrochen, daß **חַטָּה** jede Art und Gattung von Sünde, die Sünde in allen ihren vielen Verzweigungen und Erscheinungen, in allen ihren Abstufungen und Schattierungen, Schwachheitsünden wie Bosheitsünden, unbeabsichtigte Vergehen wie vorsätzlich begangene Freveltaten, umfaßt. Von unwissentlicher Sünde steht das Wort z. B. in der Geschichte von Abrahams Aufenthalt zu Gerar, Gen. 20. Hätte der Philisterröning Abimelech die Sara zum Weibe genommen, so hätte er sich einer Sünde schuldig gemacht, wiewohl er, wie er sagt, in Einfalt seines Herzens (**בְּתָם־לִבָּב**) handelte. Demnach ist die Tat an sich, ohne die Beteiligung des Willens und ohne böse Absicht, eine Sünde (**חַטָּה**, **חַטֵּאת**), wenn sie an dem Ziel der göttlichen Rechtsnorm vorbeigeht. Die Sündhaftigkeit einer Tat hängt nicht ab von der Intention oder Willensrichtung des Täters, sondern von ihrer objektiven Gesetzwidrigkeit. Nach Joh. 16, 2 kann der Mensch sogar sündigen, wenn er nicht nur nichts Böses, sondern sogar Gott einen Dienst tun will. Nur das Maß und die Schwere der persönlichen Verschuldung ist durch die Beteiligung oder Nicht-

beteiligung des Willens bedingt. Das Wort Sünde (חַטָּאת) kommt zum erstenmal vor Gen. 4, 7 in der Erzählung von Kains Brudermord. „Wenn du nicht gut bist, so lieg“ (יָרֵר, lauert wie ein wildes Tier) „die Sünde vor der Tür.“ Gemeint ist hier speziell der Haß, der sich, wenn nicht gedämpft und unterdrückt, in Mord und Todschlag auswirkt. Gen. 31, 36 spricht Jakob zu Laban: חַטָּאתֵי הַחַיִּים, was ist meine Sünde, daß du mir so heftig nachsetzest? — und damit erklärt er sich frei von jedem wissentlichen Unrecht, jeder Pflichtveräußerung oder mutwilligen Untreue während seines langjährigen Dienstes. Gen. 50, 17 bitten die Brüder Josephs ihn um Verzeihung ihrer Sünden (חַטָּאתֵיהֶם), womit sie ihre frühere grausame und hartherzige Behandlung ihres jüngeren Bruders meinten. Jede Verletzung der Nächstenliebe, wodurch das gottgewollte Verhältnis zwischen Mensch und Mensch gestört wird, ist eine Sünde. Die widernatürlichen Laster von Sodom und Gomorra heißen „ihre Sünden“ (חַטָּאתֵיהֶם). 2 Sam. 12, 13 spricht David, durch die furchtlosen Strafwoorte des Nathan in seinem Gewissen erschreckt: חַטָּאתִי, „ich habe gesündigt“, mit Bezug auf den Ehebruch mit Bathseba und der damit verbundenen Ermordung des Urias. Num. 16, 22 sprechen Moses und Aaron zu Gott: „Soll ein Mann sündigen (חַטָּאתֵי), und du der ganzen Gemeinde zürnen?“ Die Sünde, von der hier die Rede ist, ist der Aufstand Korahs, des Urhebers der Verschwörung gegen die gottbestellten Häupter Israels. Ex. 32, 21 wirft Mose dem Aaron vor: „Was hat dir dieses Volk getan, daß du eine große Sünde über dasselbe gebracht hast?“ B. 31 desselben Kapitels: „Dies Volk hat eine große Sünde gesündigt“, הַחַטָּאת הַגְּדוֹלָה, An diesen Stellen ist die Abgötterei mit dem goldenen Kalb gemeint. Doch wir verzichten auf die Zitierung weiterer Stellen. Wie gesagt, ist חַטָּאת der allgemeinste und umfassendste Ausdruck für Sünde und begreift alles in sich, womit der Mensch Gottes Willen verfehlt. Als zusammenfassender Ausdruck findet sich das Wort z. B. Micha 7, 19: „Ja, du wirst alle ihre Sünden (חַטָּאתֵיהֶם) in die Tiefe des Meeres werfen.“

(Fortsetzung folgt.)

C. Gänßle.

## Der „andere Geist“ der reformierten Kirche.

(Schluß.)

In diesem die vorliegende Arbeit abschließenden Abschnitt wollen wir noch an zwei Punkten den „andern Geist“ der reformierten Kirche nachweisen, nämlich an der Stellung, die sie dem christlichen Wandel einräumt, und an den Formen ihres öffentlichen Gottesdienstes. In seinem berühmten Gedicht „Essay on Man“ läßt sich der englische Dichter Alexander Pope an einer Stelle also vernehmen: „For modes of faith let graceless zealots fight; His can't be wrong whose life is in the

right. In faith and hope the world will disagree, But all mankind's concern is charity. All must be false that thwart this one great end, And all of God that bless mankind, or mend." Dies Dichtervort enthält in bündiger Zusammenfassung, was wir als besondere Merkmale des reformierten Geistes in dem ersten Teil dieses Abschnitts aufzeichnen wollen. Wer den reformierten Geist noch nicht kennt, kann ihn aus dieser „Dogmatik“ eines englischen Dichters kennen lernen. Sehen wir uns einmal diese „Dogmatik“ etwas genauer an.

Nach reformierter Anschauung ist, wie bereits nachgewiesen, in der Schrift keine schon fertige Wahrheit. Die Wahrheit, die aus der Schrift an uns kommt, muß erst durch einen „dem Göttlichen verwandten Geist in uns in Saft und Blut verwandelt werden“. Nun sind aber die Menschen nach ihrer geistigen Veranlagung voneinander sehr verschieden; schließlich hat jeder seinen eigenen Geist. Die Verwandlung der Schriftwahrheit durch einen „dem Göttlichen verwandten Geist in uns“ wird daher naturgemäß auch gar verschieden ausfallen. Und ebenso naturgemäß ist es nach dieser Anschauungsweise, daß ob dieser verschiedenen Verwandlungsergebnisse keiner mit dem andern hadert. Darum: „For modes of faith let graceless zealots fight!“ Unter gebildeten Leuten — und wer wäre so ungebildet, sich nicht zu den Gebildeten zu rechnen? — gilt es daher für eine von vornherein ausgemachte Sache: „In faith and hope the world will disagree.“ Allein diese wichtige Wahrheit, von der man vor dem Sündenfall sicherlich nichts gewußt hat, ist doch schlechterdings steril. Die Zentralehre einer Religion kann sie unmöglich bilden. Man kann doch auf die Frage: „Was ist der eigentliche Inhalt deines Glaubens?“ unmöglich antworten: „Die Uneinigkeit“, und auf die weitere Frage nach seinem Endzweck wieder: „Die Uneinigkeit.“ Das geht doch nicht an, selbst nicht bei „gebildeten Leuten“. Man muß sich daher nach einer andern Inhalts- und Zweckangabe umschauen, und zwar nach einem möglichst dehnbaren Begriff. Ein solcher Dedel für jede Schlüssel ist charity: Liebe, Nächstenliebe, Wohlwollen, Barmherzigkeit. Schon das Wort selbst verbittet sich eine genaue Definition; charity verlangt, daß jeder sich seine eigene Definition machen darf. Es eignet sich daher ganz vortrefflich zum Schibboleth einer Allweltreligion. Wer könnte doch im Ernst etwas gegen den Satz einzuwenden haben: „All mankind's concern is charity“? Ist aber charity das, worauf es in der Religion schließlich ankommt, so folgt, daß der nicht den rechten Glauben hat, der die Liebe nicht als die Gerechtigkeit vor Gott gelten lassen will. Und da ferner die Liebe sich im Wandel erweist, so folgt weiter, daß dessen Glaube nicht falsch sein kann, „whose life is in the right“. Summa: An der Lehre ist wenig oder nichts gelegen; alles kommt auf das Leben an. Dies ist der dogmatische Inhalt des angeführten Dichtervortes.

Zu genau demselben Grundsatz bekennen sich aber die uns umgebenden reformierten Sekten. Sie werden gar nicht müde, in Pre-

digten und Zeitschriften die alles überwiegende Bedeutung eines christlichen Lebens im Gegensatz zur Lehre herauszustreichen. Sie entwickeln eine geradezu fieberhafte Tätigkeit, um über alle noch vorhandenen Lehredifferenzen hinweg eine Vereinigung wenigstens aller protestantischen Kirchengemeinschaften herbeizuführen; selbst an zarter Rücksicht auf die „liebe Papstkirche“ fehlt es nicht. Dies alles ist so allgemein bekannt, daß eine nähere Beweisführung überflüssig ist; trotzdem sei es uns gestattet, auch in diesem Punkt den „andern Geist“ in seiner ganzen Erbärmlichkeit dem geneigten Leser ein wenig vor die Augen zu führen. Zu diesem Zwecke weisen wir zunächst hin auf den „Kongreß der Religionen“, der seinerzeit in Chicago bei Gelegenheit der Weltausstellung abgehalten wurde. Schon der Umstand, daß ein solcher Kongreß abgehalten wurde, daß christliche Prediger sich nicht scheuten, mit heidnischen Götzenpriestern zu einer gemeinschaftlichen Beratung über religiöse Dinge zusammenzutreten, zeigt, wie jämmerlich es um die christliche Erkenntnis selbst bei vielen Lehrern der reformierten Kirche bestellt ist. Man hat vielfach kaum mehr eine Ahnung von der einzigartigen Stellung der christlichen Religion als der Religion der Wahrheit, in der allein alle Wahrheit gefunden wird, und außer der es schlechterdings keine heilsame Wahrheit gibt. Man meint im Gegenteil, die Wahrheit könne in jeder Religion gefunden werden. Und warum? Antwort: Weil man die Ethik zum Kriterium der Wahrheit macht. Sagt eine Religion dem Menschen: „Sei gut; tue nichts Böses!“ so schließt man, daß eine solche Religion doch nicht schlechtthin zu verwerfen sei. Und da nun alle Religionen solche Anforderungen enthalten, so folgt, daß sie alle gut sind, und es sich nur darum handeln kann, welche unter ihnen den „highest standard of morality“ hat. Dies wird von einem Schreiber in der *Methodist Review* (Mai und Juni 1896), einem gewissen Rev. J. J. Chaffee, ganz offen ausgesprochen. Er schreibt unter anderem: „There is no religion, as Max Mueller has said, that does not say, ‘Do good; avoid evil!’ There is none that does not contain what Rabbi Willet calls the quintessence of religion, the simple warning, ‘Be good, my boy!’ ‘Be good, my boy!’ may be a very short catechism; but let us add to it, ‘Be good, my boy, for God’s sake!’ and we have in it very nearly the whole of the Law and the prophets.“ Also: „Be good, my boy, for God’s sake!“ das ist die Quintessenz der christlichen Religion! Wie arg hat da doch Petrus vorbeigeschossen, als er im Hause des Kornelius seine Predigt mit den Worten schloß: „Von diesem (Jesus) zeugen alle Propheten, daß durch seinen Namen alle, die an ihn glauben, Vergebung der Sünden empfangen sollen“, Apost. 10, 43.

Daß dies die reformierte Quintessenz des Christentums ist, haben denn auch die heidnischen Götzenpriester aus den ihnen gehaltenen Vorträgen auf jenem Kongreß in Chicago bald herausgehört. Bei seinem Abschied sagte daher einer derselben, ein Buddhist, ein erleuchteter Lehrer des absoluten Nichts, ein gewisser Hirai: „I go back a Christian,

by which I mean to say that Christianity is a religion which I shall be glad to see established in Japan. Only let the Christian missionaries not interfere with our national usages and patriotic holidays. I have been delighted with America and especially with its tolerance. I expected that, before I finished my address, criticising false Christianity in Japan, I should be torn from the platform. But I was received with enthusiasm." Der Apostel Paulus sagt, daß Evangelium sei den Juden ein Ärgernis und den Griechen eine Torheit. Wie kommt es da, daß dieser heidnische Götzpriester eine solche Begeisterung für das Christentum hat? Der Grund kann nur der sein, daß ihm das "My boy, be a good boy!" als das Evangelium von Christo aufgeföhrt worden ist.

Dasſelbe klingt als Quinteſſenz des Chriſtentums aus den Urteilen reformierter Sektensblätter über eine Verſammlung der "Society of Christian Endeavor" heraus. Wir geben hier eine kurze Zuſammenſtellung, die wir ſeinerzeit in einer engliſchen Zeiſchrift fanden. Sie lautet, wie folgt: "*The Jewish Messenger* speaks of the Christian Endeavor organization as 'a great improvement on the camp gatherings of the last generation,' and expresses the wish that the young people of its own creed might be led to form 'a like comprehensive union of religion and good works.' *The North and West* (Presbyterian) is reminded by the pilgrimage to Boston 'of the Middle Ages when great armies of young people set out on a trip to the Holy Land.' It speaks of the Endeavor movement as the natural and inevitable outgrowth of the Sabbath-school. The school is for teaching, the Endeavor Society is for practicing, the principles of Christianity. *The Christian Work* sees in the Christian Endeavor movement the strongest force now working toward the much-talked-of Church unity, and it deprecates the tendency manifested in various denominational quarters to draw away from the Endeavor Society and form separate denominational organizations. *The Watchman* (Baptist), thinks that the convention 'will give New England an adequate estimate of the purpose and motive of the Christian life of the new generation, and it will dispel many gloomy forecasts as to the hold which a vital Christianity has upon the controlling forces of the future.' *The Christian Register* (Unitarian) says: 'We have here a mighty moral force. Not only can the Church look to them with hope for the future of religion, but every well-wisher for the good of society will recognize them as able helpers. In all questions which bear on the public weal they will be found opposed to public corruption and in favor of honest government.'" "The Christian Endeavor organization", ſagt der Jude, "is a great improvement on the camp gatherings of the last generation", und trifft damit den Nagel auf den Kopf. Auf den camp meetings „befehrte“ ſich der alte Adam und wurde ein anſtändiger Junge, und heutzutage iſt er ſchon ein ſolcher, ohne auf der camp meeting geweſen zu ſein. Das iſt allerdings "a

great improvement". — Eine durchaus richtige Beurteilung der Christian Endeavor findet sich in den Auslassungen des *Boston Herald*. Er schreibt über die berührte Versammlung: "None of the various addresses have revealed anything more than the regular evangelical beliefs, but there has been an intense devotion to the central truths of Christianity, and it has been an earnest appeal to Christ and humanity that has been uttered on the platform. *It has been the work rather than the doctrine that has been emphasized.* The spirit has been that of a social movement. The idea of brotherhood in the Church and the State has been put forth as the basal idea of Christian service. This is the new method. It is the effort to serve Christ in society which chiefly marks this work and draws its members together. *It is not a service too exacting for the average man or woman. It does not require great self-denial, but it compels each one to do something for some one else, and in the aggregate it brings persons together along lines where their sympathies are with the best. It does not ask any one to do more than he can, and it supplies what has been a missing link in all the churches.* It gives the social side of the Christian life adequate expression. It is not the prayer-meeting and the church-going, but the identification of the whole life of each individual with the things which he is consecrated to." Eine Religion, die nicht mehr verlangt, als jeder leisten kann, dazu noch ohne viele Mühe leisten kann, das ist die Religion der reformierten Sekten unserer Tage. Nicht auf die Lehre, sondern allein auf das Leben kommt es an; und wenn dieses, wie es ja immer der Fall ist, nicht ist, wie es sein soll, so nimmt man die Universalalbe charity und schmiert der Sünden Menge zu.

So steht es in den uns umgebenden reformierten Sekten. Es bleibt uns nun noch übrig nachzuweisen, daß sich auch hierin der Geist eines Zwingli und Calvin zeigt; daß wir es in den genannten Sekten nicht mit einer Kirche zu tun haben, die zwar, was ihre traurigen Überreste an Lehre betrifft, reformiert ist, sonst aber ganz aus der Art geschlagen wäre. Wir wollen nachweisen, daß die reformierten Sekten auch in ihrer jetzigen Gestalt den ursprünglichen Prinzipien der reformierten Kirche treu geblieben sind. Wäre es immerhin möglich, daß sich ein Zwingli, ein Calvin u. a. vor der jetzigen Gestalt des „andern Geistes“ entsetzen würden, so kann doch kein Zweifel daran sein, daß es eben doch derselbe „andere Geist“ ist, daß die reformierten Sekten auch in ihrer jetzigen Gestalt Äpfel desselben Baumes sind. Zum Zwecke dieses Nachweises weisen wir auf eine bekannte Charaktereigentümlichkeit der reformatorischen Tätigkeit Zwinglis und Calvins hin. Es ist bekannt, daß sich die reformatorische Tätigkeit der Schweizer von allem Anfang an nicht auf die Reinigung der Kirche von den Greueln des Papsttums beschränkte, sondern sich zugleich auf wissenschaftlichem und sozialem Gebiet bewegte. Es ist der Humanismus eines Erasmus, der sich durch die ganze Tätigkeit der Schweizer wie



ein roter Faden hindurchzieht. Daß auch die deutsche Reformation einen mächtigen Einfluß auf die Wissenschaften und auf mancherlei soziale Verhältnisse haben mußte und auch wirklich hatte, liegt auf der Hand. Allein dies waren wohl Wirkungen, nicht aber Zwecke der Reformation Luthers. Ihm war es einzig und allein darum zu tun, daß Gottes Wort in der Kirche regiere, und die Gewissen nur von diesem Wort gebunden seien. In der Kirche, in allen Dingen, die der Seelen Seligkeit betreffen, wollte er von keiner Autorität etwas wissen, sie nenne sich nun Papst, Hohe Schule, Kirche, Konzil, Vernunft, oder wie sie immer wolle. „Gottes Wort“, hieß es bei ihm, „soll Artikel des Glaubens stellen, und sonst niemand, auch kein Engel.“ Aber diesem Worte gegenüber verlangte er nun auch unbedingte Untertwerfung. So schrieb er zu Marburg das Wörtlein „ist“ mit Kreide auf den Tisch, anzuzeigen, daß sich der Widerpart diesem Wörtlein beugen müsse, wenn sie von ihm als Glaubensbrüder anerkannt werden wollten.

Anders Calvin und Zwingli. Sie bekämpften den Aberglauben nicht im Interesse des Wortes, sondern im Interesse der Vernunft. Sie stellten dem Papst und seinem Anhang die Autorität der Vernunft entgegen. Sie befolgten in ihrem Kampf gegen den Aberglauben solche Prinzipien, die schließlich zum nacktesten Unglauben führen mußten. Trotz aller schönen Reden vom Gegenteil war ihnen Gottes Wort nicht die höchste Instanz, von der aus keine Appellation an einen höheren Gerichtshof möglich ist. Sobald das Wort der Schrift ihrer Vernunftmeinung entgegentrat, erklärten sie es für einen toten Buchstaben und appellierten an den „Geist“, der sie unmittelbar erleuchte und den toten Buchstaben lebendig mache, das heißt, dem Buchstaben einen Sinn gebe, der sich mit der Vernunft reime. Nun liegt es aber doch auf der Hand, daß der Heilige Geist nicht dem Wort der Schrift, dem Wort, das er selbst geredet hat, widerspricht. Der Geist darum, an den Zwingli und Calvin gegen die Schrift appellierten, war dieser Herren eigener Geist. Kurz: Luther wollte durch das Licht des Wortes Gottes die Herzen erleuchten, die Schweizer hingegen durch das Licht der Vernunft die Köpfe aufklären.

Was zunächst Zwingli betrifft, so haben wir schon in der Einleitung auf seine Freundschaft mit Erasmus hingewiesen. Hagenbach schreibt darüber: „In die Zeit seines Glarner Aufenthaltes (um das Jahr 1514) fällt auch die erste Bekanntschaft des jungen Humanisten mit dem Haupt der aufklärenden Richtung, mit Erasmus (in Basel), den er als den ‚größten Philosophen und Theologen‘ in jugendlicher Begeisterung begrüßte, während ihn Erasmus seinen ‚brüderlich geliebten Freund‘ nannte. Auch späterhin ist es zwischen Erasmus und Zwingli nie zu einem so eklatanten Bruch gekommen wie zwischen Erasmus und Luther. Zu Zwinglis Freundeskreis zählte denn auch der aufgeweckte Heinrich Vorili (Glareanus) aus Mollis, vier Jahre jünger als Zwingli, der gleichfalls zu Erasmus hielt und in den Reformationskämpfen der alten Kirche verbunden blieb.“ (Hagenbach 3, 186.)

Im Lichte dieser Freundschaft kann es uns denn auch nicht groß wundernehmen, wenn wir in Zwinglis „*Christianae fidei expositio*“ lesen, er (der König Franz I. von Frankreich) werde im ewigen Leben nicht nur die Frommen des Alten und Neuen Bundes, nicht nur seine eigenen frommen Vorfahren, vom heiligen Ludwig an und den Pippinen, sondern auch einen Herkules, Theseus, Sokrates, Aristides, Antigonus, Numa, Camillus, Cato und Scipio finden. „Kurz“, sagt Zwingli, „kein rechtschaffener Mann hat je gelebt, kein frommes Gemüt, keine treue Seele, von Anfang der Welt bis zu ihrem Ende, die du nicht dort bei Gott sehen wirst.“ Das ist doch genau dasselbe Geschwätz von piety, charity, humanity, good Christian character, das man heutzutage, sonderlich in Leichenreden, selbst an den Gräbern von Selbstmördern fort und fort zu hören bekommt. Thema und Teile solch moderner Predigten reformierter Prediger sind also schon in Zwinglis Schriften zu finden. Hagenbach setzt zu obigen Auslassungen Zwinglis entschuldigend hinzu: „Das Anführen von mythologischen Personen müssen wir dem Humanisten zugute halten, und niemand wird überhaupt bei dieser poetisch-rhetorischen Auslassung den Verfasser dieser Zeilen mit dogmatischer Strenge beim Wort nehmen“; er bekennt aber doch selbst: „Ein Zeugnis von einer weitherzigen Gesinnung bleiben sie immerhin.“ (S. 462.) Ja, gewiß; und das um so mehr, als sie in einer Schrift vorkommen, die Zwingli auf Anraten des französischen Gesandten Maigret verfaßte, zu dem Zweck, die böshaftern Verleumdungen zu widerlegen, die auch in Frankreich fortwährend gegen die Befenner des Evangeliums gemacht wurden.

Wie ganz anders war da doch Luthers Stellung zu Erasmus! Schon im Jahre 1523 schreibt er in einem Briefe an Holampad: „Möge dich der Herr bei der unternommenen Erklärung des Jesaias stärken, obgleich, wie ich höre, Erasmus keinen Gefallen daran hat. Aber laß dich nicht irremachen durch sein Mißfallen! . . . Er hat getan, zu was er verordnet war: die Sprachen hat er eingeführt und von den heillosen Studien abgelenkt. Wahrscheinlich wird er, wie Mose, im Lande Moab sterben; denn zu den besseren Studien, welche zur Frömmigkeit hinführen, gibt er keine Anleitung. Ich wollte nichts lieber, als er enthielte sich gänzlich, die Schrift zu erklären und zu umschreiben, weil er diesem Amt nicht gewachsen ist. Er hat genug getan, das Übel aufzudecken. Aber das Gute zu zeigen und in das Land der Verheißung zu führen, das ist seine Sache nicht, wie mir scheint. Doch wozu so viel von Erasmus? Genug, daß du dich durch seinen Namen und Ansehen nicht irremachen lässest und dich um so mehr freust, wenn ihm etwas in Sachen der Schrift mißfällt, je mehr in aller Welt bekannt ist, daß er in solchen Dingen nichts versteht oder nichts verstehen will.“ (Hagenb. 3, 220.) Im Jahre 1533 aber gibt Luther über Erasmus folgendes Urteil ab: „Ein Feind aller Religionen und ein sonderlicher Feind Christi, des Epikurus und Lucians vollkommenes

Bild und Muster.“ Mit einem solchen Mann hat Zwingli „eigentlich nie gebrochen“! (St. L. 4, 1981.)

Hagenbach schreibt ferner Zwingli betreffend: „Und wie stellte sich die Reformation zur Philosophie? Wir haben schon bei der Betrachtung über Luther nachgewiesen, wie dieser keineswegs die Philosophie an die Spitze seines Werkes stellte, wie er im Gegenteil allzu verächtlich von der Weltweisheit sprach. Es war andern vorbehalten, für die Philosophie neue Bahnen zu brechen; . . . und welch hohe Bedeutung Zwingli zukommt, wo es sich um spekulatives Denken handelt, ist längst anerkannt. . . . Die ganze Geschichte der neueren Philosophie von Leibniz bis Kant und von Kant bis Hegel trägt einen protestantischen Charakter.“ (3, 622.) Die Spekulation, und zwar gerade die Spekulation in Glaubenssachen oder, um einen nichtphilosophischen Ausdruck zu gebrauchen, der Unglaube, kann sich also nicht auf Luther berufen, hat aber Zwingli viel zu verdanken. Das ist ein Zugeständnis, wie wir uns ein besseres nicht wünschen können.

Was den sittlich-politischen Teil Zwinglis am Reformationsprogramm anbetrifft, so schreibt Hagenbach: „Schon jetzt (um 1513) trat Zwingli, wenn auch nicht als religiös-kirchlicher, doch als sittlich-politischer Reformator auf, indem er seinen Eifer gegen das sittliche Verderben und gegen die im Volke herrschenden Laster und Mißbräuche richtete, womit er sich viele Gegner erweckte. Besonders griff er die Jahrgelder an, welche freie Schweizer Fürsten zogen, sowie die Truppenwerbung für auswärtige Mächte. Die vaterländischen Tugenden zog er mit Recht in den Kreis des Christlichen und war insofern allerdings auch politischer Prediger, was jeder sein muß, der auf die Mitwelt wirken will, zumal in einem Freistaat und in außerordentlichen Zeiten. Daher sagt Joh. v. Müller wohl mit Recht von ihm: Zwingli hatte eine patriotische, republikanische Seele, die er nicht weniger in bürgerlichen als in religiösen Arbeiten zeigte; denn er begnügte sich nicht, seine Kirche auf den Weg der Wahrheit zu leiten, wenn er nicht auch dem Vaterlande alle für die Freiheit erforderlichen Sitten und Grundsätze gäbe. Für bürgerliche Ordnung, häusliche Tugend, für jene unschuldige Politik eines ewigen Friedens war er so eifrig als in den Kontroversen. Seine Reden machten das lebhafteste Gefühl der Notwendigkeit einer Reform eindringend.“ (3, 185.) Hätte also Zwingli einer kürzlich abgehaltenen Versammlung der „M. E. Conference“ beigewohnt, so wäre er jedenfalls zum Vorsitz der Komites ernannt worden, das der Konferenz über die politische Zeitfrage „Government by Injunction“ Bericht erstatten sollte. Auch hätte er wohl eine Rede gehalten, „in which he roasted the city officials who would not enforce the laws, calling them anarchists“. Kurz, Zwingli würde sich bald in dem Sektentreiben unserer Zeit ganz heimisch fühlen und eben diese Sektens als seine legitimen Kinder anerkennen.

Und noch eine Stelle aus Hagenbach, Zwingli betreffend, sei angeführt. Er schreibt: „Anderes bei Zwingli. Gewiß hat auch er, so gut

als Luther, sich zu der paulinischen Rechtfertigungslehre bekannt; aber sie stand bei ihm nicht so im Vordergrund. Gewiß hat auch er es ernst genommen mit der Wirkung seines eigenen Heils und mit dem persönlichen Verhältnis zu dem lebendigen Gott. Eine Menge Stellen in seinen Schriften zeugen für dieses Streben. Aber das eigene Heilsbedürfnis hing bei Zwingli von Anfang an zusammen mit allem, was die Wohlfahrt des Volkes betraf, zu dessen Hirten er sich berufen sah. Sein Reformationsprogramm war von Anfang an ein umfassenderes als bei Luther. Die öffentlichen Mißbräuche abzustellen im Volksleben wie im Leben der Kirche, jede auch noch so sehr durch Übung und Gewohnheit geheiligte Einrichtung und Überlieferung mit unbefangenen Blicken darauf anzusehen, ob sie mit der in den heiligen Schriften, im Gesetz und Evangelium, gegebenen Norm übereinstimme, das war von Anfang an sein ernstester Voratz.“ (3, 436.) Es kann demnach kein Zweifel sein: in der reformatorischen Tätigkeit Zwinglis tritt uns ein anderer Geist entgegen als bei Luther. Und dieser „andere Geist“ ist derselbe, der uns heute noch in den reformierten Sektenkirchen entgegentritt. Trotz ihrer zum Teil andern Gestalt ist doch die reformierte Kirche unserer Zeit nicht aus der Art geschlagen.

Und von demselben Geist war auch Calvin beseelt. Es ist bekannt, mit welcher furchtbarer Strenge er in Genf gehaust hat. Er hatte von vornherein bei seiner zweiten Berufung nach Genf dem Rat der Stadt die Bedingung gestellt: „Wollt ihr mich in eurer Stadt haben, so schafft die herrschenden Sünden weg. Meint ihr's redlich mit meiner Zurückberufung, so verbannt die Laster, mit denen ich nicht zusammen in euren Mauern wohnen kann.“ Bald nach seiner Rückkehr nach Genf wurden die „kirchlichen Ordnungen“ vom Rat und Volk angenommen. Davon schreibt Hagenbach: „Von der Venerable Compagnie verschieden war das Konsistorium, eine aus Geistlichen und Laienältesten zusammengesetzte Behörde, deren Beruf es war, die kirchliche Disziplin mit aller Energie durchzuführen, und in deren Tätigkeit Calvin den eigentlichen Nerv und die wesentliche Substanz des kirchlichen Lebens erblickte. . . . Persönlichkeiten, die ihre Selbständigkeit in Denk- und Handlungsweise nicht opfern, die nicht in allen Dingen Calvin und sein Reformationsprogramm zu huldigen bereit waren, gerieten leicht in Gefahr, als Störer der öffentlichen Ordnung ausgewiesen, wo nicht härter bestraft zu werden. . . . Wichtig ist, daß eine Theokratie, nicht im römisch-katholischen, sondern im alten biblischen Sinn, zu Calvins Idealen gehörte, die er mit allen Mitteln, die er für erlaubt hielt“ — und er hielt selbst das Verbrennen von Ketzern für erlaubt —, „durchzuführen suchte.“ (3, 580—586.) Durch diese Stellung Zwinglis wie Calvins wurde der reformierten Kirche, wie Hagenbach an einer andern Stelle selbst gesteht, ein eigentümliches Gepräge alttestamentlicher Gesetzmäßigkeit aufgedrückt.

Zwingli und Calvin sind sich also auch in diesem Punkte völlig einig. Beiden steht die Rechtfertigung eines armen Sünders vor Gott

allein durch den Glauben nicht im Vordergrund; sie ist ihnen nicht die Sonne, die alles erleuchtet, nicht der Geist, von dem alle Lehre und kirchliche Praxis getragen und durchdrungen wird. Die Praxis der reformierten Sekten ist daher sowohl in ihrer Strenge als in ihrer Wahrheit eine gesegnete. Man sieht in Christo einen neuen Gesetzgeber und in dem Predigtamt ein Amt, das die Aufgabe hat, dem Gesetz Christi in aller Welt Geltung zu verschaffen. Und wie es nun mit der Ausführung von Gesetzen im Staat, sonderlich in einer Republik, geht, so geht es damit auch in der Gesetzeskirche. Wie im Staat zu einer Zeit gewisse Gesetze mit äußerster Strenge durchgeführt und zu einer andern Zeit als toter Buchstabe behandelt werden, so auch in der Kirche Mosais. Hatten wir seinerzeit, wie die Geschichte unsers Landes zum Ergözen einer frivolen Schuljugend zeigt, eine Zeit kirchlicher Strenge unter den reformierten Sekten, so haben wir jetzt eine Zeit äußerster Wahrheit. Es kann auch einmal wieder umschlagen. Aber selbst wenn dieser von manchen so sehnsüchtig erwartete Umschlag eintreten sollte, so ist mit einem solchen revival nichts gewonnen. Streng oder lax — der Geist bleibt immer derselbe. Weil die Lehre, so wird auch die Praxis in der reformierten Kirche von der Vernunft beherrscht. Die Quintessenz der reformierten Lehre ist und bleibt: "Be good, my boy, for God's sake!" Und die Quintessenz ihrer Praxis besteht darin, von dem good boy bald etwas mehr, bald etwas weniger zu verlangen, bald in diese, bald in jene Werke das Wesen eines good Christian character zu setzen. — Gott bewahre uns auch in unserer kirchlichen Praxis vor dem „andern Geist“!

H. Spd.

---

## Literatur.

**Im Concordia Publishing House, St. Louis, Mo.,** ist erschienen:

1. Synodalbericht des Central-Illinois-Distrikts mit einem vorzüglichen Referat über den „zweiten Artikel der Augsburgischen Konfession“. (12 Cts.)

2. Synodalbericht des California- und Nevada-Distrikts mit erbaulichen Verhandlungen über die Worte des dritten Artikels: „Ich glaube ein ewiges Leben.“ (12 Cts.)  
J. B.

**OUTLINES OF DOCTRINAL THEOLOGY.** By A. L. Graebner. Concordia Publishing House, St. Louis, Mo. Price, \$1.25.

Wir freuen uns, daß ein Wiederabdruck dieses 1898 zuerst erschienenen Werkes nötig geworden ist, und zur Empfehlung desselben können wir nur wiederholen, was wir damals in „Lehre und Wehre“ schrieben: „Wer das Buch liest, bekommt auf Schritt und Tritt den unwiderstehlichen Eindruck, daß jeder Gedanke der Schrift entnommen und mit der Schrift belegt ist. Das lutherische Axiom: 'Quod non est biblicum, non est theologium' macht sich dem Leser in jeder Zeile fühlbar. Wir wissen von keiner allseitigen Darlegung der christlichen Lehren, die in so kurzem Umfang, in so präzisem Ausdruck und doch so klar und einfach den ganzen Lehrgehalt der Schrift zur Darstellung brächte, als es in der uns vorliegenden Dogmatik der Fall ist. Es ist ein Buch, das in der englisch-lutherischen Literatur eine von den vielen, immer noch vorhandenen Lücken ausfüllt und für das insbesondere unsere englischredenden Brüder dankbar sein werden. Seines rein thetischen Charakters wegen eignet sich diese Dogmatik auch vorzüglich dazu, es solchen Englischredenden in die Hände zu geben, welchen man

die lutherische Theologie als das, was sie allein in Wahrheit ist, nämlich als Schrifttheologie in allen ihren Teilen, dartun möchte. Und auch unsern deutschen Pastoren wollen wir dies Werk warm empfohlen haben, nicht bloß seines köstlichen Inhalts und seiner korrekten und zweckmäßigen Form wegen, sondern auch weil wir dafürhalten, daß in diesem Lande jeder Pastor nicht bloß eine englische Dogmatik in seiner Bibliothek haben, sondern sich auch mit den englischen Terminis in der Dogmatik vertraut machen sollte.“ Wer also eine kurze, bündige Darstellung begehrt, was Missouri lehrt und mit welchen Schriftstellen es seine Lehre beweist, der findet hier, was er sucht. F. B.

**Das erste Hauptstück des Kleinen Katechismus Lutheri, das sind: Die zehn Gebote, ausgelegt in Predigten für das christliche Volk von H. G. Caspari.** Verlag von J. F. Steinkopf, Stuttgart. Preis: M. 1.

Diese schlichten, populären und packenden Predigten können wir aufs wärmste empfehlen. Wie wenige, hat Caspari es verstanden, „Nur und wahr, und wie man's braucht im praktischen Leben, den Katechismus auszuliegen“. Nicht richtig lehrt aber Caspari vom Sonntag, wenn er schreibt: „Den Ruhetag ab zu schaffen, dazu hat weder die christliche Kirche ein Recht, noch viel weniger die christliche Obrigkeit. Ihn verlegen auf einen andern Tag, das konnte die christliche Kirche; denn sie läßt niemand sich ein Gewissen machen über bestimmte Feiertage oder Neumonde oder Sabbater, — und verlegt hat sie ihn auf den ersten Tag der Woche, den Sonntag.“ Es liegt auf der Hand, daß Caspari hiermit weder dem zitierten Schriftwort noch der Lehre der Augustana über den Sonntag gerecht wird. F. B.

**Luther-Kalender für das Jahr 1911.** Herausgegeben von D. Georg Buchwald. G. Häffels Verlag, Leipzig.

Nach Inhalt und Ausstattung ein in jeder Beziehung prächtiger Kalender, insonderheit für Pastoren, Lehrer und gebildete Laien! Inhalt: „Ein unbekanntes Lutherbild.“ „Martin Luther und der Ablasshandel“, mit fünf Bildern und einem Faksimile-Ablasszettel von 1517. „Wittenberger Luthererinnerungen“, mit 21 Illustrationen. „Der von D. Späth gefundene Bericht über Luthers Tod.“ „Luther in Koburg“, mit 15 Bildern. „Der fröhliche Luther“ und andere Beigaben. Mit den Worten an unser Geschlecht, die Seite 86 Luther in den Mund gelegt werden, würde aber Luther sich schwerlich begnügt, vielmehr Positiven wie Liberalen Buße für ihre Vergötterung der „Wissenschaft“ und Umkehr zur Heiligen Schrift gepredigt haben. F. B.

**Die Briefe des Paulus an die Epheser, Kolosser und Philemon,** ausgelegt von D. Paul Ewald. Zweite, verbesserte Auflage. 443 Seiten. Verlag von A. Deichert, Leipzig. Preis: M. 8.50.

Es ist dies der zehnte Band des Kommentars zum Neuen Testament, herausgegeben von D. Zahn unter Mitwirkung von D. Ewald in Erlangen, D. Riggenbach in Basel und D. Wohlenberg in Altona. Auf das einzelne dieser gelehrten und in vieler Beziehung überaus gründlichen und instruktiven Kommentare D. Ewalds zu den drei genannten Briefen Pauli können wir hier nicht eingehen. Daß aber D. Ewald nicht immer den rechten Sinn trifft und Partien, die gebieterisch eine eingehendere Behandlung fordern, relativ kurz abtut, dafür möge hier wenigstens ein Beispiel folgen. Zu Pauli Lehre von der Gnadenwahl, Eph. 1, 3—6, schreibt Ewald: „Das Segnen ist nicht das erste, wovon er lobpreisend zu sagen weiß. Hinter dem *εὐλογεῖν* liegt das *ἐκλεγέναι*: „entsprechend dem, daß er uns in ihm sich erlesen hat vor Grundlegung der Welt, daß wir seien Heilige und Tadelstreue vor seinem Angesicht“. Daß die Näherbestimmung *εἶναι κατὰ* nicht die sittliche Heiligkeit und Tadellosigkeit im Auge hat, erhellt nicht nur aus dem Kontext, der nirgends auf die sittliche Leistung blickt, sondern schon daraus, daß es nicht heißt *γίνεσθαι ἡμᾶς*. Denn daß der Apostel bei einem so direkt die göttliche Aktualität aussagenden Regens wie *ἐκλέξατο* das Resultat eines sittlichen Prozesses sollte ins Auge gefaßt haben können (Haupt), liegt doch ganz fern. Auch das *κατὰ νόμον αὐτοῦ* paßt dazu weniger, und schließlich ist die Parallele Kol. 1, 22 in Betracht zu nehmen. Man hat also, indem man mit Pesch. al. das *ἐν ἀγάπῃ* zum folgenden zieht, ein Sein zu verstehen, da die Betreffenden

dem profanen Wesen entnommen sind (vgl. zu B. 2) und gegen allen Tadel gefeit vor Gott dastehen (vgl. 1 Kor. 6, 11). Damit ist aber auch schon abgegrenzt, daß man den Infinitiv als Absichtssatz fasse. Er gehört eng zu ἐξελέξατο (elegit nos ad haec, ut etc., Eph.) und vervollständigt diesen Begriff. Und wiederum ist betreffs dieses letzteren abzuwehren, daß derselbe im Sinne einer Auswahl einzelner aus einer Masse gefaßt werde. Vielmehr liegt der Nachdruck auf dem Infinitivsatz, und das Moment der Auswahl bezieht sich nicht so sehr auf die Personen, die für den in dem Infinitivsatz beschlossenen Zustand bestimmt wurden, als auf den Zustand, für den sie bestimmt wurden, so wie man etwa sagen kann, Gott habe sich die Engel erwählt, daß sie Zeugen seiner Schöpferherrlichkeit seien, oder er habe den Mann erwählt zur Fortpflanzung des Geschlechts, in dem Sinne, daß man meint, er habe den Engeln, er habe dem Manne diese Stellung, diese Aufgabe ersehen. Das Subjekt, dem das ἐκλέγεσθαι vermeint ist, ist dabei a. u. St., wie bemerkt, die Christenheit, bzw. die Menschheit, soweit sie in die Christenheit sich hereinziehen läßt. Das Medium endlich korrespondiert dem ἐνώπιον αὐτοῦ, bzw. es drückt das Interesse Gottes an dem den Christen zugeordneten Zustand aus (Hofmann). Hinzutritt ἐν ἀγάπῃ προοριῶς ἡμᾶς κτλ. Grammatisch könnte dies als dem ἐξελέξατο vorgängig gefaßt werden, und man könnte sich für diese Auslegung auf die Wiederkehr gerade und nur dieses Begriffs in B. 11 berufen, die es wahrscheinlich mache, daß der Apostel darin das Hauptmoment gesehen habe. Doch wäre dies auch möglich, wenn man das Partizipium als dem ἐξελέξατο gleichzeitig faßt. Dagegen bleibt es hart, die Zuborbestimmung der Erwählung zeitlich vorangehend denken zu sollen, wo es sich bei letzterer doch nicht um den geschichtlichen Akt der Entnahme aus der Welt handelt. Nur wird man sich hüten müssen, das προοριῶς darum geradezu als Modalbestimmung zu bezeichnen, sondern die Meinung wird sein, daß die Erwählung mit der Zuborbestimmung gegeben war: „damit, daß er in Liebe uns zuvor bestimmte“. Dabei bleibt, wie bemerkt, das προοριῶς der oberste und eigentliche Hauptbegriff, worauf auch der Umstand weist, daß hier und nur hier modale Näherbestimmungen sich finden, nämlich ἐν ἀγάπῃ und κατὰ τὴν εἰδοκίαν κτλ. „In Liebe hat Gott uns vorausbestimmt zu Kindesannahme nach der εἰδοκία seines Willens und damit uns erlesen in Christo vor Grundlegung der Welt zu einem Sein in Heiligkeit und Untadeligkeit und entsprechend uns in ihm gesegnet mit aller Art geistlicher Segnung in seinem Himmel droben.“ „Die Verbindung des Partizipiums προοριῶς mit ἐξελέξατο κτλ. bestätigt auch ihrerseits, daß das letztere nicht im Sinne der Auswahl aus einer Menge gedacht ist. Man kann nicht nur nicht sagen, daß Gott uns a u s wählte, n a c h d e m er uns zuvorbestimmte zur *viðdeola*, sondern auch die Vorstellung, daß Gott uns a u s gewählt habe, i n d e m er uns (oder auch d a d u r c h, daß er uns) zuvorbestimmte zur *viðdeola*, ist wenig ansprechend. Der Apostel müßte umgekehrt geschrieben haben: „entsprechend dem, daß er uns zuvorbestimmte zu einem heiligen Sein, i n d e m er uns a u s wählte.“ Nach Ewald sagt also Paulus hier nur: Gott habe vorherbestimmt, daß Menschen, nämlich solche, die sich in die Christenheit hereinziehen lassen, als Kinder angenommen werden sollen, und habe diese damit erlesen, daß sie Heilige und Tadelfreie seien vor seinem Angesicht, und dementsprechend sie gesegnet mit aller Art geistlicher Segnung in seinem Himmel droben. Es liegt aber auf der Hand, daß, von andern Instanzen ganz abgesehen, Ewald hier den Begriff ἐκλέγεσθαι völlig entleert, die konstante Bedeutung desselben in der Schrift gänzlich ignoriert und so nicht nur die Gedanken Pauli von der Wahl verbläßen läßt, sondern in ihr Gegenteil verkehrt. Man vergleiche den entsprechenden Abschnitt im Kommentar D. Stöckhards zum Epheserbrief.

F. B.

**D. Theodor Kliefoth.** Ein Charakterbild aus der Zeit der Erneuerung des christlichen Glaubenslebens und der lutherischen Kirche im 19. Jahrhundert. Zu seinem 100jährigen Geburtstag Theologen und gebildeten evangelischen Christen gewidmet von D. Ernst G a d. Verlag von Fr. Bahn in Schwerin in Mecklenburg. Preis: M. 4.20; gebunden: M. 5.

Von D. Kliefoth hat auch „Lehre und Wehre“ wiederholt Notiz genommen. Den Dank der Kirche hat er sich besonders verdient durch sein mannhaftes Auf-

treten gegen von Hofmanns Verleugnung des Schriftprinzips und der stellvertretenden Genugthuung Christi. In der Lehre von der Bekehrung, von Kirche und Amt und andern Lehrstücken hat freilich auch D. Kliefoth die treulutherischen Bahnen nicht innegehalten. Die vorliegende Biographie von VI und 255 Seiten bietet zugleich 9 Abbildungen und ein Facsimile eines Briefes und zerfällt in sechs Abschnitte mit folgenden Überschriften: 1. Einleitung. 2. Die Werde-, Lehr- und Wanderjahre. 3. Der Prediger. 4. Der Erneuerer und Leiter der Landeskirche. 5. Der Führer der Lutheraner. 6. Der Theologe. Letzte Lebensjahre. Persönlichkeit.“ „Die Werde-, Lehr- und Wanderjahre“ (S. 6—100) find von D. Kliefoth selber aufgezeichnet für seine Braut. Von den kirchlichen Zuständen in Mecklenburg vor 1840 lesen wir in dieser Biographie (S. 176 f.): „In der amtlichen Praxis kümmerte man sich z. B. bald nicht mehr um die liturgischen Vorschriften der alten Kirchenordnung. Eine bodenlose Willkür riß ein. Der einzelne Geistliche machte sich selber eine Tauf-, Konfirmations- oder Trauliturgie oder schloß sich an andere beliebte rationalistische Muster an. Unglaubliche liturgische Formulare voll abgemessener Sentimentalität oder platter Nüchternheit waren im Schwange. Die alte lutherische, kirchenordnungsmäßige Form des Hauptgottesdienstes wurde beseitigt. Sie erschien als zu lang und entsprach nicht dem, was man unter ‚vernünftiger Gottesverehrung‘ verstand. Man beschränkte das Liturgische auf das geringste Maß, ließ das allgemeine Kirchengebet weg und begnügte sich mit Gesang und Predigt, indem man die letztere noch vielfach ablas, von ihrem rationalistischen, dürftigen und trivialen Inhalt ganz zu geschweigen. Natürlich vermochten die verödeten und ihres religiösen Inhalts entkleideten Gottesdienste die Gemeinden nicht mehr anzuziehen, zumal man ihnen noch ausdrücklich sagte, daß es einzig auf ein tugendhaftes Leben und nicht auf Teilnahme am Gottesdienste ankomme. So verfiel binnen kurzer Zeit der Kirchenbesuch, und besonders im Osten Mecklenburgs, wo die ritterschaftlichen Güter überwiegen und fast jedes kleine Dorf seine eigene Filialkirche hat, traten ungläubliche Zustände ein. Es kam vor, daß in den drei östlichsten Präposituren — eine Präpositur umfaßt durchschnittlich acht bis zehn Parochien — der Gottesdienst in einem Jahre 22mal wegen Mangels an Besuchern ausfiel. In einer Gemeinde, deren Pfarramt der Verfasser früher bekleidete, verabschiedete sich der Pastor am zweiten Pfingsttage auf dem Filial von dem Küster gleich bis zum Erntedankfeste. Im Sommer hatten die Gemeinden eben anderes zu tun, als den Gottesdienst zu besuchen, und die Pastoren ebenfalls, die sich der Bewirtschaftung ihrer Pfarrländereien, der Bienenzucht, dem Obstbau und andern Beschäftigungen widmeten. Den Konfirmandenunterricht erteilte man wohl mit der langen Peise. Die Trauungen wurden auf dem Lande oft abends im Amtszimmer des Pastors hinter dem Ofen vollzogen. Die Beerdigungen geschahen mehr und mehr ohne Begleitung des Geistlichen. Ein stilles Begräbniß galt für vornehmer. Die Kirchhöfe ließ man verwildern. Hühner und Gänse suchten dort ihre Nahrung; der Küster hatte auf ihnen zuweilen sein Bienenschauer errichtet; Pfarrhaus und Küsterhaus benutzten sie als einen erwünschten Trockenplatz für die Wäsche, die dort am wenigsten genierte. Die kirchlichen Gebäude verfielen und verstaubten im Innern. Von den etwa 470 Kirchen Mecklenburgs hatten z. B. 1850 nur 80 noch brauchbare Taufapparate (Taufsteine, Taufengel &c.); in 50 konnten sie wenigstens wiederhergestellt werden, in allen übrigen existierten keine mehr. So gerieten auch die Sitten der Bevölkerung in Verfall, und besonders die Konkubinate und wilden Ehen nahmen so überhand, daß sie zu halben Duzenden in jedem Kirchspiel vorkamen, woran freilich auch die sozialen Verhältnisse und die Schwierigkeiten der Eheschließung für die ländliche Bevölkerung, wie sie Reuter in ‚Kein Hüßung‘ schildert, schuld waren. Den Pastoren fehlte im großen und ganzen nicht bloß jedes kirchliche Bewußtsein, sondern auch jedes theologische, ja oft jedes höhere geistige Interesse. Sie waren in der Bewirtschaftung ihrer Äder und unter der landwirtschaftlichen Bevölkerung verbauert, lebten im allgemeinen zwar schlecht und recht in äußerer Ehrbarkeit, aber es kamen auch ungläubliche Skandale vor, die hier nicht aufgedeckt werden sollen.“ Die romanisierende Lehre Kliefoths von der Kirche stellt Haack S. 197 f. also dar: „Die Kirche ist ihm (Kliefoth) nicht etwa ein Verein, zu dem die gläubig gewordenen Menschen zusammentreten, sondern die göttliche Heilsanstalt für die Welt und als solche die Mutter der einzelnen Gläubigen. Sie wird und ist das vermöge der Gnadenmittel des Wortes und der Sacramente, die die fortgehende Wirk-



samkeit Christi und seines Geistes auf Erden vermitteln und verbürgen. Diese sind die göttlichen Faktoren der Kirche, durch welche sie entsteht und besteht, und fordern zu ihrer geordneten Verwaltung das göttlich gestiftete Predigtamt. Kirche und Gemeinde sind nicht identisch, sondern die Kirche mit ihrem Gnadenmittelamt steht als Anstalt über der aus ihr herausgeborenen Gemeinde mit ihrer priesterlichen Diaconie. Die Gemeinde oder die den engeren Kreis der Gläubigen in sich schließende Sammlung der durch das Evangelium Berufenen ist neben dem Haupte, Christo, neben den Gnadenmitteln und neben dem Amt der Gnadenmittel nur ein Teil, Stück und Glied der Kirche, diese dagegen das aus allen diesen Gliedmaßen bestehende Ganze, nicht eine atomistische Summe gleicher Individuen, sondern von vorneherein ein aus Instituten, Berufen und Ämtern gegliederter lebendiger Organismus, der der Kirchenordnung wie der Kirchenregierungs Gewalt bedarf und dem ebenso der Dualismus von Lehrern und Hörern wie der Dualismus von Regierenden und Regierten wesentlich ist. Das Kirchenregiment aber ist ein besonderes, von dem Gnadenmittelamt sowohl als von dem Gemeindevamt der Diaconie verschiedenes Amt eigenen göttlichen Rechtes in der Kirche, das weder dem Staate, noch dem Gnadenmittelamt, noch der Gemeinde zukommt.“ Zu Kliefoth's Schrift wider von Hofmann's „Schriftbeweis“ bemerkt D. Saad S. 234 f.: „Sie ist unzweifelhaft die bedeutendste Gegenschrift gegen jenes epochemachende Werk. Mit großem Scharfsinn deckt er die Schwächen des von Hofmann'schen Systems auf und weist die Selbsttäuschung nach, der sich dieser hingibt, wenn er meint, den gesamten Umfang der christlichen Heilstatfachen und Heilswahrheiten aus der subjektiven Tatsache der eigenen Wiedergeburt, 'ablesen' und herausspinnen zu können, bekämpft auch mit Recht seine einseitige Auffassung der Heilsgeschichte und der heilsgeschichtlichen Entwicklung, die alle Offenbarung in Geschichte, und zwar Geschichte des israelitischen Volkstums, auflöst und weder der selbständigen Dignität des Offenbarungswortes noch der Bedeutung der großen Heils- und Erlösungstaten Gottes, insbesondere dem Veröhnungstode Christi auf Golgatha ganz gerecht wird. Interessant ist, was er gegen Hofmann's Identifizierung der Begriffe ‚wissenschaftlich‘ und ‚systematisch‘ und seine Überhöhung des spekulativ-wissenschaftlichen Beweisverfahrens bemerkt, wenn er sagt: ‚Es ist möglich, daß v. H. mit diesen seinen Präkonisierungen der Wissenschaft und des Systems die jüngeren Generationen befrüchtigt, deren Bildung nicht mehr in die Zeit der spekulativen Systeme und des Kampfes des christlichen Prinzips wider dieselben fällt, und die sich leider diesen Mangel nicht durch ein ernstes Studium der Philosophie ersetzen. Aber von uns, die wir zu Hegel's Füssen mit der ‚Wissenschaft‘ und dem ‚System‘ einen ganz andern Ernst als v. H. in seinem System gemacht, die wir danach unter Schleiermacher, in immerhin sehr ähnlicher Weise wie v. H. jetzt, unsern Kompromiß zwischen System und Gottes Wort gemacht und ungenügend befunden haben, um endlich unter heißem Danke gegen Gott uns zu Gottes tatsächlichen Werken und Worten hindurchzufinden, an dieselben unser Selbst zu verlieren und so in demselben göttlich frei zu werden — von uns kann v. H. nicht begehren, daß wir ihm folgen. Wir können in seinem ‚System‘, das die Tatsächlichkeit des Christentums in die Kategorien eines logisch spekulativen Systems einfassen will und dadurch in die Lage kommt, weder dem System noch den Tatsachen gerecht werden zu können, nichts erblicken als eine Rückbewegung in dem jahrzehntelangen Fortschritt aus spekulativem und gemeinem Rationalismus zum positiven Christentum.“

F. B.

**Andreas Graf von Bernstorff.** Ein Lebensbild nach seinen Briefen und persönlichen Aufzeichnungen von G. von Redern. Mit 9 Abbildungen. Verlag von Fr. Bahn, Schwerin in Mecklenburg. Preis: M. 3.80; gebunden: M. 4.80.

Andreas Graf von Bernstorff, der unter Bismarck in den diplomatischen Dienst trat und später zweimal in den Reichstag gewählt wurde, hat sich insbesondere bemüht um die Evangelische Allianz, die Traktatgesellschaft, die evangelische Mission in Spanien, das Sonntagschulwesen in Deutschland, die Heiligungsbewegung, die Gnadauer Pfingstkonferenz und ähnliche pietistisch-methodistische Bewegungen in Deutschland. Bernstorff war ein Unionsmann im weitesten Sinne des Wortes und hat, wie er selber sagt, manche Lanze für Union und ein „internationales Christentum“ gebrochen. „Der einzig richtige Weg“,

sagt er, „ist der, daß die lebendigen Gläubigen aus allen Bekenntnissen sich über die Schranken der einzelnen Kirchen hinweg die Hand reichen, und dies in einer Weise, daß die Welt es sieht und erkennt.“ Eben das war der Zweck der im Jahre 1846 in England gegründeten Evangelischen Allianz, mit der sich Bernstorff identifizierte. Obwohl Bernstorff dem Luthertum nicht sonderlich gewogen war, so schrieb er doch aus seiner kurzen Dienstzeit in Washington: „Freuen tat ich mich in Washington an dem würdigen P. Butler von der englisch-lutherischen Kirche, dem langjährigen Kaplan des Kongresses.“ Butler war eben auch, wie vor ihm Schmuder, ein eifriger Allianzmann. Lange hielt aber Bernstorff seinen Posten in Washington nicht. Als er nämlich auf einer religiösen Versammlung für den puritanischen Sonntag eingetreten war, erfolgte gegen ihn ein Sturm in der deutschen Presse, und schon nach zwei Monaten entthob ihn Bismarck seines Diplomatendienstes. Bernstorff, so witzelte man damals, habe sich „aus der Diplomatie herausgepredigt“. Namen, auf die man in der vorliegenden Biographie stößt, sind Stöcker, Moody, Schlömbach, Büdler, Rothkirch, Erzen, Schrenk, Christlieb und andere Vertreter der Evangelisations- und Heiligungsbewegung.

F. B.

**Pastor D. Joh. Friedrich Ahlfeld.** Ein Lebensbild. Von Prof. Dr. Fr. Ahlfeld. Verlag von Richard Mühlmann, Halle a. S.

Dieses kurze (50 Seiten), mit passenden Bildern geschmückte Lebensbild Ahlfelds ist zur Feier seines hundertjährigen Geburtstages bestimmt, der auf den 1. November vorigen Jahres fiel. Zugleich bringt das Büchlein ein ausführliches Verzeichnis der Werke Ahlfelds, der nicht bloß auf theologischem, sondern auch auf sprachwissenschaftlichem und kulturhistorischem Gebiete tätig war. Wie Ahlfeld zu schildern versteht, zeigt folgendes Beispiel: „Wenn man vom Mainzer Dom auf den Zusammenfluß von Rhein und Main hinunterblickt, drängt sich einem wohl der Gedanke von Trauung und Ehe in die Seele. Der straffe, lähne Rhein ist der Bräutigam. Er hat eine ziemlich wilde Jugendgeschichte hinter sich. Im Bündner- und im übrigen Schweizerlande hat er viele tede Säge und Sprünge gemacht, und im schwäbischen Meere war er gar eine Weile ganz verflohen. Er hätte stiebriefflich gesucht werden können. Der Main mit seinem stillen, ebenen Laufe ist die schlanke Braut. Schön sind sie beide, das muß ihnen ihr Feind lassen. Sie sind auch füreinander bestimmt, und die Mainzer Glocken läuten alle Tage aufs neue zu ihrer Hochzeit. Doch habe ich in meiner Jugend sagen hören, daß es bei ihnen nach der Hochzeit eine geraume Zeit währe, ehe sie sich recht miteinander vertragen und sich recht ineinander finden. Das blaue Wasser des einen soll von dem grünen des andern noch weit hinab zu unterscheiden sein. Ob das wahr ist, weiß ich nicht. Nur so viel weiß ich ganz gewiß, daß unter dem engen Felsen, durch die sich der arme Strom mit Seufzen durchdrängen und zwingen muß, da, wo die Vorelei mit der langen Nase höhnisch auf seine blutsaure Arbeit hinunterblickt, die Vereinigung völlig vollzogen ist. Da weiß niemand mehr, was Rhein und was Main ist.“

F. B.

**Angelus Silesius** in seinem „Cherubinischen Wandersmann“. Eine Auswahl aus des Dichters religiös-philosophischen Sprüchen. Zusammengestellt von Dr. Hermann Brunnhofer. Verlag von Fr. Semminger, Bern. Preis: M. 1.50.

Auf 78 Seiten bietet dies schmucke Büchlein Sprüche über Natur, Raum, Zeit und Ewigkeit, Gott, Seele, Glaube, Werke und Liebe, Freiheit, Seligkeit zc. Von den zum großen Teil mystisch-pantheistischen Sentenzen lassen wir etliche folgen: „Gott zürnet nie mit uns, wir dichten's ihm nur an: unmöglich ist es ihm, daß er je zürnen kann.“ „Gott ist so viel an mir als mir an ihm gelegen; sein Wesen helf' ich ihm, wie er das meine, hegen.“ „Der Leib von Erde her wird wiederum zur Erden. Sag, weil die Seel' von Gott, ob sie nicht Gott wird werden?“ „Viel Böher, viel Beschwer; wer eines recht gelesen (ich meine Jesum Christ), ist ewiglich genesen.“ „Wer sich an Christus stößt (er ist ein Felsenstein), zerschellt: wer ihn ergreift, kann ewig sicher sein.“ „Gott schätzt nicht, was du Gut's, nur wie du es getan; er schaut die Früchte nicht, nur Kern und Wurzel an.“ „Mensch, des Gerechten Schlaf ist mehr bei Gott geacht't, als was der Sünder bet't und singt die ganze Nacht.“

F. B.

**Gottes Stadt und ihre Brunnlein.** Erzählung von Nik. Fries. 4. Auflage. 312 Seiten Oktav. Verlag von J. F. Steinkopf in Stuttgart. Preis: Gebunden M. 4.

Fries ist von Kennern als „vorbildlicher Volksschriftsteller“ bezeichnet worden. Diesen Ruhm rechtfertigt die vorliegende Erzählung, die niemand ohne großen Genuß und reichen Gewinn für Herz und Gemüt lesen wird. F. B.

**Die ollen vielen Jungs und andere hinterpommersche Geschichten.** Von E. von Erben.

Dieser Band von 212 Seiten bietet sieben naturgetreue, drollige Erzählungen aus dem Bauernleben in Hinterpommern. Wer Erholung bedarf und etwas Plattdeutsch versteht, der nehme diese Geschichten mit in seine Ferien! F. B.

**Die letzten Lebensjahre des Paulus.** Von Mag. theol. Johannes Frey. Verlag von Edwin Runge in Groß-Richterfelde, Berlin. Preis: 70 Pf.

Dieses Schriftchen sucht den Beweis dafür zu erbringen, daß Paulus nicht im Jahre 64 sofort nach seiner ersten zweijährigen Gefangenschaft in Rom zugleich mit Petrus den Märtyrertod erlitten habe, sondern daß Paulus nach dieser Gefangenschaft erst noch eine Reise in den Orient und nach Spanien gemacht habe und etwa im Jahre 67 in Rom enthauptet worden sei. F. B.

**C. Bertelsmanns Verlag in Gütersloh hat uns zugesandt:**

1. „Die Entstehung des Neuen Testaments“ von D. Bonwetsch. (40 Pf.)
2. „Die Gleichnisse des Herrn“ von D. Fr. Hasbagen. (M. 1.10.)
3. „Gabe und Aufgabe der lutherischen Missionskirche Südafrikas“ von Missionsdirektor D. Genfichen. (60 Pf.)
4. „Die Abendmahlslehre der lutherischen Kirche“ von D. Ludwig Schulze. (M. 1.20.) In dieser letzten Schrift wird die Lehre Zwinglis und Calvins charakterisiert, wie folgt (S. 139 ff.): „Von dieser lutherischen Lehre ist die Lehre der schweizerischen Reformatoren im Kampf gegen die römische Kirche abgewichen. Um die Ehre des allein und allmächtig waltenden Gottes wiederherzustellen, lehrte Zwingli in der Abendmahlsfeier nur eine Erinnerung und ein Gedächtnis des Todes Christi, woran uns Brot und Wein an den gebrochenen Leib und das vergossene Blut Christi sinnbildlich erinnern sollen. Zwingli hat von Anfang an gegen den Aberglauben in der römischen Messe als wichtigsten Gegen Grund betont, daß die Sacramente keine Gnade bringen. Für den Geist sind sie nicht notwendig, und insofern ist das Mahl des Herrn nur eine Erinnerung an Christi Tod, nicht Siegel der Vergebung der Sünden. Alles, was Christus getan hat, wird nur zu einer lebendigen Vergegenwärtigung. Ihm ist also das Abendmahl nur ein Gedächtnisritus, in welchem Christus nichts tut und nichts gibt, sondern nur die Essenden sich Christi Wohlthaten vergegenwärtigen, was natürlich ja auch ohne dieses Essen durch die Verkündigung des Evangeliums sich vollzieht. Diese Auffassung nennt Calvin eine nüchterne und profane und nahm statt derselben eine wirkliche Glaubensgemeinschaft mit dem im Geist allgegenwärtigen Christus an, mit welchem der Gläubige, der auf Erden Brot und Wein empfängt, durch den Glauben in den Himmel erhoben wird und dort persönlich mit Christo eine Gemeinschaft schließt. Zu vergleichen der Consensus Tigurinus, in welchem Calvin sich am meisten der lutherischen Lehre zu irenischen Zwecken angenähert hat, wenn er sagt: Christus zieht uns im Abendmahl zu sich in den Himmel, damit er uns die lebendigmachende Kraft seines Fleisches einflöße. Damit ist das Wesen des Sacraments aufgehoben, denn in demselben kommt Christus zu uns herab. Eine sacramentliche Gabe wird den Genießenden nicht zuteil, nur die Wirkung der Feier wird bei ihm kräftiger betont. Betont auch Calvin mehr die Gegenwart Christi im Abendmahl und eine Heilswirkung auf die Feiernden, so ist seine Lehre doch wesentlich, wie Rothe mit Recht hervorhebt, im Grundprinzip dieselbe wie die Zwinglische. Es kommt Jesu Wort und des Apostels Lehre nicht zu ihrem Recht; es ist kein Sacrament, keine heilige Handlung, in welcher Christus auf Erden die Seinen mit seinem wirklichen Leib und Blut in lebensvolle Gemeinschaft setzt; es ist eine Trennung der göttlichen und der menschlichen

Natur; es ist nicht der wahre Leib und das wahre Blut, das den Gläubigen zu essen und zu trinken von Christo selbst dargereicht wird; es werden der Seele, wenn sie sich durch den Glauben in den Himmel erhebt, von dem dort erhöhten und verklärten Leib Christi geistliche Kräfte mitgeteilt, also ein zweiseitiges Mahl, eins auf Erden, eins im Himmel, gelehrt. Der Leib des Herrn im Himmel wird vom Brot auf Erden getrennt.“ J. B.

Die Hinstorffsche Verlagsbuchhandlung, Wismar i. M., hat uns zugesandt:

„Friedr Reuters Religion.“ Ein Gedendblatt zum 100jährigen Geburtstage des Dichters. Von Lic. Dr. J. R. Hanne.

Edwin Kunges Verlag in Groß-Pichterfelde, Berlin, hat uns zugesandt:

1. „Paulus als Seelsorger“, von D. C. F. Georg Heinrici. (50 Pf.)
2. „Die Erlösungslehre des Quoran“, von W. Rnieschte. (50 Pf.)
3. „Die geschichtliche Offenbarung“, von R. Girgensohn.

Success Printing Co., St. Louis, Mo., hat uns zugesandt:

„Homiletisches Reallexikon nebst Index Rerum“ von E. Eckhardt. 8 — Heft 15. Dies von uns schon wiederholt empfohlene Werk ist zu bestellen bei Rev. E. Eckhardt, Blair, Nebr. J. B.

## Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

### I. Amerika.

Die Vereinigungsbewegung unter den drei norwegischen Kirchenkörpern, der „Norwegischen Synode“, der „Hauges-Synode“ und der „Vereinigten Kirche“, ist am 13. Dezember vorigen Jahres bei einer Versammlung des „Vereinigungs-Komitees“ im Seminar des letztgenannten Körpers zu Minneapolis zum Abschluß gekommen. Das gemeinschaftliche Protokoll, welches uns in identischer Fassung in „Kirketidende“ und „Lutheraneren“, beide vom 28. Dezember, vorliegt, berichtet, daß gleich in der ersten Sitzung Prof. Stub im Namen der Delegaten der Norwegischen Synode eine Erklärung verlas, in welcher sich letztere darüber beschwerten, daß Präses Dahl von der Vereinigten Kirche „in seiner amtlichen Kapazität“ in seinem Jahresbericht an seine Synode erklärt habe, die Gnadenwahlthesen D. Stubs enthielten gewisse Punkte, „denen das Komitee nicht mit gutem Gewissen als biblischer und lutherischer Lehre zustimmen konnte“. Hieran anknüpfend, erklärten die Delegaten der Norwegischen Synode: „Hätten unsere Distrikts-synoden um Präses Dahls Urteil über unsere Thesen gewußt, so würden sie wohl, nach dem zu urteilen, was von vielen ausgesprochen wurde, sich zu weiteren Verhandlungen mit den Vertretern der Vereinigten Kirche anders gestellt haben. Darum stellen wir dies als unabwiesbare Forderung für weitere Verhandlungen mit den Vertretern der Vereinigten Kirche, nicht daß unsere Thesen als eine Thesenreihe [nicht die Thesen in ihrer Gesamtheit. D.] behandelt werden, sondern daß angegeben werde, in welchen Thesen die unbiblische und unlutherische Lehre enthalten ist, daß der Nachweis hierfür geliefert werde, und daß diese Punkte die Grundlage für unsere Verhandlungen bilden.“ Hierauf wurde von Prof. Johnson vorgeschlagen, „daß wir P. Eastwolds Thesen unsern Verhandlungen zugrunde legen“. In der Nachmittags-sitzung wurde dieser Vorschlag angenommen, und die Ver-

handlungen über die neue Thesenreihe begannen. Nachdem der erste Punkt verlesen war, erklärte D. Stub, daß die Kolloquenten der Norwegischen Synode an den Verhandlungen nicht teilnehmen würden. Prof. Hansen schlug nun vor: „Das Gesamtkomitee ersucht das Komitee der Vereinigten Kirche, recht bald morgen früh einen oder mehrere der Differenzpunkte vorzulegen.“ Dieser Vorschlag wurde von Prof. Skildahl dahin amendiert: „und daß diese Punkte bei diesem Kolloquium besprochen werden“. In dieser Fassung wurde der Vorschlag angenommen und die Frage an die Kolloquenten der Norwegischen Synode gerichtet, ob dieses „Zugeständnis“ sie befriedige. Diese Frage wurde verneint „im Hinblick auf den Grund, der während der Besprechung genannt worden sei“. Am nächsten Vormittag erschienen die Vertreter der Norwegischen Synode nicht mehr zu den Verhandlungen. Sie haben ihre Handlungsweise in einigen dem gemeinschaftlichen Protokoll angehängten Bemerkungen folgendermaßen gerechtfertigt: „Die in unserer Erklärung gestellte Forderung der Gerechtigkeit, nämlich daß das von Präses Dahl . . . ausgesprochene Urteil . . . zuerst und zuvörderst zum Gegenstand der Verhandlungen gemacht, die Verechtigung desselben nachgewiesen, oder das Urteil widerrufen werde, wurde niedergestimmt. Aber damit nicht genug, wurde Präses Dahls Urteil von andern Gliedern des Komitees der Vereinigten Kirche gutgeheißen. Die alten Beschuldigungen falscher und calvinisierender Lehre wurden wiederholt. Es wurde insinuiert, daß sich in unsern Thesen Schlupflöcher für den Calvinismus fänden. Unter diesen Umständen sahen wir keine Aussicht auf irgendwelche fruchtbringende Verhandlungen, was wir ein über das andere Mal in der Versammlung aussprachen. . . . Zu dem gewiß wohlgemeinten Vorschlag, der hernach von einem Vertreter der Hauges-Synode gemacht wurde, doch ein wenig Rücksicht auf unsere Forderung zu nehmen, haben wir nicht dieses zu bemerken: Nachdem die Entscheidung gegen uns gefallen war, die alten Beschuldigungen wiederholt waren, die Behandlung einer neuen Thesenreihe bereits begonnen hatte, und unsere Erklärung, daß wir nicht weiter an den Verhandlungen teilnehmen würden, bereits abgegeben war — nach all diesem dasjenige, welches uns jetzt die große Hauptsache und dessen Behandlung die unabwiesbare Bedingung für unsere Teilnahme an der Versammlung war, eine reine Nebensache bleiben zu lassen, die nach Gutbefinden während der Versammlung (ohne Bestimmung wann) verhandelt werden könne — wer konnte unter solchen Umständen erwarten, daß man gegen uns gerecht sein wollte?“ Die 14 Sätze der Castvoldschen Thesenreihe wurden in zwei Sitzungen am 14. Dezember von den Vertretern der Hauges-Synode und der Vereinigten Kirche angenommen, und darauf einigte man sich auf einen bei diesen beiden Kirchenkörpern nächstens einzubringenden, die Aufrihtung von Kirchengemeinschaft bezweckenden Vorschlag. D.

„*Evangelist-Lutherst Kirketidende*“ und *Lutheran Herald* bringen beide in ihren Schlußnummern für das verflossene Jahr eine Trauerbotschaft aus dem Kreise unserer norwegischen Brüder. D. Ulrik Wilhelm Koren, der Präses der Norwegischen Ev.-Luth. Synode von Amerika, starb am 19. Dezember 1910 in seinem 84. Lebensjahre im Pfarrhause zu Washington Prairie, Iowa. D. Koren wurde am 22. Dezember 1826 zu Bergen in Norwegen geboren, absolvierte die „Kathedral-Skole“ seiner Vaterstadt im Jahre 1844 und das theologische Kurrikulum an der Universität Chri-

stiania in 1852. Er übernahm dann eine Lehrerstelle an der Nissenschen Lateinschule in Christiania und trat im folgenden Jahre mit Eise Elisabeth Nyfing von Laurvig in den heiligen Ehestand. In demselben Jahre nahm er einen Beruf nach Little Iowa (jetzt Washington Prairie) an und wurde am 21. Juli ordiniert. Als eine Merkwürdigkeit aus seinem Amtsleben wird erwähnt, daß er 55 Jahre ohne Unterbrechung derselben Gemeinde die Weihnachtspredigt halten durfte, und zwar jedesmal über das Weihnachtsevangeli-um. P. Koren war seinerzeit der erste norwegisch-lutherische Prediger westlich vom Mississippiflusse und bediente eine Parochie, die über Hunderte von Quadratmeilen zerstreut war und heute von 20 Pastoren versorgt wird. "All the hardships of pioneer life fell to his lot. Means of transportation and accommodations were, of course, extremely primitive; and his own account of his experiences during those early years is, besides being intensely interesting, also instructive in showing the manner of man he was to abandon prospects of promotion and distinction in his native country and take up pastoral work in a pioneer settlement in America where none could foresee the marvelous development which since that time has taken place." — Die Gründung der Norwegischen Synode fällt zusammen mit Korens Ankunft in Amerika, und seine-eigene Entwicklung ist mit der seiner Synode aufs innigste verflochten. Im Jahre 1855 diente er seiner Synode als Sekretär, 1861 wurde er Glied des Kirchenrats, von 1876 bis 1894 war er Präses des Iowa-Distrikts und von 1894 bis an seinen Tod, als Nachfolger des seligen G. A. Preuß, Allgemeiner Präses. Bei Gelegenheit des 50jährigen Jubiläums seiner Synode verlieh ihm die Fakultät des Concordia-Seminars zu St. Louis den Titel eines Doktors der Theologie, und der König von Norwegen und Schweden erhob ihn zu einem "Commander of the Order of St. Olaf". D. Koren war ein Schrifttheolog der altlutherischen Schule. Seine theologische Gesinnung kommt trefflich zum Ausdruck in dem von ihm empfohlenen Siegel seiner Synode: *Ἐγγάρτου!* Mit den Führern unserer Synode war er innig befreundet und vertrat in Lehre und Praxis die Stellung unserer Synode. Er hat deswegen das Bekennerkreuz tragen müssen, sonderlich in dem Gnadenwahlslehrstreit, der seine eigene Synode aufs tiefste erschütterte. Unsere norwegischen Brüder erleiden in dem Tode ihres obersten Synodalbeamten einen schweren Verlust. Sie seien hiermit der herzlichsten Teilnahme ihrer deutschen Brüder versichert. Die Stimmen der alten Auser im Streit verhalten allmählich entlang der ganzen Linie; aber Christus ist noch bei uns auf dem Plan mit seinem Geiste und Gaben. Unter ihm, dem alten, bewährten Führer, ziehen wir weiter in den alten Kampf zu neuen Siegen und machen uns das Gedächtnis unserer heimgegangenen Lehrer durch seine Gnade in der Weise zunütze, daß wir ihrem Glauben nachfolgen. D.

Von Eifer mit Unverstand zeugt es, wenn der *Lutheran* S. 137 schreibt: "On the afternoon of Reformation Sunday, Lutherans of the Synodical Conference, better known as Missourians, had a mass meeting in the Auditorium of St. Paul. Of course, no others were invited, because Missourians are so intensely narrow, that they will not even pray with others of the same faith, simply because they do not bear the Missouri stamp. . . . One of the greatest inconsistencies of these brethren in the faith is the fact, that, while they will not recognize other Lutherans, who stand absolutely on the same confessional basis, they are very ready to receive members

confirmed in our churches, without any question as to the faith, and do not even show the courtesy of asking for a letter of standing or honorable dismissal." Sobald der *Lutheran* uns davon überzeugt, daß die wirkliche Stellung des Generalkonzils in Lehre und Praxis mit der unsrigen identisch ist, reichen wir den Konziliten mit Freuden die Hand und werden sie herzlich einladen zu allen unsern Festen und Feierlichkeiten. Was wir aber am Konzil bisher vermißt haben, ist der lutherische Ernst mit lutherischer Lehre und Praxis.

F. B.

**Die Augustanasynode und die Episkopalen.** Das „Kirchen-Blatt“ schreibt: „Wir berichteten früher einmal, daß die Bischöfe der englischen Staatskirche den Versuch machten, die schwedische Landeskirche zu einer Vereinigung mit der englischen zu veranlassen, und nicht auf Grund des gleichen Glaubens und Bekenntnisses, sondern auf den Grund hin, daß beide Kirchen Bischöfe haben. Nun ist der Bischof von Salisbury in England nach Amerika gekommen, um die schwedische Augustanasynode in seine Netze zu fangen, obwohl sie keine Bischöfe hat. Er erschien nämlich vor kurzem plötzlich in Begleitung des Bischofs von Wisconsin im Augustana-College zu Rock Island, Ill. In einer Besprechung mit den Professoren der Anstalt stellte er das Ansuchen, die Synode möge das bischöfliche Regiment aufrichten und so die Wege zu einer Verbindung mit der Episkopalkirche ebnen. Wir vermuten, die lutherischen Professoren haben ihrem hohen Besucher deutlich ihre Meinung gesagt, so daß er seine Schritte nicht so bald wieder nach Rock Island lenken wird. Aber wundern muß man sich doch, daß ein Würdenträger der englischen Staatskirche so wenig Takt, so wenig Bescheidenheit, dagegen so viel Arroganz besitzt, dergleichen zu unternehmen.“

**Orientmission lutherischer Synoden Amerikas.** Der „D. L.“ schreibt: „Zuerst haben wir da das Werk der Schweden. Im Jahre 1888 kam der Syrer Ananischu und einige Jahre darauf sein Sohn Joseph zu den Schweden nach Rock Island, Ill. 1902 kehrte der Sohn nach Persien zurück. Er gründete etliche Schulen in der Gegend von Urmia und starb ganz plötzlich durch Gift im Jahre 1908. 1907 kam ein anderer Syrer, der auch in Rock Island studiert hatte, als Gehilfe M.s nach Dejata. Wegen eines unliebsamen Prozesses vor Gericht schwand sein Einfluß mehr und mehr, und man hört wenig mehr von seiner Arbeit. Ein dritter Syrer, der ebenfalls von der Augustanasynode ausgebildet war, namens Georg Azzo, wirkt seit zwei Jahren unter seinen Landsleuten in Türkisch-Sturdistan. Die Schweden haben also zwei eingeborne Arbeiter im Feld, die einigen Schulen vorstehen, aber sonst wenig Missionsarbeit tun. Die Norweger sandten einen Syrer namens Nestorius Malach. Der sammelte etwa 3000 Dollars für eine syrische Nationalschule. Die Norweger aber schienen ihm nicht recht zu trauen. Sie entsandten daher später P. Fossum; der fand weder Gemeinde, Kirche noch Schule. P. Fossum blieb nahezu drei Jahre im Ausland. Er kam im letzten Jahr zurück, um zunächst an seine Synode zu berichten und dann um neues Interesse für jenes wichtige Missionswerk zu wecken. Die Ohio-synode hatte einen sehr begabten Syrer namens Baba Schabaz in Columbus ausbilden lassen. Er sollte unter den Kurden arbeiten. Er zog seinen Gehalt, schickte ab und zu vielversprechende Berichte, tat aber herzlich wenig. Er starb in Urmia 1906. Die Jehovasynode, bestehend aus Pastoren und Gemeinden der heftischen Freikirche in Michigan u. a. St., entsandte ebenfalls einen Syrer ins Feld. Er heißt David Benjamin und

ist jetzt im Kaukasus stationiert, wo er unter den ausgewanderten Syrern missioniert. Was unsere (Generalkoncil) Erfahrung mit dem Markus Daniel war, ist noch zu frisch im Gedächtnis, um derselben hier weiter Erwähnung zu tun. So weit steht fest: die Erfahrungen, die man allenthalben mit den Syrern gemacht hat, waren mit wenig Ausnahmen schlechte. Johannes Pascha und sein Sohn Philippus sind solche Ausnahmen. Gegenwärtig hat keine lutherische Synode noch Kirche Deutschlands oder Amerikas kollektierende Syrer. Wir wissen von keinen; denn wären solche da, so wüßten wir von ihnen.“ In Verohn bei Chicago tagte im September die zweite Konferenz der intersynodalen Orientmission, auf der sechs lutherische Synoden vertreten waren. P. Hartwig von Detroit war Vorsitzender und P. Fossum von Chicago, der selber drei Jahre in Urmia als Missionar der Vereinigten Norwegischen Synode tätig war, fungierte als Sekretär. Zur Verlesung kamen unter anderm auch Briefe von Röbbelan in Hermannsburg, von Lepsius in Berlin und von Maurer im Elsaß. Dem Berichte des „D. L.“ entnehmen wir noch folgende Angaben; Im Jahre 1875 wurde Pera Johannes von P. Horning zu Straßburg nach Persien gesandt, 1885 kam als zweiter Missionar Jaure Abraham, dessen Gemeinde jetzt gegen 600 Glieder zählt, und 1895 wurde Luther Pera, Sohn des Joh. Pera, von Hermannsburg ausgesandt. So hat die lutherische Freikirche im Elsaß und in Hermannsburg jetzt in Persien drei eingeborene Pastoren mit zwei Gemeinden und vier Schulen. In Berlin gab P. Dietrich den „Nestorianerböten“ heraus und sandte 1906 drei Brüder Thomas, Simon und Timotheus Kaleiba nach Kurdistan, die aber bisher nichts Ersprießliches zustandegebracht haben. Die Deutsche Orientmission von Dr. Lepsius in Berlin, die sich zumeist in Armenien befindet, sich aber auch auf Choi und Urmia in Persien erstreckt, hat eine ganze Anzahl von Theologen, Lehrern, Medizinern, Diakonissen, Anstalten zc. im Felde. „Der deutsche Hilfsbund für christliches Liebeswerk im Orient“, der seinen Hauptsiß in Frankfurt a. M. hat, betreibt ebenfalls im Orient eine weitverbreitete und reichgesegnete Arbeit und versorgt in seinen Waisenhäusern 1900 Kinder und 169 Wittwen. Das Organ dieses Hilfsbundes ist der von P. Rohmann herausgegebene „Sonnenaufgang“.

F. B.

## II. Ausland.

**Originalhandschrift von Melancthon und Luther.** Vor einiger Zeit wurden an dem Kirchturme der Stadtkirche in Wittenberg Ausbesserungsarbeiten vorgenommen. Dabei fand man in dem Schlußknopfe des Turmes eine Anzahl Dokumente und Druckschriften. Es ergab sich bei genauer Prüfung dieses Fundes, daß es sich um eine Originalhandschrift Melancthons und um eine solche von Luther handelt. Der Inhalt der ersten Schrift behandelt in langer Ausführung die Herkunft des Namens Wittenberg, während der Lutherbrief authentisch noch nicht festgestellt worden ist. Beide Dokumente werden dem bekannten Historiker und Kirchenforscher Prof. Dr. Nikolaus Müller in Berlin zugehen, um auf ihren Inhalt genau geprüft zu werden. Zurzeit befindet sich der ganze Fund im Stadtarchiv zu Wittenberg. Er erinnert an einen ähnlichen Fall, der sich vor einigen Jahren in derselben Kirche ereignete. Bei einer Reparatur des Hauses fand man damals in dem Schlußknopf einer Kuppel einen wertvollen Stahlschiff, der die Person Luthers darstellte.

(M. E. L. S.)



**Allgemeine Ev.-Luth. Konferenz.** Die „Ref.“ berichtet: „Unter Leitung des Geh. Kirchenrates D. Ihmels aus Leipzig hielt die Engere Konferenz, das ist, der Arbeitsausschuß der Allgemeinen Ev.-Luth. Konferenz, am 23. November eine längere Sitzung in Magdeburg ab, in welcher vor allem über die nächstjährige Haupttagung eingehend beraten wurde. In Anwesenheit des Bischofs D. v. Scheele aus Bishh, des zweiten Vorsitzenden der Konferenz, und des Prof. D. Billing als Vertreters der theologischen Fakultät zu Upsala, wurde beschlossen, der wiederholt ergangenen Einladung entsprechend in der Zeit zwischen dem 28. August und 2. September 1911 die 13. Hauptkonferenz in Upsala abzuhalten. Die endgültige Bestimmung der Themen, Referenten und Prediger wurde dem Vorstande der Konferenz und dem Lokalkomitee zu Upsala übergeben. . . . Man trägt sich mit dem Gedanken, einen Separatdampfer zu nehmen, um den größten Teil der Reise auf dem Wasserwege zurückzulegen. Dabei würde einmal eine nicht unwesentliche Ersparnis erzielt und anderseits die freundliche Einladung des Bischofs von Scheele berücksichtigt werden können, einen Tag im sehenswerten Bishh zu verbringen.“ Ob es Scheele bei seinem Besuch im vorigen Jahre wohl gelungen ist, das Generalkonzil wieder für die Allgemeine Ev.-Luth. Konferenz, deren Glückwünsche er der Augustanassynode überbrachte, zu interessieren? F. B.

Von D. Bezzel, der zu den von Charlotte Schmid herausgegebenen Briefen Hofmanns an H. Schmid die Vorrede geschrieben hat, sagt Haden Schmid in der „Christlichen Welt“: „Wenn man bedenkt, wie Hofmann seinerzeit von den geseligen Lutheranern als ein Ausbund aller Keereien verschrien worden ist und wie er, auch in den vorliegenden Briefen, kein Blatt vor den Mund nimmt und diese Richtung fort und fort gebührend brandmarkt, erscheint uns der Umstand, daß ein Mann wie Bezzel das Buch empfiehlt, als ein eigentümliches und hochehrwürdiges Zeichen der Zeit.“

Aus der preussischen lutherischen Freikirche (Breslau) berichtet die „Th. B.“, S. 231: Im „Kirchenblatt für die Ev.-Luth. Gemeinden in Preußen“ befindet sich ein Artikel: „Die Ernte ist groß, aber wenige sind der Arbeiter“, in welchem betont wird, daß bei der Eröffnung der Generalsynode „das Oberkirchenkollegium, die Pastoren samt den Abgesandten ihrer Gemeinden sich feierlich und einmütiglich zur ganzen Heiligen Schrift, als dem untrüglichen und irrtumslosen Wort Gottes, und zu den Bekenntnisschriften der Kirche bekennen“. Aber wie steht es mit den Professoren, wie Dr. Stier, der zur Zeit einen Vortrag gehalten hat, aus dem hervorgeht, daß für ihn nicht die ganze Heilige Schrift das irrtumslose Wort Gottes ist, diemeil er unterscheidet zwischen Heiliger Schrift und Wort Gottes?!

Die achte Generalsynode der evangelisch-lutherischen Freikirche in Preußen (Altlutheraner) versammelte sich im September in Breslau. Die „Ref.“ schreibt: „Die Kirche zählt 60,000 Seelen, 82 Pfarreien, 81 Geistliche, 160 Gotteshäuser, ein theologisches Seminar und ein Diakonissenhaus. In der letzten Synodalperiode, 1906—1910, sind drei neue Pfarrbezirke gegründet, infolge von Ableben, Emeritierung und Amtsniederlegung 31 Stellen neu besetzt und 10 Kirchen, sowie einige Kirchtürme und Pfarrhäuser gebaut worden. Die Zahl der Schwestern im Diakonissenhaus Guben ist von 41 auf 62 gestiegen. Für die Mission werden jährlich etwa 30,000 Mark aufgebracht; die Gelder werden der Leipziger Mission zur Verfügung

gestellt. Unterm 23. Mai 1908 ist durch ein Staatsgesetz die Generalkonfession von 1845 ergänzt und erweitert worden. Dieses Gesetz befreit u. a. die Glieder evangelisch-lutherischer Landeskirchen, die nach Preußen ziehen und sich hier einer altlutherischen Gemeinde anschließen, ohne weiteres von der Entrichtung der landeskirchlichen Steuern. Mit den Landeskirchen, in denen die lutherische Lehre noch publica doctrina [auf dem Papier] ist, also mit der sächsischen, bayrischen zc., besteht Gemeinschaft. Die hannoversche Landeskirche wird nach wie vor als lutherisch angesehen; doch wird den alt-preussischen Gemeindegliedern, die nach Hannover verziehen, möglichst der Anschluß an eine der hannoverschen Freikirchen empfohlen.“

Den Modernen gegenüber hat D. Lassen auf dem Weltkongreß für freies Christentum folgendes schöne Bekenntnis abgelegt: „Das heutige Geschlecht ist dem großen Juge der Jahrtausende gegenüber ein bloßer flüchtiger Moment ohne irgendwelchen Anspruch auf besondere Bedeutung in religiöser Beziehung. Die Kraft des Gedankens und die religionsbildende Kraft sind seit den Jahrtausenden nicht gestiegen, sie sind gesunken. Aber wieder hat sich eine Stimmung herausgebildet wie vor 150 Jahren im Zeitalter der Aufklärung. Wir Heutigen sind die Klugen, die Aufgeklärten; die vor uns waren, lebten in einem finsternen Zeitalter der Unwissenheit und kommen uns gar nicht in Betracht. Der Vulgär-Nationalismus des großen Haufens brühtet sich als Schulmeisterhochmut: wer nicht denkt wie wir, ist ein Dummkopf oder ein Heuchler. Wir Heutigen sind ein ganz besonderes Geschlecht; wir sind die Modernen. Wir müssen auch einen modernen Jesus und ein modernes Christentum haben für unsere modernen Bedürfnisse. Das ist nun einfacher Unsinn. Modernes Christentum ist ebenso sinnreich wie das hölzerne Eisen, mit dem man hungrige Enten füttert. Das Christentum ist weder antik noch modern: es ist ewig. Was vor zehn Jahren modern war, ist es heute nicht mehr, und was heute modern ist, wird es in zehn Jahren nicht mehr sein. Was für ein Vorrecht können die Heutigen beanspruchen, daß es für sie einen besonderen Jesus geben müßte? Dann müßte der Heiland, der für alle Geschlechter und für alle Zeiten erschienen ist, wechseln wie die Trachten im Modejournal, die Verwechslung des Ephemeren mit dem unvergänglich Wertvollen. Dagegen zeugt die Wahrheit mit dem unvergänglichen Worte: ‚Jesus Christus, gestern und heute, und derselbe auch in Ewigkeit.‘ An diesem ewigen Jesus werden sich auch die Heutigen müssen genügen lassen, so vornehm und so auserwählt vor allen Geschlechtern sie sich dünken. Denn mancherlei Gründe legen den Zweifel an dieser Vornehmheit so nahe, daß man eher annehmen möchte, das heutige Geschlecht sei, wenigstens in religiöser Hinsicht, von hervorragender Unfruchtbarkeit.“ Dies Urteil trifft auch die Positiven, welche ebenfalls sich mit dem Problem abquälen, ein Holzisen oder ein rundes Dreieck zu konstruieren: eine neue, moderne Theologie des alten Glaubens. J. B.

Der Christliche Studenten - Weltbund, dessen Gründer John N. Mott ist, zählte 1909 in 33 Ländern 138,000 Studenten und Professoren als Glieder, von denen 59,000 Studenten und 48,000 Studentinnen auf Amerika kommen und 5526 Mitglieder auf England. Der Zweck des Bundes ist: 1. christliche Studentenbewegungen oder -organisationen in der ganzen Welt miteinander in Verbindung zu bringen und die wechselseitigen Beziehungen zu fördern; 2. sich nähere Kenntnis von den religiösen Zuständen der Studenten aller Länder zu verschaffen; 3. darauf hinzuwirken, a) daß Studen-

ten zu Jesu Christo gebracht werden als ihrem alleinigen Heiland und Gott, b) daß Studenten in ihrem geistlichen Leben vertieft werden, c) daß Studenten geworben werden für die Ausbreitung des Reiches Christi in der ganzen Welt. Motto Missionsmotto: „Evangelisation der Welt in dieser Generation!“ ist auch die Losung des Studenten-Weltbundes. J. B.

**Gleichberechtigung der Liberalen in Schweden.** Die „A. E. L. K.“ schreibt: „Auf der Pastorkonferenz des Götener Stiftes ist eigentlich im Prinzip die Gleichberechtigung der Richtungen innerhalb der Kirche proklamiert worden. Anlaß war der sogenannte Teufelsstreit, der davon seinen Ausgang nahm, daß einige angesehenere Pastoren die Existenz eines persönlichen Teufels leugneten, wobei eine Menge anderer Lehren in den Streit hineingezogen wurden, wie die von der Dreieinigkeit, der Gottheit Christi, der Versöhnung, der Sakramente. Es erfolgten Denunziationen wegen der Lehre beim Stockholmer Konsistorium und dem Lunder Domkapitel. Aber die Untersuchung endete mit Freisprechung. Bezeichnend war die Auffassung des Lunder Professors der Kirchengeschichte, Holmquist, der es als katholisch bezeichnete, wenn eine absolut bindende lehrdoltmetschende Autorität gefordert oder geschaffen würde, während „für den Protestantismus die reine Lehre ein Ideal ist, dem wir im fortgesetzten Wahrheitstreben uns zu nähern suchen.“ Von Anfang an stand tatsächlich die amerikanische Augustanaphode in unionistischer Gemeinschaft mit der Landeskirche Schwedens. Selbstverständlich billigt sie aber nicht, sondern beklagt vielmehr das Umsichgreifen des Liberalismus in der schwedischen Landeskirche. Aber Mut und Kraft zum Bruch mit der unionistischen und indifferentistischen Kirche Schwedens hat sie bisher nicht gefunden. J. B.

**Über Trennung von Kirche und Staat in Schweden** wurde im vorigen Jahr der allgemeinen Landesversammlung (eine Art kirchlicher Synode) ein Geseßentwurf vorgelegt und von Waldensteiner energisch vertreten. Aber da er aus den Reihen der Freikirchlichen kam und die Unterstützung von politisch liberaler Seite fand, stieß er auf so energischen Widerstand, daß wohl bis auf weiteres die ganze Angelegenheit begraben scheint, zumal man allgemein unter Berufung auf England und Preußen diese ganzen Bestrebungen für mindestens verfrüht und der Kirche als solcher nicht nur nicht dienlich, sondern schädlich ansieht. Durch ein neues, vom Reichstag angenommenes Geseß wird ihm noch mehr Boden entzogen. Es haben nämlich künftighin Glieder der schwedischen Kirche das Recht, nicht nur aus ihr auszutreten, sondern auch sich keinerlei Religionsgemeinschaft anzuschließen. Bisher konnte man hier eigentlich nur ü b e r t r e t e n, niemals a u s t r e t e n.

**Nämische Missionsmethoden.** Die „A. E. L. K.“ schreibt: Prof. D. Warned hatte auf Grund eines erdrückenden Tatsachenmaterials aus katholischen Quellen Kritik an römischen Missionsmethoden geübt und war daraufhin von der „Köln. Volksztg.“, unter Unterslagung dieser Zeugnisse, der „Entstellung“ katholischer Lehren und Gebräuche beschuldigt worden. Unter anderm wurde, was Warned über die „möglichst schnelle und massenhafte Heidenbekehrung“ geschrieben hatte, ein „Berebild“ genannt. Tatsächlich aber bezeugen die „Katholischen Missionen“ noch im Mai 1908, daß sich die Kolsmiffion in den 80er Jahren „zum raschen Zugreifen“ gezwungen sah; massenhaft sind, um nur neuere Daten anzuführen, die Taufen in der Todesstunde. Die „Katholischen Missionen“ zählen (1909/10, S. 273 ff.) an solchen Taufen in Toki: 681 unter 903 Erwachsenentaufen, in Nagasaki:

156 unter 452, in Kalodate: 1071 unter 1811. In dem einen Jahre 1905 fanden auf den Gebieten des Pariser Seminars „315,130 Tausen von Kindern heidnischer Eltern“ statt (Jahrb. 1906, S. 388). Von der Praxis der „Weißen Väter“ erzählt z. B. Pater Moullec, wie er auf einer Reise durch die Provinz Buda völlig unwissende Frauen sofort taufte. Eine Frau fragte der Pater: „Weißt du einige Worte von der Religion?“ „Nein“, antwortete sie, „ich kann nichts anderes als Tabak rauchen und Mubisi trinken.“ Ich stelle einige Fragen über Gott an sie. Sie weiß, daß es einen gibt; das ist alles. Ich vervollständige schnell ihren Unterricht in der Hauptsache und sende ihr, nachdem ich sie die notwendigen Hauptakte der Vorbereitung habe hersagen lassen, die Taufe.

**Intoleranz in Bayern.** Die „N. C. Z. N.“ berichtet: „Großes Aufsehen und Unwillen erregt in protestantischen Kreisen eine kürzlich erfolgte gerichtliche Entscheidung. Das Amtsgericht Memmingen hatte einen evangelischen Mann, der eine katholische Prozession nicht gegrüßt hatte, wegen groben Unfugs zu einem Tage Haft, das Landgericht Augsburg auf einjährige Verurteilung hin zu 3 Mark Geldstrafe verurteilt mit der Begründung, es sei ein grober Unfug, die Mehrzahl der Ortsbewohner in ihren religiösen Gebräuchen zu verletzen. Dem wird im ‚Vahr. Volksfreund‘ ein Gegenstück an die Seite gestellt aus einem zu Zweidritteln protestantischen Orte, wo katholische Bewohner absichtlich am Karfreitag, und zwar mit Vorliebe an der evangelischen Kirche vorbei, Mißt fahren. Auf erfolgte Beschwerde hin beantragte der Staatsanwalt Strafbefehl, aber weder das Amtsgericht Lohr noch das Landgericht Aschaffenburg gab dem Antrage statt, obwohl der Staatsanwalt des letzteren mit zutreffender Begründung sein Gutachten auf grobe Verletzung der dem protestantischen Bevölkerungssteile gebührenden Achtung z. abgegeben hatte. Die Sache wird wohl noch ein Nachspiel im Landtage haben. Soll es wirklich zweierlei Recht im Lande geben? Wir billigen nicht, wenn ein Protestant die religiösen Gefühle der Katholiken verletzt, aber ebenso möchten wir Schutz für die religiösen Gefühle der Protestanten fordern.“ Eine römische Prozession begrüßen, bedeutet für einen Protestanten Verleugnung der Wahrheit. Die Pflicht aber, die Wahrheit zu bekennen, steht höher als das Streben, die „religiösen Gefühle“ anderer zu schonen. Für wahre Toleranz scheint auch die bayerische Regierung immer noch kein Verständnis zu haben. J. B.

**Von den Schlichen der Jesuiten in Berlin** schreibt Hönssbröck: „Zahlreiche Jesuiten sind in Berlin ständig tätig. Ihr Hauptquartier ist das St. Hedwigs-Krankenhaus in der Großen Hamburger Straße. Von dort aus üben sie in Berlin und Umgebung, trotz Jesuitengesetz, die Ordensstätigkeit in umfassender und auch in echt jesuitischer Weise. Um nämlich unbehelligt ‚arbeiten‘ zu können, legen sie sich den Titel ‚Professor‘ oder ‚Doktor‘ bei, ohne auch nur die Spur eines Rechtes darauf zu haben. Und in dieser strafbaren Annahme falscher Titel werden sie vom Zentralorgan der Zentrumsparthei, von der Berliner ‚Germania‘, kräftig unterstützt. Sie veröffentlicht harmlose Ankündigungen. ‚Herr Professor‘ oder ‚Herr Doktor‘ Soundso werde bald hier, bald dort einen Vortrag, eine Predigt halten oder Exercitien geben. Die ‚Professoren‘ oder ‚Doktoren‘ sind aber Jesuiten. Zeitweilig arbeiten sechs oder mehr solcher ‚Professoren‘ und ‚Doktoren‘ gleichzeitig in Berlin.“

**Ein verheirateter Priester.** Im Jahre 1909 erschien in Frankreich ein Buch des Modernisten Abbé Goutin mit dem Titel: „Ein verheirateter Priester.“ Im Juli 1872 trat nämlich der Priester Charles Perraud, der jüngere Bruder des Kardinals Perraud, in eine heimliche Ehe mit Mme. Duval. Nachdem Mme. Duval am genannten Tage von Perraud das Sakrament empfangen hatte, wurde sie in der Sakristei von ihm eingesegnet, und fortan betrachteten sich beide als Eheleute. Nur wenige, unter diesen auch der Expater Ghacinth, wußten um diesen Schritt, und Perraud blieb in seiner Stellung als Redner, Beichtvater und Schriftsteller. Als sein Bruder, der Kardinal Perraud, später davon hörte, gebot er ihm, seine Frau zu entlassen. Der Kardinal stieß aber auf entschiedenen Widerstand und fand sich schließlich stillschweigend in die Tatsachen, ja, er ernannte sogar seinen Bruder zum Kanonikus. Die Frau starb 1887 und 1892 Charles Perraud, und zwar in den Armen seines Bruders. Obige Tatsachen hat Abbé Goutin belegt mit Originalbriefen Charles Perrauds an Pater Ghacinth. Die Römlinge erhoben zwar ein Petergeschrei über Fälschung von Briefen und Betrug von Pater Ghacinth; aber Goutin hatte die Originale und konnte sich bisher begnügen mit der Antwort: „Kommt und seht!“

J. B.

**Über den Zölibat der Priester** hat sich der Papst kürzlich geäußert und jedenfalls früher nicht übliche Zugeständnisse gemacht, die doch schließlich leicht (?) weiter führen können, zumal bekanntlich im ganzen katholischen Orient den Priestern die Ehe gestattet ist. Der neuen Äußerung liegt folgendes zugrunde. Früher war das Ehehindernis, daß ein Priester nicht heiraten konnte, auch für den Staat gültig; allmählich aber haben fast alle Staaten dieses Ehehindernis abgeschafft, so daß auch der Priester eine gesetzlich gültige Ehe schließen kann. Von diesem Rechte machen nun immer mehr Priester Gebrauch; sie treten aus der Kirche, lassen sich bürgerlich gültig zusammensprechen und gründen eine Familie. Von diesen Priestern sind nun manche aus Not oder aus Neue zur Kirche zurückgekehrt und haben versprochen, Buße zu tun, wofern sie wieder aufgenommen werden. Und die Kirche, die ja derartige Neuige immer mit offenen Armen wieder aufgenommen hat, ist auch jetzt bereit. Aber was soll nun aus der Frau und den Kindern solcher Priester werden? Und auf diese allerdings brennende Frage hat der Papst nun eine Antwort gegeben. Er hat in mehreren Fällen gestattet, daß der Priester seine Familie behält, wofern er in einem andern Orte lebt als in dem, wo er früher amtiert, und wofern sein Austritt und seine Heirat nicht zu einem öffentlichen Skandale Anlaß gegeben hat. Natürlich darf er nicht wieder seines geistlichen Amtes warten, aber da er Priester bleibt, so ist er immerhin ein mit Genehmigung des Papstes verheirateter Priester.

(E. K. 3.)

**Antimodernistencid.** Die „A. C. L. R.“ schreibt: „Bis zum 31. Dezember läuft die Zeit, innerhalb welcher dieser Eid von der höheren und niederen Geistlichkeit geleistet werden muß, und die Ordinariate haben ihre Vorschriften bezüglich der Ableistung ergehen lassen. Daraus ist zu ersehen, daß der gesamte Klerus, der in der Seelsorge und Erziehung tätig ist, auch die Emeriten, solange sie noch als confessionarii wirken, den Eid abzulegen haben. Die an den theologischen Fakultäten der staatlichen Universitäten angestellten Professoren sind in besonders schwierige Lage gekommen. Vier

Münchener Theologieprofessoren haben auf die Seelsorge verzichtet, um dem Modernisteneide zu entgehen. Es sind dies die Vorstände des kirchenhistorischen, kanonistischen und exegetischen Seminars der Universität München, Dr. Knöpfler, Giel und Götzberger, sowie der Moralthnolog Walter, Sohn des verstorbenen Merikalen Kammerpräsidenten und Bruder des Zentrumsabgeordneten Landgerichtsrates Walter in München. Vom Hoffner tritt der Jeremoniar Dr. Feldwein des Modernisteneides wegen aus der katholischen Kirche aus, um eine altkatholische Professur in Bonn zu übernehmen. Er hat dem Oberhofmeister bereits seine Entlassung eingereicht. Außerdem tritt ein hervorragender Universitätsprofessor aus der Kirche aus. Wer das *Motuproprio* des Papstes, *Sacrorum antistitum* auf seinen Inhalt hin prüft, kann es wohl verstehen, daß innerhalb der katholischen Kirche selbst sich Stimmen erheben, welche den Modernisteneid als eine unerhörte Knebelung der Gewissen, ja als eine kulturfeindliche Tat bezeichnen, welche die katholische Wissenschaft degradieren und das Verhältnis der katholischen Kirche zum Staat wie zu den andern Konfessionen aufs nachteiligste beeinflussen muß.“ Dem *Osservatore Romano* zufolge sind die Professoren der bayerischen Universitäten von dem Modernisteneid entbunden. Der *Osservatore* schreibt: „Da von verschiedenen Seiten angefragt ist, ob der durch das jüngste *Motuproprio* des Papstes geforderte Eid nur für die Professoren derjenigen katholischen Universitäten, die unmittelbar von den Bischöfen abhängen, oder auch für die katholischen Professoren der vom Staate abhängigen Universitäten vorgeschrieben sei, wurde von Rom die Antwort erteilt, daß die Vorschrift natürlich nur die ersten angeht.“

§. B.

**Severissimus censor der Presse.** In seinem Dekret wider den Modernismus erneuert der Papst die von ihm schon früher erlassene, aber bisher nicht durchgeführte Maßregel, daß jedes katholische Pressezeugnis einen ständigen kirchlichen Beistand und in Gewissenhaftigkeit eifrigen (*severissimus*) Zensor haben müsse. Die katholischen Journalisten haben einen Eid abzulegen, ähnlich dem der Lehrer an den Predigerseminaren. Ein Exemplar jeder Nummer muß der bischöflichen Kurie zur Prüfung vorgelegt werden, und zwei Exemplare sind dem Staatssekretariate im Vatikan zu Rom einzusenden. Den Bischöfen ist es verboten, schriftlich oder mündlich Zeitungen zu unterstützen oder gar zu empfehlen, die nicht in einer Probezeit von mindestens einem Jahre die Beweise und Garantie vollkommener Rechtgläubigkeit gegeben haben. Es ist sodann jede Polemik mit Beschimpfungen unter katholischen Blättern aufs strengste verboten, und es wird den Blättern dringend ans Herz gelegt, die höchste Achtung vor jener Presse zu bezeugen, die seit so vielen Jahren in der Wresche steht und mit nicht geringen Opfern die Rechte der Kirche und des Papsttums verteidigt. Für die Zukunft werden nicht mehr als drei Verwarnungen vonseiten der kirchlichen Behörde für jedes katholische Blatt zugelassen. Die erste Ermahnung wird mündlich dem geistlichen Zensor der periodischen Druckschrift übermittelt, die zweite Ermahnung geht als schriftliche Warnung an den Chefredakteur, die dritte muß in verschiedenen katholischen Blättern veröffentlicht werden. Sollte der Chefredakteur die Veröffentlichung seiner Ermahnung im eigenen Blatte verweigern, so muß der Bischof die Zeitung verdammen; wenn dagegen der Chefredakteur die Ermahnung veröffentlicht, so wird ihm vom Bischof eine Frist von drei Monaten gesetzt, um Beweise seiner Reue und Besserung zu geben; fällt er jedoch innerhalb dieser Frist in sein altes Verschulden zurück,

so wird die Zeitung endgültig verdammt werden. Die Priester müssen von jeder Redaktionsstätigkeit ausgeschlossen bleiben. (E. S. 3.)

Das päpstliche Dekret über die Zulassung der Kinder von sieben Jahren zur ersten Kommunion hat die Priester Frankreichs in nicht geringe Verstärkung versetzt. Warum, fragten sie sich, diese neuen Schwierigkeiten, nachdem schon über die Hälfte der Katholiken sich von der Kirche zurückgezogen hat? Wohl dachte man, daß die wenigsten Kinder mit sieben Jahren sich zur Kommunion melden würden, aber man fürchtete den Bruch in der bisherigen Ordnung. Und so versammelten sich die Bischöfe der Gegend von Toulouse und setzten folgendes fest: Es gibt fortan drei Kommunionen: 1. die mit sieben Jahren, zu welcher aber die Kinder besondere Eigenschaften mitbringen müssen, worüber sie genau geprüft werden; 2. eine mittlere mit neun oder zehn Jahren, zu welcher nur diejenigen der ersten Kategorie zugelassen werden, und 3. die bisherige, feierliche vom elften Jahre ab, nachdem das Kind seinen Katechismus gelernt und somit sich auch verpflichten kann, der Lehre seiner Kirche treu zu sein. Die Eltern werden bei Androhung der Absolutionsverweigerung angehalten, ihre Kinder bis zur letzten Kommunion festzuhalten. Auf diese Weise hat man das päpstliche Dekret umgangen und scheinbar demselben doch sich gefügt. Ein Abbe Jouin an der Augustinerkirche in Paris hat in einer gründlichen theologischen Arbeit nachgewiesen, daß der Papst und seine Berater in dieser Frage nicht mit Thomas von Aquino und andern berühmten Theologen übereinstimmen. Aber was hat die Wissenschaft zu sagen, wenn einmal der Unfehlbare geredet hat? Was er gesagt hat, muß bleiben. Und die Priester drehen, winden und — fügen sich. (N. E. 2. St.)

**Verschleppung deutscher Mädchen nach amerikanischen Klöstern.** Aus Heidelberg wurde der „Mannheimer Volksstimme“ geschrieben: „Heute verließen etwa 25 bis 30 junge katholische Mädchen aus Baden — es sollen 18 davon aus dem badischen Hinterlande gekommen sein — ihre Heimat und ihre Familie, um in blinder Einfalt und völliger Unwissenheit eine Reise anzutreten, die sie vielleicht für immer scheiden soll von Vater, Mutter, Bruder, Schwester und Verwandten, die Reise in ein amerikanisches Kloster. Der Treff- und Sammelplatz der Opfer war heute hier in Heidelberg, wo sie von zwei Ordensschwestern in Empfang genommen wurden. Manches dieser jungen, gänzlich unerfahren im Leben stehenden Mädchen (viele sind bisher wohl noch nicht aus ihrem Heimatsorte hinausgekommen) soll recht hart, andere wieder leicht Abschied genommen haben. Bekanntlich reisten seit einigen Monaten diese zwei Klosterschwestern im Lande herum, um sich diese — zumeist sehr vermögenden — Mädchen anzuwerben. Wie die hohe Zahl der Angeworbenen beweist, ist ihnen dies auch ganz gut gelungen.“ Das obige Blatt meint, daß hier die Staatsgewalt eingreifen sollte.

**Staat und Klerus in Spanien.** Die „N. E. 2. St.“ schreibt: „Der Klerus steht dort noch viel tiefer in seiner Erkenntnis als in andern romanischen Ländern, geschweige denn in Deutschland; er ist noch vollkommen in allen mittelalterlichen Anschauungen, die dem Begriff des modernen Staates strikt widersprechen, besangen und betrachtet soziale Nöte nur nach dem alten Schema von Armut und Wohlthun. Armut ist eine Tugend. Not ist gut als Gelegenheit zur christlichen Übung des Almosengebens. Wissen ist eine unnütze Bürde auf dem schmalen Wege zum Himmel. Staat ist ein Ding zum Schutze der Kirche. Irdischer Beruf ist bestenfalls ein notwendiges

abel. Vielleicht finden deutsche Katholiken empört, das sei ein Zerrbild spanisch-katholischer Anschauungen; aber sie irren sich; das ist sogar nur eine leichte Andeutung des wahren Bildes. In Barcelona gibt es schwerreiche Klöster, in denen andächtige Arbeiterinnen um einen Hungerlohn fronen, während draußen andere in Arbeitslosigkeit verkommen, weil sie gegen die Konkurrenz der Klöster nicht aufkommen können. Das Gut zur Toten Hand wächst, die Unbildung aber auch; und dabei wäre die Kirche mit ihrem Gelde wohl imstande, selbst dem letzten Analphabeten zu Leibe zu gehen. Sie will es nicht. Sie will *quieta non movere*. Der Staat aber drängt vorwärts, der Staat will nicht hinter den andern Kulturbölkern zurückbleiben, der Staat will Entwicklung — und da ist der Konflikt gegeben.“

Der vierte internationale Kongreß zur Bekämpfung des Mädchenhandels, der in Madrid tagte, hat beschlossen, eine gleichmäßige Strafgesetzgebung zur wirksamen strafrechtlichen Verfolgung der Mädchenhändler in allen Ländern zu schaffen. Während durch die bisherigen Bestimmungen nur die Verkäufer getroffen wurden, sollen fortan auch die Agenten, Zwischenhändler und Käufer mitbestraft werden. Ebenso wurde beschlossen, in allen auf den Mädchenhandel bezüglichen Gesetzesparagrafen der verschiedenen Länder das Wort „*Traite des Blanchés*“ durch „*Traite des femmes*“ zu ersetzen, da nicht nur die weißen, sondern auch die farbigen Frauen aller Weltteile vor Schande geschützt werden müßten. Die einzelnen Komitees sollen ferner auf die gesetzgebenden Körperschaften in dem Sinne wirken, daß die zum Schutz der minorennen weiblichen Personen erlassenen Gesetze auch auf die majorennen ausgedehnt werden. Um eine größtmögliche Gleichmäßigkeit der einzelnen Gesetzesparagrafen bezüglich des Mädchenhandels zu erzielen, wurde das spanische Komitee beauftragt, die Gesetze aller Länder zu sammeln und durchzusehen. Endlich ist noch hervorzuheben, daß den Stellenvermittlungen die Gewerbefreiheit genommen und dieselben durch humanitäre Einrichtungen ersetzt werden sollen, die sich mit der Stellenvermittlung für weibliche Personen befassen werden. (E. R. 3.)

**Graf Tolstoi.** Die „E. R. 3.“ schreibt: Am 20. November (1910) ist Graf Tolstoi gestorben, und zwar in einer Weise, die seinen zahlreichen Verehrern deutlich zeigt, daß er nicht der gewesen ist, der er ihnen erschienen, nicht der wirklich Frieden gehabt und Frieden gestiftet hat. War es schon in den letzten Jahren bekannt geworden, daß er keineswegs der anspruchslöse Mann war, der auf alle Genüsse der Erde verzichtete und seinen Reichtum in den Dienst seiner Brüder stellte (seine eigenen Arbeiter hatten es um nichts besser, eher schlechter als die auf andern größeren Gütern), so haben die letzten Wochen und Tage gezeigt, daß er nicht einmal in seinem eigenen Hause Frieden hatte, sondern sein Haus floh, um auswärts in der Stille Frieden zu finden. Aber vergeblich; während er die Seinen floh und unftet und flüchtig umherirrte, ereilte ihn der Tod, und selbst auf dem Sterbebette hat er nicht Frieden gemacht, weder mit seiner Gattin noch mit der Kirche, in der er geboren war, trotzdem beide ihm den Frieden anboten. Seine Gattin eilte ihm nach, aber wurde nicht vorgelassen; die Kirche ließ ihn zur Rückkehr mahnen, der Metropolit von Petersburg telegraphierte ihm: „Seit dem Augenblicke Ihres Bruches mit der Kirche betete ich ununterbrochen und bete noch, daß Gott Sie zur Kirche zurückführe. Es mag sein, daß er Sie bald vor sein Gericht ruft. Ich flehe Sie, den Kranken, an: Veröhnen Sie sich mit der Kirche und dem rechtgläubigen russischen Volke! Gott segne



und schütze Sie!“ Aber auch diese Bitte war vergeblich. In den Nachrufen aus den Federn seiner Anhänger fehlt es natürlich nicht an überschwenglichkeiten. So schreibt Gerhard Hauptmann: „Tolstoi ist tot. Die Welt hat ihren zweiten Savonarola verloren. (1) Der einzig große Christ (11) der Zeit ist nicht mehr. Die Kirche hat ihn verflucht. Sie würde seinen Leib zu Asche verbrannt haben wie den Savonarolas, wenn sie die Macht dazu besessen hätte. Wiederum ist der wahre Christus (11), der wahre Gesalbte, ein Stein des Anstoßes und das heilige Argerniß. . . . Er war ein Mensch, er war unser Bruder; es brannte in ihm das verzehrende Feuer der Menschlichkeit. Das nahm der Synod für das Feuer der Hölle. Tolstoi war kein Reformator, er war mehr. Wer das nicht spürte, solange er lebte, der spürt es jetzt, wo seine Laufbahn geschlossen ist. Wer es jetzt nicht spürt, der wird es in zwanzig Jahren spüren. Furchtbar und stärker als die des Lebendigen pocht die heilige Geistesfaust des Toten gegen die Kirchthür und sie greift hindurch und sie schreibt an die innere Kirchentwand mit feuriger Schrift ihr ‚Mene, mene, tekel upharsin‘.“ Wie ein vernünftiger Mensch so etwas schreiben kann, ist schwer zu verstehen. Wie ganz anders urteilt dagegen der Zar! Auf den Bericht des Ministers des Innern über den erfolgten Tod Tolstois machte der Kaiser eigenhändig den Vermerk: „Ich bedaure herzlich den Tod des großen Schriftstellers, der in der Blüthezeit seines Talentes in seinen Schöpfungen vaterländische Typen der ruhmvollen Jahre des russischen Lebens verkörpert hat. Gott der Herr sei ihm ein gnädiger Richter!“

Ein russisches Urteil über Tolstoi wird im „Tag“ veröffentlicht, das zu denken gibt. Zuerst werden diejenigen als Verehrer Tolstois genannt, denen der Mann mit seiner Botschaft, soweit sie religiös war, die Predigt der Kirche ersetzte, ohne ihr Leben weiter zu beeinflussen, sodann diejenigen, die an seiner Kritik der gegenwärtigen Kulturzustände Wohlgefallen hatten. Dann heißt es weiter: „Es gab aber noch eine Kategorie von Menschen, welche zu den drei eben erwähnten nicht gehörten: die mit tief gläubigem Herzen in sich aufnahmen, was der mit Luxus und allem modernen Komfort umgebene Graf Tolstoi predigte. Er entsagte bis wenige Tage vor seinem Tode einem behaglichen Leben nicht; er, der jede Wissenschaft verneinte, hielt sich einen Hausarzt, der beständig auf dem Gute lebte, der sein Leibarzt war. Er, der über uns spottete, daß wir die Oper besuchen, ließ sich stundenlang Musik vortragen; der verlangte, es sollen keine Schulen sein, weil sie das Gehirn der Menschen verdrehen, die Herzen von Gott abkehren, duldeten um sich die Gouvernanten und Hauslehrer seiner Enkel; der Einfachheit in der Lebensweise predigte, saß am mit Silberbesteckten servierten Tische, trug seidene Unterhemden und darüber den einfachen Bauernkittel. Er, der verlangte, man solle der Regierung keine Abgaben zahlen, denn jede Regierungsform ist schädlich, ließ ganz ruhig seine Frau die Abgaben entrichten. Er, der gebot, es soll kein persönliches Eigentum existieren, hatte, um nicht den Vorwurf zu haben, alles seiner Gemahlin verschrieben, auch die Einkünfte von dem Ertrage seiner Werke. Dieses Häuflein ungebildeter Menschen befolgte buchstäblich alles, was er von andern verlangte, und — selbst nicht tat.“ Diese dritte Art waren besonders die Duchoborzen, die bekanntlich nach Kanada ausgewandert sind. Die Verfasserin des Artikels macht es Tolstoi zum Vorwurf, daß er nicht durch ein aufklärendes Wort die Duchoborzen von ihrem Leidenswege zurückgehalten hat. — So berichtet die „Re-

formation“. Es stimmt also nicht mit den Tatsachen, wenn z. B. auch der *Lutheran Observer* Tolstoi rühmt als „great and good man“. F. B.

**Hädels Austritt aus der Landeskirche** hat in weiten Kreisen ein Gefühl der Erleichterung hervorgerufen, weil das bisherige Verhältnis und Verhalten mit Wahrheit und Wahrhaftigkeit in Widerspruch stand. Hädel schrieb darüber an das „*Berliner Tageblatt*“: „Innerlich habe ich diesen Austritt schon vor mehr als 50 Jahren vollzogen, nachdem ich durch meine wissenschaftlichen Studien von der Unhaltbarkeit der christlichen Glaubenslehren überzeugt worden war. Äußerlich ihn durch amtliche Erklärung zu bestätigen, habe ich bisher aus Familienrücksichten gezögert.“ Diese Rücksichten seien jetzt gegen andere Erwägungen zurückgetreten. „Die Überzeugung“, sagt Hädel, habe ihn zu diesem Schritt veranlaßt, „daß die Trennung von Kirche und Staat, ebenso die Trennung von Kirche und Schule zu einem immer dringenderen Kulturgebot wird; ferner die zunehmende politische Reaktion durch den überwiegenden Einfluß des schwarzblauen Blocks; die zwangsweise Erziehung zur religiösen Heuchelei; endlich die persönliche Empörung über die fortgesetzten jesuitischen Anklagen der kirchlichen und konservativen Presse gegen die angeblichen Fälschungen von Embryonenbildern.“ Die „*Bosfische Zeitung*“ berichtet: „An Hädels Austritt aus der weimariſchen Landeskirche knüpft sich, wie uns geschrieben wird, ein Skuriosum, das verdient, in weiteren Kreisen bekannt zu werden. Der große (?) Gelehrte mußte sich nämlich, wie jeder beliebige andere weimariſche Staatsbürger, der durch das Landesgesetz vom 26. April 1895 vorgeschriebenen ‚Belehrung über die Wichtigkeit des Schrittes‘ seitens des zuständigen Geistlichen unterziehen, der im vorliegenden Falle wohl von jener Förmlichkeit hätte absehen können, wie es ihm gesetzlich erlaubt ist. Ernst Hädel ward vor den Richterstuhl des Geistlichen zitiert und mußte sich gewissermaßen einer Prüfung seiner Ungläubigkeit unterziehen.“ Mit dem ausgeprochenen Atheisten Hädel standen also 50 Jahre lang die Christen in der weimariſchen Landeskirche in Kirchengemeinschaft. Welche verrotteten Zustände in den Landeskirchen! Und dabei warnt D. Hunzinger: „Bleibt in der Landeskirche; Gott will es!“ F. B.

**Das Apologetische Seminar zu Wernigerode** tagte Ende vorigen Jahres zum zweitenmal. Dem Bericht der „*A. E. L. N.*“ entnehmen wir folgendes: „Die sechsstündige Vorlesung Prof. Reinkes behandelte ‚Hauptprobleme der Biologie‘. Referent legte zunächst den fundamentalen Unterschied zwischen anorganischem Stoff und belebter Natur dar. Zwei Momente unterscheiden die letztere scharf von ersterem: das Prinzip der Selbstgestaltung, das nicht wie der Stoff mit physikochemischem Maße meßbar ist, und die an dem materiellen Substrat haftenden psychischen Fähigkeiten des Empfindens, Fühlens, Denkens und Wollens. Beide für das organische Leben charakteristischen Merkmale entziehen sich jeder näheren exakt wissenschaftlichen Bestimmung. Auch die Naturphilosophie mit ihren verschiedenen Antworten (Materialismus, Scholozismus, Psychismus) bringt kein Licht in das Dunkel. Insbesondere spotten die Probleme der Vererbung und Entwicklung aller Lösungsversuche. Ebenso wie die leblose wird auch die belebte Natur durch feine, doch unwiderstehlich starke Fäden eines unsichtbaren geistigen Prinzips im Innersten zusammengehalten, das wir Naturgesetze nennen. Aber auch diese erkennen wir nur in ihren Wirkungen, nicht in ihrem Wesen, und der Schleier wird um so dichter, je tiefer wir in das Naturgetriebe eindringen. Nur

oberflächliche Adepten können sich rühmen, alle Welträtsel gelöst zu haben. Was Virchow einst mehr in Intuition aussprach, ist heute ein experimentell gesicherter Satz: *omnis cellula e cellula, omne vivum ex vivo*. Wäre je aus anorganischem Stoff selbständig organisches Leben entstanden, so könnte von einer Konstanz der Naturgesetze nicht mehr gesprochen werden.“ Obwohl Reinkte selber Deszendenztheoretiker ist, so gab er doch zu, daß die Abstammungslehre von Jahr zu Jahr mehr problematischen Charakter bekomme. Sobald man dabei an Umwandlung von Typen denke, schwebt sie empirisch betrachtet in der Luft und sei lediglich Spekulation. Die Selektionslehre Darwins sei unhaltbar, denn der „Kampf ums Dasein“ könne höchstens Unpassendes ausrotten, nicht aber Zweckmäßiges schaffen. Die Annahme der Entstehung von Menschen aus einer höheren Tierform sei widersinnig, weil im Menschen ganz neue Eigenschaften des Lebens sich zeigen, zu denen die psychischen Eigenschaften der Tiere nur unvollkommene Analogiestufen bildeten.

**Luther im Licht ärztlicher Wissenschaft.** Noch vor wenigen Jahren veröffentlichte ein österreichischer Pfarrer in der katholischen „Wochenschrift für homiletische Wissenschaft“ (Wien, 7. Juli 1907) eine „Volkspredigt“, in der die „Unmäßigkeit“ des „feisten Doktors“ Luther geschildert und seine Lehre „ein schönes Evangelium vom teuren Gottesmann für Unmäßige, Trinker und Säufer“ genannt wurde. Solchen und den bekannteren andern verleumdertischen Erfindungen jesuitischer Lutherforscher vom Selbstmorde des großen Reformators tritt jetzt der Göttinger Professor der Medizin Dr. W. Ebstein entgegen. Er konstatiert in einer Schrift: „D. Martin Luthers Krankheiten“, auf Grund eingehender Forschungen: „Die Lebensweise Luthers war eine durchaus einfache.“ „Schmausereien waren ihm zuwider.“ Luthers Neigung zum Fettsaß erklärt Ebstein als die Teilerscheinung einer Stoffwechsellanomale, unter deren Einfluß er gestanden hat. „Herzlähmung allein vermag den Tod vollkommen zu erklären.“ Die von Majunko in die Welt gesetzte Behauptung vom Selbstmorde Luthers nennt der Göttinger Mediziner „eine tendenziöse, aus den trübsten Quellen fließende Fabel“. Das Schlußurteil seines interessanten Buches faßt er dahin zusammen: „Was aber auch alles Luther an körperlichen Leiden und den damit entweder in ursächlicher Beziehung stehenden oder in seinem Beruf oder andern Ursachen wurzelnden Verstimmungen heimgesucht hat, er ist sich immer selbst treu geblieben. Er ist seiner krankhaften Stimmung durch die Kraft seines Willens und seiner nie versagenden Energie stets Herr geworden und ist bis an seines Lebens Ende Sieger in einem Kampfe geblieben, den auszuweichen die denkbar größte geistige Widerstandskraft erforderte.“

(Th. W.)

**In welcher Weise sogenannte weiße Christen** in heidnischen Ländern, leider auch unsere Landsleute in unsern Kolonien, der Missionsarbeit die größten Hindernisse bereiten, ja ihre Erfolge vernichten, zeigen die neuesten Rheinischen und Leipziger Missionsberichte. In Südwestafrika nimmt die Unfittlichkeit in erschreckender Weise zu. Man zählt dort jetzt nicht weniger als 4300 halbweiße Kinder, und die Zahl steigt zum Schrecken der Behörden und aller anständigen Farmer in entsetzlicher Weise, so in Windhof in einem Jahre von 68 auf 186 und in Karibib von 12 auf 107! Auf der jüngst stattgefundenen Versammlung des Landesrates wurde scharf dagegen gesprochen; einige Farmer traten sehr entschieden gegen die herrschende Lage

Auffassung auf und forderten die gesellschaftliche Vorkottierung der schuldigen Weißen und die energische Heranziehung derselben zur Erfüllung ihrer Alimantationspflicht. Und die Leipziger Missionare aus Deutsch-Ostafrika klagen darüber, daß eine Anzahl Farmen völlig auf der Kinderarbeit basiert sei, und daß infolgedessen die Schulen ihrer Kinder beraubt werden. So hat Madischame von seinen 1600 Schülern seit 1905 fast die Hälfte verloren. Dazu kommen lästerliche Reden über die Missionare vor den Ohren der jungen Christen und der Heiden und die eigene Verachtung der Predigt und des göttlichen Wortes, so daß man sich nicht wundern kann, wenn das Werk der Mission nicht so rasch wie im Anfange vorwärts geht. Der betreffende Leipziger Missionar schließt seinen Bericht mit den Worten: „Was unter solchen Umständen aus einer freiwilligen Missionschule in einem Heidenlande wird, können sich die Missionsfreunde denken.“ (A. G.)

**Gottlosigkeit und Laster in französischen Kasernen.** Hierüber läßt sich der „A. E. R.“ zufolge der französische Militärseelsorger Georg Wellanger also vernehmen: „Die Religion und die Tugend erhalten kein Bürgerrecht in unsern Kasernen; aber die Gottlosigkeit und das Laster machen sich breit darin und tragen die Stirne hoch. Die Feinde unserer Religion sprechen oft davon, den Priester in seine Sakristei einzuschließen, und unsere armen christlichen Soldaten sehen sich seit langem gezwungen, ihre Religion in ihre Herzen einzuschließen. Um ihre religiösen Pflichten zu erfüllen, müssen sie sich manchmal verbergen, wie die Christen der ersten Jahrhunderte. Wenn ein Soldat in einer Kasernenstube sich erlauben wollte, seinen Glauben zu verteidigen, augenblicklich würde seine Stimme mit Hohngelächter und Gotteslästerungen jeder Art übertönt werden. Wenn er nur durchblicken ließe, daß er den religiösen Übungen nicht feindlich gesinnt ist, wenn man einen Gegenstand der Frömmigkeit bei ihm entdeckte, eine Medaille, vielleicht das letzte Andenken seiner Mutter, ein Kreuz, einen Rosenkranz, würde er eine moralische Verfolgung zu erdulden haben, von der man sich keinen Begriff machen kann. Und da die Lieberlichkeit die Folge der Gottlosigkeit ist, so steht es um die Moral in unsern Kasernen so schlimm als möglich. Die Kaserne ist die Schule aller Laster geworden. Wenn man eine Anstalt gründen wollte, um darin das Laster zu lehren, so könnte man unmöglich eine vollkommeneren schaffen als die, die in unserer entchristlichten Armee besteht.“ Wellanger zitiert eine Stelle aus einem Briefe, den ein ehemaliger Soldat an ihn geschrieben hat: „Ich teile Ihnen mit, daß ich den Militärdienst jetzt hinter mir habe. Ich hoffe, ich werde nie mehr in die Hölle kommen, nachdem ich einmal darin gewesen bin. Ich kann keinen treffenderen Vergleich finden für das Militärleben. Nichts als Flüche und Gotteslästerungen — o die schrecklichen Gotteslästerungen, die man in der Kaserne zu hören bekommt!“ Die „Hessischen Blätter“ erblicken hierin mit Recht die Früchte des Liberalismus. Ihren letzten Grund aber hat diese in Frankreich um sich greifende Gottlosigkeit — im Papiismus mit seinem Aberglauben und Priesterbetrug, der überall, wo er sich mit der Kultur berührt, geradenwegs zum theoretischen und praktischen Materialismus und Atheismus führt.

F. V.

**Sterbende über den Tod mit Unwahrheiten hinwegzutäuschen,** das empfiehlt der berühmte Arzt und Berliner Universitätsprofessor Geheimer Medizinalrat A. Eulenburg. In der „Deutschen Montags-Zeitung“ schreibt er: „Recht des Kranken auf Wahrheit? Dem Arzte gegenüber? Nein

und tausendmal nein! Eher möchte ich ein ungeschriebenes, aber im ärztlichen Pflichtbewußtsein eingegrabenes, natürliches Recht auf Unwahrheit proklamieren. Auf das Recht, in der wohlthuenden Täuschung gelassen zu werden — am Leben, an der süßen Gewohnheit des Daseins, an dem beglückenden Spiegelbild der Hoffnung nicht zu verzweifeln. Gewiß, es wird Ausnahmesituationen geben, in denen alles zu sagen auch für den Arzt Pflicht werden kann — und Ausnahmemenschen, herrisch angelegte Naturen, denen er auch ungestraft alles sagen kann, die auf alles vorbereitet, auf alles gefaßt sind. Wo der Arzt solchen Ausnahmen gegenübersteht, wird er als Seelenkennner, der er ist (oder wenigstens sein sollte), wohl herauszufinden vermögen. Aber wie verschwindend selten werden solche Ausnahmen sein! Wie winzig im besten Falle die Zahl derer, denen er ihr Todesurteil ins Gesicht künden darf, ohne Ausbrüche wildester, grauenhafter, selbstzerstörerischer Verzweiflung gewärtigen zu müssen, ohne das Leben, dessen Verlängerung dem Arzte schon sein hippokratischer Eid ans Herz legt, noch zu verkürzen! Wie mancher würde die aufgedrungene Probe schlecht bestehen, der sich selbst für eine starke Natur hält und von andern vielleicht mit Recht dafür gehalten wurde. Man denke doch an die durch langwierige körperliche und seelische Leiden meist geschwächte Widerstandsfähigkeit auch der Willens- und Gemütskräfte des Kranken! Der große Durchschnitt selbst der Männer wäre zu so herrischer Pose wohl kaum geeignet. Und nun vollends die Frauen! Es ist ja doch wahrlich nicht Bequemlichkeit noch Feigheit, die den Arzt zu der oft so schwer durchführbaren Täuschung greifen und darin so lange als möglich verharran lassen, sondern lebendiges Pflichtgefühl und der anerkannte Zwang bitterer Notwendigkeit, der er sich beugen muß. Gerade im Falle Mainz haben die Ärzte gehandelt, wie sie mußten und gar nicht anders konnten und durften und im wiederkehrenden Falle gewiß wieder handeln würden. Sie haben den ihnen anvertrauten teuren Kranken bis zum letzten Erlöschen der Lebensflamme treu behütet — haben ihm durch den geübten frommen Betrug die Wohlthat einer Reihe wehmütig schöner Lebensabschiedstage in friedlicher Abendsonnenverklärung zu schaffen gewußt. Ihr Verhalten ist von der Öffentlichkeit als selbstverständlich hingenommen und, wie ja Wahr selbst nicht leugnet, von allen Freunden des Geschiedenen, auch von ihm selbst stillschweigend gutgeheißen und — nachgeahmt worden. Was sollen also die grundlosen Vorwürfe gegen den Arzt? Man hindere ihn doch nicht, seine letzte große Barmherzigkeitsaufgabe, die Herbeiführung der Euthanasie, in weitestem Umfange zu vollbringen, wo seinem schweren und verantwortungsvollen Ringen mit Krankheit und Tod leider keine andern Erfolge mehr beschieden sein mögen.“ Diese klägliche Stellung kann nur jemand einnehmen, der weder an ein Leben noch ein Gericht nach dem Tod glaubt. Vom christlichen Standpunkt aus ist sie als schuldwürdigster Betrug an einer armen Menschenseele zu verurteilen. Die „Reformation“ bemerkt: „Dieser Antwort des Mediziners ist so weit vom Geiße lebendigen Christentums mit seinem Ernste der Ewigkeit und seiner Wertschaft von dem Todesüberwinder entfernt, daß man darüber trauern muß.“

J. B.

---

*Corrigendum.* Der Leser ist gebeten, im Dezemberheft 1910, Seite 529, Zeile 17, hinter dem Satz: „Es ist, gelinde gesagt . . . voluntatis“ noch die Worte anzufügen: „und denselben mit obigen Ausbrüden bezeichnet haben“.

# Lehre und Wehre.

Jahrgang 57.

Februar 1911.

No. 2.

## Die Hauptbegriffe für Sünde im Hebräischen.

(Fortsetzung.)

Die nächste Bezeichnung für Sünde, die wir etwas näher untersuchen wollen, ist der Begriff **עָשָׂה** (**עָשָׂה**). Die Ableitung ist unklar. Gesenius-Duhl vergleicht die arabische Wurzel *fasaka*, „durchbrechen“ (se. eine Hülle, Schranke oder Grenze). So sehr auch diese Derivation zu dem Sinn des **עָשָׂה** paßt, ist doch die etymologische Verwandtschaft unsers Begriffes mit dem genannten arabischen Wort, sowie auch mit einem ähnlich lautenden jrischen Ausdruck unerwiesen. Der vorliegende Sprachgebrauch läßt uns jedoch keineswegs im unsicheren in bezug auf die Bedeutung von **עָשָׂה**. Es bezeichnet zunächst „Abtrünnigkeit, Abfall, Empörung“ im politischen Sinne. So z. B. 1 Kön. 12, 19: „... וַיִּשְׁעַת יִשְׂרָאֵל“, „und Israel fiel ab vom Hause David bis auf den heutigen Tag“. So auch 2 Kön. 1, 1: „Und Moab fiel ab (**עָשָׂה**) von Israel nach dem Tode Ahab.“ 2 Kön. 8, 22: „Und Edom fiel ab von der Oberherrschaft Judas“ (**הִיָּדָה** ... **עָשָׂה**), wobei das Verhältnis der Untertänigkeit durch **הִיָּדָה** und die Auflösung dieses Abhängigkeitsverhältnisses durch das vorgesezte trennende **ו** ausgedrückt wird.

Als religiöser Begriff bezeichnet daher **עָשָׂה** folgerichtig die mutwillige Untreue gegen Gott, vorsätzliche Auflehnung wider seinen Willen, die Aufhebung des Bundesverhältnisses mit ihm, gleichsam die Unabhängigkeitserklärung des Menschen Gott gegenüber. **עָשָׂה** drückt die Gesinnung und das Verhalten derer aus, die da sprechen: „Laßt uns zerreißen die Bande und von uns werfen die Seile, die uns an Gott und sein Gesetz binden!“ Dies läßt sich aus vielen Stellen mit voller Klarheit erkennen. Wir führen eine Reihe solcher hier an. Jes. 1, 2: „Höre, o Himmel, und horch auf, o Erde! denn Jahwe hat geredet: Kinder habe ich großgezogen und emporgebracht; sie aber sind von mir abgefallen“ (**וְעָשָׂה בְּיָדֵי**). Jes. 43, 27: „Dein Ahnherr hat gesündigt, und deine Mittler“ (**מְלִיצִים** Propheten und Priester, die den

Verkehr zwischen Israel und seinem Gott vermittelten durch Wort und Kultus) „sind von mir abgefallen“ (פָּשְׁעוּ בִי). Jer. 2, 8: „Die Priester sprechen nicht: Wo ist Jahwe? und die das Gesetz handhaben, wollen nichts von mir wissen, und die Hirten sind von mir abgefallen“ (פָּשְׁעוּ בִי). Jer. 2, 29: „Warum hadert ihr wider mich (תָּרִיבוּ)? Ihr alle seid von mir abgefallen“ (פָּשַׁעְתֶּם בִּי). Ein mutwilliges Sichlosreißen von Gott ist hier überall der Grundgedanke des פָּשַׁע. Auch von vorsätzlicher Übertretung des göttlichen Gesetzes wird das Wort gebraucht. So Hos. 8, 1: „Denn sie haben übertreten meinen Bund und gegen mein Gesetz sich empört“ (וַעַל תּוֹרָתִי פָּשְׁעוּ). Sehr häufig findet sich daher auch dieser Begriff für Sünde mit solchen Ausdrücken koordiniert, welche schlechtthin „Aufruhr, Empörung, Widerspenstigkeit u. dgl.“ bedeuten. Klagl. 3, 42: „Wir sind abtrünnig worden und widerspenstig gewesen“ (נַחֲנוּ פָּשְׁעָנוּ וּמָרִינוּ). Was insonderheit dieses מָרָה betrifft, so ist dessen Sinn klar aus Stellen wie Jer. 5, 23: „Dies Volk hat ein störriges und auftrüherisches Herz“ (לֵב סָרָר וּמָרָה), wozu das Folgende: „sie sind von mir abgewichen und ihres Weges gegangen“ (סָרוּ וַיִּלְכוּ), als Exegete dient. Num. 20, 10 wird die wider Gott murrende und hadernde israelitische Gemeinde von Mose kurzweg als המָרִים, „ihre Widerspenstigen“, bezeichnet. Daß nun פָּשַׁע so gerne in Begleitung dieses Wortes erscheint, läßt seine Bedeutung um so deutlicher hervortreten. Ebenso verhält es sich mit dem mit מָרָה sinnverwandten מָרָר. Auch dieses Wort nimmt פָּשַׁע gerne neben sich. So Ezech. 2, 3: „Und er sprach zu mir: Menschensohn! Ich will dich senden zum Hause Israel, zu den Heiden“ (Israel verdient keinen besseren Namen als „Heiden“, גּוֹיִם), zu den Empörern (הַמָּרִים), welche sich wider mich empört haben (מָרְדִּיבֵי); sie und ihre Väter sind von mir abgefallen“ (פָּשְׁעוּ בִי). Ezech. 20, 38 finden sich die Partizipia dieser beiden Verben nebeneinander הַמָּרִים וְהַפּוֹשְׁעִים, „die Empörer und die Abtrünnigen“. Beachtenswert ist auch die Stelle Ez. 23, 20. 21: „Siehe, ich will einen Engel vor dir her senden, um dich zu behüten auf deinem Wege und dich zu bringen an die Stätte, die ich festgesetzt habe. Nimm dich vor ihm in acht und gehorche seiner Stimme; erbittere ihn nicht“ (תִּמָּר, wenn hier nicht nach LXX [ἀπειθείς] תִּמָּר, Hifil von dem obigen מָרָה, zu punktieren ist); „denn er wird eure Abtrünnigkeit (פָּשַׁעְכֶם) nicht vergeben.“ Auch hier behält das Wort den angegebenen Sinn. Wir machen auf diese Stelle besonders aufmerksam, weil unser Wort nur dreimal im ganzen Pentateuch vorkommt (außer hier nur noch Lev. 16, 16. 21). Dagegen ist es ein sehr beliebter Ausdruck bei den Propheten.

Gemäß der Grundbedeutung von פָּשַׁע ist es nun auch ganz natürlich, daß dieser Begriff — besonders in der prophetischen Literatur — so häufig Verwendung fand als Bezeichnung für die Sünde der Abgötterei und des Götzendienstes, und zwar gleichviel, ob es sich um die

Verehrung ausländischer Gottheiten oder um die des unter einem sinnlichen Bilde dargestellten Gottes Israels handelt. Denn in dieser Sünde erreicht die Entfremdung und der Abfall von Gott den denkbar tiefsten Grad. Durch sie wird jede Gemeinschaft mit Gott gelöst, jedes Band der Liebe zu ihm zerrissen, die dem ewigen Herrn und Schöpfer allein gebührende Ehre ihm entzogen und der niedrigen, vergänglichen Kreatur zugewandt. So werden denn auch die Propheten als die Wächter auf den Mauern Zions nie müde, gerade diese Sünde, die sich so tief in das Herz des Volkes Israel eingemurzelt hatte, mit allen Mitteln gottbegeisterter Beredsamkeit zu bekämpfen, indem sie sie teils als den größten Frevel wider Gott mit erschütternder Strafpredigt geißeln, teils sie als die höchste Torheit mit der Lauge ihres Spottes übergießen. Man vergleiche beispielsweise die ersten Kapitel des Jeremia oder Kap. 40 f. bei Jesaja.

Zum Gebrauch des Wortes in diesem speziellen Sinn nun wieder einige Belegstellen. Nachdem der Prophet Micha im Eingang seines Buches das herannahende Gericht über die beiden Häuser Israels unter dem Bilde eines furchtbaren Gewitters und Erdbebens geschildert hat, fährt er B. 5 also fort: „Für den Abfall (עֲשָׂה) Jakobs alles dieses und für die Sünden des Hauses Israels. Wer ist der Abfall (עֲשָׂה) Jakobs? Ist es nicht Samarien? Und wer die Höhen (רִמָּה) Judas? Ist es nicht Jerusalem?“ In Samarien, der Hauptstadt des Reihnstämmereiches, war aber der Kälberdienst eingeführt und sanktioniert, und darin bestand der Abfall, der Treubruch (עֲשָׂה) Israels. Auch zeigt das mit dem עֲשָׂה der ersten Frage parallel stehende רִמָּה, der widergesetzliche Höhenkultus im Reiche Juda, daß unter עֲשָׂה hier insbesondere die Sünde der Abgötterei gemeint ist. Eine ähnliche Stelle findet sich Amos 4, 4, wo der Prophet in heiliger Entrüstung und zugleich in bitterer Ironie dem abtrünnigen Israel zuruft: „Kommt nach Bethel und — frevelt (עֲשָׂה) und nach Gilgal (und) mehret das Freveln“ (הֲרַבּוּ לְעֲשָׂה). Bethel und Gilgal waren Stätten eines abgöttischen Kultus. Das erstere wurde nach der Teilung des Reiches von Jerobeam zum Mittelpunkt des Bilderdienstes gemacht, was es auch bis zum Untergang des Nordreiches blieb. Gilgal (wohl nicht das in der Jordansauwe nahe bei Jericho, sondern das nördlichere) wird ebenfalls an verschiedenen Stellen als götzdienenischer Kultusort erwähnt, z. B. Hof. 4, 15: „Gehet nicht hinauf nach Gilgal“; 9, 15: „Alles Böse Ephraims ist in Gilgal“; 12, 12: „In Gilgal opferten sie Stiere.“ Wenn der Prophet Ezechiel (Kap. 18, 31), nachdem er den in dem gangbaren Sprichwort: „Die Väter haben Gerlinge gegessen, und der Kinder Zähne werden stumpf“ liegenden Wortwurf gegen das göttliche Verfahren mit Israel als unbegründet zurückgewiesen, dem Volk Israel zuruft: הֲשִׁיבוּ אֶת־כֶּלֶבְכֶם וְעִיִּבְכֶם, „werfet weg eure Übertretungen“, so scheint das Verbum „wegwerfen“ darauf hinzudeuten, daß hier unter עֲשָׂה die Sünde der Abgötterei samt den Götzbildern



gemeint sei, wie denn auch im vorhergehenden die Abgötterei Israels aufs schärfste gerügt wird.

Die bisher dargelegte Bedeutung unsers Wortes läßt sich freilich nicht überall mehr mit klarer Bestimmtheit erkennen. Der Sprachgebrauch hat die Grenzlinien zwischen diesem und andern Begriffen für Sünde verdunkelt, zum Teil verwischt. An vielen Stellen läßt sich עָשָׂה von dem allgemeinen חָטָא kaum unterscheiden. Dies ist besonders da der Fall, wo der Begriff Sünde als solcher erschöpfend und umfassend zum Ausdruck kommen soll. Da finden sich die verschiedenen Bezeichnungen nebeneinander, so daß eine genaue Distinktion unnatürlich und gekünstelt wäre. So z. B. Ex. 34, 7: חָטָא וְעָשָׂה אֵינִי וְעָשָׂה, „der verzeiht Missetat, Übertretung und Sünde“. Daß aber der Unterschied zwischen חָטָא und עָשָׂה nie aus dem Sprachbewußtsein verschwand, zeigt besonders die höchst lehrreiche Stelle Hiob 34, 37: „Denn zu seiner Sünde fügt er Frevel“ (עָשָׂה וְחָטָא עַל יְדֵי יָדָיו). Damit will Elihu, der vierte „Tröster“ des Hiob, sagen: zu der Sünde (חָטָא) seines früheren Lebens, für die Hiob nach der von den Freunden vertretenen Vergeltungslehre leidet, füge er nun noch עָשָׂה hinzu durch seine trotzig und auflehrende Haltung zu Gott, indem er, statt sich zu demütigen unter die gewaltige Hand Gottes und dessen Züchtigungen mit Ergebung hinzunehmen, Gottes Vergeltungsweise tadele und seine sittliche Weltordnung meistern wolle.

Verglichen mit חָטָא, ist daher עָשָׂה im allgemeinen schärfer umgrenzt und bestimmter. Es bezeichnet nicht sowohl ein Vermessen des Ziels (was auch unwillkürlich geschehen kann) als vielmehr eine bewußte Auflehnung wider Gott und mutwillige Übertretung seines Gebotes. Es drückt nicht ein bloßes Unterlassen des Guten aus, sondern die vorsätzliche Ausübung des Bösen und Gott Mißfälligen. Auch hat es der Begriff eher mit dem Verhältnis des Menschen zu Gott zu tun als mit dem zu seinem Nächsten. Er ist mehr religiös als ethisch, wie wohl jede Sünde im letzten Grunde gegen Gott gerichtet ist. Doch steht עָשָׂה auch in sozialem Sinne.

Wir gehen nun weiter zu dem Worte עָוָה (עָוָה). — Indem wir nach der Grundbedeutung dieses Begriffes fragen, müssen wir zunächst einige sprachliche Bemerkungen allgemeiner Natur vorausschicken. Jedem, der das Alte Testament im Urtext liest, muß die gar nicht seltene Erscheinung auffallen, daß (wie es scheint) oft ein und dasselbe Wort zwei grundverschiedene, miteinander nicht zu vereinigende Bedeutungen aufweist. So z. B. שָׁקַט, „schweigen“, und שָׁקַט, „pflügen“; חָבַל, „binden“, und חָבַל, „verderbt handeln“; חָפַר, „graben“, und חָפַר, „sich schämen“. Wie ist das zu erklären? Durch das mangelhafte hebräische Alphabet, das den tatsächlichen Lautbestand der Sprache nicht vollkommen darstellt. Mit andern Worten, die mündliche Sprache bediente sich mehrerer Laute, für die in der Schrift kein entsprechendes



Schmerzen ergriffen, bei denen er sich windet und krümmt. Jes. 24, 1: הָנָה יְהוָה בָּקָם הָאָרֶץ וּבִלְקָהּ וְעָה פָּנֶיהָ „Siehe, Jahwe entleert die Erde und verheert sie und wird ihre Oberfläche verdrehen“ (verunstalten, umkehren). Ps. 38, 7: נַעֲרִיתִי שְׁחֹתִי „Ich krümme mich; bin niederbeugt“. Hagl. 3, 9: Er hat meine Wege mit Quadrern vermauert, וְנִתְבְּרִי עָה „und meine Pfade gekrümmt“ (contortas fecit). Auch ein Substantiv von diesem עָה läßt sich nachweisen. Ezech. 21, 32 heißt es: עָה עָה אֶשְׁמְנָה „In Trümmer (Umsturz, Umkehrung), Trümmer, Trümmer will ich sie legen“ (die Stadt Jerusalem). So viel von der eigentlichen konkreten Bedeutung dieses Begriffes.

Wie nun bei חָטָא, das Ziel verfehlen, so wurde auch עָה „verdrehen“, „krümmen“, auf das sittlich-religiöse Gebiet übertragen. So heißt es Hiob 33, 27: יֵשֶׁר הָעֵרְתִי „Das Gerade habe ich gekrümmt, verdreht“. Eine ähnliche Stelle, wo das ursprüngliche Bild ebenso deutlich vor Augen liegt, ist Jer. 3, 21: הָעֵוֹ אַתְּ-דֹרְכָם „sie haben ihren Weg gekrümmt“, i. e., sie haben einen falschen Weg eingeschlagen, was durch das Folgende: „und haben Jahwe, ihren Gott, vergessen“, näher bestimmt wird. Die Sünde der Abgötterei ist gemeint.

Neben diesem עָה gibt es nun, wie bereits erwähnt, ein anderes עָה (mit dem härteren ע) in der Bedeutung „von der rechten Bahn abirren, sich vergehen“. Hierher gehören folgende Stellen: Dan. 9, 5: וְהִרְשַׁעְנוּ וְהִטְאָנוּ וְתִירָנוּ וְהִרְשַׁעְנוּ „Wir haben gesündigt, wir haben uns vergangen, wir haben gottlos gehandelt“. Dieselbe Zusammenstellung findet sich auch 1 Kön. 8, 47: וְהִטְאָנוּ וְהִרְשַׁעְנוּ „genau wie die Danielstelle, nur daß hier עָה im Hifil erscheint statt Kal, während umgekehrt an dieser Stelle das רָשַׁע im Kal steht gegenüber dem Hifil in Dan. 9, 5, ein Beweis, daß kein wesentlicher Unterschied hier zwischen Kal und Hifil vorhanden ist. Auch Ps. 106, 6 finden sich diese drei Verba koordiniert, und zwar in derselben Reihenfolge (offenbar eine Klimax). Da stehen beide Verba, עָה wie רָשַׁע, im Hifil. Wir führen noch Esther 1, 16 an: וְעָתָה הִשְׁתִּי „Waschtu hat sich vergangen“. Was nun an diesen Stellen im Vergleich mit den zuerst zitierten in die Augen springt, ist die Tatsache, daß hier das עָה nirgends ein Objekt bei sich hat, sondern daß es als intransitives Verbum ein in sich selbst abgeschlossener Begriff ist. Daher die Berechtigung zur Annahme zweier Verba עָה, das eine „beugen“, das andere „abirren“. Zu dem zuletzt besprochenen עָה gehört auch ohne allen Zweifel das Substantiv עָתָה in der Verbindung יְרַח עָתָה, Jes. 19, 14. Hier übersetzt Briggs-Driver-Brown (*Hebrew Lexicon*): „a warped judgment“, indem die adjektivische Wiedergabe von עָתָה von der Annahme ausgeht, daß das Substantiv mit dem ersten עָה, „beugen“, „verdrehen“, zusammenhängt. Aber abgesehen zunächst von anderm, ist יְרַח nicht eigentlich der Sitz des überlegenden Verstandes oder der Urteilskraft, sondern eher der Affekte und Empfindungen. Dann handelt es sich auch nach dem Kontext nicht um ein ver-

lehrtes Urteil, wobei der Mensch zwar irrt, aber dabei doch geistig seine Fassung und Nüchternheit behalten kann, sondern um einen passiven Zustand geistiger Verirrung oder Verwirrung, wobei die Überlegung aufhört und der Mensch seiner selbst nicht mehr mächtig ist. Es heißt nämlich: „Jahwe hat eingeschenkt in Ägyptens Inneres“, **וַיַּעַן מִצְרַיִם**, worauf es dann gleich weiter heißt: „daß sie Ägypten irreführen in all seinem Tun, gleichwie ein Trunkener in seinem Gespei umhertaumelt“. Gut Luther: „einen Schwindelgeist“. Auch die syrische Peschito übersetzt: „einen Geist der Verirrung“; Vulgata: spiritum vertiginis (wonach wohl Luther); Septuaginta: *πνεῦμα πλανήσεως*. Ganz verfehlt ist hier das Englische „spirit of perverseness“. Der Ausdruck „perverseness“ findet sein Äquivalent nicht in **וַיַּעַן**, sondern in dem Stamme **וַיַּעַן**.

Die beiden Verba sind verhältnismäßig selten. Um so häufiger begegnet uns das Substantiv **וַיַּעַן**, das wir jetzt etwas näher ins Auge fassen wollen. Es läßt sich nicht mit Bestimmtheit entscheiden, auf welche der beiden Verbalwurzeln das Substantiv **וַיַּעַן** zurückzuführen sei. In dem vorliegenden Sprachmaterial läßt sich das dem **וַיַּעַן** zugrunde liegende Bild nicht mehr entdecken. Dies ist auch für die Bedeutung des Wortes von keinem Belang. Doch geben wir der Ableitung von dem zweiten **וַיַּעַן**, „abirren“, „fehlgehen“, den Vorzug und geben das Wort durch „Vergehen“ oder „Missetat“ wieder statt durch „Verkehrung“. Praktisch kommt es schließlich auf eins hinaus.

**וַיַּעַן** ist eine der häufigsten aller hebräischen Bezeichnungen für Sünde, und an vielen Stellen läßt sich zwischen ihm und andern Ausdrücken kein bestimmter Unterschied feststellen. Man vergleiche die obigen Bemerkungen in bezug auf solche Stellen, wo mehrere Begriffe für Sünde nebeneinander erscheinen, ohne daß an scharf geschiedene Kategorien der Sünde zu denken wäre. Und falls der Schreiber wirklich einen Unterschied hat setzen wollen, so sind wir wenigstens nicht mehr imstande, ihm das nachzuempfinden. Zur Illustrierung weise ich neben der bereits zitierten Stelle, Ex. 34, 6. 7, auf einige weitere Stellen hin. Ps. 51, 3 findet sich der Ausdruck **מַחַת מִשְׁעָרַי**, „tilge meine Übertretungen“ (die wie ein Schuldregister in einem Buch stehen; cf. Num. 5, 23); in Ps. 11: **מַחַת כָּל-עֲוֹנוֹתַי**, „tilge alle meine Missetaten“ (oder Vergehen); Ps. 4: **כַּבֵּסֵנִי מֵעֲוֹנֵי**, „wasche mich von meiner Missetat“, und dann: **מַחֲרֵבֵנִי מִחַטָּאתַי**, „reinige mich von meiner Sünde“. Und so noch unzählige andere Stellen, wo **וַיַּעַן** mit synonymen Ausdrücken promiscue gebraucht wird. Das erklärt auch die ungleichmäßige Übersetzung unsers Wortes bei den Septuaginta, die **וַיַּעַן** ziemlich unterschiedslos mit *ἀμαρτία*, *ἀδικία*, *ἀνομία*, „Sünde“, „Ungerechtigkeit“, „Gesetzwidrigkeit“, wiedergeben. Oft gebrauchen sie aber auch das Wort *αἴτια*, „Schuld“. Da fühlten sie, daß keiner der drei genannten Begriffe dem **וַיַּעַן** gerecht wird. Und hierin liegt ein wesentliches Moment in der Bedeutung unsers Wortes. Es heißt nicht nur „Vergehen“, „Missetat“

an sich, sondern involviert den weiteren Begriff der aus dem Vergehen resultierenden Verschuldung vor Gott. Es bezeichnet die Sünde mit ihren Folgen, befaßt, daß die Sünde Schuld und Strafe nach sich zieht. Dies letzte Moment tritt an vielen Stellen so stark hervor, daß — wenigstens nach unserm Gefühl — „Schuld“ oder „Strafe“ als adäquate Übersetzung geboten ist. Dies ist in Anbetracht vielfacher Versuche, für die Sünde gleichsam Existenzrecht zu vindizieren, von höchster Wichtigkeit. Begründet die Sünde Schuld vor Gott, so ist sie auch etwas, was schlechthin nicht sein sollte. Sie ist nicht ein bloßer Defekt, der dem Menschen als sinnlicher und endlicher Kreatur notwendig anhaftet. Auch ist sie nicht, wie die Pantheisten wollen, nur die Folie des Guten, die notwendige Bedingung des letzteren, damit durch sie das Gute zur Erscheinung und Entwicklung kommen könne. Die Sünde ist etwas Positives und Selbständiges, von dem Guten durch eine unübersteigliche Kluft geschieden. Hat doch sogar ein Kant den schroffen Gegensatz gesehen und die Unvereinbarkeit des Bösen und Guten anerkannt. Doch nun das Nähere über *ḥay*.

Es ist nicht immer leicht zu entscheiden, wann *ḥay* mit „Vergehen“, wann mit „Schuld“, „Verschuldung“ zu übersetzen ist, wie ja auch gerade in diesem Punkt die Lexikographen miteinander oft uneins sind. Wir weisen zunächst hin auf die sehr häufige Redensart *ḥay ḥayy*, wie sie besonders in den Gesetzespartien des Pentateuchs so häufig vorkommt. Dieser Ausdruck hat einen doppelten Sinn, je nachdem Gott oder Mensch Subjekt ist. Im ersteren Falle heißt es so viel wie „Schuld vergeben“; denn Gott nimmt die Sünde hin, indem er sie vergibt. Der Mensch hingegen nimmt *ḥay* auf sich, indem er die Sünde mit allen ihren Folgen trägt, i. e., die Strafe derselben leidet (suffer the penalty). So z. B. Num. 14, 32 ff., wo es von den murrenden Israeliten heißt: „Eure Leichname werden fallen in dieser Wüste; eure Kinder werden ein Wanderleben führen (Hirten sein) vierzig Jahre und eure Hurerei tragen, bis eure Leichname in der Wüste aufgerieben sind. Nach der Zahl der vierzig Tage, die ihr das Land ausgeundschaftet, sollt ihr, je einen Tag für ein Jahr gerechnet, eure Missetat tragen“ (*וְאַתֶּם תִּשָׂא אֶת-עֲוֹנוֹתֵיכֶם*). „Die Missetat tragen“ (wörtlich) heißt also so viel wie „büßen“, Strafe leiden für die kontrahierte Schuld. Ex. 28, 43: „Und Aaron und seine Söhne sollen sie“ (die priesterliche Amtstracht) „tragen, . . . daß sie nicht Schuld tragen und sterben“ (*וְאַתֶּם תִּשָׂא אֶת-עֲוֹנוֹתֵיכֶם*). Lev. 19, 8 heißt es von dem, der gegen das Opfergesetz noch am dritten Tage von dem Opferfleisch ist: *וְשָׂא אֶת-עֲוֹנוֹ*, „er wird seine Schuld tragen“, was dann näher dadurch bestimmt wird, daß eine solche Person aus der Gemeinde ausgerottet wird, i. e., nicht durch Bann oder Verstoßung, sondern durch die Todesstrafe (cf. Ex. 31, 14). So heißt es denn auch von dem leidenden Knecht Jes. 53, 11: „Und ihre Missetaten wird er“ (vermöge der fortwirkenden Kraft der einmal vollbrachten

Erlösungstat) „auf sich laden“ (עָוֹנוֹתַי אֲחַט). Die Sünde mit ihren Folgen wird der Knecht tragen, die Strafe dafür leiden. Am Schlusse des Kapitels, W. 12, findet sich חָטָא statt חַי: וְהָיָה חָטָא רַבִּים נִשָּׂא „die Sünde vieler hat er getragen“. Hierher gehört auch die Stelle Gen. 4, 13, wo Kain spricht: וְהָיָה עֹנִי כַּנִּשְׂאָה. Der Kontext steht hier der Fassung „meine Schuld ist größer, als daß Gott sie wegnehmen, vergeben könnte“ entgegen. Kain ist nicht von der Größe seiner Schuld übermächtig und niedergedrückt; denn die gleich folgenden Worte zeigen klar, daß ihm die bereits verkündigte Strafe, die Folgen seiner Schuld, die er nun büßen muß, als unerträglich erscheinen. Er fährt nämlich fort: „Du treibst mich heute weg vom Ackerland, und vor deinem Angesicht muß ich mich verbergen und muß unstet und flüchtig sein auf Erden, und wer mich antrifft, wird mich totschlagen.“ Hier ist der Ausdruck חַי נִשָּׂא von dem menschlichen Tragen und Aufnehmen der Schuld, nicht von der göttlichen Wegnahme derselben gebraucht. Man vergleiche die bereits angeführte analoge Stelle Num. 14, 32 ff., wonach die Israeliten ihre Schuld tragen müssen, indem sie zu einer vierzigjährigen Wüstentwanderung verurteilt werden, bis ihre Leichname aufgerieben sind. Luther hat sich bei der in Rede stehenden Stelle, wie es scheint, von der Vulgata und den Septuaginta beeinflussen lassen. Erstere: Major est iniquitas mea, quam ut veniam merear; Letztere: Μελλων η αλλα μου τοῦ ἀφεθῆναι με. Dagegen übersetzt schon AV mit Recht: „My punishment is greater than I can bear.“<sup>1)</sup> Neben חַי נִשָּׂא findet sich auch חַי חָשַׁב „die Schuld zurechnen“; חַי קָרַב „die Schuld ahnden“; חַי כָּפַר „die Schuld sühnen“. Hierher gehört wohl auch Gen. 15, 16: כִּי לֹא שָׁלַם עֹן הָאֲמֹרִי עַד-הַנְּהַיָּה. Hier weichen die Übersetzungen voneinander ab. Septuaginta und Vulgata setzen beide den Plural (ἀμαρτίαι, iniquitates); Keil: „Nicht voll ist die Missetat der Amoriter“; Luther: „Die Missetat der Amoriter ist noch nicht alle.“ Am besten übersetzt man wohl mit Kauffsch: „Denn noch ist das Maß der Schuld der Amoriter nicht voll.“ „Schuld“ paßt auch am besten 2 Kön. 7, 9: „wenn wir warten bis zum lichten Morgen“, חַי נִשָּׂא „so trifft uns Schuld“. Vulgata frei: sceleris arguemur; Septuaginta: εὐρησομεν (Verbalform falsch als 1. Pers. Pl. gefaßt) ἀνομιᾶν; Luther: „wird unsere Missetat funden werden“; RV: „Punishment will overtake us“; sehr Kühn und inkorrekt AV: „Some mischief will overtake us.“ Auch Jes. 1, 4: עַם כָּבֵד עֵץ „ein schuldbeladenes Volk“, wäre hierher zu zählen. Dagegen möchten wir bei Jer. 2, 22, einer Stelle, die von Driver=Briggs=Brown ebenfalls dieser Rubrik eingereiht wird, lieber

1) Der Umstand, daß die seltene Infinitivform נִשָּׂא auch Jes. 1, 14 das Tragen der Sünde vonseiten Gottes bezeichnet, während sonst immer der Infinitiv חָטָא lautet, dürfte für die Lutherische Übersetzung sprechen, die sich auch wohl mit dem Kontext vereinigen läßt. D. K e b.

das einfache „Vergehen“, „Missetat“ beibehalten. Es heißt da nämlich: „Ja, wolltest du dich auch mit Laugensalz waschen und viel Seife anwenden, כְּבָרָם עֹנֶה לְפָנַי, schmutzig bliebe deine Missetat vor mir.“ Keil übersetzt auch hier „Schuld“. Aber zum Bilde paßt am besten „Missetat“ (Vergehen), die trotz aller Reinigungsmittel wie Schmutz der Seele anhaftet. Schließlich weisen wir noch hin auf 1 Sam. 28, 10. Hier beteuert Saul der Totenbeschwörerin zu Endor, die, weil er die Totenbeschwörer und Wahrsager aus dem Lande gejagt hatte (cf. V. 3), sich anfangs weigerte, ihre Beschwörungskünste in den Dienst des Königs zu stellen: „So wahr Zahme lebt, אִם יִקְרָה עֹן בְּרֵכֶר הָיָה, es soll dich keine Schuld treffen in dieser Sache.“ Hier könnte man vielleicht einfach „Strafe“ setzen. Saul versichert dem Weibe, daß es nicht dasselbe Schicksal zu befürchten habe, das seine übrigen Zunftgenossen getroffen habe. Die englische Bibel übersetzt daher: „No punishment shall happen to thee for this thing“; Vulgata: quidquam mali.

In einigen wenigen Stellen ist das Wort נָפַץ mit dem Verbum נָצַח, „gefallen“, verbunden. Jes. 40, 1: „Tröstet, tröstet mein Volk! Redet zu dem Herzen Jerusalems und ruft ihr zu, daß ihr Kriegsdienst (Mühe, Strapaze) vollendet, כִּי נָצַח עֲוֹנָה, daß ihre Schuld befriedigt“, das heißt, wie Dillmann erklärt, „in einer den Schuldner (Gläubiger?) befriedigenden Weise abbezahlt ist“. Die englische Bibel übersetzt: „Her punishment is accepted“; ganz frei Septuaginta: *ἀέλυται ἀντής ἡ ἀμαρτία*; Vulgata: *dimissa est iniquitas illius*. Mit נָצַח im Kal findet sich der Ausdruck Lev. 26, 41. 43: *יִרְצוּ אֶת־עֲוֹנֵם*; Septuaginta: *εὐδοκῆσουσιν τὰς ἀμαρτίας αὐτῶν*; falsch Vulgata: *orabunt pro impietatibus suis*; Luther: „Sie werden sich die Strafe ihrer Missetat gefallen lassen.“ Nicht ganz ohne Zwang läßt sich an diesen Stellen dem נָצַח, Gefallen haben, ein entsprechender Sinn abgewinnen. Es wäre daher wenigstens erwähnenswert, daß im späteren Hebräischen sich ein Wort נָצַח findet im Sinne von „zählen“, „zahlen“, „bezahlen“. Ob nicht das נָצַח an unsern Stellen hiermit verwandt sein dürfte? Dies die Vermutung von Fränkel (in der Zeitschr. f. alttestl. Wissenschaft XIX, S. 181). Ein Verbum „zahlen“, „bezahlen“ würde wenigstens sehr gut passen. Doch es sei dem, wie ihm wolle, aus diesen letzteren Stellen geht besonders klar hervor, daß נָפַץ eine vor Gott kontrahierte Schuld bezeichnet, die Sühne und Strafe erfordert.

Ehe wir nun von unserm Worte scheiden, möchten wir noch auf die einzigartige Verbindung חַטָּאתַי נָפַץ hinweisen, wie sie sich Ps. 32, 5 findet. Ziemlich tautologisch ist die Übersetzung „die Missetat meiner Sünde“, „the iniquity of my sin“. Ehler (Theologie d. A. T., § 74) sagt, der Ausdruck נָפַץ bezeichne „zunächst nicht eine Handlung, sondern die Beschaffenheit einer Handlung, daher Ps. 32, 5 חַטָּאתַי נָפַץ“. Briggs durchschneidet in seinem Kommentar über die Psalmen den gordischen Knoten mit der Behauptung, daß die beiden Ausdrücke ursprünglich ge-

trennt gewesen, und zwischen ihnen ein Verbum ausgefallen sei, was rein aus der Luft gegriffen ist. Da, wie wir gesehen haben, *ἦν* an so vielen Stellen die durch die Sünde begründete Schuld in den Vordergrund rückt, so dürfte die Beifügung des ἦν nicht allzusehr auffallen. Man übersetzt einfach: „die Schuld meiner Sünde“, „Sündenschuld“. So Deliksch, Bätthgen, Duhm. Hiermit wollen wir denn mit diesem Wort abschließen.

E. G ä n s l e.

(Fortsetzung folgt.)

## Zur Geschichte der Kindertaufe.

(Fortsetzung.)

Wir müssen nun noch die einzelnen T a u f h a n d l u n g e n näher befehen. In diesen soll es uns nämlich ad oculos demonstriert sein, daß das Taufen durch Untertauchen geschehen müsse.

Das erste Beispiel ist die Taufe Christi durch Johannes den Täufer. Mark. 1, 9. 10: „Und ließ sich taufen von Johanne im Jordan. Und alsbald stieg er aus dem Wasser“ (*ἐβαπτίσθη εἰς τὸν Ἰορδάνην ἐπὶ Ἰωάννου*). Hier schließen die Eintaucher: Jesus ist untergetaucht worden, denn wozu sollte er sonst aus dem Wasser steigen? Ja, dies soll auch in dem Wörtlein *εἰς* ganz unmißverständlich liegen. So klar soll das Untertauchen hier bezeugt sein, daß die Gegner des Untertauchens Himmel und Erde bewegt haben, um dies Zeugnis abzuschwächen und um darzutun, daß daraus nicht folge, daß wir nun auch untergetaucht werden müßten. (Siehe „Immersion, the Act of Christian Baptism“, by John T. Christian, A. M., D. D. 6th ed., p. 56.) Laßt uns sehen! *εἰς* heißt eigentlich: in etwas hinein, nach etwas hin, zu einem Zwecke zc. An einer Anzahl Stellen findet sich *εἰς* auch gleichbedeutend mit *ἐν*, z. B. Matth. 2, 23: *κατοικεῖν εἰς πόλιν*, er kam und wohnte in der Stadt Nazareth; Luk. 9, 61: *τοῖς εἰς τὸν οἶκόν μου*, scil. οὖν, den Leuten in meinem Hause; Apost. 2, 39: *πᾶσιν τοῖς εἰς μακράν*, scil. οὖσιν, allen denen in der Ferne; Apost. 21, 13: *ἀποθανεῖν εἰς Ἱερουσαλήμ ἐτοίμως ἔχω*, ich bin bereit, zu sterben zu Jerusalem. Dies mag man nun als eine Brachylogie erklären, da *εἰς* eigentlich nur nach einem Zeitwort der Bewegung gehört. Wo *εἰς* nach einem Zeitwort der Ruhe gesetzt ist, ist die vorhergehende Bewegung hinzuzudenken. Die vorhergehende Bewegung ist Mark. 1, 9 ausdrücklich angegeben. Jesus kam, *ἦλθεν*, von Nazareth aus Galiläa und ließ sich taufen von Johannes im Jordan. Das Zeitwort der Bewegung, worauf das *εἰς* hier hinweist, ist also nicht „taufen“, daß also Johannes Jesum in den Jordan hineingetaucht hätte, sondern *ἦλθεν*, er kam. Wir haben hier die Antwort auf die Frage: Wo ließ sich Jesus von Johannes taufen? Antwort: Im Jordan.



Gewöhnlich wird *ἐν* gebraucht, wenn der Ort oder das Element der Taufe angegeben werden soll. Mark. 1, 5: „Und es ging zu ihm hinaus das ganze jüdische Land und die von Jerusalem, und ließen sich alle von ihm taufen im Jordan“ (*ἐν τῷ Ἰορδάνῃ*). Matth. 3, 5, 6: „Da ging zu ihm hinaus die Stadt Jerusalem und das ganze jüdische Land und alle Länder an dem Jordan und ließen sich taufen von ihm im Jordan“ (*ἐν τῷ Ἰορδάνῃ*). Joh. 3, 23: „Johannes aber taufete auch noch zu Enon“ (*ἐν Αἰνών*). *Ἐν ὕδατι*, Matth. 3, 11; Mark. 1, 8; Joh. 1, 26, 31, 33.

Aber warum denn im Jordan? Nun, eben deshalb, weil es die einfachste, schnellste und reinlichste Weise war zu taufen. Johannes stand im Jordan, und der Täufling kam zu ihm. Dann nahm Johannes von dem Wasser aus dem Jordan und goß es über das Haupt. Das Wasser lief dann wieder zurück in den Jordan, wie bei uns das Wasser, das wir auf des Kindleins Haupt gießen, in das Taufbecken zurückläuft. Dies war der schnellste Weg, denn viel Volks ließ sich von Johannes taufen. Dies war der reinlichste Weg, denn die große Menge Volks, die oft mehrere Tage verweilte, mußte auch Wasser zum Trinken haben. Darum wählte Johannes einen Ort, wo viel Wasser war. Vgl. Joh. 3, 23: „Denn es war viel Wassers daselbst“, *ὕδατα πολλά*, viele Wasserquellen.

Summa Summarum: Die Untertaucher können aus Johannis Taufe nicht beweisen, daß Christus untergetaucht worden ist.

Apost. 2, 41: „Die nun sein Wort gerne annahmen, ließen sich taufen und wurden hinzugetan an dem Tage bei dreitausend Seelen.“ Wo war der Teich oder Fluß in oder bei Jerusalem, wo dreitausend Männer, Frauen und Kinder untergetaucht werden konnten, wenn auch die Obrigkeit der Stadt und das Pöbelvolk es erlaubt hätten?

Die Untertaucher sagen, diese Dreitausend seien an dem Tage gläubig geworden, aber erst hernach getauft. Aber das heißt offenbar dem Text Gewalt antun. Wenn man diesen Vers unbefangen liest, so kann man nicht anders als annehmen, daß sie auch an dem Tage getauft wurden. Eben durch die Taufe wurden sie hinzugetan zu der Gemeinde der Gläubigen. Christus hatte befohlen: Macht zu Jüngern, indem ihr sie taufet! Die Taufe ist das *sacramentum initiationis*. Also auch hier ist ein Untertauchen nicht ausdrücklich erwähnt, ja, es ist durch die äußeren Umstände gänzlich ausgeschlossen.

Die nächste Taufe, von der uns Näheres berichtet wird, ist die des Kämmerers aus Mosenland, Apost. 8. Als Philippus und der Kämmerer die Straße entlang fuhren, kamen sie an ein Wasser; und der Kämmerer sprach: „Siehe, da ist Wasser; was hindert's, daß ich mich taufen lasse“ (*τί κωλύει με βαπτισθῆναι*)? In dieser Gegend gab es damals und gibt es bis auf den heutigen Tag nur wenig Wasser, und die Wasserläufe sind tief. Darum heißt es: „Und stiegen hinab in das Wasser, beide Philippus und der Kämmerer; und er taufete ihn. Da

sie aber heraufstiegen aus dem Wasser“ 2c. (*Κατέβησαν ἀμφότεροι εἰς τὸ ὕδωρ . . . ἀνέβησαν ἐκ τοῦ ὕδατος*). Damit ist aber noch keineswegs gesagt und bewiesen, daß Philippus den Kämmerer untergetaucht hat. In dem Worte βαπτίζειν liegt es nicht. Und daß sie in das Wasser gestiegen sind, beweist es auch noch nicht. Es beschreibt vielmehr den einfachsten Weg, wie die beiden zu dem Wasser kamen, damit Philippus das Wasser nehmen und es auf des Kämmerers Haupt gießen konnte.

Es hilft den Eintauchern auch der Einturf nichts: Wenn Philippus den Kämmerer bloß begießen oder besprengen wollte, warum hat er das nicht getan mit dem Wasser, das der Kämmerer ohne Zweifel bei sich hatte? D. Doddridge: “It would be very irrational to suppose that they went down to the water merely that Philip might take up a little water in his hand to pour on the eunuch. A person of his dignity had, no doubt, many vessels in his baggage on such a journey through so desert a country — a precaution absolutely necessary for travelers in those parts and never omitted by them.” (*Immersion*, p. 85.) Vielleicht hat er Wasser bei sich gehabt, vielleicht auch nicht. Es wird uns nichts darüber berichtet. Wenn er Wasser bei sich hatte, warum Philippus ihn dann nicht damit getauft hat, das wird uns auch nicht gesagt. Aus den Worten des Kämmerers könnte man auch wohl schließen, daß er kein Wasser bei sich hatte. Daß sie in das Flüsschen stiegen, um den Akt des Untertauchens zu vollziehen, ist eine bloße Mutmaßung. Wir können es mit demselben Recht verneinen.

Im nächsten Kapitel der Apostelgeschichte wird uns die Taufe Pauli berichtet. Apost. 9, 18 heißt es: „Und stund auf, ließ sich taufen.“ Davon erzählt er selbst Apost. 22, 16, Ananias habe zu ihm gesagt: „Und nun, was verzeuchst du? Stehe auf und laß dich taufen und abwaschen deine Sünden!“ Bedeutet nun ἀναστás eine Bewegung hinweg von dem Platze? Das wird von den Immersionisten behauptet. Paulus soll daher aufgestanden und hinausgegangen sein zu einem Flusse bei Damaskus, um dort von Ananias untergetaucht zu werden. Wir müssen uns daher ein wenig über die Bedeutung des ἀναστás orientieren. Ἀνάστημι: 1) trans. (praes. fut. aor. 1.), machen, daß jemand aufsteht: a) im eigentlichen Sinn, aufrichten, *ανά*, jemand, der liegt, Apost. 9, 41: „er aber gab ihr die Hand und richtete sie auf“, *ἀνέστησεν αὐτήν*; b) übertragen: a) Samen erwecken, Nachkommen verschaffen; b) erwecken, auftreten lassen (einen Propheten); c) von den Toten erwecken; 2) intrans. (im medium und im perf. plusquamperf. und aor. 2. act.), aufstehen: a) im eigentlichen Sinn, aufstehen, sich erheben, von denen, die sitzen, auf der Erde oder im Bette liegen, besonders von solchen, die etwas unternehmen oder mit jemand reden wollen, oder die einen Ort verlassen wollen, um anderswohin zu gehen oder eine Reise zu machen (hebr. *נָסַח*). (Schirlik.) Ἀνάστημι heißt zunächst „aufstehen“. Wenn eine Bewegung hinweg von dem Platze erfolgen soll, so wird das auch gesagt. Wir können uns ja

etliche Stellen vorführen. Apost. 9, 11: ἀναστὰς πορεύθητι, stehe auf und gehe hin. Apost. 9, 34 spricht Petrus zu dem Gichtbrüchigen: „Einea, Jesus Christus macht dich gesund; stehe auf und bette dir selber! Und alsobald stund er auf“, ἀνάστηθι καὶ στρώσον σεαυτῷ. Καὶ εὐθέως ἀνέστη. Mußte und sollte der Gichtbrüchige erst anderswohin gehen und sein Bett machen? Hier ist offenbar die Fortbewegung nicht befohlen. Ebenso B. 41: „Er aber gab ihr die Hand und richtete sie auf und rief den Heiligen und den Witwen und stellte sie lebendig dar“, ἀνέστησεν αὐτήν, er richtete sie auf; er machte sie aufstehen, aber nicht fortbewegen; denn es heißt ausdrücklich: „Er rief die Witwen und Heiligen herein und stellte sie lebendig dar.“ Apost. 10, 13: „Stehe auf, Petre, schlachte und is!“ Wohin sollte Petrus gehen? Nirgends. Das Gefäß mit den Tieren war vor ihm. Er sollte da, wo er stand, schlachten und essen. Aber B. 20 heißt es dann: „Aber stehe auf, steige hinab und zeuch mit ihnen.“ Hier ist Fortbewegung mit befohlen und geschehen; aber sie liegt nicht in ἀναστὰς, sondern in κατέβηθι und πορεύου. Tatsache scheint mir zu sein, daß dies Wort oft in Verbindung mit den Zeitwörtern der Fortbewegung steht, aber für sich allein noch keine Fortbewegung ausdrückt. Aus den angeführten Beispielen und aus andern, die Schirlik in seinem Wörterbuch anführt, geht das deutlich genug hervor. Sehr oberflächlich ist darum folgende Argumentation: „Does *anastas*, the Greek word for arise, mean a standing still? It does not. The man may or may not stand still. Liddell and Scott not only say it means to ‘arise,’ but to make ‘people arise to leave their homes.’ And Thayer says, ‘those who leave a place to go elsewhere; hence, of those who prepare themselves for a journey.’ Robinson, ‘He arose and followed.’ According to the Lexicons Paul arose and went to another place and was baptized.“ (*Immersion*, p. 89.) D. Christian kann offenbar noch kein Lexikon gebrauchen!

Haben wir bewiesen, daß ἀναστὰς nicht heißt „aufstehen und fortgehen“, so ist hier den Eintauchern wieder aller Grund unter den Füßen entzogen. Wir haben dann vielmehr ein ziemlich klares Exempel davon, daß nicht ein Untertauchen, sondern ein Besprengen oder Begießen stattgefunden hat. Aber sollte ἀναστὰς auch wirklich die Bedeutung „aufstehen und folgen oder hingehen“ haben, so wäre damit immer noch nicht bewiesen, daß ein Untertauchen geschehen sei. Der Text nennt keinen Ort, Fluß, Teich oder Sonstiges, wo der Apostel Paulus hätte eingetaucht werden können.

Nun hatte aber Ananias hinzugefügt: „und abwaschen deine Sünden.“ Dazu sagt D. Christian: „As a learned and candid writer has said that if the word baptize was doubtful, the use of *louo* would settle Paul's baptism.“ Also *λούω* soll „untertauchen“ bedeuten. Das ist abermals eine leere Behauptung. Wie jeder weiß, bezeichnet *λούω* jegliche Art des Waschens. In diesem Wort ist nicht angezeigt, wie das Waschen geschehen soll. Es ist das griechische Wort für ἵνα.

Darum hat auch die LXX γῆ mit *λοῖω* übersetzt. Wir können hier nun ferner erwidern: Ananias sagt: „Laß . . . abwaschen deine Sünden.“ Paulus soll durch die Taufe von seinen Sünden rein werden, und zwar von allen Sünden. Aber muß er sich deshalb auch am ganzen Leibe waschen in der Taufe? Wollte sich dann jemand der Taufe trösten, so müßte er gewiß werden, daß auch sein ganzer Leib vom Wasser bedeckt worden sei. Wäre auch nur ein Haar unbedeckt geblieben, so hätte er nicht Vergebung für alle Sünden. Gott Lob, daß diese Lehre keinen Grund in der Schrift hat! So viel ist gewiß, daß Ananias mit diesen Worten nicht die Art und Weise der Taufe beschreiben wollte. Er weist vielmehr nur auf den Nutzen und die Frucht der Taufe hin.

Das 10. Kapitel der Apostelgeschichte berichtet uns von der Taufe des Kornelius und der Seinen. Da fragt Petrus: „Mag auch jemand das Wasser wehren, daß diese nicht getauft werden“ (τὸ ὕδωρ κολῦσαι ὑμῶν τας)? Das Objekt des Hindernis ist hier das Wasser. Petrus befiehlt also, man solle Wasser bringen und diese taufen, ergo nicht durch Untertauchen — denn wer wollte ein so großes Gefäß und so viel Wasser dorthin bringen? —, sondern durch Besprengen oder Begießen sollte diese heilige Handlung geschehen. Woran sollte das Wasser sonst gehindert werden als am Gebräuchtwerden?

Noch ein anderes Exempel ist die Taufe des Kerkermeisters zu Philippi. Apost. 16, 33: „Und er nahm sie zu sich in derselben Stunde der Nacht und wusch ihnen die Striemen ab“ (ἔλουσεν ἀπὸ τῶν πληγῶν; NB. das geschah nicht durch Untertauchen). „Und er ließ sich taufen und alle die Seinen alsobald“ (παρὰρρημα = auf frischer Tat, auf der Stelle, an Ort und Stelle, sofort). Wahrscheinlich führte der Kerkermeister Paulus und Silas in seine Wohnung hart am Gefängnis. Das Stattfinden der Taufe unmittelbar nach dem Abwaschen der Striemen läßt schließen, daß sie mit demselben Wasser durch Begießen oder Besprengen geschehen ist. Hätten sie noch erst anderswohin gehen müssen, um die Taufe zu vollziehen, so wäre das bei der Umständlichkeit der ganzen Erzählung ohne Zweifel erwähnt worden. Alle sonstigen Einzelheiten werden aufgezehlt. Da die Leute dazumal viel gebadet haben, so ist es möglich, daß eine solche Vorrichtung vorhanden war, wo der Apostel den Kerkermeister samt den Seinen hätte untertauchen können. Aber gesagt ist es hier nicht.

Bei allen diesen Beispielen ist der Bericht in keinem Fall derart, daß wir ein Untertauchen annehmen müssen. In manchen Fällen scheint ein Untertauchen geradezu ausgeschlossen zu sein. D. A. L. Gräbner sagt (*Theol. Quart.* V, p. 8): „In short, while there is not one instance of baptism in the time of Christ and His apostles, the baptism of John not excepted, recorded in such a way that immersion *must* be assumed, we have the records of various instances in which immersion cannot reasonably be assumed, and it is probable that bap-

tism by immersion was never practiced in apostolic days.” — “Bonaventure (1255) says that the way of affusion was probably used by the apostles.” (Wall, *History of Infant-Baptism* I, p. 575.)

Wie verhält es sich nun mit Röm. 6, 3. 4: „Wisset ihr nicht, daß alle, die wir in Jesum Christ getauft sind, die sind in seinen Tod getauft? So sind wir je mit ihm begraben durch die Taufe in den Tod“? Davon sagt D. Christian: “There is no more pointed passage in the Word of God. This scripture unquestionably teaches immersion. There is no sort of doubt about it. There is no explanation that could make this passage mean anything else.” (*Immersion*, p. 102.) Wird hier also nicht ein Untertauchen gelehrt? Nichts liegt dem Apostel ferner. Er hatte B. 1 die Frage aufgeworfen: „Was wollen wir hiezu sagen? Sollen wir denn in der Sünde beharren, auf daß die Gnade desto mächtiger werde?“ und B. 2 und 3 geantwortet: „Das sei fern! Wie sollten wir in der Sünde wollen leben, der wir abgestorben sind? Wisset ihr nicht, daß alle, die wir in Jesum Christ getauft sind, die sind in seinen Tod getauft?“ „Die Meinung ist: Oder, wenn auch das noch zweifelhaft ist, was ich eben gesagt habe, nämlich daß wir der Sünde gestorben sind, so denkt nur an eure Taufe, deren Bedeutung euch wohl bewußt ist. Wir alle, die wir auf Christum Jesum getauft sind, sind ja auf seinen Tod getauft. . . . Wir sind auf Christum Jesum getauft, das heißt nichts anderes, als daß wir durch die Taufe zu Christo Jesu in Beziehung, mit ihm in Verbindung und Gemeinschaft gesetzt worden sind. Die christliche Taufe ist tatsächliche Beteiligung an Jesu und dem in ihm verwirklichten Heile. In demselben Sinne heißt es dann aber auch *εις τον θάνατον αυτου εβαπτισθητε.*“ (Hofmann.) Christus ist der Heilmittler geworden und hat uns das Heil ertworben durch seinen Tod. . . . Christus hat durch seinen Tod auch die Macht der Sünde gebrochen. Und nun sind wir eben, weil auf Christum, auch auf seinen Tod getauft und also durch die Taufe seines Todes und der Frucht seines Todes, seiner Erlösung, und zwar der Erlösung nicht nur von der Schuld, sondern auch von der Gewalt der Sünde, teilhaftig geworden. Und so sind wir also, dieweil auf Christum und seinen Tod getauft, der Gewalt der Sünde entnommen, so ist in uns die Macht der Sünde gebrochen. In den Tod begraben werden ist nur ein starker Ausdruck für sterben. Wer begraben ist, der zählt nun zu den Toten. Wir sind der Sünde gestorben und sind wirklich, gänzlich tot für die Sünde. Das Band, das uns an die Sünde fesselte, ist ganz und gar durchschnitten. Das ist die Meinung.“ (Vgl. Stöckhardt, Römerbrief, S. 284 ff.)

Wo bleibt da etwas übrig für die Behauptung, Paulus hätte hier das Untertauchen als notwendig behauptet? Er redet gar nicht von der Art und Weise der Taufe, sondern nur von deren Nutzen. Es will nun doch wohl niemand behaupten, daß wir den Tod und die Auferstehung Christi in der Taufe abbilden müßten, um des Todes und

der Auferstehung Christi theilhaftig zu werden. Die Untertaucher übersehen den Vergleichungspunkt. Der Vergleichungspunkt ist nicht der zwischen dem Untertauchen unter das Wasser und wieder Herauskommen und dem Tode, Begräbnis und der Auferstehung Christi, sondern der Vergleich ist zwischen Christi Tod und Auferstehung und unserm der Sünde Absterben und dem Wandeln in einem neuen Leben.

Eine ganz ähnliche Stelle ist Kol. 2, 11. 12. Ebenfogut wie man aus dem Worte „begraben“ in diesem Spruch auf ein Untertauchen schließen kann, kann man auch aus dem Worte „Beschneidung“ auf das Gegenteil schließen. Der Apostel will jedoch auch hier ebensowenig wie Röm. 6 die Art und Weise der Taufe beschreiben, sondern zeigt uns die Frucht und Bedeutung der Taufe an. Wir sind durch die Taufe in Gemeinschaft mit Christo gebracht, haben jetzt teil an seinem Tode und seiner Auferstehung, an seinem neuen Leben. Wir sind nun auch der Sünde abgestorben und sollen in einem neuen Leben wandeln.

P. Friedrich Kefertstein sagt: „Daher geschieht es gewiß nicht ohne Absicht, daß wir nirgends im Neuen Testamente genaue Berichte darüber finden, wie das Untertauchen unter das Wasser geschehen ist, ob z. B. Täufer und Täufling beide im Wasser standen und der erstere den letzteren mit dem ganzen Leibe oder etwa bloß mit dem Haupte untertauchte, oder ihn auch wohl nur mit Wasser begoß und dergleichen. Die Schrift will durch ihr Schweigen zu verstehen geben, daß das alles gleichgültige Dinge sind, in denen vollkommene Freiheit herrscht, wenn nur die Hauptsache unverkümmert bleibt, wonach das Wasser zum Träger der göttlichen Gnadengaben dient.“ (Die Kindertaufe und die Kirchengenucht, S. 68 f.)

Den Schlußstein dieses Abschnittes möge die Unterweisung Luthers, wie die Einfältigen und Ungelehrten den Kottengeistern antworten sollen, bilden. Er sagt im Großen Katechismus: „Daß die Kindertaufe Christo gefalle, beweiset sich genugsam aus seinem eigenen Wert, nämlich daß Gott deren viel heilig macht und den Heiligen Geist gegeben hat, die also getauft sind, und heutigestags noch viel sind, an denen man spüret, daß sie den Heiligen Geist haben, beide der Lehre und Lebens halben; als uns von Gottes Gnaden auch gegeben ist, daß wir ja können die Schrift auslegen und Christum erkennen, welches ohne den Heiligen Geist nicht geschehen kann. Wo aber Gott die Kindertaufe nicht annähme, würde er deren keinem den Heiligen Geist noch ein Stück davon geben. Summa, es müßte so lange Zeit her bis auf diesen Tag kein Mensch auf Erden Christen sein. Weil nun Gott die Taufe bestätigt durch Eingeben seines Heiligen Geistes, als man in etlichen Vätern, als St. Bernhard, Gerson, Johann Hus und andern, so in der Kindheit getauft sind, wohl spüret, und die heilige christliche Kirche nicht untergehet bis ans Ende der Welt, so müssen sie bekennen, daß solche Kindertaufe Gott gefällig sei. Denn er kann ja nicht wider sich selbst sein, oder der Lügen und Vüberei helfen, noch seine Gnade

und Geist dazu geben. Dies ist fast die beste und stärkste Beteuerung für die Einfältigen und Ungelehrten. Denn man wird uns diesen Artikel: „Ich glaube eine heilige christliche Kirche, die Gemeinde der Heiligen“ u. nicht nehmen noch umstoßen.“

## II. Der Stand der Kindertaufe während der folgenden drei Jahrhunderte.

1. Hat man während dieser Zeit Kinder getauft?

„Die Taufe ist erstlich und vornehmlich ein Zeugnis göttlicher Gnade gegen uns und ein Bund, dadurch uns Gott seine Gnade zusagt.“ So schreibt Melancthon gegen Schwentfeld. Durch die Taufe vergibt uns Gott die Sünde, wiedergebiert uns zu neuem Leben, wirkt in uns den Glauben. Christus hat nun ja allerdings befohlen, alle Völker, das ist, alle Menschen, jung und alt, zu taufen; und weil er es befohlen hat, so taufen wir auch Kinder und Erwachsene. Aber die Menschen fragen immer nach dem Warum. Sie wollen erst den Grund wissen. Je nachdem ihnen dann der Grund wichtig oder unwichtig erscheint, handeln sie, während ihnen doch Gottes Gebot der höchste Beweggrund sein sollte. Hier sagt ihnen jedoch Gott warum: „Es sei denn, daß jemand geboren werde aus dem Wasser und Geist, so kann er nicht in das Reich Gottes kommen; denn was vom Fleisch geboren wird, das ist Fleisch, und was vom Geist geboren wird, das ist Geist.“ Der Mensch ist von Natur ein Kind des Zorns. Die Erbsünde unterwirft ihn der ewigen Verdammnis. Es hat also auch jedes Kind die Taufe nötig, denn es braucht Vergebung der Sünden, es muß wiedergeboren, der Glaube muß in ihm gewirkt werden, ohne den niemand Gott gefallen kann. Wo man dies noch festhält, da schätzt man auch die Taufe noch hoch. Sondern wo die Erbsünde geleugnet oder doch wenigstens nicht mehr für verdammungswürdig gehalten wird, da ist dann auch das Sakrament der Taufe für kleine Kinder etwas Gleichgültiges und überflüssiges geworden. Man gebe es oder man gebe es nicht, die Kinder haben weder Verlust noch Gewinn. Oder man geht noch einen kleinen Schritt weiter und sagt, kleine Kinder sollten überhaupt nicht getauft werden. Der Befehl Christi, nun ja, der kommt nicht mehr in Betracht. Wenden wir hinein in die Geschichte der ersten Kirche, so finden wir, daß man anfang die Erbsünde zu leugnen (Pelagianer), ehe man es wagte, die Notwendigkeit der Kindertaufe in Frage zu stellen.

Die sogenannten apostolischen Väter betonen sowohl die Erbsünde als die Notwendigkeit der Taufe. So beruft sich Clemens Romanus auf Hiob 14, 4: *Οὐδεὶς καρτὰς ἀπὸ ἑνός, οὐδὲ εἰ μὴς ἡμέρας ἢ ὧν αὐτοῦ.* (LXX.) Bekannte man sich hierzu, so konnte man nicht glauben, daß die kleinen Kinder von der Taufgnade ausgenommen seien. Barnabas führt mehrere Sprüche aus dem Alten Testamente an, in denen die Taufe vorgebildet und angedeutet sein soll. Zuletzt zitiert er auch Hesek. 47, 12; dies bedeute: Wir steigen hinab in das Wasser

voller Sünden und Unflats und steigen herauf als solche, die die Frucht [Gottes] als Frucht im Herzen tragen und die Hoffnung auf Jesum in dem Geiste haben. *Ἡμεῖς μὲν καταβαλομεν εἰς τὸ ὕδωρ γέμοντες ἀμαρτιῶν καὶ ἔσπου καὶ ἀναβαλομεν καρποφοροῦντες ἐν τῇ καρδίᾳ τὸν φόβον καὶ τὴν ἐλπίδα εἰς τὸν Ἰησοῦν ἔχοντες ἐν τῷ πνεύματι.* Hermas beleuert in seinem „Pastor“, daß wir durch das Wasser selig werden müssen: „Vita vestra per aquam salva facta est et fiet.“ (L. I, vis. III, 3.) Er läßt die Apostel nach ihrem Tode zu den in der Zeit des Alten Testaments verstorbenen „heiligen Geistern“ gehen, um sie zu taufen und ihnen dadurch den Eintritt in das Reich Gottes zu ermöglichen. Daraus erhellt, daß er es für notwendig achtete, daß alle Menschen die Taufe empfangen. „Necesse est, inquit, ut per aquam habeant ascendere, ut requiescant: non poterant enim aliter in regnum Dei intrare, quam ut deponerent mortalitatem prioris vitae. Illi igitur defuncti sigillo Filii Dei signati sunt et intraverunt in regnum Dei. Antequam enim accipiat homo nomen Filii Dei, morti destinatus est; at ubi accipit illud sigillum, liberatur a morte et traditur vitae. Illud autem sigillum aqua est, in quam descendunt homines morti obligati, ascendunt vero vitae assignati. Et illis igitur praedicatum est illud sigillum et usi sunt eo, ut intrarent in regnum Dei.“ (L. III, simil. IX, 16.) „Es ist nötig“, sagte er, „daß sie durch das Wasser heraufgestiegen sind, damit sie zur Ruhe kommen. Denn sie konnten nicht anders in das Reich Gottes eingehen, als daß sie die Sterblichkeit ihres früheren Lebens ablegten. Jene Toten sind daher mit dem Siegel des Sohnes Gottes versiegelt worden und so eingegangen in das Reich Gottes. Denn ehe ein Mensch den Namen des Sohnes Gottes annimmt, ist er dem Tode verfallen; wo er aber jenes Siegel ergreift, wird er befreit vom Tode und des Lebens teilhaftig. Jenes Siegel aber ist das Wasser, in welches sie hinabsteigen als des Todes schuldige Menschen, nun aber heraufsteigen als solche, denen das Leben bestimmt zuerteilt ist. Und ihnen ist daher jenes Siegel verkündigt, und sie haben es gebraucht, damit sie eingingen in das Reich Gottes.“ Dieser Ausspruch erinnert an Joh. 3, 5: „Es sei denn“ 2c., und an Röm. 6. Im 29. Kapitel desselben Gleichnisses sagt er: Omnes enim infantes honorati sunt apud Dominum, et primi habentur. Dies erinnert an Mark. 10: „Laßt die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn solcher ist das Reich Gottes. Wahrlich, ich sage euch, wer das Reich Gottes nicht empfähet als ein Kindlein, der wird nicht hineinkommen.“ Damit spricht Hermas ebensowenig wie Christus den Kleinen Kindern das Bedürfnis der Taufgnade ab, sondern redet vielmehr von einer besonderen Empfänglichkeit für dieselbe. Bedürftigen die Kleinen Kinder der Taufe nicht, dann auch alle diejenigen nicht, die da bleiben wie die Kinder. Daß aber die Taufe durchaus nötig ist, hat er oben bezeugt. — Klemens lebte wahrscheinlich von A. D. 30 bis 100, war also, gleichwie Barnabas, noch ein Zeitgenosse der Apostel. Hermas war



nach etlichen ebenfalls ein Zeitgenosse der Apostel, nach andern soll er noch um das Jahr 160 gelebt haben. Dann wäre er ein Zeitgenosse Justins des Märtyrers gewesen. — Justin lebte von 110 bis 165. Er war von Geburt ein Heide, hatte aber nahe bei dem Jakobsbrunnen in Samarien das Licht der Welt erblickt. Er vergleicht die Taufe mit der Beschneidung, ähnlich wie Paulus, Kol. 2, 11. 12; ja, er zitiert diesen Spruch: *Και ἡμεῖς, οἱ διὰ τούτου προσχωρήσαντες τῷ θεῷ, οὐ ταύτην τὴν κατὰ σάρκα παρελάβομεν περιτομὴν, ἀλλὰ πνευματικὴν, ἣν Ἐνὼχ και οἱ ὄμοιοι ἐφύλαξαν· ἡμεῖς δὲ διὰ τοῦ βαπτίσματος αὐτήν, ἐπειδὴ ἁμαρτωλοὶ ἐγενόμεθα, διὰ τὸ ἔλθωσ τὸ παρὰ τοῦ θεοῦ ἐλάβομεν· και πᾶσιν ἐφετὸν ὁμοίως λαμβάνειν.* (Dialogus cum Tryphone Judaeo.) „Und wir, die wir durch ihn zu Gott gekommen sind, haben nicht diese Beschneidung nach dem Fleisch empfangen, sondern die geistliche, welche Enoch und die ihm gleich waren, bewahrt haben. Wir haben sie aber durch die Taufe empfangen, da wir Sünder waren, durch die Barmherzigkeit Gottes. Und allen ist es erlaubt, sie auf gleiche Weise zu empfangen.“ Weil die Taufe mit der Beschneidung der Juden verglichen wird, die ja besonders den Kindlein galt, so schließen wir mit Recht, daß auch die Taufe für die Kinder da ist. „Die Sache verhält sich so, daß wir mit gutem Grunde sagen können, die Anwendung des Begriffes der Beschneidung auf die Taufe habe überhaupt nicht geschehen können, ohne daß sie die Ausübung der Kindertaufe entweder zu ihrer Voraussetzung oder zu ihrer unmittelbaren praktischen Folge hatte.“ (Höfling, Das Sakrament der Taufe, Bd. 1, S. 114.) In seiner größeren „Apologie“ sagt Justin: *Και πολλοὶ τινες και πολλὰὶ ἐξηγοντοῦνται και ἐβδομηγοντοῦνται, οἱ ἐκ παιδων ἐμαθητεύθησαν τῷ Χριστῷ, ἄφθοροι διαμενοῦσι.* „Und viele Männer und Frauen, sechzig und siebzig Jahre alt, die in ihrer Kindheit zu Christi Jüngern gemacht wurden, bleiben noch unverderbt.“ *Ἐμαθητεύθησαν* ist dasselbe Wort, das Christus in seinem Taufbefehl gebraucht, Matth. 28, 19. Nun sagt Justin, diese seien in ihrer Kindheit zu Jüngern Christi gemacht worden. Wodurch? Eben durch die Taufe. Von ihnen sagt Justin ferner, daß sie jetzt sechzig bis siebzig Jahre alt und noch am Leben seien. Dies hat er ungefähr um das Jahr 140 geschrieben. Also müssen diese mitten in der apostolischen Wirksamkeit die heilige Taufe empfangen haben.

Wir gehen jetzt zu Irenäus (120—202) über. Er war ein Schüler Polycarpus, der wiederum ein Schüler des Apostels Johannes gewesen ist. Er schreibt (Adv. haeres. II, 22, 4): „Omnes enim venit per semetipsum salvare; omnes, inquam, qui per eum renascuntur in Deum, infantes, et parvulos, et pueros, et juvenes, et seniores.“ „Denn er ist gekommen, alle durch sich selbst selig zu machen, alle, sage ich, die durch ihn wiedergeboren werden zu Gott, Säuglinge und kleine Kinder und Knaben und Jünglinge und Greise.“ Also die infantes et parvuli sollen selig werden, wenn sie durch die Taufe wiedergeboren werden. Christus hat auch sie erlöst. Die Bezeichnung der

Taufe als des Aktes der Wiedergeburt ist bei Irenäus und andern eine gebräuchliche. Adv. haer. I, 18: τοῦ βαπτίσματος, τῆς εἰς θεὸν ἀναγεννήσεως; III, 17: ἡ δύναμις τῆς ἀναγεννήσεως εἰς θεόν; III, 19: „Et iterum potestatem regenerationis in Deum, demandans discipulis dicebat eis: ‚Euntes docete omnes gentes, baptizantes‘, etc.“

Ein Zeitgenosse des Irenäus war der gefeierte Titus Flavius Clemens, bis 202 Professor in Alexandrien. Dieser sagt in seinem „Paedagogus“ (III, 11) von den Siegelringen: „Laßt euer Siegel sein eine Taube, oder ein Schiff unter Segel, oder eine Harfe, wie des Polykrates war, oder ein Anker, welches Seleukus sich erwählte. Und wenn jemand ein Fischer ist, so möge er denken an einen Apostel und an die Kindlein, welche aus dem Wasser gezogen werden.“ *Κῆν ἀλιεύων τις ἢ, Ἀποστόλου μεμνησται καὶ τῶν ἐξ ὕδατος ἀνασσωμένων παιδίων.* Ein solcher Rat setzt voraus, daß es etwas ganz Gewöhnliches war, die kleinen Kinder zu taufen.

Clemens Alexandrinus starb ungefähr um das Jahr 220. In demselben Jahre starb auch Tertullian als Presbyter in Karthago, Afrika. Dieser ist der Schöpfer der lateinischen Kirchensprache. Er wurde erst spät in seinem Leben belehrt. Bald fiel er von der rechten Kirche ab und schloß sich den Montanisten an. Aber auch bei ihnen gefiel es ihm nicht sehr lange. Er gründete daher eine eigene Sekte, die Tertullianisten. Darum hatte Tertullian denn auch wenig Einfluß bei den Katholiken. Es ist aus dem Gesagten auch gar nicht zu verwundern, daß er manches Verkehrte über die Taufe geschrieben hat. Von Wichtigkeit für unsere gegenwärtige Abhandlung ist jedoch folgender Abschnitt aus seinem Buche De Baptismo (c. 18): „Itaque pro cuiusque personae conditione ac dispositione, etiam aetate, cunctatio baptismi utilior est: praecipue tamen circa parvulos. Quid enim necesse est [si non tam necesse], sponsores etiam periculo ingeri, quia et ipsi per mortalitatem destituere promissiones suas possunt, et proventu malae indolis falli? Ait quidem Dominus: ‚Nolite illos prohibere ad me venire.‘ Veniant ergo dum adolescent, veniant dum discunt, dum quo veniant docentur: fiant Christiani quum Christum nosse potuerint. Quid festinat innocens aetas ad remissionem peccatorum? Cautius agitur in secularibus, ut cui substantia terrena non creditur, divina credatur. Norint petere salutem, ut petenti dedisse videaris.“ „Darum nach jedermanns Stand und Anlage, auch nach dem Alter, ist das Aufschieben der Taufe nützlicher, vornehmlich bei kleinen Kindern. Denn warum ist es nötig [außer im Notfall], daß auch die Paten in Gefahr gebracht werden, da sie entweder selbst durch den Tod verfehlen können, ihr Versprechen zu halten, und weil sie auch durch das Hervorkommen eines bösen Naturells getäuscht werden mögen? Der Herr sagt zwar: ‚Wehret ihnen nicht, zu mir zu kommen.‘ Darum laßt sie kommen, wenn sie heranwachsen; laßt sie kommen, wenn sie verstehen, wenn sie gelehrt werden, weshalb sie kommen; laßt sie zu Christen

gemacht werden, wenn sie Christum kennen können. Was eilt ihr unschuldigem Alter nach der Vergebung der Sünden? Man handelt sorgfältiger in irdischen Dingen. Wem man keine weltlichen Güter anvertraut, dem vertraut man göttliche an. Laßt sie wissen um das Heil zu bitten, damit du scheinst dem Bittenden zu geben.“ Hier gibt also Tertullian den Rat, die Kindlein nicht zu taufen, „si non tam necesse“. Ja, er will überhaupt die Taufe aufgeschoben wissen bis zum Alter. Gerade dies, daß Tertullian so wider die Kindertaufe redet, beweist ihren allgemeinen Gebrauch. Er sagt: „Quid festinat innocens aetas ad remissionem peccatorum?“ Damit scheint er auch die Erbsünde zu leugnen. Aber an andern Stellen bezeugt er, daß alle Menschen von Natur unrein sind und erst wiedergeboren werden müssen, indem er sich auf das bekannte Wort Christi an Nikodemus beruft: „Es sei denn“ zc. Zu beachten ist auch, wie er mit keinem Worte andeutet, daß die Kindertaufe etwas Neues sei. Hätte er das Argument der Neuheit gegen die Kindertaufe anführen können, so hätte er es, nach den oben angeführten Worten zu urteilen, sicherlich getan. Er äußerte hier lediglich seine Privatansicht. Sie fand jedoch wenig oder gar keinen Anklang. Selbst die Montanisten und seine eigenen Tertullianisten sind ihm hierin nicht gefolgt.

Stellen wir daneben einen Ausspruch des Origenes, eines Schülers des Clemens Alexandrinus, eines jüngeren Zeitgenossen Tertullians, des späteren ausgezeichneten Lehrers der griechischen Kirche. Er sagt (Comm. Rom. 5, 9): „Pro hoc et ecclesia ab apostolis traditionem suscepit, etiam parvulis baptismum dare. Sciebant enim illi, quibus mysteriorum secreta commissa sunt divinorum, quod essent in omnibus genuinae sordes peccati, quae per aquam et Spiritum ablui deberent: propter quas etiam corpus ipsum corpus peccati nominatur.“ „Deswegen hat auch die Kirche von den Aposteln die Überlieferung (Auftrag = Befehl) empfangen, auch den Kleinen Kindern die Taufe zu geben. Denn jene, welchen alle Geheimnisse der göttlichen Mysterien gegeben waren, wußten, daß in allen ein Unflut angeborener Sünde sei, welcher durch Wasser und Geist abgewaschen werden müsse; weswegen auch der Leib selbst ein Leib der Sünde genannt wird.“ Während also Tertullian keinen historischen Grund für seinen Eifer gegen die Kindertaufe, „si non tam necesse“, anzugeben wußte, so „spricht Origenes von der Kindertaufe als von einer kirchlichen Observanz, die in göttlicher Institution und apostolischer Tradition ihren Grund habe“. Ja, noch mehr: er weiß, daß sie auch bei seinen Zuhörern und Lesern so eingebürgert und so feststehend ist, daß er sie mit Erfolg zu einer dogmatischen Beweisführung gebrauchen kann. In Hom. 8. in Levit. schreibt er: „Addi his etiam illud potest, ut requiratur, quid causae sit, cum baptismum ecclesiae pro remissione peccatorum detur, secundum ecclesiae observantiam etiam parvulis baptismum dari: cum utique si nihil esset in parvulis, quod ad re-

missionem deberet, et indulgentiam pertinere, gratia baptismi superflua videretur.“ „Zu diesem kann auch jenes hinzugefügt werden: was sollte die Ursache sein, daß es für nötig gehalten wird, nach dem Gebrauch der Kirche auch den kleinen Kindern die Taufe zu geben, da die Taufe der Kirche zur Vergebung der Sünden gegeben wird? Denn wenn in den kleinen Kindern nichts wäre, was Vergebung und Gnade bedürfte, erschiene die Gnade der Taufe überflüssig.“ Von einer solchen Argumentation konnte er nur da eine Wirkung erwarten, wo die Kindertaufe anerkannt und unangezweifelt war. Umgekehrt zeigt er dann auch, daß um der Erbsünde willen den kleinen Kindern die Taufe erteilt werde. „Parvuli baptizantur in remissionem peccatorum. — Et quia per baptismi sacramentum nativitatis sordes deponuntur, propterea baptizantur et parvuli.“ (Hom. in Lucam 14.) „Kleine Kinder werden getauft zur Vergebung der Sünden. — Und weil durch das Sakrament der Taufe die Unreinigkeit der Geburt weggenommen wird, deswegen werden auch kleine Kinder getauft.“ — Nun, diese Zeugnisse sind bestimmt, klar, unmißverständlich. Aus ihnen geht nicht nur hervor, daß die Kindertaufe zu seiner Zeit allgemein kirchliche Sitte war, sondern auch, daß sie als von den Aposteln überliefert angesehen wurde. Dies bezeugt Origenes etwa im Jahre 110 nach der Zeit der Apostel. Nun stammte Origenes von christlichen Eltern. Ja, mehrere Geschlechter seiner Vorfahren sollen Christen gewesen sein. Sein Vater erlitt den Märtyrertod unter Severus im Jahre 202. Sein Großvater und sicherlich sein Urgroßvater lebte noch zu der Apostelzeiten. So brauchte Origenes nicht weit zu gehen, um zu erfahren, ob die Kinder zu der Apostelzeiten getauft wurden oder nicht. Zudem war er auch ein sehr gelehrter und vielgereister Mann. Er wußte daher auch sehr wohl, was in andern Kirchen Sitte war. S. v. Müller.

(Fortsetzung folgt.)

## Der „andere Geist“ der reformierten Kirche.

(Schluß.)<sup>1)</sup>

Der letzte Punkt, auf den wir noch zur Charakterisierung des „andern Geistes“ hinweisen wollen, betrifft den Kultus<sup>2)</sup> der reformierten Kirche. Der Kultus einer Kirchengemeinschaft ist nicht etwas Zufälliges, auch nicht etwas, was seinen Ursprung den Charaktereigentümlichkeiten eines Volkes verdankte, unter dem eine Kirchengemeinschaft ihren Anfang genommen hat. Mögen gleich einzelne kirchliche Gebräuche diesem oder andern nicht nachweisbaren Gründen ihre Entstehung verdanken, so ist doch der Kultus einer Kirchengemeinschaft in

1) In der Januarnummer sollte es statt „Schluß“ „Fortsetzung“ heißen.

2) Vgl. zu diesem Abschnitt Guerides „Symbolik“, S. 653 ff.

seiner Gesamtheit der sichtbare Ausdruck ihrer Lehrstellung. Das innere kirchliche Leben einer Gemeinschaft, ihre religiöse Auffassung und Anschauung, die Grundgedanken, die in ihr Gemeingut sind, und durch die sie sich nach außen hin abschließt, das ist es, was sich in ihrem Kultus veräußert und darin symbolisch dargestellt wird.

Wir finden daher in den drei Kirchengemeinschaften: der katholischen, der reformierten und der lutherischen, einen dem ganzen Charakter jeder entsprechenden Kultus. Überall in den Zeremonien der katholischen Kirche tritt uns ihre herrschende Geistesrichtung, der religiöse Materialismus, entgegen. Überall finden wir, wie sie darauf ausgeht, das Über sinnliche zu versinnlichen, das unsichtbar Göttliche in die sichtbare Gegenwart hineinzuzaubern. Dies Bestreben findet seine höchste Spitze in der Messe, in der nach katholischer Auffassung das Brot verwandelt wird und zu einem sichtbaren und greifbaren Christus wird, der dann mit allem möglichen Pomp geopfert und verehrt wird. Die Messe bildet den Mittelpunkt ihres Gottesdienstes; die Predigt tritt ganz in den Hintergrund. Es handelt sich in ihrem Gottesdienst nicht darum, durch die Predigt des Wortes, worin Gott sich offenbart hat, die Gemeinde zu fördern in der Erkenntnis des wahren Gottes, der in einem Lichte wohnt, da niemand zukommen kann, sondern der Endzweck ihres Gottesdienstes ist, eine sichtbare Offenbarung des unsichtbaren Gottes herbeizuführen, die Zuhörer in eine ahnungsvolle, mit einem heiligen Schauer durchwobene Stimmung zu versetzen, in der die Phantasie hört und sieht, was noch kein Auge gesehen und noch kein Ohr gehört hat, woraus dann ferner das Bestreben folgt, diesem versinnlichten Gott durch einen sinnlichen Zeremonien dienst Ehre zu erweisen. Der katholische Gottesdienst ist daher ein liturgischer in des Wortes eigentlicher Bedeutung.<sup>3)</sup> Indem die katholische Kirche die Liturgie zum eigentlichen Inhalt ihres Gottesdienstes macht, indem bei ihr das Volk nicht zusammenkommt, um zu hören und Gott im Geist und in der Wahrheit anzurufen, sondern um sich in liturgischen Künsten zu üben, macht sie aus ihrem Gottesdienst eine *leitourgía*, einen Gott geleisteten Menschen dienst, der mit ihrer pelagianischen Grundrichtung in völligem Einklang steht.

Das andere Extrem, der negierende Gegensatz zu diesem versinnlichenden Kultus der katholischen Kirche, bildet der Kultus der reformierten Kirche, doch mit partieller Ausnahme der Episkopalkirche, die, obwohl im Grunde reformiert, doch, eben weil sie eine bischöfliche Kirche ist, sich in ihrem Kultus mehr oder weniger der katholischen Kirche nähert. In dem Kultus der reformierten Kirche zeigt sich der

3) *leitourgía*, a public service, the public service of God, public worship; (assumed) *laítos*, *laítos*, belonging to the people, public (fr. *laós*, *laós*, the people), + the root of *érgon*, work. In the Roman Catholic Church it includes all forms and services in any language, in any part of the world, for the celebration of Mass. (Webster.)

Nationalismus als Idealismus und Spiritualismus. Da, wo die reformierte Geistesrichtung ihre höchste Entwicklung unter Beibehaltung kirchlicher Ansprüche erreicht hat, ist überhaupt kein Kultus mehr zu finden. Die Quäker, bei denen auch in anderer Hinsicht die reformierten Grundzüge am konsequentesten durchgeführt sind, haben überhaupt keine kirchlichen Gebräuche, die man als Kultus bezeichnen könnte. Die Heilige Schrift gilt ihnen für eine sehr untergeordnete Offenbarung. Der eigentliche Quell religiöser Erkenntnis ist ihnen das „innere Licht“ derer, die sich vom Geist regieren lassen. Das Predigtamt und die Sakramente haben sie abgeschafft und damit natürlich auch alles, was den äußerlichen Rahmen beider bilden könnte. Man kommt zusammen, sitzt stundenlang schweigsam und in sich gekehrt da und wartet auf eine Offenbarung des inneren Lichts. Wer eine solche zu haben meint, steht auf und redet; fühlt sich niemand zum Reden gedrungen, so geht man schließlich ohne „Predigt“ heim. Das ist der „Gottesdienst“ der reinen Spekulation — nackt, kahl, form- und körperlos, wie sie selbst, die Abstraktion in ihrer höchsten Vollendung.

Dieselbe spiritualisierende Subjektivität ist ein Merkmal des genuin reformierten öffentlichen Gottesdienstes. Wie ihre Dogmatik, so wird auch der Kultus der reformierten Kirche von der Vernunft beherrscht. Daher ist in ihrem Kultus alles ausgeschieden, wovon der Verstand keinen handgreiflichen Nutzen sieht, und das, was beibehalten ist, weil es die Schrift ausdrücklich erwähnt, ist doch seines eigentlichen Inhaltes beraubt und der subjektiven Andacht anheimgegeben. So z. B. das öffentliche Gebet. Da vereint sich nicht die ganze Gemeinde, um durch den Prediger, als durch ihren Mund, Gott zu loben und ihre gemeinsame Not ihm vorzutragen. Ihre öffentlichen Gebete sind keine Kirchengebete im lutherischen Sinn. In ihren öffentlichen Gebeten redet nicht sowohl die Gemeinde als vielmehr der Prediger oder Vorbeter, wie er es je nach seiner subjektiven Stimmung für angemessen hält. Ein Gleiches gilt von den Sakramenten; auch sie werden, wie Guerike schreibt, „ganz ins Subjektive hineingezogen, und so der Kirche ihr wesentlich sakramentlicher Charakter genommen“.

Wo der reformierte Gottesdienst noch in seiner ursprünglichen Strenge, unbeeinflusst durch die lutherische Kirche, besteht, kennt er weder Orgeln noch Glocken, keine kirchlichen Feiertage, den Sonntag ausgenommen; da ist die schöne Ordnung des Kirchenjahres völlig verschwunden; da will man von priesterlicher Kleidung, von Taufpaten, Kelch, Lichtern, Altar, Kanzel, Bildern, Kreuzeszeichen zc. absolut nichts wissen. Selbst der Gemeindegesang war Zwingli zuwider. „Nur Psalmen pflegten in der ursprünglichen reformierten Kirche gesungen zu werden; eigentliche Kirchenlieder und einen eigentlichen, wiewohl sehr verdünnten, Kirchengesang hat sie wesentlich erst von der lutherischen Kirche aufgenommen. (Guerike, *Shmb.*, 659, Anm. 6.) Die reformierten Kirchen, wo sie sich ihre Ursprünglichkeit noch bewahrt

haben, sind einfache Hörfäle, durch nichts, was darin ist, von weltlichen Versammlungslokalen verschieden.

In der Mitte zwischen dem Kultus der katholischen und der reformierten Kirche steht der Kultus der lutherischen Kirche. Gleich weit entfernt von dem religiösen Materialismus der alles verjünglichen katholischen Kirche, wie von dem Idealismus der alles vergeistigenden reformierten Kirche, zeigt sich die lutherische Kirche auch in ihrem Kultus als die Kirche, die zwar keine Union macht, wohl aber die Union in der Wahrheit ist. Sie hat das Wahre, das beiden Extremen zugrunde liegt, angenommen, ohne jedoch zugleich das Falsche, die einseitige Über-treibung und daher Verzerrung nach dieser oder jener Seite hin mit-aufzunehmen. Ihr Kultus ist weder der eines geistlosen Körpers noch der eines körperlosen Geistes, sondern der eines geist-leiblichen Wesens, eines Menschen. Wie in einem Menschen Geist und Leib vereinigt sind, so in dem Kultus der lutherischen Kirche. Und diese Vereinigung von Geistlichem und Leiblichem hat noch einen tieferen Grund. Die lutherische Kirche hält Wort und Sakrament für wirkliche Gnadenmittel. Sie glaubt fest und gewiß, daß in denselben Hörbares und Sichtbares, also Irdisches, mit Himmlischem und Göttlichem verbunden ist. Ihr ist Gott in seinem Wort und in den Sakramenten wirklich in Gnaden gegenwärtig, in beiden und durch beide wirklich und wahrhaftig als der Bräutigam ihrer Seele bei ihr seinen Einzug haltend. Und wie er nun seinen Einzug in und durch hörbare und sichtbare Zeichen bei ihr hält, so kommt auch sie, die Kirche, die Braut, ihm, freilich nur im Glauben, aber doch zugleich mit hörbaren und sichtbaren Zeichen ihrer bräutlichen Liebe und Verehrung entgegen. Sie hält daher ihre Zeremonien keineswegs für wesentliche Stücke des Gottesdienstes, wohl aber hält sie daran als an Dingen fest, die der Erbauung, guter Ordnung und kirchlicher Wohlstandigkeit überaus dienlich sind, wozu unter Umständen noch gewichtigere Gründe kommen, nämlich die Wahrung der christlichen Freiheit und des reinen Bekenntnisses.

In ganz unmißverständlicher Weise spricht sich darüber unsere Kirche in ihren Bekenntnisschriften aus, indem sie weder die Notwendigkeit der Zeremonien behauptet noch auch ihren rechten Gebrauch abgetan wissen will. Im 7. Artikel der Augsburgerischen Konfession heißt es: „Und ist nicht not zu wahrer Einigkeit der christlichen Kirchen, daß allenthalben gleichförmige Zeremonien, von den Menschen eingesetzt, gehalten werden“; im 15. Artikel: „Von Kirchenordnungen, von Menschen gemacht, lehrt man diejenigen halten, so ohne Sünde mögen gehalten werden und zu Frieden, zu guter Ordnung in der Kirche dienen, als gewisse Feiern, Feste u. dgl.“; im 24. Artikel: „... „jintemal alle Zeremonien fürnehmlich dazu dienen sollen, daß das Volk daran lerne, was ihm von Christo zu wissen not ist“, und endlich im 26. Artikel: „Daneben aber wird das Volk unterrichtet, daß solch äußerlich Gottesdienst nicht fromm macht für Gott, und daß man's ohne Beschwerung

des Gewissens halten soll, also daß, so man es nachläßt ohne Argerniß, nicht daran gesündigt wird.“ In gleicher Weise sprechen sich die andern Bekenntnisse aus und auch Luther.

Wie ferner in dem Kultus der lutherischen Kirche ihr Glaube an die Gnadengegenwart Gottes und an die Wirksamkeit der Gnadenmittel zum Ausdruck kommt, so auch ihre schriftgemäße Lehre von Kirche und Amt. Ihre ganze Liturgie ruht auf der Schriftlehre, daß der Prediger, wie er einerseits Gottes Bote und Haushalter, so andererseits Diener und Mund der Gemeinde ist. Der Prediger trägt ein Amtskleid, anzuzeigen, daß er nicht für seine Person, sondern als Amtsperson in der Kirche tätig ist. Überall tritt seine Subjektivität hinter die amtliche, kirchliche Objektivität zurück, ohne daß sie jedoch gar erlöset wird. Ist der Prediger in der lutherischen Kirche daher wohl einerseits an geordnete Peritopen, Antiphonen, Kollekten und Kirchengebete gebunden, so gestattet ihm die Predigt andererseits subjektive Freiheit innerhalb der von Gottes Wort gezogenen Schranken. Somenig es daher zu billigen wäre, wollte ein lutherischer Prediger der Agenda entraten, seine Subjektivität an die Stelle kirchlicher Objektivität setzen und sich so gewissermaßen zum Herrn über die Gemeinde Gottes aufwerfen, ebensowenig wäre es zu billigen, wollte er Predigten vorlesen, anstatt zu predigen, selbst wenn dies nicht aus Trägheit, sondern in guter Meinung geschähe. Und auch nach anderer Seite hin ist der Einseitigkeit genehrt. Während zwar die Predigt den Mittelpunkt bildet, so nimmt doch vor wie nach der Predigt die ganze Gemeinde an dem Gottesdienst tätigen Anteil.

Während ferner einerseits unsere Kirche wohl weiß und auch bekennt, daß ihre Ceremonien nicht auf göttlichen Geboten ruhen, so weiß sie doch auch andererseits, daß sie aus einem tiefen Verständnis der Lehre fließen und dem rechten Bekenntnis derselben dienen sollen. Daher ist sie auch allen Änderungen und Neuerungen feind, es sei denn, daß es die Not erfordert. Die Unveränderlichkeit Gottes und die daraus fließende Festigkeit seines Wortes sind in dem lutherischen Kultus mit seinen immer wiederkehrenden Liedern, Gebeten, Peritopen, Festtagen und andern gottesdienstlichen Gebräuchen und Handlungen vortrefflich symbolisiert; auch wird dadurch die Einheit der Kirche aller Länder, Zeiten und Völker erhebend dargestellt. Die lutherische Kirche gleicht in ihrem Kultus einer keuschen, reinen Braut, die voller Sehnsucht und Verlangen ihrem Bräutigam entgeneilt. Sie ist weder kahl noch gepuht, sondern geschmückt, inwendig mit einer aus dem Glauben geborenen Liebe zu ihrem Bräutigam, Jesu Christo, auswendig mit allerlei lieblichen Zeichen und Sinnbildern ihres Glaubens und ihrer Liebe. —

Wir können die vorliegende Arbeit nicht schließen, ohne Gott insonderheit dafür zu danken, daß er einst Luther, gleich dem Propheten Jeremias, zu einer „ehernen Mauer“ gegen den „andern Geist“ gemacht hat. Es war eine heroische Glaubensstat, als Luther die Bann-



bulle des Papstes ins Feuer warf mit den Worten: „Weil du den Heiligen des Herrn betrübt hast, so verzehre dich das ewige Feuer!“ Damit hat er sich samt der Kirche, die nach seinem Namen genannt ist, öffentlich und feierlich von der Kirche des Antichristen losgesagt. Es war aber nicht minder eine heroische Glaubenstat, als er auf dem Kolloquium zu Marburg einem Zwingli die Bruderhand vertweigerte mit den Worten: „Ihr habt einen andern Geist.“ Damit hat er sich samt der Kirche, die nach seinem Namen genannt ist, öffentlich und feierlich von der Kirche der Vernunftspekulation und der Enthusiasterei losgesagt. In dieser Doppelschlacht hat er links und rechts die Feinde der einen Wahrheit zu Boden geschlagen und unsere Kirche auf den einigen Grund der Apostel und Propheten gegründet, da Jesus Christus der Eckstein ist.

Wollen wir und sollen unsere Nachkommen auf diesem einigen Grund bleiben, dann dürfen wir, wie im Kampf gegen die römische, so auch im Kampf gegen die reformierte Kirche nicht erlahmen. Und gerade von letzterer droht uns hierzulande und in unserer Zeit sonderliche Gefahr. Wir leben hier unter den uns umgebenden reformierten Sekten. Der reformierte Geist weht uns in der Presse unsers Landes, in politischen Reden, in hohen und niederen Schulen und im täglichen Verkehr mit unsern Mitbürgern entgegen. Bewahren wir uns durch Gottes Gnade ein lutherisches Herz! Hüten wir uns in Lehre und Praxis, in unserer Weltanschauung, in unserer Beurteilung von allerlei politischen und sozialen Zeitfragen, in unserm ganzen Sinnen, Denken und Meinen vor dem „andern Geist“!

S. Spd.

---

## Literatur.

Im **Concordia Publishing House, St. Louis, Mo.**, ist erschienen:

1. Synodalbericht des Mittleren Distrikts mit Lehrverhandlungen über das Thema: „Die heilige Taufe, mit besonderer Berücksichtigung der Kindertaufe.“ (11 Cts.)
2. Synodalbericht des Texas-Distrikts mit Verhandlungen über „Die Quelle der christlichen Lehre.“ (22 Cts.)
3. Synodalbericht des Kanada-Distrikts mit einem lehrreichen Referat über das Thema: „Der Staat, die Bibel und das Papsttum.“ (9 Cts.)
4. Verhandlungen der Ev.-Luth. Synodalkonferenz von Nordamerika mit einem Referat über „Die neutestamentlichen Titel der Christen.“ (12 Cts.)
5. The Concordia Pupils' Roster Cards. (100 cards, 50 cts.; in lots of 500 or more, per 100 cards, 40 cts.) F. B.

**Zerfahrten und Heimfahrten.** Erinnerungen aus meinem Leben. Von Carl Johann Otto Hanser. Zu beziehen von Rev. A. R. G. Hanser, 812 Lafayette St., St. Louis, Mo. Preis: \$1.00 und 10 Cts. Porto.

Dieses Buch von 291 Seiten zerfällt in folgende Kapitel: 1. Vorerinnerungen. 2. Die Familie Hanser. 3. Meine Eltern. 4. Meine Kindheit und Jugend. 5. Meine erste Zerfahrt: Ausfahrt aus dem Vaterhaus ins Soldatenleben. 6. Meine zweite Zerfahrt: Zur See. 7. Meine dritte Zerfahrt: Mit Bruder Hugo ins Handwerksleben. 8. Heimfahrt in die rechtgläubige lutherische

Kirche. 9. Heimfahrt ins Studentenleben. 10. Meine vierte Zerrfahrt: Ins kaufmännische Leben in St. Louis. 11. Meine fünfte Zerrfahrt: Seereise nach Südamerika. 12. Meine sechste Zerrfahrt: Von Südamerika nach Athab nach Ostindien. 13. Meine siebente Zerrfahrt: Von Athab nach Singapore. 14. Heimfahrt von Singapore nach New York. 15. Meine achte Zerrfahrt: Ins Geschäftslieben in New York. 16. Meine Heimfahrt nach St. Louis ins Seminar. 17. Heimfahrt ins heilige Predigtamt; Pastorat in Carondelet, Mo. 18. Pastorat in Boston, Mass. 19. Direktorat im Concordia-College zu Fort Wayne, 1872—1879. 20. Die Dreieinigkeitsgemeinde zu St. Louis, Mo. 21. Dreißigjährige Wirksamkeit in St. Louis, Mo. 22. Die letzte Heimfahrt. (Nachtrag der Familie.) — Wie schon aus diesen Kapitelüberschriften hervorgeht, haben wir es hier zu tun mit einem hochinteressanten und lehrreichen Buche, das wir darum hiermit nicht bloß unsern Pastoren und Lehrern, sondern auch allen Laien herzlich empfehlen möchten. Das Buch kann man nicht aus den Händen legen ohne Dank gegen Gott, daß er unserer Synode solch einen vorbildlichen Pastor gegeben hat, wie Hanfer war, und ohne das Gebet, daß Gott uns auch in der Zukunft viele solche treue, wahrhaft fromme, gewissenhafte und berufsthröbliche Prediger verleihen möge. F. B.

**Material für Beichtanmeldung.** Beichtgespräche des Beichtvaters mit seinen Beichtkindern in der Beichtanmeldung. Von P. Alb. Brauer, Millington, Mich. Zu beziehen vom Verfasser. Preis: 20 Cts.

Es sind dies 40 Beichtgespräche auf 47 Seiten, von denen der Verfasser sagt: „Alle haben dasselbe Ziel im Auge, einen geeigneten Abendmahlsgang, aber der Inhalt derselben ist ein verschiedener. Die ersten beziehen sich speziell auf die Beichte, und ihr Zweck ist, Sündenerkenntnis und Gnadenerkenntnis zu wirken. Die zweiten beziehen sich speziell auf das Abendmahl, und bei diesen wird bald die rechte Würdigkeit, bald der rechte Segen derselben gezeigt. Unter dieser Rubrik befinden sich auch einige Beichtgespräche mit solchen Pfarrkindern, die sehr selten zum heiligen Abendmahl gehen, sowie auch mehrere besonders mit solchen, die fleißige und regelmäßige Abendmahlsgänger sind. Diese Beichtgespräche sind nicht am Studiertisch entstanden und gemacht worden, sondern sind das, was der Herausgeber an die zwanzig Jahre immer und immer wieder in der Beichtanmeldung mit seinen Beichtkindern gesprochen und denselben ans Herz gelegt hat, und der treue Gott hat sie auch nicht ungesegnet gelassen, der Abendmahlsgang belief sich im Durchschnitt auf jedes Glied zwei-, drei-, ja fast viermal im Jahr. Das ist Segen, viel Segen!“ F. B.

**CHRISTIAN SCIENCE im Lichte des Wortes Gottes.** Von Johannes J. J. Northwestern Publishing House, Milwaukee, Wis. Preis: 60 Cts.

Dieses Buch von 168 Seiten zerfällt in folgende sechs Kapitel: 1. Einleitung. 2. Historischer Entwicklungsgang der Christian Science. 3. Darlegung der Grundsätze der Christian Science. 4. Heilmethode der Christian Science. 5. Gefährlichkeit der Christian Science für unser Christenvolk. 6. Rechte Bekämpfung der Christian Science. — Es ist symptomatisch für die Christen und auch für viele lutherische Christen unserer Zeit, daß es nötig geworden ist, sie so viel und ernst zu warnen vor dem Christian Science-Schwindel und dem gotteslästerlichen Geschwätz eines geldgierigen, verlogenen, hysterischen alten Weibes. Wem nun dieser Wahnsinn der letzten Zeit in seiner Gemeinde Not macht, dem wird das Buch P. Jennys gute Dienste leisten. Seitdem obige Schrift erschienen, ist zwar Mrs. Eddy gestorben, aber darum noch nicht die Sekte, die sie gestiftet hat. Ist doch Mrs. Stetson von New York jetzt mit der Prophezeiung aufgetreten: Mrs. Eddy sei der weibliche Christus und werde, wie Jesus, von den Toten auferstehen und zur Erde zurückkehren. „It may not be to-day“, sagt Mrs. Stetson, „it may come next week, it may not come for ten years, but it will surely come.“ Komme Mrs. Eddy nicht zurück und triumphiere nicht über den Tod, so falle damit ihre ganze Lehre vom Triumph über Sünde, Krankheit und Tod. Wohlan, so sei es! Mrs. Eddy stehe jetzt von den Toten auf! Wer eine neue Religion stiften will, der soll sich kreuzigen lassen und dann von den Toten auferstehen. F. B.

**Briefe von J. Chr. K. v. Hofmann an Heinrich Schmid**, herausgegeben von Charlotte Schmid. Mit einem Vorwort von Oberkonsistorialpräsident D. Dr. Hermann v. Bezzel. Leipzig. V. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Nachf. 1910. 265 Seiten 6×9. Preis: M. 4.20.

In Deutschland und besonders in seinem bairischen Vaterland hat man am 21. Dezember vorigen Jahres des hundertjährigen Geburtstags des bekannten Erlanger Gegeeten J. Chr. K. v. Hofmann gedacht. Zu diesem Feste sind die mehr als 100 Briefe erschienen, die Hofmann an seinen Kollegen und intimen Freund, den ebenfalls allgemein bekannten Erlanger Kirchenhistoriker H. Schmid, geschrieben hat. Die Tochter des letzteren hat die Herausgabe besorgt, und der jetzige bairische Oberkonsistorialpräsident v. Bezzel hat dazu ein etwas eigentümliches Vorwort geschrieben. Niemand, der sich mit Hofmanns Schriften und seiner ganzen theologischen Stellung beschäftigt hat, wird diese Briefe ohne großes Interesse lesen können. Man lernt eben eine Persönlichkeit aus seinen Briefen von einer Seite kennen, die sonst solchen, die sie nicht persönlich gekannt haben, leicht ganz verborgen bleibt. Und diese Briefe sind zugleich Zeugnis einer seltenen, treuen, nie getrübtten Freundschaft zwischen zwei grundverschiedenen Naturen. Der erste Brief ist im Jahre 1839 datiert, der letzte im Todesjahre Hofmanns, 1877. Die Sammlung zerfällt in drei Gruppen. Die erste umfaßt die Rostocker Zeit Hofmanns, und diese Briefe sind ohne Zweifel inhaltlich die besten. Es waren die Jahre, als in Mecklenburg der alte, öde Rationalismus ins Wanken geriet und neues Leben in die Kirche einzog, und Hofmann weiß viel davon zu erzählen. Die zweite Gruppe umfaßt die Zeit, als Hofmann von Erlangen aus als Abgeordneter des bairischen Landtags in München weilte und seinem Freunde regelmäßig Bericht erstattete. Kliefoth nannte Hofmann wegen dieser Tätigkeit einen politischen Theologen. (Vgl. den in „Lehre und Wehre“ XI, 263 abgedruckten Artikel.) Eine dritte Gruppe bringt noch einige auf der Reise geschriebene Briefe aus dem letzten Lebensjahre Hofmanns. Die theologisch verkehrte Stellung Hofmanns, namentlich in der Versöhnungs- und Rechtfertigungslehre, ist den Lesern dieser Zeitschrift bekannt; daß er auf egegetischem Gebiete Bedeutendes geleistet hat, ebenfalls. Man erfährt in diesen Briefen auch so manches über die Entstehung und die Beurteilung seiner Werke, aber ebenso tritt auch öfters seine eigentümliche theologische Stellung hervor. Er war ein eigenartiger Mann, der überall seine eigenen Wege ging, nicht zum wenigsten in seinem Hauptwerke: „Die Heilige Schrift Neuen Testaments zusammenhängend untersucht.“ — Vorstehendes war schon geschrieben, als wir in einem deutschländischen Blatte lasen, daß die Briefe, jedenfalls besonders die aus München geschriebenen, „von dem kirchenregimentlichen Herausgeber (D. Bezzel) bedenklich gekürzt seien“. Dies wird im Buche nirgends angedeutet, nicht einmal durch Auslassungszeichen. Mit Recht wird dies als eine Ungehörigkeit bezeichnet. L. F.

**Zur Sprache und Geschichte des Kleinen Katechismus.** Von Johanneß Gillhoff. Dürrsche Buchhandlung, Leipzig. Preis: M. 1.60.

Luther sagt: „Der Katechismus wird müssen bleiben und das Regiment in der christlichen Kirche behalten.“ So denken aber die modernen liberalen Theologen und Pädagogen nicht. Mit aller Macht versuchen sie, Luthers Katechismus an die Wand zu drücken und aus der Schule zu drängen. Darüber haben die Midauer- und andere Lehrerversammlungen allen die Augen geöffnet. Luthers Katechismus, sagt man, müsse weichen; denn er sei veraltet und längst nicht mehr zeitgemäß. Als einen Hauptgrund dafür nennt man mit Vorliebe die vorgeblich veraltete, schwerfällige, unverständliche Form und Sprache desselben. Aber die Liberalen schlagen den Saft und meinen den Esel: sie bekämpfen die Form und meinen den Inhalt. Die vorliegende vortreffliche Schrift Gillhoffs kommt darum zur rechten Zeit, indem sie den Nachweis liefert, daß gerade auch in sprachlicher Beziehung der Kleine Katechismus ein klassisches Meisterwerk ersten Ranges ist. Wir lassen etliche Urteile Gillhoffs folgen. Seite 9: „Und der Kleine Katechismus? Auch hier ist Luther. Nur in verborgenem Licht und wie in unscheinbarer Gewandung. Aber doch der ganze Sprachgenius Luthers in der Fülle seines Lebens. Schon reine Sprachwerte stellen den Kleinen Katechismus unter die

Klassischen Baumerte der älteren deutschen Prosaliteratur. Überall in der Literatur heute ein Suchen und Ringen nach persönlichem Stil. Im Ringen um Befreiung vom papiernen Stil, im Suchen nach dem sprachlichen Ausdruck der lebendigen, deutschen Persönlichkeit kann er uns als Wegweiser dienen.“ S. 15 f.: „Zum andern ist es zumeist begrifflich Verwandtes, was Luther untrennbar zusammenhämmeret: lieb und wert, helfen und fördern, Gut und Nahrung, lieben und vertrauen, Himmel und Erde, Leiden und Sterben, lebet und regieret, loben und danken, gern hören und lernen, keusch und züchtig, lieben und ehren, Kleider und Schuh, Weib und Kind, behütet und bewahret, Güte und Barmherzigkeit, Verdienst und Würdigkeit, dienen und gehorsam sein, Acker, Vieh und alle Güter, Vernunft und alle Sinne, Essen und Trinken, keinen Schaden noch Leid tun, des Leibes und der Seele, des Gutes und der Ehre, unter dem Brot und Wein, zu essen und zu trinken, zu danken und zu loben, durch seine Gnade glauben und göttlich leben, wider alle Fährlichkeit beschirmt und vor allem übel behütet und bewahret, wie die lieben Kinder ihren lieben Vater bitten. Wahrhaftiger Gott, vom Vater in Ewigkeit geboren, und auch wahrhaftiger Mensch, von der Jungfrau Maria geboren; erlöst, erworben und gewonnen; von allen Sünden, vom Tode und von der Gewalt des Teufels; nicht mit Gold oder Silber, sondern mit seinem heiligen, teuren Blut und mit seinem unschuldigen Leiden und Sterben; auf daß ich sein eigen sei und in seinem Reich unter ihm lebe und ihm diene in ewiger Gerechtigkeit, Unschuld und Seligkeit; gleichwie er ist auferstanden vom Tode, lebet und regieret in Ewigkeit. Es ist ein ganz merkwürdiges Auf- und Niedervogeln, wie wir es vielleicht in unserer ganzen Literatur nicht wieder finden. Und in diese Rhythmen schmiegt sich leicht und sicher ein Stoff, von dem niemand sagen kann, daß er Muß und Rhythmus in sich trage, wie etwa ein Volkslied seine Melodie. Das ist überfließende Tonfülle und zugleich vollendete Meisterung deutscher Volksart und deutscher Volkssprache. Und die einzelnen Wendungen wachsen und dehnen sich aus. Umfangreichere Figuren tauchen auf, greifen ineinander, bewegen sich in denselben Schwingungen. Einfache Wortfügungen werden abgelöst von präpositionalen Figuren; kurze syntaktische Tongebilde übernehmen weiterhin die Führung. An die Stelle der zwei Glieder treten gar drei. Spielend leicht greifen sie Nebenmotive und Geleitdöne auf, führen sie fort, weben sie ineinander, und ihre höchste Blüte erreicht diese dreigliedrige Komposition in der berühmten, unvergleichlichen Erklärung zum andern Artikel. (Über ihre syntaktische Gliederung s. u. „Stil und Satzbau“.) Wenn jemals ein Sprachmeister stand, der in den einfachsten Tönen tiefste Geheimnisse aussprach, so war es hier. Wenn jemals in deutscher Sprache und Art ein in kleinen Rahmen übersehbares Kunstwerk deutscher Prosa geschaffen wurde, so geschah es hier. Wenn jemals die Götter einen Mann segneten, daß er — bewußt oder unbewußt — ein vollendetes Werk der Volkstunst schuf auf dem Boden des Volks und seiner Bedürfnisse, in der Art des Volks und mit den Ausdrucksmitteln seiner Sprache, zum Heil des Volks und seiner Jugend durch die Jahrhunderte, so war es hier.“ S. 36 f.: „Hat Luther in seinem Katechismus das, was wir heute eine persönliche Note nennen? Natürlich hat er sie nicht im Sinne einer nervös gesteigerten Temperatur. Dazu war er zu robust. Auch nicht im Verstande eines massiv hervortretenden Bauerntums. Dazu war er zu abgeklärt. Erst recht nicht in einer subjektiven Abwandlung des lehrhaften Grundtons. Dazu hatte er zu viel gesundes Bauernblut in seinen Adern. Aber den wenig süßsamen Stoff goß er in eine Form, die von Anfang bis zu Ende getragen wird von Wohlklang und Rhythmus: von alliterierenden Formeln und vor allem von sprachlichen Figuren und Fügungen freierer Art — der ganze kleine Katechismus vom ersten Gebot bis zur letzten Frage des fünften Hauptstückes schwingt ja in diesen freien Rhythmen —, und diese Rhythmen waren die seines Volks. Dazu schiebt sich die zahlenmäßige Geltung des Verses und seine Zurückziehung in den Satz hinein. Dazu rückt die Herrschaft des Aktivs. Dazu der gedrungene Satzbau. Dazu die vollendete Meisterung der Sprache auf dem Boden des Volks und seiner Bedürfnisse — nehmt alles in allem: das gab dem Sprachgeist des Katechismusmannes seine ganz persönliche Note, und ihr reiner, starker Klang tönt durch die Jahrhunderte.“ S. 39 f.: „Von höchstem Reiz aber ist die Erklärung zum zweiten Artikel. Eine eingliedrige grammatische Periode liegt ihr zugrunde. Hauptsatz — Objektsatz — Prädikatsatz — Finalsatz: das ist alles. Aber was hat Luther daraus gemacht! Mit einem kurzen, vollen Ton setzt der Hauptsatz ein: Ich glaube. Dann folgt der Objektsatz mit ebenfalls

höchst einfacher Grundlinie: daß Jesus Christus sei mein Herr. Aber was ist aus dieser einfachen Linie geworden! Zwei Appositionen, deren große syntaktische Schwere nur gemildert wird durch ihre völlige Dedungsgleichheit, sind mittenein gelagert. Aber durch Umlagerung des Verbs in den Satz hinein und durch prädicativ gestelltes Substantiv schafft Luther die Aufeinanderfolge von drei schweren Tönen: sei mein Herr, in denen einerseits jene appositionelle Störung des Gleichgewichts glücklich überwunden wird, während sie andererseits viel verhaltene Kraft vor das Tor des folgenden Satzes lagern. Es folgt der relative Prädikatsatz, und da strömt die Kraft dahin in vollen, wogenden Afforden: Attribute, Verba, die Fülle der adverbialen Bestimmungen, die wiederum Adjektive als Nebentöne aufnehmen und weiterführen. Und die Rhythmen wachsen, reicher werden die Figuren. Sie schwingen hinüber in den Finalsatz und füllen ihn ganz unter dreigliedrigen Rhythmen: auf daß ich sein eigen sei und in seinem Reiche unter ihm lebe und ihm diene in ewiger Gerechtigkeit, Unschuld und Seligkeit. Grammatisch bildet der Bau eine fallende Periode. Daß aber die dreigliedrige Komposition die zweigliedrige ablöst, das setzt zum Ausgleich ein Moment innern Steigens neben das äußere Fallen, und dies steht einzig da in der älteren und neueren Prosaliteratur. Und dann setzt — eingeleitet durch das koordinierende ‚gleichwie‘ — merkwürdig genug auch eine äußere Kurvensteigung ein, die ebenfalls getragen wird von der dreigliedrigen Sprachfigur. Mit einer energischen Zusammenziehung schließt das syntaktische Meisterstück auf der Höhe ab: Das ist gewißlich wahr.“ Beigegeben sind dem Buche als erster Anhang: „Die ‚gemehrte und gebeferte‘ Wittenberger Originalausgabe vom Jahre 1529“ und als zweiter Anhang: „Altdeutsche Glaubens- und Katechismusstücke.“

F. B.

**Natur und Bibel in der Harmonie ihrer Offenbarungen.** Ein Handbuch moderner Forschung in Verbindung mit Prof. Dr. Otto Hamann und Dr. Karl Hanzer herausgegeben von Dr. Johannes Niem. Mit 17 Bildertafeln. Hamburg 1910. Agentur des Rauhen Hauses. Preis: M. 4.50; gebunden: M. 5.

Dieses Werk von 356 Seiten zerfällt in folgende Bücher und Hauptkapitel: „1. Die Kosmologie: a. Schöpfung der organischen Welt; b. die Frage nach der Möglichkeit des Lebens im Weltall; c. die Sintflut. 2. Forschung und Lebenserkenntnis: a. Organisches und Anorganisches; b. Begriff und Ursprung des Lebens; c. die Zweckmäßigkeit in der Schöpfung; d. die Entwicklungslehre. 3. Die Herkunft des Menschen im Lichte der modernen Anthropologie: a. die Stellung des Menschen und die moderne Entwicklungslehre; b. der Körperbau des Menschen; c. der Mensch der Tertiärzeit; d. der Mensch der Diluvialzeit; e. die modernen Hypothesen über die Abstammung des Menschen; f. der Mensch in körperlicher und geistiger Beziehung.“ — Wer sich bekannt machen will mit den modernen Hypothesen der Wissenschaften über obige Themata und Fragen und zugleich die Art und Weise kennen lernen möchte, wie die modernen christlichen Apologeten, die von dem Prinzip ausgehen, daß zum mindesten die Verbalinspiration und Untrüglichkeit der Schrift preiszugeben sei, sich mit den Theorien der modernen Wissenschaften abfinden, welche Konzessionen sie ihnen machen und wie sie meinen, den alten Glauben rechtfertigen zu können, der findet hier, was er sucht. Daß wir aber eine solche Apologetik nicht mitmachen können, versteht sich von unserm Prinzip aus von selbst.

F. B.

**Das Problem der Konfirmation und der Religionsunterricht in der Volksschule.** Von D. F. Mendtorff. Verlag von Dörffling und Franke, Leipzig. Preis: 80 Pf.

Dieses Schriftchen zeugt von der großen Not, die man in deutschen Landeskirchen mit der Konfirmation und dem Religionsunterricht hat, zugleich aber auch davon, wieviel selbst Männer, denen diese Not zu Herzen geht, von dem Religionsunterricht, wie er sein sollte, zu opfern willens sind. Neu war uns folgende Stelle über die Konfirmation aus einer, wie der Verfasser sagt, „erst jüngst“ bekannt gewordenen Predigt Luthers vom Sonntag Lätare 1523: „Confirmatio, ut volunt episcopi, non curanda; sed tamen quisque pastor posset scrutari a pueris fidem, quae ei bona et germana esset, ut imponeret manus et confirmaret, non improbamus.“

F. B.

**Hat Jesus gelebt?** Vortrag von D. Adolf Jülicher. Verlag von N. G. Elwert, Marburg. Preis: 50 Pf.

In diesem Vortrag bekämpft Jülicher die wahnwitzigen Theologen W. B. Smith und Jensen und den Philosophen Arthur Drews, welche die historische Existenz Jesu leugnen. Jülicher ist ein liberaler Theolog, aber auch sein Standpunkt genügt, um obige Mythologen historisch ad absurdum zu führen.

J. B.

## Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

### I. Amerika.

Die St. Louiser Lutherausgabe betreffend bemerkt die „E. L. F.“: „Ein Kritiker schrieb neulich einmal in betreff des Blättchens ‚Luthers Schwert und Kelle‘, welches seit Jahren bemüht ist, die Kenntnis von Luthers Schriften unter das Volk zu bringen, es sei nicht recht verständlich, weshalb die Anführungen nach einer amerikanischen Ausgabe gemacht würden. Der Mann hat offenbar keine Ahnung davon, daß die Missouri-Synode in Amerika, die viel verlästerte, das große Werk vollbracht hat, Luthers sämtliche Schriften in einer für jedermann verständlichen, aber auch auf gründlicher Kenntnis beruhenden Ausgabe herauszugeben, und daß diese ‚amerikanische‘ Ausgabe tatsächlich die einzige im Buchhandel befindliche vollständige Volksausgabe ist. Denn die Weimarsche Ausgabe ist noch nicht fertig, und die Erlanger Ausgabe ist nicht für das Volk; die älteren Ausgaben sind nur antiquarisch zu haben. Es ist leider bei den Theologen der Blick oft noch sehr beschränkt, so daß sie meinen, aus Amerika könne nichts Gutes oder doch wenigstens nichts kommen, was vor dem Richterstuhl der deutschen Wissenschaft bestehen könne. Während unser Kaiser auf den Austausch wissenschaftlicher Leistungen großen Wert legt, gilt bei den Theologen Deutschlands vielfach noch der Kirchturnstandpunkt.“

Den Anschluß der englischen Missouri-Synode als Distrikt an die deutsche Missouri-Synode betreffend schreibt der *Lutheran Witness*: „The President, the Vice-President, and the Secretary of Synod met in Washington, January ninth and tenth, and canvassed the vote on the proposed union with the venerable German Synod of Missouri. The result of the vote was immediately communicated to all congregations through their pastors. Thirty charges voted in favor of union as a district on the basis of articles laid down by the Cleveland convention. Three and a half voted in favor of union by amalgamation. Eleven and a half were opposed to any union. Eight charges did not report any votes. According to resolution of Synod, charges not voting are to be counted as acquiescing in the proposition to unite as a district.“ Im Interesse dieser geplanten Vereinigung wird die englische Missouri-Synode ihre diesjährige Versammlung zur selben Zeit mit unserer Delegatensynode in St. Louis abhalten.

J. B.

**Warfield und Missouri.** In einer Rezension des Pamphlets P. Gerikes wider P. Allwardt schreibt D. Warfield in der *Princeton Theological Review* vom Januar dieses Jahres: „We cannot ourselves doubt that the Missourians are right in their interpretation of Chapter XI of the Form of

Concord. And we have even less doubt that the Form of Concord, in placing the electing grace of God at the root of all salvation, is asserting the very essence of the eternal Gospel. Our sympathies are entirely therefore with the Missourians in this controversy, and we look upon them as in it contending for the central fact of our faith, that God it is, to wit, to whom we owe all our salvation. We have read Pastor Gerike's pamphlet, therefore, with great pleasure; the points in which as Calvinists we differ with him easily fall into the background in comparison with the great common confession of the *solī Deo gloria*." Diese Stelle zitiert die *Lutheran World* und bemerkt: "These Princeton people constitute, it must be confessed, pretty good company. But what keeps us wondering is what Missouri is going to do with this cordial welcome and assurance that they have gotten over into the camp of Calvin." Wir meinen, dies sollte für die *Lutheran World* eher ein Anlaß sein, sich mit dem 11. Artikel der Konfessionsformel zu befassen, um sich selbst davon zu überzeugen, daß die Missourier im lutherischen Bekenntnis sitzen und ihre Gegner daneben. Sagt die *World* doch: "We like these Princeton people. . . . They are fine theologians down there at Princeton." Um so mehr sollte die *World* dies tun, da ja auch Warfield selbst "points in which as Calvinists we differ with him" (Gerike) kennt. Wollte die *World* sich diese Mühe geben und dann noch die Lehre Missouris und der Konfessionsformel vergleichen mit der Lehre Calvins und Warfields, so könnte sie leicht feststellen, daß beide Lehren *toto coelo* verschieden sind. Die *World* würde dann finden: 1. daß die calvinische Lehre von der Wahl spekulative Deduktion ist, die missourische einfache Wiedergabe der Schriftlehre; 2. daß nach calvinischer Lehre die Rehrseite der Wahl die reprobatio ist, nach missourischer nicht; 3. daß die calvinische Wahl eine absolute ist und Christum nur als Mittel zum Zweck kennt, die missourische aber sich gründet auf Christi Verdienst; 4. daß die calvinische Wahllehre nur eine partikuläre Gnade und Erlösung kennt, die missourische eine allgemeine Gnade und eine allgemeine Erlösung; 5. daß die calvinische Wahllehre eine *gratia irresistibilis* lehrt, die missourische nicht zc. Übrigens ist die Frage der *Lutheran World* von „Lehre und Behre“ schon vor weiß wie oft beantwortet worden, auch im vorigen Jahre wieder in dem Artikel: „Der andere Geist der reformierten Kirche“ und ausführlich vor etlichen Jahren in dem längeren Artikel über das Westminster-Bekenntnis. Kurz, wem es um die Wahrheit zu tun ist, der lasse das Hezen und mache sich an das Studium der Sache selbst. Wofür wir Missourier eintreten, ist das „*sola gratia*“ nud „*solī Deo gloria*“, und das sollte doch kein Lutheraner Calvinismus schelten. J. B.

Den Zionismus betreffend schreibt der „Deutsche Lutheraner“ des Generalkonzils (5. Januar): „Jerusalem ist heute eine jüdische Stadt und hat gut 40,000 Juden; im ganzen Land sind bereits 100,000 Juden. Und dieser zionistischen Mühseligkeit kommt die Regierung selbst bereitwilligst damit entgegen, daß sie ernstlich daran ist, die Verkehrsverhältnisse zu verbessern, bestehende Bahnen zu vollenden und neue zu bauen; auch der Hafen von Haifa soll demnächst ausgebaut werden. Die günstige Lage Palästinas als Verbindung zwischen Afrika und Asien läßt einen großen wirtschaftlichen Aufschwung erhoffen, sobald geordnete Zustände dort entstehen. Noch ist die zionistische Sache nicht so weit, daß ein sicheres Urteil abgegeben werden könnte, noch könnte es in Gottes Absicht liegen, alles wieder durch einen

Sturz der jehigen Regierung unzustößen, denn die eingeborene Bevölkerung wird bereits feindselig gegen die Juden. Doch es könnte ebenso in Gottes Absicht liegen, dieses kühne und geschickte Unternehmen zu fördern und es zur Verwirklichung seiner uralten Verheißung, daß er in der letzten Zeit das zerstreute Israel wieder sammeln und aus den Gräbern der Fremdlingsschaft ins angestammte Land zurückbringen will, zu benutzen. In diesem Fall wäre dann der Zionismus das merkwürdigste Zeichen der Zeit, der Zeiger an der Weltuhr, der uns anzeigt, daß die letzte Zeit im Anzuge ist und der Tag des Herrn nicht mehr allzufern; denn sagt unser Heiland nicht Matth. 24, 32: „An dem Feigenbaum lernet ein Gleichnis: wenn sein Zweig jetzt saftig wird und Blätter gewinnt, so wisset ihr, daß der Sommer nahe ist?“ — Ein jüdischer Traum in einem lutherischen Blatt! F. B.

**Ablefen von Predigten.** Der *Lutheran* teilt ein Schreiben eines Laien mit, aus dem wir etliche Sätze folgen lassen: „The pulpit of the — church has been vacant for some months, and, during this time, many preachers from this and other states have occupied it. With hardly an exception, they are all slaves to the manuscript. Nearly all of them keep their eyes riveted upon the manuscript and read in a manner resembling a school-girl reading an essay. Most of these humdrum readers disgust instead of convince. Old Martin Luther, the greatest orator of his age, could not endure to listen to them. Let us waken up our seminaries along this line.“ F. B.

**Die Vertreter der Haugesynode und der Vereinigten Kirche** gaben im Dezember vorigen Jahres auf ihrer Versammlung zu Minneapolis folgende Erklärung ab: „Die Komiteen der Haugesynode und der Vereinigten Kirche sprechen es hiermit als ihre Meinung aus, daß in diesen beiden Kirchenkörpern keine solchen Lehrunterschiede sind, weswegen diese beiden Kirchenkörper separiert sein sollten, und daß sie deshalb sich als Brüder und treue Lutheraner voll und ganz anerkennen können und sollten.“ Auch die Haugesynode bekennt sich also zum Synergismus D. Schmidts. F. B.

**Der Lutheran Observer** tritt in seiner Nummer vom 3. Februar wieder ein für Bibelunterricht in den Staatschulen. Dabei stellt er unter andern auch folgende falsche Behauptungen auf: 1. Daß in der Erziehung der Jugend die Bibel eine Hauptstelle einnehmen müsse, werde von niemand lauter betont als von den römischen Katholiken in Americal 2. Die Pilgrim Fathers seien die Urheber unserer freien Institutionen geworden dadurch, daß sie den Staat auf die Bibel gegründet hätten! In derselben Nummer verteidigt der *Observer* auch den berüchtigten Evangelisten Billy Sunday. Er schreibt: „In Northern Illinois he held evangelistic services at Sterling, Dixon, Rockford, Freeport, and Princeton, in all of which towns there are General Synod Lutheran churches. It would be easy to inquire of our pastors in these places how many converts of the Sunday meetings were added to their churches, and how many fell away inside of two years. One of these pastors, who received about one hundred converts from the union meetings into his church, said to me, when I asked him in regard to the number of backsliders, ‘Not more than three have fallen away from my church.’ This was at least more than a year after Mr. Sunday’s meetings, and may have been two years.“ „I do not believe in denouncing Mr. Sunday, or any other evangelist, without giving him a fair show. We have not yet heard any argument against him.“ — Hier:



nach ist also auch das Revivalwesen, selbst in seiner vertrockneten Form (denn Sunday predigt mehr Errettung durch äußerliche Moral als durch Christum und sein Blut), in der Generalsynode noch nicht ausgestorben.

F. B.

Bei der Einweihung des Union Theological Seminary in New York, das nicht mehr von der General Assembly der Presbyterianer anerkannt wird, betonten Schurman, Präsident der Cornell University, und andere Redner: Union Seminary vertrete den Geist des religiösen Fortschritts, der darin bestehe: 1. daß die Aufgabe der Kirche nicht mehr sei, einzelne Seelen selig zu machen, sondern die Gesellschaft zu verbessern; 2. die Religion Jesu vom Credo und Dogma zu befreien; 3. statt Sektentum eine Weltreligion anzustreben; 4. sich von der christlichen Religion abzuwenden und der Religion Christi sich zuzuwenden. Union Seminary verlangt darum auch nicht mehr von seinen Professoren die Annahme des Westminster-Bekenntnisses, sondern nur, daß sie ordinierte Pastoren des Evangeliums sind. Die Theologie, welche Union Seminary vertritt, ist die evolutionistische, von der *Christian Work and Evangelist* schreibt: "A theology which does not proceed along the lines of the evolutionary habit is of no more value to-day than a treatise on zoology written before evolution became the law of all scientific thinking. In the new scholarship that has made the Bible a new and living book to thousands of thoughtful but perplexed people, this Seminary has taken most prominent leadership." Seine Aufgabe erblickt Union Seminary in "a restatement of theology in terms of the social purpose of Jesus — the Kingdom of God". Mit andern Worten: Union Seminary reduziert das Christentum auf eine reine Diesseitigkeitsreligion. F. B.

Staatsgelder für die Römischen! Folgende Bill liegt jetzt in den Händen des Komitees für die Territorien: "Be it enacted by the Senate and House of Representatives of the United States of America in Congress assembled, That three hundred thousand acres of unappropriated non-mineral land in the territory of New Mexico, to be selected under the direction of the Secretary of the Interior, be, and the same is hereby, donated to J. B. Pitaval, archbishop of Santa Fe, New Mexico, and his successors, to be held by him in trust for the establishment of a manual training school in the territory of New Mexico, for the youth of New Mexico, and that the income from said land or the proceeds of the sale thereof be devoted exclusively to the maintenance and support of the said institution." The Federal Council of Churches hat sich bereits der Sache angenommen und gegen die Annahme der Bill ernstlich protestiert. Der "A. C." hält es aber für unbedingt nötig, daß womöglich jeder protestantische Bürger seinen Protest gegen die Annahme der Bill einsende an folgende Adresse: Hon. E. L. Hamilton, House of Representatives, Washington, D. C. Wir stimmen dem bei und halten dies für um so nötiger, weil leider unser Präsident Laft sich den Katholiken gegenüber allzu willig und unterwürfig erweist. Nimmt er (der Unitarier) doch immer wieder teil an der römischen Messe! Und hat er doch, um von früheren Begünstigungen der Katholiken zu schweigen, im vorigen Jahre den Jesuiten White zum Oberbundesrichter ernannt! Niemand sollte sich darum mit dem Gedanken zufriednen geben, daß, da ja viele andere Bürger protestieren würden, sein Protest schon fehlen könnte.

F. B.

Zu dem Prinzip von der Trennung von Staat und Kirche schrieb der *Independent*: "We do well to rejoice that our fathers had the intelligence and breadth to forbid by our Constitution the union of Church and State. That provision has saved us infinite trouble. Equally all the English colonies have followed our example, greatly to their advantage; and even Ireland has been freed from the yoke. It has been the curse of all the European nations, and it now torments England, with her educational disputes and now her Accession Oath. Absolute separation and absolute freedom of action to both Church and State should be the next step for British reform after deliverance from the dominance of hereditary peers in the House of Lords. The Church ought to rejoice as well as the State, if it could secure escape from its Erastian slavery." Gegen die Geldforderungen der Römlinge für ihre Privatschulen und gegen ihre Verurteilung der Trennung von Staat und Kirche energisch aufzutreten, dazu fehlt aber auch dem *Independent* der Mut. F. W.

Den Fund Gilprechts über die Sündflut bezeichnet Eduard König in der „Ref.“ (S. 689 ff.) als „einen neuen Hauptfund aus Babylonien“. Seinen Artikel darüber leitet König ein, wie folgt: „Viele Leser können sich gewiß noch entsinnen, welch ungeheures Aufsehen es erregte, als im Herbst 1872 von George Smith auf einer in Keilschrift geschriebenen Tafel zum ersten Male die Worte entziffert worden waren und nun durch alle Kulturnationen flogen: ‚Er nahm eine Taube heraus und entließ sie. Die Taube flog hin und her, aber da ein Ruheort nicht vorhanden war, kehrte sie zurück. Er nahm eine Schwalbe und entließ sie‘ 2c. Denn damit war ja zum ersten Male ein Stück aus der in Keilschrift geschriebenen babylonischen Erzählung von der Sündflut an das Licht gezogen worden. Seit jener Zeit ist aber das Staunen über solche Entdeckungen unter den wieder ausgegrabenen Schätzen der babylonisch-assyrischen Literatur immer noch erhalten worden. Denn wenn bei der Betrachtung solcher Funde jetzt auch nur das auf die Sündflut bezügliche Material beachtet werden soll, so wurde erstens jene babylonische Flutdarstellung, aus welcher die oben zitierten Sätze entnommen sind, ganz auf der ersten Tafel des Gilgamesch-Epos entziffert, das unter den Texten der von Assurbanipal (668—626) zu Nujundschil bei Ninive begründeten großen Bibliothek entdeckt wurde. Sodann wurde zweitens als Bestandteil ebender selben Bibliothek ein allerdings nur aus zwölf Zeilen bestehendes Bruchstück gefunden, das man nach der amerikanischen Zeitung, welche die Ausgrabungen am Euphrat reichlich unterstützte, ‚Daily Telegraph 42‘ zu nennen pflegt. Drittens fand der Pariser Akademiker Scheil vor einigen Jahren ein altbabylonisches Fragment über die große Flut, das sich selbst aus dem elften Regierungsjahre des babylonischen Herrschers Ammi-Zaduga datiert, also etwa aus dem Jahre 1868 v. Chr. stammt. Besonders mächtig mußte aber das Erstaunen der Zeitgenossen erweckt werden, als nun neuerdings die Kunde sich verbreitete, daß ein vierter und noch älterer Bericht über die Sündflut unter den Keilschrifttexten gefunden worden sei. Der Entdecker war aber Prof. G. W. Gilprecht, der einstmals aus Deutschland an die Universität zu Philadelphia in Pennsylvania berufene und hochverdiente Assyriolog.“ F. W.

D. Gillis von New York verspottet die Methoden der „höheren Kritik“, wie folgt: „Nichts ist leichter als der Beweis, daß irgendein Mann der Geschichte nur eine sagenhafte Person ist. Whately bewies seinerzeit un-

widersprechlich, daß ein Napoleon niemals gelebt habe. Eine sorgfältige, kritische Untersuchung der Reden Washingtons bestätigt es als Tatsache, daß dieselben von Hamilton und Jefferson verfaßt wurden. Man könnte in fünf Minuten beweisen, daß die Erzählung von Abraham Lincoln, dem Sklavenbefreier, und vom Bürgerkrieg eine bloße Legende ist, gerade wie Renan und Strauß behaupteten, daß das Leben Jesu legendenhaft sei. Nach zwei Jahrtausenden wird ein amerikanischer Renan die Lincoln-Sage kritisch untersuchen. Seine Ausführung und seine Beweise werden etwa so lauten: Ohne allen Zweifel muß es in früheren Zeiten einmal einen Zusammenstoß zwischen der schwarzen und der weißen Rasse gegeben haben. Aber der Patriotismus fordert große Helden. So erfand man die Geschichte von einem Riesen, der den Kampf zu Ende führen und als Märtyrer der guten Sache sterben mußte. Man gab ihm den Namen Abraham Lincoln und erzählte, er sei körperlich und geistig ein großer Mann gewesen. Aber diese ganze Lincoln-Sage ist doch sehr ungeschickt erfunden und ausgeschmückt. Hätte man den Helden John Lincoln genannt, so würde man vielleicht auch uns Kritiker haben täuschen können. Aber Abraham! Abram heißt ja: der Freie, oder: der Befreier. Weil er der Befreier der Sklaven sein sollte, nannte man ihn zunächst Abram. Das ist schon verdächtig. Aber das ist nicht alles. Im Laufe der Zeit fügte man noch die Silbe Ham hinzu; das ist bekanntlich der Name der schwarzen Rasse, der Kinder Hams. So entstand Abraham, der Vorname des großen Helden. Das ist nicht nur verdächtig, sondern ein absoluter Beweis, daß dieser Lincoln eine sagenhafte Erscheinung ist. Aber wir haben noch mehr Beweise. Bei der Ausschmückung der Sage gab man diesem sogenannten Abraham Lincoln als Vizepräsident einen Hannibal Hamlin — natürlich Hamlin, weil es sich um die Befreiung der Kinder Hams handeln sollte. Und der Vorname Hannibal ist offenbar weiter nichts als eine falsche Lesart für Hammibal. Also ist auch der sogenannte Vizepräsident nur eine Sage. Nachdem wir dies bewiesen haben, wollen wir auch die Entstehung des Glaubens, daß die Südstaaten sich empört haben sollen, kritisch untersuchen. Man zähle die Buchstaben in den beiden Namen Abraham Lincoln und Hannibal Hamlin. Es sind  $2 \times 14 = 28$ , also genau die Zahl der Staaten, die durch diese beiden Namen dargestellt sind. Da sieht man ganz klar, wie die Sage entstanden ist. Heutzutage glaubt kein gebildeter Mensch mehr, daß es jemals einen Abraham Lincoln oder einen Hamlin gegeben hat, oder daß jemals ein Bürgerkrieg zwischen den Nord- und Südstaaten geführt wurde. Die Wissenschaft unsers vierzigsten Jahrhunderts weiß, daß der Geburtstag Lincolns weiter nichts als Aberglaube ist.“ (Wbl.)

## II. Ausland.

D. **Gustav Warned**, geboren den 6. März 1834, ist am 26. Dezember 1910 gestorben. In Halle studierte er von 1850 bis 1860. 1870 wurde er Missionsinspektor in Barmen und 1874 Pastor in Rothenschirmbach. In demselben Jahre gründete er seine in der ganzen Welt berühmt gewordene „Allgemeine Missionszeitschrift“. Außerdem hat Warned eine ganze Reihe gründlicher Missionschriften herausgegeben. In 1896 trat er in den Ruhestand und siedelte nach Halle über, wo er 1897 ordentlicher Honorarprofessor an der dortigen Universität wurde. In 1903 erlebte er das 25jährige Jubiläum der von ihm 1879 in Halle gegründeten „Sächsischen Missionskon-

ferenz“ und 1904 die Feier seines 70. Geburtstages. 1909 stellte er seine Vorlesungen ein, und D. Hausleiter wurde an seiner Statt zum ordentlichen Professor für Missionswissenschaft und Religionsgeschichte gewählt. Warned, obwohl unionistisch gesinnt, war doch ein entschiedener Gegner des theologischen Liberalismus, der auf jede Mission nur tödend wirken könne. Wie Warned an den deutschen Universitäten der erste eigentliche „Missionsprofessor“ war, so gilt er auch als der bisher bedeutendste Missionschriftsteller in der Welt. Auch John Mott hat sich noch in Edinburgh dankbar seinen Schüler genannt. P. Kaufsch, Direktor der Gohznerischen Missionsgesellschaft, urteilt von Warned: „Er lebte in der Mission, und die Mission lebte in ihm. In wundervoller Harmonie vereinigte sich in ihm der Missionstheoretiker und der Missionspraktiker.“ P. Jäger, Dozent an der Theologischen Schule zu Basel, sagt von Warned: „Lange schon kannte ich ihn, den Jüngling im Greisenhaar, den Feuergeist im Erdenleibe. Da durfte ich eines Tages einen Blick tun in sein Allerinnerstes. Wir gingen miteinander am Ufer der Saale. Plötzlich blieb er stehen, faßte mich heftig am Arm und sagte mit tief erregter Stimme: ‚Bruder Jäger, es ist doch eine schwere Anfechtung, wenn unsere Gebete unerhört bleiben. Ich meine nicht die Gebete, die aus unserm törichtem Herzen kommen; nein, die Gebete, die uns der Herr selbst in den Mund gelegt hat. Ich bete jetzt seit dreißig Jahren jeden Tag aus ganzer Seele die erste Bitte des Vaterunsers, und wenn ich nun sehen muß, wie schändlich allüberall Gottes Name entheiligt wird, das ist doch eine schwere Anfechtung!‘ Einige Zeit später kam er auf die Heiligungsbewegung zu sprechen und sagte mir lebhaft: ‚Ich bin als erster in Deutschland für sie eingetreten. Damals in Liverpool hörte man nichts als: The power of the Holy Ghost, the power of the Holy Ghost! Strohhfeuer! Strohhfeuer! Heut' kann ich's kaum hören, the power of the Holy Ghost — und ich glaube, ich weiß wirklich etwas von der Macht des Heiligen Geistes.‘ Kürzlich sah ich zum letztenmal in das leuchtende Auge, fühlte seine zitternden Hände auf meinen Schultern und hörte seine bewegte Stimme: ‚Nur keine ungeistlichen Leute! Die verderben alle Arbeit im Reich Gottes. Geistgesalbte Männer, geistgesalbte Männer, die brauchen wir, die müssen wir von Gott erbitten.‘“ Warned war, verglichen mit John Mott, Speer und andern, relativ nüchtern, ein abgesagter Feind aller Phrase, alles hohlen Scheinwesens, aller Illusionen und Sensationen. Einem Pastor sagte er z. B. kurz nach dessen Amtsantritt: „Wenn jetzt zu Ihnen, dem aus der Fremde gekommenen jungen Pastor, die Menschen in die Kirche strömen, so täuschen Sie sich nicht! Das ist Anfangsmusik. Die Wasser werden sich schon verlaufen. Aber eins sage ich Ihnen: Je schlechter der Kirchenbesuch, desto besser müssen Ihre Predigten werden!“ J. B.

Die wahre Theologie ist rückwärts, nicht vorwärts orientiert. Die „A. C. U. A.“ schließt ihr diesjähriges Vorwort über Jes. 8, 20 mit den Worten: „Alle Reformation geschah unter dem Ausruf: Zurück! Zurück zu der Quelle! Zurück zu der Schrift! Zurück zu dem lebendigen Gott! Und nicht nur die Geschichte, auch unser eigenes Erleben gibt uns Zeugnis: Jede Reformation in uns findet statt unter einem Zurück! An der Quelle Gottes allein erholt sich unsere Seele. Und nicht nur unser eigenes Erleben, ein viel Größerer als wir und die Geschichte, Gott selbst, bezeugt in seiner Offenbarung: ‚Wendet euch zu mir, so werdet ihr selig, aller Welt Enden! Denn ich bin Gott und keiner mehr.‘ Daher mit ganzem Ernst,

aber auch mit großer Zuberfiacht erheben wir das Panier: Zurück! 'Nach dem Befehl und Zeugnis!' Und von ferne sehen wir die Morgenröte leuchten." Hiermit wirklich Ernst zu machen, ist aber bisher der „A. C. L. R.“ nicht in den Sinn gekommen. Mühte sie sich dann doch auch loszusagen von der gesamten deutschländischen Theologie, nicht bloß der liberalen, sondern auch der positiven, und den von ihr gefeierten positiven Theologen, wie R. Seeberg und Th. Kaftan, die ex professo die alte lutherische Theologie vertwerfen und sich als Vorkämpfer einer „modernen“ Theologie aufwerfen, somit auch die Theologie nicht „rückwärts“, sondern „vorwärts“ orientiert wissen wollen.

Die „Allgemeine Luth. Konferenz“ — so schrieb die „A. C. L. R.“ — beklage nach wie vor die Union als eine Schädigung des reinen Bekenntnisses und suche an ihrem Teil die daraus erwachsenden Übelstände nach Kräften zu beseitigen und ihr Vordringen zu hindern. Hierzu bemerkt der „Freimund“: „Schöne Worte — wenn man nur auch etwas davon sähe! Aber nachdem diese Konferenz zu der Verlegung des ständigen Vorsitzes des ‚Evang. Kirchenausschusses‘ nach Berlin kein Wort des Bedauerns oder gar des Protestes gefunden hat, sind dergleichen Versicherungen sehr wohlfeil geworden und vermögen nur ein ungläubiges Achselzucken auszulösen. Nachdem die Konferenz durch Angliederung der ‚Lutheraner in der Union‘ sich selbst an den Unionswagen gespannt hat, kann sie ja auch gar nicht mehr leisten, was da von ihr versichert wird, und ist zur Bedeutungslosigkeit in den kirchlichen Wirren der Zeit verurteilt.“ Aber was die lutherische Konferenz jetzt explicite ist, das war sie von Anfang an implicite. Und hätten die Breslauer früher das Principiis obsta! geübt, so wären jetzt ihre Klagen wenigstens berechtigt.

Luthers Katechismus betreffend beschloß die Konferenz der Religionslehrer an höheren Schulen auf ihrer Versammlung in Berlin: „Der Kleine Katechismus Luthers soll als ein zurzeit nicht zu ersetzendes Mittel zur religiösen Erziehung der Jugend der höheren Schulen erhalten bleiben. Die Versammlung hält an den Bestimmungen der Lehrpläne fest, nach denen die eingehendere Behandlung der beiden letzten Hauptstücke dem Konfirmandenunterrichte überlassen wird.“

Zu einem schmachvollen Tage für die evangelische Kirche Preußens wurde der Verhandlungstag in Sachen Traub wider den katholischen Kaplan König. Letzterer hatte aus Anlaß der zur Genüge bekannten Vorträge des Göttinger Professors Bouffet Traub den „Anführer der Ungläubigen“ genannt und behauptet, er habe das Gebet als heidnische Sitte bezeichnet, die Wunder des Heilandes „See-Anekdoten“ genannt, im Konfirmandenunterricht von den Erzählungen der Heiligen Schrift als von „Märchen“ gesprochen und geradezu erklärt: „Wenn ein Rechtsanwalt es mir notariell beglaubigte, daß Christus auferstanden wäre, so glaubte ich es doch nicht.“ Vor Gericht wurde ausdrücklich festgestellt der Ausdruck „See-Anekdoten“ und die Bezeichnung des Gebetes als heidnische Sitte. Prof. D. Rade, der als Sachverständiger zugezogen war und den evangelischen Glaubensbegriff dahin definierte, daß Glaube lediglich ein inneres Herzensverhältnis zu Gott ohne Fürtwahrhalten bestimmter Glaubenslehren sei, mußte sich von dem katholischen Verteidiger sagen lassen: „Dann sind Monisten und Nicht-Christen aller Art auch wohl Gläubige im evangelischen Sinne?“ Höchst bezeichnend war es übrigens, daß sowohl Traub wie Rade das Heimats-

recht der liberalen Theologen in der evangelischen Kirche mit der neuerdings erfolgten Berufung Harnacks zum Mitgliede des Spruchkollegiums begründeten.

(A. G.)

In bezug auf Harnacks Wahl ins preussische „Spruchkollegium“ nahm man an, daß sie vom Oberkirchenrat veranlaßt sei. Dazu schreibt jetzt die „Pos. Union“: „Wir sind nun in der Lage, mitteilen zu können, daß, gemäß einer uns zugegangenen Nachricht, diese Voraussetzung nicht zutrifft, und daß vom E. O. K. R. außer Prof. D. Seeberg eine andere Persönlichkeit vorgeschlagen worden ist. Im Gegensatz zu dieser wurde alsbald von einem der Evangelischen Vereinigung angehörenden Mitgliede des General-Synodalvorstandes die Wahl des Prof. D. Dr. Harnack beantragt, die dann auch mit Mehrheit erfolgte.“ Hiernach hat also nicht der Oberkirchenrat, sondern ein mittelparteiliches Mitglied des General-Synodalvorstandes den Professor Harnack vorgeschlagen. Der Vorwurf, den man dem Oberkirchenrat gemacht hat, wird durch diese Tatsache aber kaum abgeschwächt, vielmehr beklagt eine Zuschrift des „Reichsboten“, daß der Oberkirchenrat sich in einer Weise von der Mittelpartei abhängig macht, die, wie manches andere, dem Vertrauen zu dieser Behörde hemmend im Wege steht. — So berichtet die „S. P. K.“. Auch die „Reformation“ und andere Blätter bleiben dabei, daß der Oberkirchenrat voll und ganz verantwortlich sei für die Wahl Harnacks. Welch eine Posse ist es dann aber mit dem „Irrlehregeß“ und dem „Spruchkollegium“! Beides sollte nach der Intention des Oberkirchenrats dazu dienen, das kirchliche Bekenntnis, in dem Christi Gottheit und Versöhnung der innerste Kern ist, zu wahren. Und nun ernennt derselbe Oberkirchenrat Harnack, der behauptet: „Jesus gehört nicht ins Evangelium“, also den notorischsten Leugner der Gottheit und Versöhnung Christi, zum Glied des „Spruchkollegiums“! Sagt damit nicht der Oberkirchenrat selber, daß in der preussischen Landeskirche Leugnung der Gottheit und Erlösung Christi erlaubt und keine Irrlehre sei und somit der eigentliche Kern des Evangeliums nicht mehr zum Evangelium und Christentum gehöre? Der Oberkirchenrat hat durch die Wahl Harnacks einen unmaskeierten Wolf zum Hirten der Schafe und das Irrlehregeß samt dem Spruchkollegium zu einem schlechten Biß gemacht.

F. B.

**Umdeutung des Bekenntnisses.** Ein Moderner schreibt im bayerischen „Korrespondenzblatt“: Selber vermöchten die Liberalen kein zutreffendes Glaubensbekenntnis aufzustellen. Im Prinzip ihrer Freiheitsstellung liege eben, daß schließlich jeder sein eigenes Bekenntnis habe. Eine allgemeingültige Formel lasse sich nicht finden. Die Freigesinnten könnten sich darum nur so helfen, daß sie dem alten Bekenntnis einen andern Sinn gäben. Die Umdeutung z. B. der im alten Bekenntnis genannten sinnlichen Vorgänge (Auferstehung zc.) in rein geistige sei geradezu eine „christliche Notwendigkeit“. Der „A. E. L. K.“ zufolge hat hierzu ein Vertreter des alten Glaubens bemerkt: „Der Verfasser muß sich sagen, daß ‚Umdeuten‘ unter ehrlichen Leuten nicht Brauch ist. Niemand läßt sich doch gefallen, daß man seine Worte umdeutet oder, was er als Ereignis seines Lebens hinstellt, umdeutet als erdichtet oder irgendwo gelesen. Das heißt doch ihn der Lüge zeihen. Und das soll man tun dürfen an der Geschichte unsers Herrn und an den Worten der Apostel?“ „Wird die Auferstehung umgedeutet, so wird unserm Heilsglauben der Boden unter den Füßen weggenommen. Ist man mit der Auferstehung nicht einverstanden, so muß man

eben sagen: ich gebe sie auf. Aber sie durch Umdeuten ‚vertiefen und verinnerlichen‘ und dann beides gleichsetzen, erinnert sehr an einen Händler, der unechte Ware ‚umdeutet‘ in echte.“

F. B.

**Judenmission.** Der Jahresbericht des Bayrischen Ev.-Luth. Vereins zur Verbreitung des Christentums unter den Juden sagt: „Es kann nicht gelegnet werden, daß im letzten Jahrzehnt die Missionsarbeit an Israel durch mancherlei geistige und politische Strömungen sehr erschwert worden ist. Durch den ‚Modernismus‘ im Judentum sind weite Kreise Israels einer leichteren Aufklärung verfallen, die nicht nur der Schriftautorität des Alten Testaments und dessen messianischen Erwartungen entfremdet ist, sondern vielfach auch die sittliche Denkweise und damit die religiöse Empfänglichkeit überhaupt auf ein bedauerliches Niveau herabgedrückt hat. Andererseits hat der ‚Zionismus‘ vielerorten den nationalen Zug im Judentum so gestärkt, daß in geschlossenen jüdischen Bezirken nicht nur Übertritte oft unmöglich gemacht werden, sondern auch schon die Beteiligung von Juden an öffentlichen Diskussionen sehr beeinträchtigt wird. Um so mehr muß sich unserer evangelisch-lutherischen Kirche die Überzeugung aufdrängen, daß sie nur dann wirklich einen Missionsberuf gegenüber Israel haben und üben kann, wenn sie im wahrhaftigen Besiz des Evangeliums vom Messias bleibt, und wenn sie fähig ist, nicht nur die frohe Botschaft zur ewigen Seligkeit in der Predigt von der Veröhnung durch Christi Blut anzubieten, sondern auch fähig ist, durch das eigene Gemeindeleben den Beweis zu erbringen, daß Christus in ihr lebt, und daß der Geist sie regiert, der wirklich alles neu macht. Ein verflachtes Christentum, das sich nur graduell und rituell über das Reformjudentum erhebt, ist unfähig, Judenmission zu treiben.“ Vor mehreren Jahren glaubten auch viele Lutheraner, zu denen auch Deindörfer gehörte, im Zionismus ein Symptom der künftigen „allgemeinen Judenbekehrung“ erblicken zu dürfen!

F. B.

„Prinz Max von Sachsen, der Bruder des Königs Friedrich August von Sachsen, ist bekanntlich ein strenggläubiger Katholik und Professor an der katholischen Universität in Freiburg in der Schweiz. Derselbe machte vor einiger Zeit eine Reise nach dem Orient und beschäftigte sich in dem Kloster auf dem Berge Athos besonders mit der Frage der Wiedervereinigung der abendländischen (Papst-)Kirche mit der morgenländischen Kirche. Darüber schrieb er dann — in französischer Sprache — einen Aufsatz, welcher in einer in Italien erscheinenden theologischen Zeitschrift gedruckt wurde. In diesem Aufsatz stellte er die (von protestantischen Theologen längst bewiesene) Behauptung auf, daß bei der einstmaligen Trennung der morgenländischen Kirche vom Papst die römische Kirche manches verschuldet, ja das Recht der Alleinhererschaft des Papstes über die ganze Kirche durch gefährliche Zitate zu beweisen gesucht habe. Deshalb ist nun der Prinz nach Rom gefordert und von der Indexkongregation zu einem Widerruf genötigt worden, den er dann noch durch einen Fußfall vor dem Papst bekräftigt hat, um von diesem danach gnädig entlassen und nach Freiburg zurückgeschickt zu werden mit dem unmißverständlichen Wink, daß er dort seine Vorlesungen halten solle, worin wohl auch das liegt, daß er weitere kirchliche Würden nicht zu erwarten habe. Die Zeitungen haben sich über die Sache sehr aufgeregt und diese Aufregung besonders ins sächsische Volk hineingetragen. Und doch liegt zu besonderer Aufregung kein Grund vor. Es mag ja dem Empfinden treuer Sachsen sehr unangenehm sein, einen Sproß

des Königs Hauses als Büßenden vor dem Papst knien zu sehen. Aber es sollte doch bekannt sein, daß der unfehlbare Papst keinen Widerspruch duldet und das Opfer des Verstandes von jedem seiner Priester fordert, möge nun fürstliches Blut in seinen Adern rollen oder Bauernblut. Hat Prinz Max nicht die Überzeugung, daß er um der erkannten Wahrheit willen mit dem Papsttum brechen muß (und so weit scheint er eben nicht gekommen zu sein), so mußte er widerrufen. Das ist eine einfache Sache, die sich schon oft wiederholt hat. Und darüber wundert sich kein Lutheraner. Denn ein solcher weiß, daß der Papst der Antichrist ist, der fälschlicherweise das Wort auf sich anwendet: ‚Der Geistliche richtet alles und wird von niemand gerichtet.‘ Wenn manche Leute in Sachsen aus diesem Streit die Hoffnung faßten, daß das sächsische Königs Haus die römische Kirche verlassen und zur lutherischen Kirche zurückkehren werde, so verkennen sie doch wohl die Macht der römischen Kirche und die Stärke der Bande, mit welchen dieselbe besonders Fürstenhäuser zu fesseln und zu halten versteht.“ Diesem Bericht aus der „E. L. F.“ fügen wir noch aus der „A. E. L. K.“ hinzu: „Was es mit der durch die Zeitungen berichteten liebevollen und väterlichen Art, mit der der Papst die Unterwerfung und Abbitte des Prinzen Max aufgenommen haben soll, auf sich hat, das beweist das neueste päpstliche Rundschreiben, das in dieser Angelegenheit ergangen ist. Es ist zwar ausdrücklich nur an die orientalischen Prälaten gerichtet, wird aber in der deutschen Zentrums-Presse in großer Eile abgedruckt. Der Prinz erhält in dem Schreiben die Zensuren: ‚verwegen‘, ‚breite Entstellung der katholischen Lehre‘, ‚kühne Abwendung von der geschichtlichen Wahrheit‘, ‚Mißachtung der geschichtlichen Tatsachen‘; ‚falsch, verwegen, dem katholischen Glauben widersprechend‘ sind seine Gedanken, eine ‚dira lues‘. Es scheint dem Papste nicht möglich zu sein, seiner Meinung sachlichen Ausdruck zu geben, sondern er muß stets beleidigen und persönlich kränken. So wird es immer schmerzlicher, an seine scheinbar harmlose Auffassung der Borromäusenzyklika zu glauben — wenn man es je getan hat. Daran ändert auch nichts, wenn es in dem fraglichen päpstlichen Schreiben dann noch heißt: ‚Es freut uns, euch noch mitteilen zu können, daß der geliebte (?) Verfasser jener Schrift, die von ihm in unüberlegter Weise, aber in gutem Glauben herausgegeben war, aufrichtig und von Herzen den in diesem Schreiben auseinandergesetzten Lehren in unserer Gegenwart zugestimmt hat, und daß er selbst bereit ist, mit Gottes Hilfe bis zum letzten Tage seines Lebens alles das zu lehren, zu verworfen und zu verurteilen, was der Apostolische Stuhl lehrt, verwirft und verurteilt.‘“

F. W.

Prinz Max sagt in seinem Artikel, der ihm den Zorn des Papstes zugezogen hat: „Die Verfolgungen der Griechen durch die Päpste waren lang und schrecklich. Unerträglich wirkten der Hochmut, die Herrschsucht und die Grausamkeit des Papstes Nikolaus I.; die Bullen Leos IX. waren voll der bestigsten und bittersten Schmähungen; mit gewalttätiger Hoheit beraubte Innozenz III. die Griechen einfach ihrer Kirchen, setzte ihre Bischöfe und Erzbischöfe ab und riß ihre Kirchengüter an sich, um Kirchen, Güter und Benefizien den Lateinern zu schenken. Die Anzahl der Fälschungen zugunsten der römischen Kirche ist nicht gering. Auf dem Konzil von Florenz im 15. Jahrhundert wurden die Texte der Kirchenväter gefälscht und ebenso gefälscht die Beschlüsse der vorangegangenen Konzilien, nur zum Zweck, um die Ansprüche der Lateiner gegen die Griechen zu stützen. Ebenso wurde



dem Wortlaute zahlreicher Aussprüche und Zeugnisse Gewalt angetan, um die Lehre vom Fegefeuer, von der Transsubstantiation und anderer Glaubensartikel zu erweisen.“ Prinz Max schließt seinen Aufsatz mit dem Ausruf: „O meine lieben Brüder im Morgen- und Abendlande! Ich wünsche euch die Augen voll Klarheit und Einfachheit, voll Klarheit und Mitgefühl und Liebe, dann werden alle unsere Gedanken zur gleichen Zeit wahr und gerecht sein, und alles Licht wird niederfallen auf den einigen Leib der Christenheit!“ Prinz Max stand vor der Wahl, der Kirche seinen Intellekt und sein Gewissen zu opfern oder zur Wahrheit zu stehen und den Bannstrahl des Papstes auf sich zu ziehen. Feige wählte er das erstere und sagte sein *pater peccavi*.

F. W.

Die gegenwärtige schmachvolle Lage des katholischen Klerus betreffend schreibt ein Priester im „Reichsboten“: „Die an Brutalität grenzende Vergewaltigung des Klerus seitens der katholischen Hierarchie ist vom päpstlichen Standpunkte aus begreiflich, fast möchte ich sagen berechtigt. Im niederen katholischen Klerus herrscht eine gewisse Gärung; man erkennt allmählich die traurige Lage, fühlt das Verächtliche der slavischen Abhängigkeit, das drückende Joch unnatürlicher Bevormundung und Verausabung der Menschenrechte. Wir katholische Geistliche müssen uns sagen: Durch alle diese Opfer, durch alle Quälereien und Heucheleien (ohne dieses Hilfsmittel kommen wir gar nicht aus) nützen wir dem Christentum nichts, auch gar nichts, tragen wir zur Erhebung und Erhaltung desselben nicht das Geringste bei; im Gegenteil wird durch das Klerikale System in den Augen denkender Katholiken die Religion nur verächtlich gemacht. Durch alle diese systematischen, mit Christi Lehre und Beispiel im vollendeten Gegensatz stehenden Gewaltakte soll einzig und allein die päpstliche Gewalt aufrecht erhalten werden. Die kirchlichen Gewalthaber haben diese Ansicht selbst mit voller Deutlichkeit ausgesprochen. Auf den Katholikentagen tritt Christus und das eigentliche Christentum in den Hintergrund. Alles konzentriert sich da auf die Erhaltung und Vermehrung der päpstlichen Allgewalt. Noch mehr als bisher sind wir Geistliche der Gnade und Ungnade der kirchlichen Gewalthaber preisgegeben. Wohl niemand auf dem weiten Erdenrund ist derart der Willkür überantwortet wie der katholische Klerus. Der treue, gewissenhafte Verkündiger der Lehre Christi, der es mit seinem Dienste, mit seiner Pflicht ernst nimmt, kann sich Feinde schaffen; er kann ohne Grund, nur weil er gewissenlosen, böswilligen Personen ein Dorn im Auge ist, vom Bischof und den zwei von ihm ernannten Schöffen auf die Gasse geworfen werden. Er kann sich dagegen nicht zur Wehr setzen; das Femgericht feiert seine Auferstehung. Nur Heuchelei und Schmeichelei, Günstlingswirtschaft wachsen auf und bieten für den katholischen Geistlichen den letzten Not- und Rettungsanker. Offenen Widerstand kann der katholische Klerus nicht leisten. Es fehlt ihm an der Einigkeit, an treuen, festen Zusammenhalten, an Opferwilligkeit für Verbesserung seiner Lage, für Wahrung seiner Standesinteressen. Wir dürfen uns nicht organisieren. Das Vereinsrecht gilt für uns nicht. Die katholische Presse wagt es nicht, für unsere Rechte, für unsere Interessen einzustehen. So sucht fast jeder Geistliche auf krummen oder geraden Wegen sich in eine möglichst gute Position zu versetzen, unbekümmert um das elende, traurige und unwürdige Los des Klerus. Das erzwungene Junggesellentum leistet dem Egoismus großen Vorschub. Diese Uneinigkeit, dieser Mangel am Standesbewußtsein, diese durch den ganzen

Bildungsgang eingepflanzte Knechteligkeit sind den kirchlichen Bureaukraten höchst willkommen. Sie sichern den kirchlichen Vorkräften das absolute, autokratische Regiment über den niederen Klerus, tragen viel dazu bei, daß der Klerus für sie ein willenloses, blind gehorchendes Werkzeug bleibt." Während in Deutschland überall Priester und katholische Studenten sich auflehnen wider die Vergewaltigung des Papstes, so hört man in den Vereinigten Staaten und in Kanada nur von serviler Untertänigkeit und knechtlicher Leistung der vom Papst vorgeschriebenen Eide: ein schlagender Beweis dafür, daß auch die demokratische Regierungsform ein fruchtbarer Boden für Priesterherrschaft ist. J. W.

Die katholische Krausgesellschaft in Bayern hat einen „Aufruf zur Hilfeleistung für die modernistischen Geistlichen“ erlassen. Sie rechnet damit, daß in der durch den Antimodernisteneid entfachten Bewegung sich doch eine kleine Schar katholischer Kleriker finden wird, die fest entschlossen ist, eher alle Drangsale zu erdulden, als sich mit einem Schwur zu belasten, gegen den ihr Gewissen sich sträubt. „So fragen wir denn unsere deutschen Volksgenossen ohne Unterschied des Bekenntnisses, ob sie nichts übrig haben für diesen echt christlichen, nationalen und kulturellen Zweck, ob sie nichts tun wollen zur Unterstützung von Geistlichen und Theologiestudierenden, welche der Modernisteneid und die übrigen neueren, auch die etwa noch zu erwartenden vatikanischen Kundgebungen zum Verlassen ihrer geistlichen Stellung oder Laufbahn zwingen. Helft uns einen Fonds schaffen, der für Gegenwart und Zukunft uns in den Stand setzt, solchen Geistlichen oder Kandidaten durch Stipendien und Darlehen neue Verufe und Existenzen zu erschließen und Einrichtungen für Vermittelung von Unterkommen zu schaffen.“ Infolge dieses Aufrufes sind die Professoren Schnitzer, Koch und Hefele aus der Krausgesellschaft ausgetreten. J. W.

Wie es im ultramontanen Musterlande Belgien steht, zeigt folgende Mitteilung der „Katholischen Chronik“ über die „Entchristlichung“ der ganzen Provinz Hennegau: „Im Bezirke Charleroi ist der dritte Teil der Eheschließungen und die Hälfte der Begräbnisse ohne kirchlichen Segen erfolgt, in Vossu-Bois ist die Hälfte, in D'ampremy sind 101 von 151 Eheschließungen bürgerlich. In Soubret waren im vorigen Jahre von 35 Eheschließungen 15 bürgerlich, das Jahr vorher waren es 9 von 31; von 100 Begräbnissen waren 40 bürgerlich. In Fayt wird die Hälfte der neugeborenen Kinder nicht getauft, und in La Hestre gehen 60 Prozent nicht zur Festkommunion.“ Das sind allerdings grauenhafte kirchliche Zustände, die ein eigentümliches Licht werfen auf die beständigen Behauptungen der Päpste von der Entfittlichung der Völker durch den Protestantismus.

Religionsunterricht in Italien. Nach dem neuesten Schulgesetze des Königreichs Italien ist der Religionsunterricht in den öffentlichen Schulen beseitigt. Es wurde nur die Bestimmung getroffen, daß auf Antrag der Eltern denjenigen Kindern, für die es gewünscht wurde, in den Schulräumen selbst ein solcher Unterricht von dazu qualifizierten und staatlich anzuertennenden Lehrkräften erteilt werden könne. Das „Statistische Jahrbuch“ für 1909/1910 veröffentlicht nun das Ergebnis einer speziellen Umfrage an über 500 der bedeutendsten Städte Italiens über die Zahlenverhältnisse, in denen ein solcher Unterricht begehrt und erteilt worden ist. Das Resultat ist beschämend. Nur in vier Städten haben alle Schüler und Schü-

lerinnen Religionsunterricht verlangt und erhalten: in Neapel, Caltanissetta, Treviso und Vicenza. Fast alle begehrt den Unterricht in vier Städten, darunter Venedig und Pinerolo (im Gebiet der Waldenser). In Bergamo waren es 98 vom Hundert, in Biella 80, Como 73, Cuneo 95, Lodi 92, Mailand 84, Modena 93, Monza 40, Turin 95, Vareggia 25, Rom 24 vom Hundert. In allen übrigen befragten Städten ist kein Verlangen nach Religionsunterricht laut geworden!

**Der englische Königseid.** An Stelle des bisher üblichen Eides mit seiner ausdrücklichen Verwerfung der katholischen Verwandlungslehre und der Anbetung der Heiligen haben die englischen Könige jetzt bei der Krönung folgende Erklärung abzugeben: „Ich bekenne, bezeuge und erkläre hiermit in Gegenwart Gottes feierlich und aufrichtig, daß ich ein gläubiger Protestant bin und daß ich gemäß dem wahrhaftigen Sinne der gesetzlichen Ordnungen, die die protestantische Thronfolge im Reiche sichern, diese Bestimmungen nach meinen besten Kräften aufrechterhalten und behaupten will.“  
(E. R. 3.)

**Der Sklavenhandel steht im ganzen Sudan noch in voller Blüte.** Von zwei Zentren aus, östlich vom Tschadsee und Darfur, werden die Sklaven in großen Scharen teils nach Osten durch Ägypten nach Mekka, teils nach Norden an verschiedene Plätze der nordafrikanischen Küste gebracht. Allerdings wird dank der äußersten Wachsamkeit der englisch-ägyptischen Regierung manche Sklavenkarawane abgefangen und die auf diese Weise befreiten Sklavenkinder der Sudanmission übergeben, aber immerhin ist die Zahl derer bedeutend größer, die wirklich auf die Sklavenmärkte gelangen.

**Bismarck und die Maigesetze.** In dem dritten Bande der Memoiren des sächsischen Ministers Freiherrn v. Friesen betont Bismarck in einem Gespräch mit dem Minister, daß er an der späteren Verschärfung des Kulturkampfes, der anfangs nur gegen das Zentrum gerichtet sein sollte, unschuldig sei. Es heißt hier: „Man macht mich verantwortlich für alles, was in den letzten fünf Jahren in Preußen geschehen ist, und doch bin ich ganz unschuldig daran, ja zum größten Teile damit gar nicht einverstanden. Da ist z. B. der Kampf gegen die katholische Kirche; mit dem bin ich gar nicht einverstanden; er ist ganz gegen meine Absicht entstanden! Ich wollte die Zentrumsformation als politische Partei bekämpfen, weiter nichts. Wenn man sich darauf beschränkt hätte, so wäre es gewiß auch von Erfolg gewesen. Daran, daß man weiter gegangen ist und die ganze katholische Bevölkerung aufgeregt hat, bin ich ganz unschuldig.“ Auch mit der Einführung der Zivilehe sei er gar nicht einverstanden, nicht etwa aus religiösen Bedenken, denn die habe er nicht dagegen, sondern weil er die Einführung derselben für einen politischen Fehler halte. Aber was hätte er machen sollen? Camphausen und Falk hätten wieder mit ihrem Abgange gedroht, wenn er nicht unterschrieben, und da hätte er nachgeben müssen. Ganz so sei es auch mit den Kirchengesetzen, den sogenannten Maigesetzen, ergangen. Da habe ihm das Ministerium die dicken Entwürfe derselben mit noch viel dideren Motiven und Erläuterungen auf das Land geschickt; er sei gerade sehr unwohl und gar nicht aufgelegt und kräftig genug zu einer solchen Arbeit gewesen; auch wäre ihm die ganze Sache sehr bedenklich vorgekommen; er habe daher Einwendungen gemacht. Hier aber habe das ganze Ministerium — Camphausen und Falk immer voran — mit seinem sofortigen Abgange

gedroht, wenn er sich nicht füge, und da er den Zerfall dieses Ministeriums damals für ein großes Unglück für Preußen gehalten hätte, so habe er auch hier nachgegeben und, um nur Ruhe zu haben und den Zerfall des Ministeriums zu verhindern, die Entwürfe unterzeichnet, ohne sie gelesen zu haben. „Jetzt“, fügte er wörtlich hinzu, „bedauere ich freilich, daß ich jene Gesetze, ehe ich sie unterschrieb, nicht wenigstens gelesen habe; es steht doch gar zu viel dummes Zeug darin, was ich gewiß herausgestrichen hätte.“

(A. E. L. St.)

Der deutsche Monistenbund hat aus Anlaß der letzten Volkszählung allen Gegnern des Alerikalismus und Dogmatismus zur Pflicht gemacht, in der Zählerliste sich als konfessionslos einzutragen und dann auch unzugänglich den Austritt aus der Kirche einzuleiten. Er gibt dieser Aufforderung folgende Begründung: „Nur wenn einmal Hunderttausende, ja Millionen deutscher Männer und Frauen es ablehnen, sich gegen ihre Überzeugung zu einer der Kirchengemeinschaften rechnen zu lassen, erst dann wird es möglich, auch im Deutschen Reiche wahre Toleranz und Gewissensfreiheit, soziale und staatsbürgerliche Gleichberechtigung jeder ehrlichen Überzeugung und die Befreiung des Staates und der Schule von kirchlicher Bevormundung zu verwirklichen. Die Volkszählung gibt jedem Staatsbürger die selten wiederkehrende Gelegenheit, weiterzuarbeiten an dem großen Befreiungswerke, an dem geistigen, sittlichen und religiösen Fortschritt unsers Volkes.“ Dieser Aufforderung des Monistenbundes gegenüber hat das Hamburger geistliche Ministerium darauf hingewiesen, daß jeder, der seinen Austritt aus einer Kirche „in der durch das staatliche Gesetz vorgeschriebenen Weise“ nicht vollzogen hat, also auch aus irgendwelchem Grunde nicht vollziehen will, „sich offensichtlich einer falschen Angabe schuldig machen (würde), wenn er sich in der Liste als religionslos bezeichnen wollte. . . . Ein Stumpf, der mit falschen Zeugnissen geführt wird, ein Stumpf, zu dem mit dem Bemerken aufgefördert wird, die Teilnahme an ihm brauche keine Nachteile zu befürchten, da sie geheim bleibe, ist weder ehrlich noch ehrenhaft“. Noch viel weniger ehrlich und ehrenhaft, geschweige denn christlich ist es aber, wenn die Kirche Glieder zu halten sucht, die ausgesprochene Nichtchristen sind. F. B.

Gegen die Simultanschulen richtete Prof. Treitschke vor dreißig Jahren folgende Worte: „Wir haben uns durch die großen Worte von Toleranz und Aufklärung verleiten lassen zu manchen Mißgriffen im Schulwesen, welche die christliche Bildung unserer Jugend zu schädigen drohen, und beginnen jetzt endlich einzusehen, daß die Simultanschulen auf der niedersten Stufe des Unterrichtes nur ein leidlicher Notbehelf sein können. Die Duldung ist ein löstlich Ding; doch sie setzt voraus, daß der Mensch selber schon eine feste religiöse Überzeugung hat. Ein guter Elementarunterricht muß in allen Fächern von dem gleichen Geiste durchdrungen sein. Weltgeschichte zu lehren vor Kindern, die nach Kinderart gut und böse, recht und falsch zu unterscheiden wissen, und dabei weder den Protestanten noch den Katholiken noch den Juden Anstoß zu geben — das ist ein Eiertanzen, der selbst einem bedeutenden Gelehrten kaum gelingen kann, geschweige denn der bescheidenen Bildung eines Elementarlehrers.“ In Amerika halten selbst viele General-synodisten einen solchen Eiertanzen sogar im Religionsunterricht für möglich!

Die Religionsfreiheit in Rußland, die durch den bekannten Ukas des Zaren eröffnet wurde, steht zurzeit fast nur noch auf dem Papier. Im ersten Jahre war sie verhältnismäßig verwirklicht. Die Anhänger der evan-

gelich gesinnten Religionsgemeinschaften konnten sich versammeln, wie sie wollten, auch Redner herbeirufen, wie sie ihrer bedurften. Es ging ein Zug freudiger Hoffnung durch die evangelisch gesinnten Kreise Rußlands. Aber die Festigung des Staatswesens nach der Überwindung der Revolution hat auch dazu geführt, die Maßregeln zugunsten der russischen Staatskirche wieder zu verschärfen. Durch ministerielle Verfügungen sind Ausführungsbestimmungen erlassen, welche die Religionsfreiheit ungeheuer einschränken. Die evangelisch gesinnten Russen, bei uns in Deutschland meist Stundisten genannt, in Rußland von Obrigkeit wegen mit dem Namen Sektanten ausgezeichnet, machten früher große Fortschritte, da jeder Gläubige sich an der Evangelisationsarbeit beteiligte. Wer zum Glauben gekommen war und im Evangelium las, lud seine Freunde und Nachbarn ein, daß sie sich an seiner Erbauung beteiligten. Dieser Weg ist jetzt von Obrigkeit wegen verschlossen. Religiöse Versammlungen dürfen nur stattfinden mit obrigkeitlicher Genehmigung und werden nur erlaubt, wenn 25 ortsangesehene, volljährige Personen auf die Erlaubnis zur Versammlung antragen. Wenn die Christen dieses Gebot der Obrigkeit streng dem Wortlaut nach beobachten, so ist die Ausbreitung des Evangeliums stark unterbunden. Eine Gemeinde darf nur von 50 Volljährigen begründet werden. Kindergottesdienst und religiöse Jugendarbeit sind allen Sektanten verboten. Ausländische Prediger dürfen überhaupt nicht mehr reden, weder in den Gottesdiensten noch in Konferenzen, noch auch bei sonstigen Beratungen. Ausländer, die ansiedlungsberechtigt sind, bedürfen für jeden Fall einer Predigt oder Rede einer besonderen Genehmigung durch den Minister des Innern. Wenn sie diesen Weg beschreiten, so kommen sie gleichwohl vermutlich nicht ans Ziel. Die unteren Verwaltungsbehörden schleppen die Angelegenheit hinaus. Die Absicht ist offenbar die auch sonst zutage getretene, die Sektanten zur Übertretung des Gesetzes zu veranlassen. Man sucht nach einem Grunde, um sie bestrafen zu können. Sind sie erst bestraft, dann ist der Verdacht der Staatsgefährlichkeit begründet. Es steht also zurzeit mit der Religionsfreiheit in Rußland übel genug. Gegenüber diesen Verhältnissen in Rußland ist China ein überaus freiheitliches Land. Die Gläubigen befinden sich in gedrückter Lage. Aber der Herr der Kirche, Jesus Christus, wird zu seiner Zeit dem Evangelium freie Bahn machen. (Ref.)

„Wissenschaftliche“ Theologen, eine Schmach für die Wissenschaft! Der „A. G.“ schreibt: „Die auf ihre Weisheit so stolze moderne Theologie muß sich nicht selten von ihren eigenen Vertretern, bzw. von den Vertretern anderer Wissenschaften die Wahrheit sagen lassen. So mußte Prof. Tröltzsch-Heidelberg, der kühne, selbstbewußte Schritte in das Gebiet der Geschichte tat, kürzlich das Urteil eines Historikers von Fach über sich ergehen lassen. Dieser, Nachsahl-Riel, schreibt: „Voreiliges, unbefugtes Generalisieren auf Grund unzulänglicher Kenntnis des Sachverhalts, das ist das Merkzeichen der Art und Weise, wie sich Tröltzsch auf historischem Gebiet betätigt.“ Und im Blick auf Weinel und Jülicher ruft Weiß klagend aus: „Wie war es möglich, daß bei so viel fleißiger und ehrlicher Arbeit unserer Theologie eine solche Unklarheit und Urteilslosigkeit ihr Haupt erheben konnte?!“ Wie die Vernunft, so ist auch die Wissenschaft eine edle Gabe Gottes. Eine Theologie aber, die Wissenschaft im profanen Sinn des Wortes sein will, bringt beide in Verzug: die wahre Theologie sowohl wie die wirkliche Wissenschaft.

F. B.

# Lehre und Wehre.

Jahrgang 57.

März 1911.

No. 3.

## Walthers Verdienst um das Sola Scriptura.

„Ihm (D. Walther) verdankt die lutherische Kirche unsers Landes, und man kann wohl sagen: unsers ganzen Jahrhunderts, mehr als irgendeinem andern einzelnen Manne.“ So urteilte D. Stelhorn kurz nach Walthers Tod in der „Lutherischen Kirchenzeitung“ vom 1. Juni 1887. Diesem Urteil muß jeder, der die Tatsachen kennt, er sei Freund oder Feind, zustimmen. Durch Walther hat Gott nicht bloß die Missourisynode und die mit ihr in der Synodalkonferenz verbundenen Synoden überschwenglich gesegnet, sondern auch alle übrigen lutherischen Synoden unsers Landes, ja die lutherische Kirche in der ganzen Welt. Und selbst die Gegner Walthers müssen bekennen, daß sie nicht leer ausgegangen sind, sondern an diesem Segen teilgenommen haben, wenngleich bei vielen nur so, daß das entschiedene Zeugnis Walthers sie bewahrt hat vor dem tieferen Versinken in Irrtum oder Indifferentismus. Löhe schrieb seinerzeit in den „Mitteilungen“ aus Neuendettelsau: „Die Missourisynode repräsentiert nach Seiten der Bekenntnistreue hin das Gewissen der lutherischen Kirche. Diese Anerkennung geben wir ihr ohne allen Rückhalt.“ Der Mann aber, der der Missourisynode diesen Geist eingehaucht und sie durch ihr ernstes, unablässiges Wahrheitszeugnis zum Gewissen der lutherischen Kirche gemacht hat, war niemand anders als D. Walther. Wie darum Walther theologisch alle amerikanisch-lutherischen Kirchenmänner um Haupteslänge überragt, so ist auch der Segen, der von ihm ausgegangen, bis dato ohne Parallele in der Geschichte der lutherischen Kirche unsers Landes.

Ein großer Wohltäter der lutherischen Kirche Amerikas ist Walther auch nicht bloß in einer oder der andern, sondern in vielfacher Beziehung. E Ströme lebendigen Wassers flossen von seinem Leibe in allen seinen Stellungen: als Seelsorger, als Prediger, als Präses, als Professor, als Herausgeber seiner Predigtbücher, seiner Pastorate, seiner Dogmatik, seiner übrigen Schriften und Traktate, als Referent auf Konferenzen und Synoden, als Redakteur des „Lutheraner“ und

der „Lehre und Wehre“, als Hauptgründer unserer Synode, unser Schulsystems, unserer Druckerei, unserer Missionen zc. Und zum unberechenbaren Segen ist diese allseitige, umfangreiche Arbeit Walthers insonderheit dadurch geworden, daß er Theologie und Kirche in unserer Mitte von allerlei schriftwidrigem Unrat gesäubert und Lehre und Praxis zur ursprünglichen lutherischen Klarheit und Reinheit zurückgeführt hat. Ja, Walthers theologische Wirksamkeit war nicht vorwärts, sondern rückwärts orientiert. Zurück zu Luther und den lutherischen Symbolen und eo ipso zurück zur Heiligen Schrift, das war seine Parole. Nicht der Kirche neue Fündlein seines eigenen Geistes zu bieten, war seine Leidenschaft, sondern die lutherischen Lehren von allen Entstellungen zu säubern und das reine Gold lutherischer Schriftwahrheiten in seinem ursprünglichen Glanze wieder erstrahlen zu lassen.

Und zu diesem ernststen Streben Walthers hat Gott seinen reichsten Segen verliehen. Walthers hat die Würde und die hohen Rechte des geistlichen Priestertums wieder zu Ehren gebracht, die lutherische Kirche von allem Romanismus gereinigt und die äußerliche Gestalt christlicher Gemeinden und Synoden wieder in apostolischer Reinheit in die Erscheinung treten lassen. Walthers hat der lutherischen Kirche durch sein entschiedenes Eintreten für die unbedingte Annahme der Symbole ihre Bekenntnisse erhalten und denselben zu ihrem gebührenden Ansehen verholfen. Walthers hat uns zurückgeführt zur Theologie Luthers und in einem bisher schier beispiellosen Maße die Verbreitung und das Studium der Schriften Luthers gefördert und so auch Luther wieder verholfen zu der ihm in unserer Kirche gebührenden Stellung. Walthers hat die schier vergessene Lehre von der allgemeinen Rechtfertigung wieder auf den Plan gebracht, und damit in der Lehre von der subjektiven Rechtfertigung das „allein durch den Glauben“ erhalten und zum vollen Verständnis geführt. Walthers hat auch den Synergismus in seiner feinsten und scheinbar harmlosesten Form bloßgelegt und ihm gegenüber das sola gratia und soli Deo gloria in seinen letzten Konsequenzen aufrechterhalten. Den Artikel von der Gnadentwahl, die letzte Probe für das sola gratia und sola Scriptura, hat Walthers aus dreihundertjähriger Vergessenheit der Kirche wieder zum vollen Bewußtsein geführt und dies herrliche, aber so lange unter dem Schffel verborgene Licht wieder auf den Leuchter gestellt. Der herrlichen Lehre von der christlichen Freiheit hat Walthers unter uns theoretisch zur vollen Klarheit und praktisch zur vollen Geltung verholfen. Gesäubert hat Walthers auch die amerikanisch-lutherische Kirche von chiliaftischer, pietistischer, methodistischer und anderer Schwärmerei. Dasselbe gilt mit Bezug auf den schon zu Walthers Zeit allgemeinen und alles zerfressenden Indifferentismus, Synkretismus und Unionismus. Wie vor ihm kein zweiter Kirchenmann in ganz Amerika hatte Walthers Verständnis für die amerikanische Freiheit, insonderheit für die hiesige völlige Trennung von Staat und Kirche und die Unab-

hängigkeit beider voneinander, und dieser Erkenntnis gemäß hat er auch die lutherische Kirche gelehrt, diese Freiheit dankbar zu erkennen, zu schätzen und recht zu gebrauchen und auszubenten. And last, but not least: Walthers hat allen menschlichen Autoritäten gegenüber das lutherische sola Scriptura zur vollen, konsequenten Geltung gebracht und das Prinzip der Theologie gereinigt von allem rationalistischen und papistischen Sauerteig. Diesen Punkt, den wir auch hätten zuerst anführen können, nennen wir zuletzt, weil wir ihn jetzt etwas ausführlicher zu behandeln gedenken.

Bekanntlich hat man Walthers und der Missouriishnede alles mögliche zum Vorwurf gemacht: Indifferentismus, Unionismus, Orthodoxyismus, Indulgsamkeit, Synergismus, Werkerei, Papismus, Hierarchismus, Independentismus &c. Es nimmt uns darum nicht wunder, daß zu diesen Vorwürfen auch noch die Beschuldigung der toten Repristinatio der Dogmatik des 17. Jahrhunderts, der prinzipiellen Abhängigkeit von derselben und somit auch der Unterschätzung und Schädigung des Schriftprinzips hinzugefügt worden ist. Insbesondere deutschländische Theologen waren rasch fertig mit dieser Einschätzung Walthers und seiner Theologie als blinder Nachbetererei und unselbständiger, kritikloser Kopie der alten Dogmatiker. War das doch die bequemste Weise, um die lästigen, wuchtigen Angriffe Walthers auf ihre eigene moderne und prinzipiell falsche Theologie unschädlich zu machen. Aber auch in Amerika taucht wohl gelegentlich der Gedanke auf: was das sola Scriptura betreffe, so befinde sich bei Walthers doch ein Manko. Die große Verehrung der Dogmatiker und Luthers habe ihn blind gemacht gegen ihre Schwächen, abhängig von ihrer Autorität und unterwürfig unter ihr Urteil. Ohne ihre Lehren an der Schrift auf ihre Richtigkeit hin zu prüfen, habe er den alten Dogmatikern einfach nachgesprochen und ihre Aussagen ohne weiteres als richtig hingenommen.

Alle derartigen Vorwürfe aber müssen wir als nicht zutreffend und beruhend auf Unkenntnis oder falscher Deutung der Tatsachen zurückweisen. Daß es allerdings zuweilen eine vertwerfliche Nachbetererei der Väter auch in der lutherischen Kirche gebe, war auch Walthers nicht unbekannt. In dem Bericht der Synodalkonferenz vom Jahre 1884 in Cleveland, auf der Walthers das Referat hatte, lesen wir (S. 39): „Es ist leider je und je in der rechtgläubigen Kirche bei einzelnen ein verkehrtes, nachbeterisches Wesen zu finden gewesen. Man hielt sich an diesen oder jenen großen Lehrer. Solange dies nun auf das Rechte sich bezog, so mag das ja wohl nicht sonderlich großen Schaden angerichtet haben, obwohl es seiner Art und Natur nach immer etwas höchst Gefährliches war und ist. Wir leugnen es übrigens nicht, daß es auch unter uns Leute, und zwar gute einfältige Leute, gegeben hat und vielleicht noch gibt, welche zu ihrer Verteidigung einfach sagen: Es steht ja im Westlichen Synodalbericht; oder verlangt man,



daß dieser oder jener Lehrpunkt bewiesen werden möchte, so kann man wohl auch einmal hören: Es steht ja in Walthers Pastorale. Wohl geschieht dies in der Regel nur aus Einfalt, ohne daß man menschliche Schriften neben, ja über die Heilige Schrift setzen will, aber papistisch, gefährlich und dem Glauben schädlich ist und bleibt dies, daher wir nicht ernst genug dagegen unter uns auftreten können.“ Eine ähnliche Abhängigkeit von den Vätern kann aber Walthers nicht zum Wortwurf gemacht werden. Nie und nirgends hat Walthers den Dogmatikern und auch nicht Luther oder den lutherischen Symbolen irgendwelche Autorität neben oder über der Schrift eingeräumt.

Einen solchen ihm in dieser Beziehung gemachten Vorwurf betreffend hat Walthers sich selber wiederholt ausgesprochen, z. B. in „Lehre und Wehre“ 21, S. 65 ff. Hier weist Walthers es entschieden zurück, daß seine Theologie sich in dem Zustand theologischer Stagnation befinde, daß sie nichts sei als mechanische Aufnahme der Theologie unserer Väter in Verstand und Gedächtnis, nichts als eine tote Repristination derselben, nichts als slavische Unterwerfung unter die Lehrentscheidungen der Dogmatiker des 17. Jahrhunderts oder doch Luthers oder unserer Kirche in deren Symbolen, und daß bei ihm das *Αὐτός ἐπα* an der Stelle des Schriftbeweises stehe. Auf missourischen Konferenzen und Synoden herrsche nicht das jurare in verba magistri, sondern der Sinn Luthers: „Es sei denn, daß ich mit Zeugnissen der Heiligen Schrift oder mit öffentlichen, klaren und hellen Gründen und Ursachen überwunden werde, so kann und will ich nichts widerrufen.“ Habe doch selbst der reformierte Krummacher erklärt, daß die Missourisynode das Formalprinzip in einer Weise geltend mache, „die sehr häufig als reformierter ‚Skripturarisimus‘ bezeichnet worden sei“. Zwar sei durch das fortwährende Belegen seiner Aufstellungen mit Zeugnissen aus den Vätern auf ihn der Schein unselbständigen Lehrtraditionalismus und toter Repristination gefallen. Aber das sei eben nur Schein, denn dies Zitieren der Väter habe seinen Grund gehabt in den Verhältnissen, nicht in der Abhängigkeit von den Dogmatikern. Was er als lutherische Lehre vorgetragen, hätten eben die Lutheraner in Amerika allgemein verschrien als Papismus, Unionismus zc. „Als wir Lutheraner von Amerika wieder das alte gute Banner unserer Kirche entfalteten und uns um dasselbe wieder in geschlossenen Reihen scharten, während um uns her“ [z. B. in der Generalsynode] „Zwinglianismus, Schwärmerie und Rationalismus unter lutherischer Flagge segelten, da hieß es alsbald: Wieder eine neue Sekte! Die einen riefen: Ihr seid auf dem Wege nach Rom! die andern: Ihr seid Unionisten! noch andere: Ihr seid Independenten! wieder andere: Ihr seid Pietisten, Schwärmer, Donatisten, Calvinisten! — und wer mag alle die Sekten nennen, die mit uns wieder auferstanden und neu geworden sein sollten? Kurz, alles sollten wir sein, nur nicht, was wir allein sein zu wollen selbst erklärten — Bekenner der Lehre der Reformation, Lutheraner.“

(21, 66.) Darum sei ihm nichts anderes übrig geblieben, als mit den Zeugnissen aus den lutherischen Symbolen und Vätern zu beweisen, daß seine Lehre allerdings nichts anderes sei als die alte Lehre der lutherischen Kirche. Zudem sei das Zitieren auch in einer Weise geschehen, daß jeder, der wolle, sehen könnte, daß er nicht blindlings und als geistloser Nachtreter und Nachbeter, sondern aus eigener Überzeugung der Kirche gefolgt sei. „Wohl sind sie, das Bekenntnis und seine Bekenner, unsere Führer gewesen, aber wir haben uns von ihnen in die Schrift führen lassen, so daß wir allzeit und in allen Punkten schließlich haben sagen können: Wir glauben nun fort nicht um deiner Rede willen; wir haben selbst gelesen und erkannt, daß eure Lehre die Wahrheit Gottes ist.“ (21, 66.)

Entschieden weist also Walthers selbst die Insinuation zurück, daß er Luther oder die Dogmatiker als Lehrautoritäten der Schrift zur Seite gestellt und so das sola Scriptura geschmälert habe, sientemal er Luther, die Symbole und die Dogmatiker nur sich habe dienen lassen als Führer in die Schrift und ihre Zeugnisse benützt habe, um den Nachweis zu liefern, nicht daß seine Lehre wahr, sondern daß sie lutherisch sei. Zu dieser Selbstrechtfertigung Walthers mit Bezug auf den ausgiebigen Gebrauch, den er von den Zeugnissen aus den Vätern machte, kann man noch folgendes hinzufügen: 1. Walthers zog oft ein Zitat seiner eigenen Darlegung vor, weil er in seiner Bescheidenheit meinte, die Väter hätten die Sache viel besser ausgedrückt, als er selber das zu tun vermöge. 2. In den Zitaten selber befinden sich und fand auch Walthers nach eigener Angabe eben die Schriftstellen samt den Erklärungen, die er selber vorbringen wollte, und so kamen mit den Zitaten nicht bloß die Kirchenväter, sondern zugleich auch die Schrift selber zu Worte. 3. Walthers hatte ferner mit seinem Zitieren das löbliche Interesse, Lust und Liebe zu wecken zu den Schriften der alten lutherischen Theologen, insonderheit zu den lutherischen Symbolen und den Werken Luthers. 4. Walthers war ein vielgeplagter und vielbeschäftigter Mann, und so kam es ihm gut zustatten, wenn er bisweilen auch mit etlichen passenden Zitaten Zeit und Raum ausfüllen konnte.

Daß Walthers allerdings in dem von ihm selbst angegebenen Sinn seine Aufstellungen mit Zitaten aus Luther und andern lutherischen Lehrvätern belegte, nämlich nicht um durch dieselben seine Sätze als göttliche Wahrheiten, sondern als lutherisch zu erweisen, davon zeugt gleich seine erste größere Schrift vom Jahre 1852, sein Buch über „Kirche und Amt“, in dem übrigens jedesmal allen andern Argumentationen der Beweis aus der Schrift vorangeht. In seinen „Wortinnerungen“ zu dieser Schrift, die eine Etappe bildet in der Geschichte der lutherischen Kirche, sagt Walthers Seite VIII: „Nicht die Lehre unserer Kirche haben wir nach unsern Verhältnissen gemodelt, sondern diese nach der Lehre unserer Kirche geordnet. Wer daran zweifelt, dem rufen wir getrost zu: Komm und siehe es! Und wer etwa von

uns Grundsätze und Lehren mit Erstaunen als Grundsätze und Lehren der lutherischen Kirche vorgelegt findet, die er bisher als Schwärmerien perhorresziert hat, den können wir getrost auf die Belege verweisen, welche wir dafür beigebracht haben, und ihm die Wahl lassen, entweder uns den Ruhm lutherischer Rechtgläubigkeit zu lassen oder denselben der ganzen Wolke treuer Zeugen von Luther an bis auf einen Baiern und Hollar herab abzusprechen.“ Mit seinen Belegen aus Luther und andern Theologen wollte also Walthers nur beweisen, daß seine Stellung keine neue, sondern die alte lutherische sei.

Was insonderheit die Dogmatiker des 17. Jahrhunderts betrifft, von denen Walthers prinzipiell abhängig gewesen sein soll, so hat Walthers in Wahrheit von allem Anfang an und je länger, je mehr zu denselben eine keineswegs allesgläubige, sondern eine durchaus kritische Stellung eingenommen. Im Jahre 1875 sagte Walthers in „Lehre und Wehre“ 21, 67: So hoch er die Dogmatiker schätze und mit Lust und Freude Tag und Nacht aus ihnen lerne, so „sind sie doch weder unsere Bibel, noch unser Bekenntnis; vielmehr gewahren wir selbst in ihnen schon hier und da eine Trübung jenes Stromes, der im 16. Jahrhundert so kristallhell hervorsprudelte“. Daß Walthers Liebe zu den Dogmatikern ihn nicht blind gemacht gegen ihre Schwächen, und daß er ihnen nichts weniger als gedankenlos und kritiklos folgte, zeigt die offene und entschiedene Gegenstellung, die Walthers, andern Theologen voran, gegen die Dogmatiker einnahm, wo sie von der Schrift abwichen, z. B. in der Lehre vom Sonntag, von Staat und Kirche und von der Wahl in Ansehung des Glaubens. Während Ohio Schrift und Symbol fahren ließ und sich an die Dogmatiker mit ihrem intuitu fidei anklammerte, und Generalkonzilien, Generalsynodisten und andere hängen blieben an ihrer falschen Sonntagslehre, und überhaupt die meisten Lutheraner in Deutschland und in Amerika, insonderheit die Ohioer und Iowaer, gerade die naevi der Väter aufgriffen als besonders köstliche Perlen und auf dieselben ihre Lehre aufbauten, ließ Walthers hierin die Dogmatiker fahren und stellte dem Ruf der Gegner: „Väter, Väter!“ das lutherische sola Scriptura entgegen. Von Anfang an schloß bei Walthers die Liebe zu den Dogmatikern die Kritik nicht aus. Ja, im 19. Jahrhundert gibt es unter den symboltreuen lutherischen Theologen wenige, die den Dogmatikern des 17. Jahrhunderts gegenüber so frei und unabhängig waren, als gerade der Mann, dem pure Repristinatio derselben zum Vorwurf gemacht worden ist.

Und diese Unabhängigkeit Walthers von den Dogmatikern zeigte sich auch nicht etwa bloß in seinem Kolleg und in theologischen Artikeln in „Lehre und Wehre“. Auch auf Konferenzen und Synoden trat sie offen zutage. Im Jahre 1885 erklärte Walthers auf der Synode des Westlichen Distrikts: „Die Dogmatiker des 17. Jahrhunderts sind hier [die Lehre von Staat und Kirche betreffend] von Schrift und Be-

kennntnis abgewichen zugunsten der Staatskirche und nennen es Gallionismus, wenn man der weltlichen Obrigkeit als solcher das Recht abspricht, über rechte und falsche Lehre kraft ihres Amtes zu urteilen“, während „der Heilige Geist diese Geschichte [von Gallion, Apost. 18, 12—16] ohne Zweifel unter anderm auch darum hat aufzeichnen lassen, daß man wisse, in Sachen der Lehre habe die weltliche Obrigkeit als solche kein Urtheil zu fällen“. Und von derselben Lehre Baiers sagt Walthers ebendasselbst: „Ärger kann kaum das Welt- und Kirchenregiment wider das klare Zeugnis unserer Kirche in ihrem Grundbekenntnis miteinander vermengt und vermischt werden, als es hier unser lieber Baiers tut.“ (L. u. W. 35, 364.) Weder das einstimmige Zeugnis der Dogmatiker noch die mehr als tausendjährige Geschichte der Kirche vermochten Walthers irrezumachen an der rechten Lehre vom Verhältnis des Staates zur Kirche. Bekannt ist auch, mit welcher Offenheit und Energie Walthers 1880 auf der Pastorkonferenz in Chicago mit Bezug auf das intuitu fidei erklärte: „Ich habe nie so gelehrt. Wer das sagt, der lügt.“ (Hochstetter, Gesch. d. Missourisynode, S. 367.)

Merdingens hat Walthers vor dem Gnadenwahlstreit nicht so deutlich über die naevi der Dogmatiker geredet wie nach demselben. Aber einmal folgt daraus nicht, daß er selber ein Nachbeter der Dogmatiker war, sodann hatte er für sein Verhalten seine Gründe, und ganz verschwiegen hat er auch von allem Anfang die Schwächen der Dogmatiker nicht. Auf der Synodalkonferenz in Cleveland sagte Walthers (S. 18): „Wenn daher unsere Gegner jetzt schreiben, wir machten die Kirchenväter zu Kezern, so kann man ihnen getrost sagen: ihr seid Lügner! Wenn wir früher nicht so deutlich von den Fehlern der Kirchenlehrer geredet haben als jetzt, so bedenke man dies, daß wir ihre Schriften in Amerika erst in unser armes lutherisches Volk hineinbringen mußten. Wie verschrieen waren wir! Bald hieß es: ihr seid katholisch! wegen unserer Lehre von der Absolution —, ihr seid uniert! wegen der Lehre vom geistlichen Priestertum —, ihr seid Schwärmer! wegen der Lehre von der Buße, Befehrung, Wiedergeburt. Wie sollten wir nun beweisen, daß wir Lutheraner sind? Mit der Bibel? Ja, unsere Lehre steht wohl in der Bibel, aber es steht nicht daneben: das ist lutherisch. Da mußten wir hernehmen die symbolischen Bücher, Luther, Chemnitz, Gerhard zc. Auf diesem Wege ist dann auch durch Gottes Gnade eine wahrhaft lutherische Kirche hier entstanden, wofür wir Gott in Ewigkeit nicht genug danken können. Diesen teuren Vätern haben wir es, nächst Gott, zu verdanken, daß uns Tausende und aber Tausende zugefallen sind, Prediger, Laien und ganze Synoden.“ Ferner S. 38: „Diese gottseligen Männer (Dogmatiker) haben nicht mit Bewußtsein die Schrift verlassen, sondern aus menschlicher Gebrechlichkeit. Daher soll man auch die Blöße der Väter, soviel es mit gutem Gewissen geschehen kann, zudecken. Das haben wir

denn auch getan. Man wirft uns zwar vor, daß wir früher ganz anders von den Vätern geredet hätten als jetzt. Aber was hatten wir denn früher für einen Beruf, diese teuren Männer unserm lutherischen Christenvolke verdächtig zu machen, deren Lehre wir erst ins Volk hineinbringen mußten? Zu seiner Zeit konnten wir denn auch sagen: Seht, lieben Brüder, hierin und darin ist die Lehre selbst dieser teuren Lehrer nicht ganz richtig. Und das haben wir auch schon von Anfang an nicht ganz verschwiegen. Wir haben z. B. gezeigt, daß sie nicht richtig vom Sonntag lehren, wenn sie sagen, der Sonntag sei von Gott eingesetzt und an die Stelle des jüdischen Sabbats gestellt.“

Daß Walthers von einer Lehrautorität der Väter und Dogmatiker neben der Schrift nichts wissen wollte, davon zeugt gewaltig der angeführte Bericht der Synodalkonferenz von 1884. Gleich das Thema lautet hier: „Wie verwerflich es sei, Sachen des Glaubens aus den Schriften der Väter begründen und die Gewissen an die Lehrentscheidungen derselben binden zu wollen.“ Und der Grundgedanke dieses herrlichen Waltherschen Referats ist dieser: Die Bibel betreffend übe der Lutheraner gar keine Kritik, sondern nehme hier alles aufs Wort der Schrift hin als wahr, recht und nützlich an. Was aber alle andern menschlichen Schriften belange, so verachte er dieselben zwar nicht, nehme sie aber nicht a priori als wahr an, sondern unterwerfe sie dem Urteil der Schrift. So habe es auch bisher, allen treuen Dienern der Kirche folgend, die Synodalkonferenz gemacht. Die Schriften der Väter habe sie nach Gottes Wort geprüft, aber nicht wegen etlicher naevi verworfen. Und zu diesen Schriften gehören nach Walthers nicht bloß „die herrlichsten Bücher nach der Heiligen Schrift“, die Schriften Luthers, sondern auch die der Dogmatiker.

Daß ein Lutheraner die Dogmatiker weder blindlings annehmen, noch etlicher Irrlehren wegen wegwerfen soll, darüber läßt sich Walthers in dem angeführten Bericht (S. 12) also vernehmen: „Man werfe auch nicht deswegen die alten Kirchenlehrer weg, weil sich in ihren Schriften hie und da etwas Verkehrtes findet. Mancher verwundert sich darüber, daß wir in dem jetzigen Lehrstreit gewisse Aussprüche der Dogmatiker nicht gelten lassen wollen, während wir doch früher diese Lehrer so oft zitiert haben. Ja, unsere Gegner mißbrauchen das, auszurufen: Da seht ihr es, daß diese Leute einen ganz neuen Weg eingeschlagen haben, ganz andere Leute geworden sind; wir dagegen sind bei den Alten geblieben, sie aber sind abgefallen. Aber man lasse sich durch dies Geschrei nicht irremachen. Es steht vielmehr so: Unsere Widersacher, wenn man sie bei ihren Worten halten darf, treiben schändliche Abgötterei mit den Dogmatikern, ähnlich wie die Korinther mit Apollo; wie jene sich Apollinisch nannten, so können unsere Gegner mit Recht Gerhardisch, Quenstedtisch, Hunniusisch zc. genannt werden. Wir dagegen haben immer gelehrt, daß man seinen Glauben nicht auf die Dogmatiker gründen solle, ihre Autorität binde uns nicht.

Aber wir halten sie hoch deswegen, weil sie die Schrift so klar auslegen. Müßten doch unsere Gegner selbst zugeben, daß die Dogmatiker fast sämtlich falsch lehren vom Sabbat und falsch von der Gewalt der weltlichen Obrigkeit in kirchlichen Sachen. Trotzdem stellen wir die Dogmatiker hoch, weil sie sonst mächtige und gewaltige Ausleger der Schrift sind.“ Auch das Altenburger Bibelwerk z. B. lehre falsch von der Gewalt der Obrigkeit in der Kirche. „Aber“ — sagt Walthers S. 17 — „deswegen wirft man das ganze köstliche Buch nicht weg, sondern hier gilt: ‚Die Weissagung verachtet nicht! Prüfet aber alles und das Gute behaltet!‘ Gott der Herr hat wohl gewußt, warum er niemand mehr so infallibel, so untrüglich gemacht hat wie die Propheten und Apostel. Weil wir dann um das geschriebene Wort Gottes nichts mehr geben würden, sondern sagen: Da ist der Mann, der ist unfehlbar, den nehme ich an. Nein, ich soll bei den Kirchenlehrern meine Augen wohl auf tun und sagen können: der Lehrer hat nicht bloß so gesagt, sondern er hat es mir aus der Bibel bewiesen; wo er das nicht tut, da folge ich ihm nicht.“ „Wir sollen von allen Vätern sagen: sie können irren und sie haben geirrt“, erklärt Walthers. Luther schreibe: „Aber aller Väter Bücher muß man mit Bescheidenheit lesen, nicht ihnen glauben, sondern darauf sehen, ob sie auch klare Schrift führen und die Schrift mit heller Schrift erklären, . . . auf daß nicht mehr denn das bloße Schwert, das Wort Gottes, bei jedermann regiere.“

Für seine Behauptung, daß man die Schriften der Väter, auch wenn sich Irrtümer in denselben befinden, nicht verdammen soll, beruft sich Walthers auch auf unser Bekenntnis. Seite 13 des angeführten Berichts sagt er: „Läten wir das nicht, so wären wir keine rechten Lutheraner. Denn unsere lutherische Kirche bekennt nicht nur, daß die Schrift die einzige Quelle und Norm aller Lehren ist, sondern auch, daß man menschliche Lehrer zu seinem Heil benutzen soll. So heißt es z. B. in der Konkordienformel: ‚Es werden aber hiermit andere gute, nützliche, reine Bücher, Auslegungen der Heiligen Schrift, Widerlegungen der Irrtümer, Erklärungen der Lehrartikel nicht verworfen, welche, insofern sie dem jetzt gemeldten Vorbild der Lehre gemäß, als nützliche Auslegungen und Erklärungen gehalten und nützlich gebraucht werden können.‘“ Selbst Melancthons Schriften wolle die Konkordienformel nicht verdammt haben, stelle dieselben vielmehr in eine Reihe mit den Schriften Brenz', Aegius', Pomeranus' u. a. und sage: Leset sie nur, aber prüfet alles! „Wir sehen hieraus“ — fährt Walthers wörtlich fort — „unsere Väter haben es gerade so gemacht wie wir. Wir machen die menschlichen Lehrer nicht zu Abgöttern, aber wir machen sie auch nicht zu Keßern. Ihre Schriften sind uns köstlich, unbezahlbar. Wollten wir sie um einiger darin befindlichen falschen Sachen willen verwerfen, welche Bücher dürften wir dann sonst annehmen außer der Bibel? In allen findet sich etwas Heu und Stroh. Paulus sagt

daher nicht: ‚Prüfet alles und werfet auch das Gute weg‘, sondern: ‚Das Gute behaltet!‘“

Mit welch heiligem Eifer und großem Ernst aber Walthër für die Wahrheit eingetreten ist, daß die Väter nicht Autoritäten, sondern nur nach der Schrift zu prüfende Zeugen der Wahrheit seien, dafür aus dem Berichte von 1884 noch eine und die andere Stelle. Nachdem nämlich Walthër die Epitome angeführt, in der gesagt wird, daß die Schrift allein „die einige Regel und Richtschnur“ sei, „nach welcher zugleich alle Lehren und Lehrer gerichtet und geurteilt werden sollen“, und daß alle andern Schriften der alten und neuen Lehrer „anders oder weiter nicht angenommen werden, denn als Zeugen, welchergestalt nach der Apostel Zeit und an welchen Orten solche Lehre der Propheten und Apostel erhalten werden“, fährt er (S. 32) also fort: „Nichts anderes sind also die Lehrer der Kirche als Zeugen. Das ist der Glaube eines jeden rechtschaffenen Lutheraners. O es ist erschrecklich, wenn man die armen Laten, statt in die Schrift, immer nur in menschliche Bücher hineinweist, während ein Lehrer der Kirche zu ihnen sagen sollte: Erst geht in die Heilige Schrift hinein, dann aber verachtet auch die Weisagung nicht; aber da prüft alles wohl! Es ist nicht auszusprechen, was für Herzeleid daraus noch über unsere amerikanisch-lutherische Kirche kommen kann, daß man angefangen hat, nur um Leute zu behalten, sie in menschliche Schriften zu weisen und ihnen vorzugaukeln: Seht doch die Männer! Das sind hocherleuchtete, gottselige, fromme, hochbegabte Kirchenväter, die auch unsere Gegner nicht verwerfen können, und die lehren so und so; das müssen wir als allein recht lutherisch festhalten. Da sollte jeder Christ aufstehen, und wenn er auch ein Kuhhirte wäre, und sagen: Allen Respekt vor diesen großen Männern! Aber meine arme Seele baue ich nicht auf sie; ich bin nicht auf sie getauft, sie sind nicht mein Gott und Heiland. Wohl lasse ich sie gern meine Führer sein, aber nur da, wo sie mir mit der Leuchte des göttlichen Wortes den Weg zeigen. Ihr guter Name aber soll mich nicht bestechen, etwas anzunehmen, was der Schrift zuwider ist. Daher sagt Luther: ‚Die Gewissen können nicht gebunden werden denn allein durch Gottes Wort.‘ Das merke man sich wohl! Wer die Gewissen an eine Lehre bindet und nicht sagt und beweist: so steht in der Schrift, der ist ein elender Gewissensthrann, ja, der macht sich selbst zu Gott. Wir sollen eben wissen, kein Mensch ist sicher vor Irrtum. Wie Luther schreibt: ‚Derjenige kann sich allein rühmen, daß er in keinem Stücke geirret, welcher in diesem Leben ohne Sünde ist.‘ Daraus kann man denn entnehmen, daß es gar nicht unbescheiden ist, wenn man sagt: Auch ein Hunnius kann irren, auch ein Gerhard, Quenstedt, und wie sie alle heißen, können irren. Wer das nicht will zugeben, der ist ein greulicher Anbeter der Creatur.“ „Aber“ — fügt Walthër S. 61 die Irrtümer der Dogmatiker betreffend hinzu — „wehe dem, welcher gerade diese Flecken für das

Rösthliche in den Lehrbütern erklärt! Was wäre es, wenn mir einer ein 'blank book' überreichte, machte aber einen großen Tintenfleck hinein und sagte mir dann: Das ist das Schönste in dem Buch? So machen es unsere Gegner in der Lehre von der Wahl: Vieles ganz Richtige und Schöne in den Schriften der Dogmatiker lassen sie beiseite liegen, aber die Lehre leuchtet ihnen wie ein Stern am Himmel der Kirchenlehrer: Gott hat vorausgesehen, der und der wird sich so und so verhalten, darum habe er ihn vor andern erwählt" zc.

Insonderheit weist Walthers auch die Behauptung zurück, daß die Theologie des 17. Jahrhunderts das Ideal gewesen, zu dem er zurückgekehrt sei. „Lehre und Wehre“ 21, 67 sagt Walthers: „Übrigens kennen die uns nicht, welche unsere Theologie die des 17. Jahrhunderts nennen.“ Zurückgekehrt sei er eigentlich nicht zu den großen lutherischen Dogmatikern, sondern zur Konkordia und Luther, in dem er den Mann erkannt habe, „den Gott zum Moses seiner Kirche Neuen Bundes erkoren hat“. Dementsprechend erklärte Walthers 1869 in Fort Wayne: „Ein Schüler Luthers und, wie ich alles, was ich bisher öffentlich geredet und geschrieben habe, nur diesem Propheten der letzten Welt nachgestammelt.“ (Hochstetter, S. 325.) Von den Schriften Luthers urteilte Walthers 1884 in Cleveland (S. 37): „Seit dem Jahre 1523 aber hat Luther in keinem Artikel des christlichen Glaubens mehr Falsches gelehrt, obwohl er ein irrtumsfähiger Mensch blieb.“ Ferner (S. 8): „Wer Luther fleißig studiert, der wird das für keine Parteilichkeit oder Engherzigkeit ansehen, wenn wir sagen: Die herrlichsten Bücher nach der Heiligen Schrift sind die Schriften Luthers. Keiner in der Kirche hat so herrlich und so gewaltig die Schrift ausgelegt als Luther, und zwar nicht bloß in den Schriften, wo er sich vorgenommen, über diese oder jene Kapitel der Bibel zu schreiben, sondern überall in seinen Schriften findet sich eine unübertroffene Schriftauslegung, auch in den Streitschriften. Ja, da galt es sonderlich seine Lehre so zu beweisen, daß auch der allerscharfsinnigste und giftigste Gegner zugeben mußte: der hat recht. . . . Luther ist gründlich und tief. Er geht langsam vorwärts, aber so, daß die Sache immer heller, immer klarer, immer deutlicher wird. Er schlägt mit dem Hammer immer auf denselben Fleck, aber den Nagel auf den Kopf, so daß derselbe allmählich immer tiefer hineingeht.“

Die Bedeutung, welche Walthers Luther und dessen Schriften für die Kirche zuerkannte, geht auch hervor aus folgendem Urteil in „Lehre und Wehre“ (33, 305 ff.): „Um Lust und Liebe zum Lesen und Studium der Schriften Luthers zu bekommen, ist vor allen Dingen nötig, daß man sich lebendig vergegenwärtige, daß Luther nicht zu den gewöhnlichen reinen Theologen zu rechnen ist, sondern der von Gott selbst auswählte Reformator der Kirche und Offenbarer und Umbringer des Antichristen war. Luther ist der einzige Theologe, der



in der Schrift geweisagt ist. Er ist außer Zweifel der Engel, von dem Offenb. 14, 6 sagt. Er ist außer Zweifel der, welcher nach 2 Thess. 2 den Antichristen offenbaren und umbringen sollte.“ „Durch Luther hat Gott Tausenden und Millionen die Augen geöffnet, die vorher in Blindheit den Papst als Nachfolger Petri und Stellvertreter Christi verehrten. Luther hat nach den Aposteln und Propheten in der Kirche nicht seinesgleichen. Man nenne nur eine einzige Lehre, welche Luther nicht auf das allerklarste und herrlichste dargelegt hätte. Wäre es nun nicht unaussprechlicher Undank gegen Gott, der uns diesen Mann gesandt hat, wenn wir auf seine Stimme nicht hören wollten? Dann hätten wir die Zeit nicht erkannt, darinnen Gott uns heimgesucht hat.“ „Wir dürfen nicht in bezug auf Luther denken: ‚Das können wir auch; so gut Luther die Wahrheit gefunden hat, so gut werden auch wir sie durch fleißiges Studium finden.‘ Nein, wenn Gott seine Propheten mit Geist und Licht erfüllt, so tut er das zum gemeinen Nutzen der Kirche; und wehe der Kirche, wenn sie Gottes Werkzeug nicht gebrauchen, sondern daran vorübergehen will! Eine Kirche, in welcher Luthers Schriften nicht zunächst von Pastoren und dann auf deren Antrieb von den gemeinen Christen studiert werden, hat gewißlich nicht Luthers Geist, und Luthers Geist ist der reine ewangelische Geist des Glaubens, der Demut, der Einfalt.“

Walthers, obwohl ihm auch nicht im Traum einfiel, Luther neben die Schrift zu stellen, war mit der Konkordienformel, die sich so oft auf Luther bezieht, der Ansicht, daß ein Theolog es sich nicht leisten kann, Luther zu ignorieren und stolz vorbeizugehen an dem in der Schrift geweisagten Reformator der Kirche, der Tausenden und Millionen ein Führer in die Heilige Schrift geworden ist und nach Gottes Willen auch sein sollte. Er hielt Luther mit unserm lutherischen Bekenntnis für den „fürnehmsten Lehrer der Augsburgerischen Konfession“, „welcher ja die rechte eigentliche Meinung der Augsburgerischen Konfession für andere verstanden und beständiglich bis an sein Ende dabei geblieben und verteidiget“. Und zu Luther und den lutherischen Symbolen, nicht zu den Dogmatikern, ist Walthers mit seiner Theologie zurückgekehrt.

Aber auch diese Hochschätzung Luthers und der Symbole vonseiten Walthers ließ ihn doch keinen Augenblick daran denken, ihnen zuliebe das sola Scriptura zu opfern oder auch nur im allergeringsten zu schmälern. Erklärte doch z. B. Walthers mit Bezug auf die Schmalkaldischen Artikel, daß das semper virgo derselben, eben weil es nicht aus der Schrift bewiesen werden könne, nicht verbindlich sei, auch nicht für Lutheraner. Eigentliche Lehrautorität gestand eben Walthers weder den Dogmatikern, noch den lutherischen Symbolen, noch Luther zu, sondern allein der Heiligen Schrift. Und die Symbole zitierte darum auch Walthers nicht, um zu beweisen, was wahr, sondern was lutherisch sei. Auf der Synodalkonferenz in Cleveland sagte Walthers

(S. 35) im Anschluß an die entsprechende Stelle aus der Konkordienformel: „Richter gibt es also hiernach in Lehrstreitigkeiten keine andern als die Heilige Schrift. Selbst die Symbole haben hiernach diese Autorität nicht. Man entgegne uns nicht: Ihr bringt ja auch in Lehrstreitigkeiten immer sogleich die symbolischen Bücher hervor. Denn das hat eine ganz andere Bewandnis. Wir wollen damit beweisen, daß unsere Lehre lutherisch ist, weil man uns für Calvinisten auschreit. Daß unsere Lehre die allein wahre sei, das beweisen wir allein aus der Schrift. Als wir in Milwaukee mit dem Leiter der Gegenpartei [Prof. Schmidt] zusammenkamen, nahmen wir daher die Bibel her, denn da handelte es sich darum, zu zeigen, welche Lehre die wahre ist. Erst mußten wir unserm armen, durch die Lasterungen unserer böshafte Feinde zum Teil erschreckten lutherischen Christenvolke aus dem Bekenntnis zeigen, daß diejenigen lügen, welche uns Calvinisten nennen. Als aber hierauf auch die Frage entstand, ob die Lehre der Symbole, die wir bekantten, die wahre sei, da galt es, dies aus der Schrift zu beweisen.“ In einer Abendvorlesung sagte Walthers: „So wichtig es ist, wenn innerhalb unserer Kirche ein Streit über irgendeine Lehre entsteht, daß man nachsehe, was unsere Kirche in ihrem Bekenntnis davon lehre, so wäre es doch ganz unlutherisch, ja papistisch, wenn wir darauf unsern Glauben gründen wollten, daß unsere Kirche so oder so lehre, und wenn wir nicht vor allem nachsähen, was das Wort Gottes selbst davon lehre. Das Wort Gottes macht allein das Herz gewiß, sicher und fröhlich.“ (L. u. W. 36, S. 376.)

Was endlich die rechte Stellung zu Luther und seinen Schriften betrifft, so findet Walthers sie ausgesprochen in folgenden von ihm in Cleveland (S. 75) angeführten Worten des Reformators selber: „Viel sind ihr, die um meinwillen gläuben; aber jene sind allein die Rechtschaffen, die darinne bleiben, ob sie auch hörten, daß ich es selbst (da Gott für sei!) verlcugnete und abträte. Das sind sie, die nichts danach fragen, wie Böses, Greuliches, Schändliches sie hören von mir oder von den Unfern. Denn sie glauben nicht an den Luther, sondern an Christum selbst. Das Wort hat sie, und sie haben das Wort: den Luther lassen sie fahren, er sei ein Wube oder heilig. Gott kann sowohl durch Balaam als Jesaiam, durch Raipham als durch Petern, ja durch einen Esel reden. Mit denen halt' ich's auch. Denn ich kenne selbst auch nicht den Luther, will ihn auch nicht kennen; ich predige auch nichts von ihm, sondern von Christo. Der Teufel mag ihn holen, wenn er kann; er lasse aber Christum mit Frieden bleiben, so bleiben wir auch wohl.“

Von irgendwelcher Autorität neben dem sola Scriptura wußte also Walthers nichts und wollte er auch nichts wissen. In jeder Frage des Glaubens und des Lebens war für ihn letztlich entscheidend allein die Schrift: die ganze Schrift und nur die Schrift. Stehe eine Lehre in

der Bibel, so sei sie eo ipso auch verbindlich, auch wenn alle Väter ihr widersprächen; und finde sich eine Lehre nicht in der Schrift, so sei sie eo ipso auch nicht verbindlich, selbst wenn alle Väter für sie einträten. In seinen Ausführungen über die Wucherlehre sagt Walther: „Nicht die herrschende, durch hundertjährigen Gebrauch sanktionierte Gewohnheit, nicht pekuniäre Vorteile oder Nachteile, nicht die Aussprüche und Autoritäten von Menschen, weder die eines Luther oder Chemnitz noch die eines Andrea oder Gerhard, sondern allein die Heilige Schrift muß der Maßstab sein, nach dem wir diese Lehre messen.“ (Hochstetter, S. 316.) Und im Bericht der Synodalkonferenz von 1884 erklärt Walther einmal über das andere: „Die Schrift ist allein die lautere Quelle aller Glaubenserkenntnis, der einzige Brunnen, daraus die göttliche, lautere, seligmachende Wahrheit fließt und geschöpft werden kann und soll.“ „Wenn man nichts zur Schrift hinzutun darf und man doch daraus die Wahrheit findet, so muß sie allein die Autorität haben, alle Glaubenserkenntnis zu geben, alle göttlichen seligmachenden Wahrheiten mitzuteilen.“ „Daher versteht es sich hiernach von selbst: ist die Heilige Schrift hinsichtlich ihres Zweckes vollkommen, so ist's ganz unnötig, noch andere Quellen zu suchen. Lehren diese andern Quellen dasselbe, so sind sie ja unnötig; lehren sie aber gar etwas anderes, so müssen wir sie um so mehr verwerfen. Wer also neben die Schrift eine andere Quelle der Glaubenserkenntnis setzt, der leugnet ihre ihr allein zukommende Autorität.“ „Selbst ein Paulus (Apost. 26, 22) wollte nichts neben und außer der Schrift sagen; wieviel weniger haben wir dazu die Macht! Möchte auch das, was wir lehren, nicht der Schrift widersprechen, ja mit ihr stimmen, so ist es doch dann zu verwerfen, wenn wir nicht beweisen können, daß wir es aus der Schrift herausgeholt haben.“ „Also wenn eine Lehre auch nicht der Schrift widerspräche, sie wäre aber nicht aus der Schrift genommen, so müßten wir sie dennoch mit Füßen treten, wenn sie uns als göttliche Wahrheit aufgenötigt werden sollte.“ „Wer also aus den Vätern eine Lehre nimmt und kann nicht nachweisen, daß die Väter diese Lehre aus der Bibel geholt haben, den soll man verwerfen, mag er auch noch so schön davon reden. Es soll eben alle Glaubenserkenntnis aus der Schrift geflossen sein.“ „Nein, wir haben das Licht vor uns, das ist die Bibel selbst. Und es ist bloß nötig, daß wir die Augen aufthun. Wer aber aus seinem Verstande noch ein Licht zu diesem Licht hinzubringen will, damit es heller werde, der handelt gerade so närrisch, als der mir die Sonne mit einem Talglicht hell machen will.“ „Denn ein Glaube, der nicht auf die Schrift gegründet ist, ist kein Glaube. Gottes Wort und der Glaube können so wenig voneinander geschieden werden wie Berg und Tal.“ „Wenn wir in einer Lehre bis zur Schrift gekommen sind, so sollen wir sagen: Jetzt ist die Sache abgeschlossen, und darf mir niemand mehr mit Aber oder Jedoch kommen; ich bin fertig. Die Schrift ist das A und das O aller seligmachenden Wahrheit. Von der Schrift

kann nicht appelliert werden an ein höheres Gericht.“ „So ist die Bibel die Quelle, aus der wir schöpfen sollen in vollen Zügen; aber die menschlichen Schriften sollen wir für Wächlein ansehen, die uns hinauf zur Schrift leiten sollen.“ „Ihr sollt ja uns, euren Lehrern, kein Wort eher glauben, als bis ihr erkannt habt, daß auch die Heilige Schrift so lehre. Habt ihr aber unsere Lehre in der Bibel gefunden, dann werdet ihr getrost und fröhlich Ja und Amen dazu sagen und auch dabei bleiben, wenn andere auch noch so greulich diese Lehre als Calvinismus, sei es aus Bosheit oder in Blindheit, verlästern.“ „Nur dann wird einer wider den bösen Feind bestehen, wenn er spricht: Was gehen mich alle Menschen an? Die Schrift lehrt so, und so glaube ich's.“

Mag man darum, was das Zitieren der Dogmatiker vonseiten Walthers betrifft, gleich der Meinung sein, daß es wünschenswert und der Sache dienlicher gewesen wäre, wenn Walther an die Stelle mancher Zitate seine eigene Ausführung und Schriftauslegung gesetzt hätte, und auch zugeben, daß einige Schwächen Walthers ihren Grund haben mögen in seiner fortgesetzten Beschäftigung mit den Dogmatikern, so entspricht doch die Behauptung, Walther sei prinzipiell von den Dogmatikern abhängig gewesen und dadurch dem Schriftprinzip zu nahe getreten, durchaus nicht den Tatsachen. Aus der Art und Weise, wie er mit den Dogmatikern operiert, aus der Kritik, die er von Anfang an an denselben geübt, und vor allem aus seinen zahlreichen klaren, directen Aussprüchen über das Schriftprinzip, dessen Urtheil alle Lehrer der Kirche zu unterwerfen seien, geht vielmehr unwidersprechlich hervor, daß Walther dem sola Scriptura gegenüber von keinerlei Menschenautorität, geschweige denn der von ihm wiederholt corrigierten Dogmatiker des 17. Jahrhunderts, etwas wußte oder je hat etwas wissen wollen.

(Schluß folgt.)

§. B.

## Zur Geschichte der Kindertaufe.

(Fortsetzung.)

Um diese Zeit, vielleicht noch früher, wurden die sogenannten Recognitiones und die Homilien verabsfaßt, die fälschlicherweise dem Clemens Romanus zugeschrieben werden. Ein Zitat aus der 11. Homilie möge hier eine Stelle finden: *Διὸ προσφεύγετε τῷ ὕδατι. Τοῦτο γὰρ μόνον τὴν τοῦ πυρὸς ὁρμὴν σβέσαι δύναται. Τοῦτο δὲ μὴπω προσελθεῖν θέλων ἐστὶ τὸ τῆς λύσεως φέρεν πνεῦμα, οὐ ἔνεκα ἐπὶ τῇ αὐτοῦ σωτηρίᾳ ὕδατι ζῶντι προσελθεῖν οὐ θέλει. Προσελθε οὖν, κἄν δίκαιος ᾦς, κἄν ἀδικός. Δικαίῳ γὰρ ὄντι σοὶ μόνον ἔλειπεν τὸ πρὸς σωτηρίαν βαπτισθῆναι εἰς ἄφρατον τῶν ἐν ἀγνοίᾳ πεπραγμένων· (ἀδικῷ δὲ) ὑποκαταλείπεται κατὰ ἀναλογίαν τῆς ἀσεβείας ἢ ἐπὶ τὸ βάπτισμα εὐποῖα. Διὸ εἴτε δίκαιος εἶ, εἴτε ἀδικός, σπεῦσον γεννηθῆναι θεῷ, ὅτι ἡ ἀναβολὴ κίνδυνον φέρει διὰ τὸ ἄδηλον εἶναι τοῦ θανά-*

τον τὴν προθεσίαν. „Deshalb flieheth zum Wasser. Denn dies allein kann die Gewalt des Feuers löschen. Wer noch nicht zu diesem kommen will, trägt noch den Geist der Tollheit, weswegen er nicht zu dem lebendigen Wasser kommen will zu seiner eigenen Seligkeit. Tretet nun herzu, ob ihr gerecht seid oder ungerecht! Dem Gerechten ist nur noch übrig, daß er zur Seligkeit getauft werde zur Vergebung der in Unwissenheit begangenen Sünden.<sup>1)</sup> Dem Ungerechten aber bleibt übrig das Wohlthun nach der Taufe nach Analogie der früheren Gottlosigkeit. Deshalb, sei es, daß du gerecht bist oder ungerecht, eile, Gotte geboren zu werden, denn Aufschub birgt Gefahr, weil der Verfallstermin des Todes ungewiß ist.“ Wegen der Ungewißheit der Todesstunde solle ein jeder zur Taufe eilen. Das Wasser der Taufe vermöge allein das Feuer zu löschen. Was er mit dem Feuer meint, geht aus den vorhergehenden Worten hervor, nämlich die Lust, die unsere leibliche Geburt zur Folge hatte. So redet er auch in den *Recognitiones* (IX, 7); denn unsere erste Geburt steige hinab durch das Feuer der Lust, und darum geschehe die zweite Geburt nach göttlicher Verordnung durch Wasser, welches die Natur des Feuers löschen könne. Der Autor dieser Schriften ermahnt hier freilich die Erwachsenen aus Juden und Heiden, sich eilends taufen zu lassen. Seine Begründung ist aber derart, daß auch die Kleinen Kinder eingeschlossen sind. Denn sind nicht auch die Kinder in Sünden empfangen und geboren? Stehen nicht auch die Kindlein in steter Gefahr des Todes? *Διὸ προσφύγετε τῷ ὕδατι, σπεύσον γεννηθῆναι θεῷ*. Die ersten Christen eilten auch mit ihren Kindlein zur Taufe. Das hat schon Tertullian bezeugt: *Quid festinat innocens aetas ad remissionem peccatorum?* Dazu mag auch die stete Gefahr der Verfolgungen etwas beigetragen haben. Man war seines Lebens nie sicher. Deshalb wollte man auch von dem Aufschub der Taufe, wozu Tertullian ermahnte, noch nichts wissen.

Stellen wir dem Tertullian noch einen jüngeren Zeitgenossen gegenüber, nämlich seinen Landsmann und großen Verehrer Cyprian († 258). Im Jahre 253 waren 86 Bischöfe zu einem Konzil in Karthago, also ebendasselbst, wo Tertullian als Presbyter gewirkt hatte, versammelt. Ein Gegenstand der Beratung war der Brief eines gewissen Fidus, eines Landbischofs. In diesem Briefe bittet er um Aufschluß über zwei Fragen. Die eine Frage ist, ob ein Kind, ehe es acht Tage alt sei, getauft werden möge, wenn nötig. Cyprian teilt ihm in einem Briefe die Antwort der Bischöfe mit: *Quantum vero ad causam infantium pertinet, quos dixisti, intra secundum vel tertium diem, quo nati sunt, constitutos baptizari non oportere, et considerandam esse legem circumcisionis antiquae, ut intra octavum diem eum, qui natus*

1) D. Smith übersetzt nach einer besseren Lesart: "For if you are righteous, baptism alone is lacking in order to obtain salvation. But if you are unrighteous, come to be baptized for the remission of the sins formerly committed in ignorance." (*Ante-Nicene Fathers*, vol. VIII, p. 290.)

est, baptizandum et sanctificandum non putares, longe, aliud in concilio nostro omnibus visum est. In hoc enim, quod tu putabas esse faciendum, nemo consensit, sed universi potius judicavimus, nulli homini nato misericordiam Dei et gratiam denegandam. „Was nun die Sache der kleinen Kinder betrifft, von welchen du sagst, daß sie nicht innerhalb des zweiten oder dritten Tages, nachdem sie geboren sind, zu taufen seien, und daß hier die Regel der alten Beschneidung innezuhalten sei, so daß du glaubst, daß keiner vor dem achten Tage nach seiner Geburt getauft und geheiligt werden solle, da waren wir alle in unserm Konzil ganz anderer Meinung. Denn in diesem, was du glaubst, daß geschehen solle, stimmt dir niemand bei, sondern wir urteilten vielmehr alle, daß keinem Menschen, der geboren ist, die Barmherzigkeit Gottes und die Gnade zu verweigern sei.“ Im folgenden wird dies dann noch weiter begründet. Es wird gezeigt, daß das Kind von Anfang an ein vollkommenes Geschöpf Gottes ist, wenn es auch vor Menschaugen zuzunehmen und vollkommener zu werden scheine. Darum könne man nicht sagen: das Kind müsse erst älter oder, was dasselbe sei, vollkommener werden, ehe es würdig sei, die Taufe zu empfangen. Fidus hatte für seine Stellungnahme auch gesagt, man möge ein solches Kind, noch nicht küssen, denn es sei noch unrein wegen seiner Geburt (denn dies war Sitte bei der Taufe), darum müsse man mit der Taufe warten bis zum achten Tage. Cyprian antwortet: das sei kein Grund, den Kindlein die Taufe zu verweigern. Den Reinen sei alles rein; und Petrus sage: Gott hat mich gelehrt, nichts gemein oder unrein zu achten. Man solle nichts verabscheuen, was Gott für würdig geachtet habe zu schaffen. Daran solle man für seine Person denken und in dem Geschöpf Gottes Hände küssen. Die jüdische Beschneidung sei allerdings ein Vorbild unserer Taufe, jedoch auch nur ein Schatten derselben. Die geistliche Beschneidung, unsere Taufe, sei der Körper und darum größer. Die Taufe stehe daher jedem offen, sobald er geboren sei. Wenn überhaupt jemandem die Taufe verweigert werden müsse, so sei sie eher den Erwachsenen und älteren Personen zu verweigern wegen der vielen, schweren und großen Sünden, die sie begangen hätten. Die Kindlein hätten doch nur die angeerbte Sünde. Hier auf diesem Konzil wurde also nicht erst die Kindertaufe eingeführt, sondern als etwas Nötiges und allgemein im Brauche Stehendes anerkannt. Fidus meinte, die Kindlein sollten nicht vor dem achten Tage getauft werden; aber er hatte 66 Bischöfe gegen sich. Wäre die Kindertaufe etwas Neues gewesen, so hätte es ohne Zweifel Widerspruch gegeben. Dabei bedenke man auch, daß es nur etwa 150 Jahre nach der Apostel Zeit war. Elliche von den anwesenden Bischöfen mögen auch schon 70 bis 80 Jahre alt gewesen sein. Wie leicht war es für sie zu wissen, was von den Aposteln praktiziert und befohlen worden war! Auch wenn man wohl die Theorie von der Notwendigkeit der Kindertaufe festhielt, jedoch in der Praxis lag war,

so könnten wir uns kaum eine solche Antwort denken. Es handelt sich hier nicht um eine bloße Theorie, sondern um die Praxis. Diese Bischöfe waren alle Landesgenossen, zum Teil Zeitgenossen des Tertullian. Cyprian war selber ein großer Verehrer Tertullians. Man sieht also, wie wenig Eindruck Tertullian mit seinen oben angeführten Worten gemacht hatte. Wie man später über Tertullian urteilte, zeigt ein Ausspruch des Hieronymus: „Meine Meinung ist, daß Origenes zuweilen gelesen werden sollte wegen seiner Gelehrsamkeit, aber so, wie wir Tertullian, Arnobius, Apollinaris und etliche andere kirchliche Schriftsteller, beide griechische und lateinische, lesen, indem wir Sorgfalt anwenden, das Gute, welches darin enthalten ist, zu wählen und das Gegenteil zu meiden.“

Gegen Tertullian richten sich vielleicht auch folgende Worte der Apostolischen Konstitutionen (L. VI, sec. III, cap. 15): “But he that says, When I am dying, I will be baptized, lest I should sin and defile my baptism, is ignorant of God, and forgetful of his own nature. For ‘do not thou delay to turn unto the Lord, for thou knowest not what the next day will bring forth.’ Do you also baptize your infants, and bring them up in the nurture and admonition of God. For, says He: ‘Suffer the little children to come unto me, and forbid them not!’” (Ante-Nicene Fathers VII, p. 457.) (*Βαπτίζετε δὲ ἑμῶν καὶ τὰ νήπια, καὶ ἐκτρέφετε αὐτὰ ἐν παιδείᾳ καὶ νοουθεσίᾳ θεοῦ. Ἄφετε γὰρ, φησί, τὰ παιδιά ἔρχεσθαι πρὸς με, καὶ μὴ κωλύετε αὐτά.*)

Von jetzt an wird in den Schriften der Kirchenväter oft von der Kindertaufe geredet. Woher kommt es, daß man vor Tertullian nicht mehr und deutlichere Aussprüche findet als solche, die wir oben angeführt haben? Wir bemerken, 1. daß mit diesem Einwurf die Geschichte der Kindertaufe während jener Zeit keineswegs auf unsichere Basis gestellt wird. Wir haben genug gehört, um die allgemeine Praxis der Kindertaufe zu erhärten. Daß wir in den Schriften vor Tertullian nicht mehr Zeugnisse von der Kindertaufe finden, erklärt sich zur Genüge daraus, daß keine dieser Schriften ex professo von der Taufe handelt. Sodann sind auch die meisten Schriften dieser Zeit verloren gegangen. Aus diesem Grunde ist ein Argument aus dem Schweigen über diesen Punkt für das Gegenteil äußerst unstatt- haft. Zudem fehlt es gar nicht an jeglichem Hinweis auf die Kindertaufe, wie wir oben gesehen haben. Ergo sind solche Argumente gegen die Praxis der Kindertaufe nichtig. 2. Bedenke man den Stand der christlichen Kirche zur damaligen Zeit. Das Werk der Mission, die Bekehrung der sie umgebenden Juden und Heiden, die Gründung von immer mehr neuen Gemeinden, bildete das Hauptinteresse der damaligen Zeit. Daß die Taufe eines erwachsenen Heiden oder Juden unter den Christen viel mehr öffentliche Teilnahme findet, als wenn christliche Eltern nun auch ihre Kindlein taufen lassen, versteht sich von selbst. Es war dies die Eroberungszeit der Kirche. Es wird deshalb auch in

den uns überlieferten Schriften viel mehr von der Taufe Erwachsener geredet als von der Taufe der Christenkinder. Das berechtigt nun aber keineswegs zu dem Schlusse: folglich hat die Kindertaufe gar nicht stattgefunden. Als die christliche Kirche im Heidenlande überall festen Fuß gefaßt hatte, als die Taufen Erwachsener infolgedessen immer seltener vorkamen, sie nun auch das Interesse der Kirche nicht mehr so beständig in Anspruch nahmen, da hören wir immer mehr von der Kindertaufe. Und zwar wie wird davon geredet? Als von etwas Neuem, als von etwas, was an Stelle der Taufe Erwachsener getreten wäre? Keineswegs. Es wird sofort als eine apostolische Tradition hingestellt, und es folgt kein Widerspruch. Es tritt kein Gegner der Kindertaufe auf.<sup>2)</sup> Man will sie auch nicht erst einführen. Sie wird uns vielmehr sofort als allgemein im Brauche stehend vorgeführt. Wie jemand angesichts solcher Thatfachen die Kindertaufe aus diesem Zeitalter wegleugnen kann, ist mir unbegreiflich.

„Das Resultat unsers bisherigen Zeugenverhörs ist, daß die Kindertaufe, welche nicht einmal ihr Gegner Tertullian vonseiten ihrer Neuheit anzugreifen wagte, welche Origenes, ohne einen Widerspruch zu befürchten, geradezu nicht nur als kirchliche Observanz, sondern auch als apostolische Institution bezeichnet, und hinsichtlich welcher in Cyprians Zeit und Umgebung keine andere Streitfrage<sup>3)</sup> vorhanden war als die, ob sie auf den achten Tag nach der Geburt zu verschrieben, oder auch schon vor diesem vorzunehmen sei, unmöglich ein erst gegen das Ende des zweiten Jahrhunderts hin aufgekommener kirchlicher Gebrauch sein kann. Sie muß notwendig in der kirchlichen Praxis schon viel früher und so frühe vorhanden gewesen sein, daß man am Ende des zweiten und in der ersten Hälfte des dritten Jahrhunderts keine christliche Zeit kannte, in der sie nicht ausgeübt worden wäre, und also ihr Ursprung den Charakter des Unvordenklichen, Urausfänglichen an sich trug.“ (Höfling, Sakrament der Taufe I, S. 111 f.)

Wir setzen jetzt unser Zeugenverhör fort. Auf dem Konzil zu Eliberis, im Jahre 305, wurde eine Verfügung getroffen betreffs solcher, welche zu den Sekten übergegangen waren und hernach wieder zur katholischen Kirche zurückkehrten. Solche sollten erst zehn Jahre lang Buße tun, ehe sie wieder völlig in die Gemeinschaft aufgenommen würden. Dann heißt es: Si vero infantes fuerint translati, quod non suo vitio peccaverint, incunctanter recipi debent. „Wenn sie aber Kinder waren, als sie hinübergeführt wurden, weil sie nicht durch eigene Schuld gesündigt haben, sollten sie ohne Zögern aufgenommen werden.“ Da ist ohne Zweifel die Taufe vorausgesetzt. Denn niemand ist doch als ein Glied der Kirche zu rechnen, bis er getauft ist, und wurde

2) Tertullian eifert nur da gegen die Kindertaufe, wo keine Sterbensgefahr vorhanden ist. Er sieht nirgends ihre historische Grundlage an.

3) Es war keine eigentliche Streitfrage, sondern nur eine Anfrage.



auch damals nicht so angesehen. Die Taufe ist das Sakrament der Aufnahme in die christliche Kirche.

Die Gegner der Kindertaufe berufen sich auf das Konzil zu Neocäsaerea, das im Jahre 314 tagte. Es war nämlich die Frage an das Konzil gestellt worden, ob ein schwangeres Weib getauft werden dürfe. Man dachte: vielleicht würde dann das Kind in ihrem Leibe auch mitgetauft und brauche nachher nicht wieder getauft zu werden. Wenn es nachher getauft würde, so sei es zweimal getauft worden, weil eben das Kind so eng mit der Mutter verbunden gewesen sei während ihrer Taufe. Das Konzil antwortete: *Περί κνοφορούσης, ου δεῖ φωτίζεσθαι ὁπότε βούλεται. Οὐδὲν γὰρ ἐν τούτῳ κοινωνεῖ ἡ τίκτουσα τῷ τιμωμένῳ διὰ τὸ ἐκάστον ἰδίαν τὴν προαίρεσιν τὴν ἐπὶ τῇ ὁμολογίᾳ δεικνύσθαι.* „Ein schwangeres Weib darf getauft werden, wann es will. Denn in diesem teilt die Mutter dem Kinde nichts mit, weil eines jeden eigener Entschluß zu einem Vertrag zu zeigen.“ Dies soll gegen die Kindertaufe sprechen, 1. weil die Fragesteller Bedenken hatten, ein schwangeres Weib zu taufen, da sie befürchteten, dann auch das Kind zu taufen; 2. die Väter des Konzils schienen auch die Kindertaufe für unrecht zu halten, da sie sagen, eine Mutter teile in dieser Sache dem Kinde nichts mit; 3. die Väter sagen, jeder müsse aus eigenem Entschluß kommen, und das könnten keine Kleinen. Darauf wird von den Befürwortern der Kindertaufe geantwortet: 1. die Fragesteller hätten Bedenken, ein schwangeres Weib zu taufen, weil es eine debattierbare Frage sei, ob das Kind in ihrem Leibe mitgetauft werde. Und nachdem dann das Kind geboren, sei man in großer Ungewißheit, ob man es taufen solle oder nicht. Man trage Bedenken, es zweimal zu taufen; und man wolle es nicht der Gefahr aussetzen, daß es gar nicht getauft werde. 2. Die Väter des Konzils seien der Meinung, daß nur das schwangere Weib und nicht auch das Kind in ihrem Leibe getauft werde. Sie verlange die Taufe auch nur für sich selbst. Das Verlangen, getauft zu werden, müsse sein *ἰδίᾳ ἢ προαίρεσις*, ein ihm eigener Entschluß. D. Wall sagt: „If the bishops had meant to determine that the child could not be supposed to be baptized with its mother for this reason, because in baptismal profession every one must declare his own choice, and so an infant could not be baptized, they would have expressed that latter clause thus: *διὰ τὸ ἐκάστον δεῖν ἑαυτοῦ τὴν προαίρεσιν ἐν τῇ ὁμολογίᾳ δεικνύσαι*, ‘because every one must make his own choice at the profession.’ But when they say: *διὰ τὸ ἐκάστον ἰδίαν τὴν προαίρεσιν τὴν ἐν τῇ ὁμολογίᾳ δεικνύσθαι*, they do (as any critic will observe) express this sense, ‘because the choice which is made at the [baptismal] profession is declared by every one peculiar to himself.’ And so it is only a reason of what they had said last, ‘that the mother communicates nothing to the child,’ and not any reason against the baptizing of an infant.” (History of Infant Baptism, vol. I, p. 96.) Wir haben ja aus andern Zeugnissen gehört, wie all-

gemcin die Kindertaufe im Gebrauche stand. Auch dieses Konzil ver-  
wirft mit keiner Silbe die Kindertaufe.

Opatatus Milevitanus lebte in Afrika um das Jahr 360 und schrieb  
mehrere Bücher gegen die Donatisten. In einem derselben sagt er:  
Sed ne quis dicat, temere a me Filium Dei vestem esse dictum, legat  
apostolum dicentem: Quotquot in nomine Christi baptizati estis,  
Christum induistis. O tunica semper una, et immutabilis, quae  
decenter vestiat et omnes aetates et formas! Nec in infantibus  
rugatur, nec in juvenibus tenditur, nec in feminis immutatur. „Aber  
damit nicht jemand sage, es sei unbesonnen von mir gesagt, daß der  
Sohn Gottes ein Kleid sei, so lese er, was der Apostel sagt: Wieviel  
euer in dem Namen Christi getauft sind, die haben Christum angezogen.  
O Gewand, immer eines und unveränderlich, das zierlich kleidet jedes  
Alter und jede Gestalt! Es legt sich weder bei den Kindlein in  
Falten“ (es ist nicht zu groß für die Kindlein), „noch wird es aus-  
gestreckt bei den Jünglingen, noch wird es verändert für die Frauen.“  
Das ist ein deutliches Zeugnis für die Kindertaufe. Christus, der  
durch die Taufe angezogen wird, paßt auch den kleinen Kindern.

Gregor von Nazianz bezeugt, daß Basilius der Große in seiner  
Kindheit getauft wurde. Er selbst aber ist nicht in seiner Kindheit  
getauft worden. Trotzdem aber ist er ein Befürworter der Kinder-  
taufe. In seiner Oratio de Baptismo ermahnt er, die Taufe nicht  
aufzuschieben. Es sei das ein Werk des Teufels. Wenn der sie nicht  
bewegen könne, die Taufe zu verachten, so suche er sie zu betrügen durch  
zu große Sorgfalt. Er greife jedes Alter an, darum müsse ihm in  
jedem widerstanden werden. Zu dem Zwecke sollten sie sich mit der  
Taufe rüsten. Bist du jung, so kämpfe gegen die Vergnügungen und  
Leidenenschaften mit dieser vermehrten Kraft (Taufe). Bist du alt, so  
laß deine grauen Haare dich beeilen; stärke dein Alter durch die Taufe!  
*Νήπιόν ἐστί σοι; μὴ λαβέτω καιρὸν ἢ κακία· ἐκ βρέφους ἁγιασθήτω, ἐξ ὀνό-  
μων καθιερωθήτω τῷ Πνεύματι.* Hast du ein kleines Kind? So laß  
nicht das Böse die Zeit einnehmen; laß es geheiligt werden in seiner  
Kindheit; laß es dem Geiste geweiht werden in seiner Wiege.“ Und  
weiter unten sagt er: *Ἔστω ταῦτα, φησί, περὶ τῶν ἐπιζητούντων τὸ βά-  
πτισμα· τί δ' ἂν εἴποις περὶ τῶν ἔτι νηπίων, καὶ μήτε τῆς ζημίας ἐπαιθανο-  
μένων, μήτε τῆς χάριτος; ἢ καὶ ταῦτα βαπτίσουμεν; πάνυγε, εἴπερ τις ἐπίγειοι  
κίνδυνος. Κρεῖσσον γὰρ ἀναισθήτως ἁγιασθῆναι, ἢ ἀπελθεῖν ἀσφράγιστα καὶ  
ἀτέλεστα· παῖ τούτου λόγος ἡμῖν ἡ ὀκταήμερος περιτομή, κτλ.* „Man sagt:  
Laß dies der Fall sein bei solchen, die die Taufe nachsuchen können.  
Was sagst du aber zu solchen, die noch kleine Kinder sind und weder  
den Verlust noch die Gnade merken? Sollen wir diese auch taufen?  
Ganz unbedingt, wenn irgendwelche Gefahr sie verfolgt. Denn es ist  
besser, daß sie geheiligt werden, während sie noch unempfindlich dafür  
sind, als daß sie unbesiegt und uneingeweiht sterben. Und ein Grund  
hierfür ist uns die Beschreibung, die am achten Tage geschah“ zc. —

Sonst war er der Meinung, daß die Kinder ungefähr bis zum dritten Jahre warten sollten. Länger wollte er die Taufe nicht aufgeschoben wissen. Er wollte keinen Befehl daraus machen. Er sagt: *διδωμι γνώμην*, ich gebe meine Meinung. Er hatte dafür auch keinen dogmatischen Grund, sondern nur einen liturgischen. Er wünschte, daß die Kinder bei ihrer Taufe etwas hören und durch etliche Antworten sich betätigen könnten. Es blieb dies ja dennoch eine Kindertaufe. Im folgenden eifert er gegen solche, welche sich auf das Beispiel Christi beriefen, der erst mit dreißig Jahren getauft wurde. — Gregor von Nazianz und Tertullian sind die einzigen Kirchenväter, welche eine Aufschubung der Taufe befürworten; beide jedoch nur, wenn keine Todesgefahr vorhanden sei. Tertullian will sie aufgeschoben wissen bis zum Alter und Gregor von Nazianz bis zum dritten Lebensjahre, damit sie doch auch schon etliche Worte bei der Taufe hören und beantworten möchten, wenn sie es auch noch nicht verstünden.

Basilus der Große, ein Zeitgenosse Gregors von Nazianz und dessen sehr intimer Freund, erwähnt die Kindertaufe nicht ausdrücklich. Er selber war, wie wir gehört haben, in seiner Kindheit getauft worden. Aus seiner *Oratio Exhortatoria ad Baptismum* wird manches für und gegen die Kindertaufe angeführt. Dort knüpft er an das Wort Salomos an: „Geboren werden hat seine Zeit und Sterben hat seine Zeit.“ Salomo setze das Geborenwerden zuerst und dann das Sterben. Aber wenn man von der geistlichen Geburt reden wolle, so müsse man erst handeln von dem geistlichen Tode. Dann schildert er den geistlichen Tod, in dem wir alle liegen, und zeigt, daß wir durch die Taufe zum geistlichen Leben kommen. Dann sagt er, es seien bestimmte Zeiten für verschiedene Dinge. Es sei eine Zeit zum Schlafen, eine Zeit zum Wachen, eine Zeit für den Krieg und eine Zeit für den Frieden; „aber die Zeit der Taufe ist jedes Lebensalter des Menschen“. *Καιρός δὲ βαπτισματος ἅπας ὁ τῶν ἀνθρώπων βίος.*

Der Kaiser Valens war ein Anhänger der Arianer und ein Verfolger der Katholiken, ganz besonders auch des Basilus. Als jedoch dessen Kind todkrank wurde, ließ er etwas nach in seinen Verfolgungen, wohl auch auf Bitten seiner Gattin sowie wegen andern Unglücks, das über ihn gekommen war und wie eine Strafe Gottes aus sah, und ließ Basilus rufen, damit er für das Kindlein bete. Basilus kam auch. Gregor von Nazianz war ebenfalls zugegen. Basilus sah, daß das Kind im Sterben lag; doch sagte er, ihm könne geholfen werden, wenn es (auf den Glauben der Katholiken) getauft würde. Damit ging er wieder hinaus. Der Kaiser aber, der geschworen hatte, den Arianismus zu fördern und die Katholiken zu verfolgen, gedachte an seinen Eid und ließ das Kind von den Arianern taufen. Das Kind starb. Darauf besuchte denn Valens eine Zeitlang die Kirche des Basilus, fiel aber bald wieder zu den Arianern ab. Dies Kind des Valens wird von den Geschichtschreibern *καίδιον* (Theodoret) und *νήπιον υἱὸν τοῦ Οὐάλεντος*

(Sokrates) genannt. Diese Handlungsweise des Basilus ist ein lautredender Beweis, daß er für die Kindertaufe war.

Zu der damaligen Zeit gab es freilich auch viele, die ihre Taufe aufschoben. Aber waren das Kinder christlicher Eltern? Nein. Es gab zur damaligen Zeit viele aus den Heiden, die hielten sich zu den Gottesdiensten der Christen, nahmen auch teil an dem Unterricht in der christlichen Lehre, aber sie konnten sich noch nicht entschließen, förmlich zum Christentum überzutreten und sich durch die Taufe aufnehmen zu lassen. Von diesen hatten manche auch Kinder. Diese ließen sie auch unterrichten in der christlichen Lehre. Aber wie sie sich selber noch nicht hatten taufen lassen, so zögerten sie auch mit der Taufe ihrer Kinder. Daß getaufte Christen ihre Kinder mutwillig ungetauft ließen, dafür gibt es keinen Beweis. Es mag ja etliche solche gegeben haben, die etwas saumselig waren, gerade wie es zu unsern Zeiten auch solche gibt.

H. Müller.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Hauptbegriffe für Sünde im Hebräischen.

(Fortsetzung.)

Die nächste Bezeichnung für Sünde, die wir nun näher betrachten wollen, ist **עו** (**עוה**, **עוה**, **עוה** zc.). Auch bei diesem Begriff handelt es sich nach seiner Grundbedeutung um eine Abweichung und Abirrung. Etymologisch geht das Wort auf eine ähnliche Vorstellung zurück wie **עו**, das wir bereits besprochen haben. Als Verbum kommt es nur zweimal im Alten Testament vor. Dagegen sind derivierte Substantiva ziemlich häufig. Eine nähere Untersuchung des vorliegenden Materials berechtigt zu der Erklärung, daß mit diesem Begriff ein im großen und ganzen höherer Grad von Sündhaftigkeit bezeichnet werde als mit **עו**. Alles falsche, unlautere, krumme Wesen in Handel und Wandel, Wort und Tat, ein schnödes Sichwegsetzen über alle Forderungen des Rechts und der Billigkeit, eine bewußte, böswillige, zuweilen freche und rücksichtslose Mißachtung aller Gerechtigkeit und Redlichkeit, wobei die Ansprüche anderer mit Füßen getreten, Hilflose und Elende bergewaltigt werden zc. — das alles liegt in unserm Wort. Sehr häufig erscheint daher **עו** als Gegensatz zu **יש**, gerade sein, und **צדק**, gerecht sein. So Prov. 29, 27: Ein Greuel für die **צדיקים**, für die Gerechten, ist der **עו** **איש**, „der schurkische Mann“ (Delißsch), und ein Greuel für den Gottlosen ist **יש** **איש**, „wer geraden Wandels“, das heißt, der Redliche. Während also der **עו** **איש** den Gerechten gegenübergestellt wird, wird er mit dem „Gottlosen“, **איש**, zusammengestellt. Ps. 107, 42: „Die Redlichen (**איש**) werden sehen und sich freuen, **איש** **איש** **איש**, und alle Bosheit schließt den Mund.“ Ps. 125, 3 heißt es, Gott werde

„daszepter der Bosheit nicht auf die Dauer auf dem Erbteil Israels ruhen lassen, damit nicht die Gerechten (הַצְדִּיקִים) austreten ihre Hände nach dem Frevel“ (עוֹלָתָהּ). Ps. 92, 16 heißt es von Jahve, er sei יֵשׁׁ, „geradsinnig“, וְלֹא עוֹלָתָהּ בּוֹ, „und kein Unrecht an ihm“. Hieran schließt sich passend die Parallelstelle aus dem Liede Moses, Deut. 32, 4: „Ein Gott der Treue (אֱמוּנָה) und ohne Unrecht (לֹא עוֹן), gerecht und redlich ist er“ (צְדִיק יֵשׁׁ הוּא). An Gott und seinem Walten ist nichts Verkehrtes und Falsches. Eben darum ist er auch ein Gott der Treue, auf den man sich unbedingt verlassen kann. Lehrreich sind auch die Verse 1—5 im dritten Kapitel des Jephthaja. Hier straft der Prophet zunächst mit den schärfsten Ausdrücken das frevelhafte Treiben der Bewohner Jerusalems. Die Stadt ist „widerspenstig“, sagt er, „befleckt, gewalttätig“, verschmäht Zucht und Gehorsam, kehrt ihrem Gott den Rücken. „Ihre Fürsten sind brüllende Löwen, ihre Richter Abendwölfe, . . . ihre Propheten Prahler“ und treulose Schwärzer, die ihre eigenen Gedanken für göttliche Offenbarung ausgeben; „ihre Priester entweihen das Heilige und tun dem Gesetz Gewalt an“. Im grellen Gegensatz hierzu tritt dann (B. 5) das Verhalten Jahves, der trotz des Abfalls seines Volkes ihm jeden Morgen seine Gerechtigkeit widerfahren läßt, indem er nämlich immer „dem zwischen ihm und seinem Volke bestehenden Verhältnis Rechnung trug“ und seine Liebe und Treue walten ließ. „Jahve ist gerecht (צְדִיק) in ihrer Mitte“ (Stadt Jerusalem) „und tut kein Unrecht“ (לֹא יַעֲשֶׂה עוֹלָהּ). Das oben beschriebene sündliche und gottlose Verhalten des abtrünnigen Volkes ließe sich also mit einem zusammenfassenden Ausdruck kurz als עוֹלָה bezeichnen. Gott dagegen ist צְדִיק. Wenn es dann am Schlusse des fünften Verses weiter heißt: „Aber der אַץ, der Ungerechte oder Frevler, kennt keine Scham“, so sehen wir, daß unser Begriff unter Umständen eine mit frecher Schamlosigkeit und Dreistigkeit verbundene religiös-sittliche Verkehrtheit bezeichnet. Der אַץ ist gegen Ermahnungen und Drohungen abgehärtet, gegen höhere Eindrücke unempfänglich und gefühllos. Liebe und Dankbarkeit gegen Gott sind in seinem Herzen erloschen. Das Böse und das Unrecht ist sein Element, in dem er sich ohne Scheu und Schamgefühl bewegt. Eine weitere Stelle, die unsern Begriff in ein klares Licht stellt, ist Jes. 26, 10. Hier heißt es: „Wird der Gottlose begnadigt, so lernt er nicht Gerechtigkeit; im Lande der Geradheit (נְכוֹחַ) handelt er verkehrt“, frevelt er (יַעֲלֶה). Man beachte hier den Gegensatz נְכוֹחַ, vom Stamme נָכַח, geradeaus sein, wovon נָכַח als Präposition, gerade gegenüber, auch נִכְחָה, was gerade vor einem liegt. Daher wird z. B. von dem Gerechten gesagt: הוֹלֵךְ נְכוֹחַ, „der den geraden Weg geht“, „gerade vor sich hin wandelt“ (Jes. 57, 2). Ein Land נְכוֹחַ heißt demnach ein Land, in dem alles „schlecht“ und recht, aufrichtig und redlich hergeht (a land of rectitude — Cheyne). Der Gegensatz hierzu

bildet das **הַיָּ**, womit also alles Verkehrte, Unrechte, Unaufrichtige zc. bezeichnet wird.

Ganz natürlich ist es daher auch, daß **הַיָּ** gerne gebraucht wird von Betrug und Unehrlichkeit im Handelsverkehr. So z. B. Deut. 25, 16, wo die Warnung vor zweierlei Gewicht und Maß (ein großes für den Einkauf und ein kleines für den Verkauf) mit dem darauffolgenden Zusatz begründet wird: „denn ein Greuel ist Sache jeder, der **הַיָּ** tut“. Ezech. 28, 18 werden die unehrlichen Praktiken und Handelsmethoden der reichen und üppigen Handelsstadt Tyrus ausdrücklich als die Ursache der Strafbarkeit Gottes hingestellt. „Wegen der Menge deiner Vergehen durch deinen unredlichen Handel (**הַיָּ**) entweihest du Heiligtümer. Da ließ ich Feuer hervortreten aus deiner Mitte, das dich verzehrte.“ Ferner steht unser Wort, den Grundbegriff auch hier nicht verleugnend, als Bezeichnung für Rechtsverdrehung in gerichtlichen Verhandlungen. Ezech. 18, 8: . . . [wer] von Frevel (**הַיָּ**) seine Hand fernhält und Gericht der Wahrheit übt zwischen dem einen und dem andern“. Ein Richter, der bei der Untersuchung und Entscheidung von Streitigkeiten sich von irgendwelchen andern Rücksichten und Motiven bestimmen läßt, als der Wahrheit auf den Grund zu kommen und demgemäß zu urteilen, begeht **הַיָּ**, Frevel, Verkehrtheit. Ps. 58, 2: „Richtet ihr in Geradheit (**הַיָּ**) die Menschenkinder? Nein, vielmehr übt ihr Verkehrtheit (**הַיָּ**, von **הַיָּ** = **הַיָּ**) im Herzen.“ Auf die menschliche Rede angewandt, erscheint unser Wort häufig in Verbindung mit solchen Ausdrücken wie **הַיָּ**, „Lüge“, **הַיָּ**, „Täuschung“, „Lüge“, **הַיָּ**, „Trug“, „List“, „Falschheit“. **הַיָּ** bezeichnet in solchen Verbindungen eine Abweichung von oder eine bewußte Verdrehung und Verkehrung der Wahrheit. Jes. 59, 3: „Ihre Lippen reden **הַיָּ**, Lüge, und ihre Zunge murmelt **הַיָּ**.“ Wenn die Freunde Hiobs allen offenkundigen Erfahrungstatsachen zum Trotz auf ihre Vergeltungslehre pochen und ad maiorem Dei gloriam behaupten, daß alles Leid und Unglück in allen Fällen die adäquate Strafe für vorher begangene Sünde sei, so wirft ihnen Hiob vor: „Für Gott wollt ihr **הַיָּ** reden und für ihn **הַיָּ**?“ Das heißt: „Ihr wollt unaufrichtigerweise die Augen gegen vorliegende Tatsachen verschließen oder sie verdrehen und mißdeuten, um nur, wie ihr glaubt, das göttliche Verfahren gegen die Menschenkinder zu retten? — wobei ihr Gottes sittliches Weltregiment um jeden Preis in die Zwangsjacke genauer Retribution stecken wollt, die ihr in eurer Kurzsichtigkeit verfertigt habt. Darin seid ihr keine ehrlichen und aufrichtigen Sachwalter Gottes. Vielmehr redet ihr ‚Verkehrtheit‘ und ‚Trug‘, und Gott, dessen Ehre ihr zu retten meint, dem ihr einen herrlichen Dienst zu erweisen glaubt, wird einst eure parteiische, auf Kosten der Wahrheit durchgeführte Anwaltschaft entlarven und euch zur Rechenschaft ziehen.“ Selbst eine Theodizee oder

Apologetik ist Gott ein Greuel, wenn dabei unbequeme Schwierigkeiten unterdrückt oder umgangen werden, also wider besseres Wissen und Gewissen verfahren wird. Dagegen hatte Hiob im Bewußtsein seiner Unschuld das kühne Wort gesprochen: **הֲלֹא שִׁנְיָ עַל לִשְׁוֹנִי** „ist Verlehrtheit auf meiner Zunge?“ (6, 30.) Allerdings bezieht sich dieser Ausdruck nach dem Zusammenhang nicht in erster Linie auf die Sprache, die Hiob in dem Streit mit den drei Freunden führt, sondern auf seine geistliche und sittliche Urteilsfähigkeit; denn in der zweiten Verhälfte heißt es: „Sollte mein Gaumen nicht Verlehrtheiten merken?“ Wie die Zunge und der Gaumen den Geschmack der Speisen prüft, so, sagt Hiob, prüfe er die Leiden, die seine tägliche Speise geworden sind, in Absicht auf die Frage, ob er sie durch seine Sünde selbst verschuldet habe. Letzteres weist er entschieden zurück. „Ist mein Urteil so schief und verlehrt, daß ich aus schwarz weiß und aus sauer süß machen sollte, nur um mich selbst zu rechtfertigen und wider Gott zu murren, wie ihr denkt?“ In dem Falle würde er sich **הֲיֵי** zuschulden kommen lassen. Aber davon ist er frei. Das ist es aber allerdings, was die Freunde ihm im weiteren Verlauf des Streites deutlich genug vorwerfen. Kap. 15, 15. 16: „Der Himmel ist nicht rein in seinen (Gottes) Augen. Wieviel weniger . . . der Mensch, der **הֲיֵי** säuft wie Wasser!“ Wenn dies auch als allgemeine Wahrheit hingestellt wird, so ist doch die Spitze derselben besonders gegen Hiob gerichtet, dem also nach der Aussage der Freunde „Frevel“, „Verlehrtheit“ so notwendig und unentbehrlich geworden sei wie Essen und Trinken. Andererseits sei es aber ein Zeichen der Vermessenheit, Gott **הֲיֵי** vorwerfen zu wollen. Spricht der jugendliche Elihu, Kap. 36, 23: „Wer hat ihm (Gott) aufgetragen seinen Weg, und wer dürfte zu ihm sagen: Du tust **עָוָה**?“ Als der Ewige und Absolute ist Gott niemand verantwortlich für sein Tun. Wie kein Mensch Gott seinen Weg vorgeschrieben hat, so darf sich daher auch kein Mensch herausnehmen, etwas an Gottes Tun und Walten zu tadeln und zu mäkeln. Es kann in dem göttlichen Regiment keine Verlehrtheiten und Anomalien geben, auch wenn der blinde Mensch bisweilen nichts als Verwirrung und Ungereimtheit zu sehen vermag. Gott tut kein **הֲיֵי**. Solche und ähnliche Stellen lassen die Bedeutung unsers Wortes klar hervortreten.

Nach der bisherigen Darlegung erscheint es nun ferner auch ganz natürlich, daß **יוֹ** nicht selten als Gegensatz zu **מִשְׁפָּט**, „Recht“, **תָּמִים**, „vollkommen“, **אֱמֶת**, „Treue“, vorkommt. Jes. 61, 8: „Ich bin Jahve, der **מִשְׁפָּט** liebt und Raub mit **הֲוָה** haßt.“ Ezech. 28, 15: „**תָּמִים** (unsträflich, vollkommen, integer) warst du, . . . bis **הֲוָה** in dir erfunden wurde“ (von dem König von Tyrus gesagt). Mal. 2, 6: „Gesetz der Wahrheit (**תּוֹרַת אֱמֶת**) war in seinem (Levis) Munde, und **הֲוָה** fand sich nicht auf seinen Lippen.“ Hier straft der Prophet unter Hinweis

auf Levi und seine Verwaltung des Priesteramtes die Priester seiner Tage, die zum großen Argernis des Volkes das Gesetz zu sündlichen, selbstsüchtigen Zwecken verkehrten. Ihre ganze Handlungsweise, besonders ihre falsche Belehrung, war  $\eta\chi\psi$ . Nicht Belehrung, sondern Verkehrung kam von ihren Lippen.

Endlich wollen wir noch auf einige Stellen hinweisen, wonach unser Begriff die rücksichtsloseste Selbstsucht, Gewalttätigkeit, Grausamkeit zc. bezeichnet. Der chaldäischen Weltmacht, die, um ihre Herrschaft auszudehnen und zu befestigen, zu den verwerflichsten Mitteln griff, „Mord, Blutvergießen, Deportation und Gewalttätigkeit jeglicher Art“, ruft der Prophet Habakuk zu (Kap. 2, 12): „Wehe dem, der Städte baut mit Blut und Burgen mit  $\eta\chi\psi$ “, Frevel, Verkehrtheit. Ganz ähnlich schildert der Prophet Micha das frevelhafte Treiben der Fürsten und Völkerobersten seiner Zeit. Nachdem er Kap. 3, 1 ff. die unerfättliche Habgier und unmenschliche Grausamkeit und Ungerechtigkeit der Volksleiter, die den Leuten die Haut abziehen und das Fleisch von den Knochen, beschriebenen hat, fährt er (V. 9. 10) also fort: „Höret, ihr Häupter des Hauses Jakob und Fürsten des Hauses Israel, die das Recht verabscheuen und das Gerade krümmen, indem ihr Zion mit Blut baut und Jerusalem  $\eta\chi\psi$ , mit Frevel.“

E. G ä n s l e.

(Fortsetzung folgt.)

## Literatur.

Im **Concordia Publishing House, St. Louis, Mo.**, ist erschienen:

1. Oster-Katalog und Verzeichnis der Konfirmationscheine. Dieser Katalog bietet so ziemlich alles, was man um Ostern in einer deutschen oder englischen lutherischen Gemeinde an Büchern, Scheinen zc. nur wünschen kann.
2. Synodalbericht des Iowa-Distrikts mit Lehrverhandlungen über das Thema: „Die Wanderung Israels nach dem Land der Verheißung.“ (15 Cts.)
3. „Statistisches Jahrbuch der Synode von Missouri, Ohio und andern Staaten für das Jahr 1910.“ (40 Cts.)

**Goldkörner.** Predigten von D. C. F. W. **Walthers**. Wohlfeile Jubiläumsausgabe mit D. Walthers Bildnis. Verlag von Johannes Herrmann, Zwidau. Preis: 30 Cts.; 10 Expl.: \$2.50.

Diese zehn Predigten Walthers eignen sich vortrefflich zur Massenverbreitung in unsern Gemeinden. Von denselben schreibt der „Reichsbote“: „Diese Predigten verdienen den Namen Goldkörner, die aus dem Schachte des Wortes Gottes geschöpft sind; schlichte, klare Sprache, aber tiefer, biblischer Gehalt zeichnen sie aus.“ Und das „Hannoversche Sonntagsblatt“ sagt: „In diesen Predigten lebt ein feuriger Geist, der aus dem Feuer der Liebe Jesu entzündet ist, und ein eifriger, lehrhafter Geist, der um die Wahrheit kämpft. Mögen viele sich daran entzünden und belehren lassen, besonders Prediger des Evangeliums.“

F. B.

**Friedrich Mergner.** Ein Lebensbild. Mit einem Wortwort von **August Sperl**. Verlag von A. Deichert, Leipzig. Preis: M. 3; gebunden: M. 3.60.

Mergner ist der Komponist von 136 Melodien zu Paul Gerhards Liedern, die noch längst nicht die Anerkennung gefunden haben, welche sie nach dem Urteil



von Sachkennern reichlich verdienen. Das vorliegende, von seiner Tochter dar- gebotene Lebensbild zeichnet Mergner in schlichten Farben als einen ernsten, ge- wissenhaften, bescheidenen und unter dem Kreuz gedulbigen und gereiften Christen und Pastor. F. B.

THE AUGUSTANA SYNOD. A Brief Review of its History 1860—1910. Augustana Book Concern, Rock Island, Ill.

MINNESKRIFT Med Anledning Af Augustana Synodens Femtivariga Tillvaro. Historisk öfversikt af hvad som uträttats under åren 1860—1910. Augustana Book Concern, Rock Island, Ill.

Zu vorigen Jahre feierte die Augustanasynode, wie „Vehre und Behre“ seiner- zeit berichtet hat, in glanzvoller Weise ihr fünfzigjähriges Bestehen. Die obigen beiden reich illustrierten Bücher sind die entsprechenden Jubiläumsschriften, von denen die schwedische Ausgabe die ausführlichere ist. Wer sich mit der Geschichte der Augustanasynode vertraut machen will, findet hier, was er sucht. Seit vierzig Jahren war die Augustanasynode Glied des Generalkonzils, und daß sie auch die indifferentistische Lehrstellung dieses Körpers teilt, kommt in dem englischen Band unter andern auch also zum Ausdruck: „To an impartial observer it is evi- dent, that under the Providence of God, this Union“ (mit dem Generalkonzil) „has been of inestimable value to our Synod. We escaped the bitter ex- perience of our Norwegian brethren, who affiliated with the German Mis- sionary Synod, and found themselves entangled soon, not only in the Pre- destinarian Error, but also in the heartless dogmatic orthodoxism and objectivism of that Synod, and in the self-satisfied exclusivism of that body, which, to most of our Norwegian brethren at last became un- bearable, and compelled them to withdraw and form an organization of their own.“ „During these forty years we have had no doctrinal controversy, which in itself is ample proof of how well the foundation was laid by the fathers of the Council.“ Ebenso argumentieren aber auch die Generalsynodisten und Unterten. Der kirchliche Friede ist gewiß ein edles Gut, aber nicht wenn er seinen Grund hat in Indifferentismus. Paulus schreibt 1 Kor. 11, 19: „Denn es müssen Kotten unter euch sein, auf daß die, so rechtschaffen sind, offenbar unter euch werden.“ Der Mangel an Lehrkämpfen ist darum per se weder eine nota lutherischer Orthodoxie noch ein Zeichen wahrhaft geistlichen Gedeihens. F. B.

THE EISENACH GOSPEL SELECTIONS. Made Ready for Pulpit Work by R. C. H. Lenski. Vol. I and II. Lutheran Book Concern, Columbus, O. Preis: \$3.75.

Das vorliegende Werk bietet Predigtstudien über die „neuen evangelischen Perikopen der Eisenacher Konferenz“, i. e., exegetische Erklärungen der Texte mit dem üblichen homiletischen Beiwerk: Einleitungen zu den verschiedenen Text- zyklen, homiletischen Winken und meist ganz kurzen Dispositionen. Der erste Band behandelt auf 664 Seiten die Perikopen vom ersten Sonntag im Advent bis zum Trinitatissonntag, der zweite auf 451 Seiten die Perikopen der sechsten Hälfte des Kirchenjahres. Die obigen Sonderlehren von der Gnadenwahl und Bekehrung werden, soweit wir uns in den beiden Bänden umgesehen haben, weder klar noch gründlich behandelt, sondern nur obiter angedeutet, obwohl sich dem Verfasser zahlreiche Gelegenheiten boten, auf diese Fragen ausführlich einzugehen. Vermißt haben wir auch die bisherigen klaren Redeweisen der Ohioer, wie z. B. die folgenden: „In gewisser Hinsicht ist Bekehrung und Seligkeit auch vom Men- schen und nicht allein von Gott abhängig.“ „Wenn nun der Menschen Bekehrung in keinem Sinne auch noch von etwas anderem abhinge, als von der Gnade und ebenfalls noch . . . von den Gnadenmitteln, so würden ja alle bekehrt und selig.“ „Schaffet, daß ihr selig werdet, mit Furcht und Zittern“, ermahnt der Apostel Phil. 2, 12. Stärker kann man es gar nicht ausdrücken, daß die Seligkeit des Menschen nicht in jeder Hinsicht allein von Gott abhängig ist.“ „Wir halten es für unchristlich und heidnisch, wenn man sagt, daß die wirkliche Erlangung der von Gott für alle Menschen vollkommen bereiteten und ernstlich bestimmten Selig- keit in keiner Hinsicht vom Verhalten des Menschen der Gnade Gottes gegen- über, sondern in jeder Hinsicht allein von Gott abhängig sei. Ein Pastor, der einer solchen gottlosen Lehre gemäß predigt und Seelsorge treibt, ist ein Wolf

und Teufelsapostel, der, soviel an ihm ist, die ihm befohlenen Seelen nur in Eicherheit und ewiges Verderben führen kann.“ „Wovon hängt also die Belehrung und Seligkeit ab? Offenbar nicht in jeder Hinsicht allein von Gott und seiner Gnade; denn wenn es in jeder Hinsicht allein von Gott und seiner Gnade abhinge, ob ein Mensch belehrt und selig würde, dann würden alle Menschen belehrt und selig werden.“ „Belehrung und Seligkeit hängt mit vom Verhalten des Menschen ab.“ Aber obwohl in dem Buche Lenskis diese klaren, unmißverständlichen Redeweisen zurücktreten, so ist doch damit der obiosche Irrtum aus demselben nicht verschwunden. Band I, S. 285, z. B. lesen wir: "There is always some resistance, the natural resistance of our sinful being, but the power of the Word overcomes this. Why it does not overcome every resistance we shall see later, also in the following text." S. 303: "Christ and the Gospel always offer the power which enables the sinner to come, and the natural, or rather normal, result should be that, moved by this power, he comes. Where this result does not follow there is one explanation: the will has begun to resist wickedly and wilfully, and so does not come." S. 464: "He (Judas) resisted all the grace, so that grace could not restrain him, only almighty power; and this power is not used to convert and save," etc. Ähnlich wird auch geredet an verschiedenen andern Stellen. Der zugrundeliegende Gedanke ist dieser: Das mutwillige Widerstreben gegen die Belehrungsgnade nimmt Gott nicht weg. Daß muß der Mensch selber lassen, wozu ihm Gott aber die Kraft gibt, noch ehe er belehrt ist. Läßt dann der noch unbelehrte Mensch das mutwillige Widerstreben, so belehrt ihn Gott; läßt er es nicht, so kann ihn Gott nicht belehren. Der Schlüssel zu dem Geheimnis, warum von zwei Leuten der eine belehrt und selig wird, während der andere verloren geht, liegt also in dem verschiedenen Grade der Schuld der Menschen, i. e., in der verschiedenen Art des Widerstrebens, das geringer ist bei denen, die belehrt und selig werden, und größer bei denen, die verloren gehen. Hierzu vergleiche man aber die Kontorbienformel, Sol. Decl., Art. 11, § 57—60. F. B.

THE AUGSBURG CONFESSION. An Introduction to its Study and an Exposition of its Contents. By Prof. M. Loy, D. D. Lutheran Book Concern, Columbus, O. Preis: \$2.00.

Ein sehr umfangreiches Buch, das auf 400 Seiten Einleitendes zur Augustana bringt und dann auf 547 Seiten die Erklärung der 28 Artikel selbst. Obwohl wir längst nicht alles gelesen haben, so sind wir doch auf vielfache Wiederholungen gestoßen und haben nicht den Eindruck bekommen, daß mit der großen Breite auch entsprechende Tiefe und Gründlichkeit verbunden wäre. Weniger hätte auch hier mehr sein können! Insonderheit für unsere Zeit ist „Multiplikation der Worte“ vom Übel. Die theologische Stellung des vorliegenden Buches ist natürlich die obiosche, obwohl wir beim Überfliegen seiner 947 Seiten keine einzige Stelle gefunden haben, in welcher D. Loy den obioschen Synergismus so massiv zum Ausdruck gebracht hätte, wie in seinen bekannten Worten im *Lutheran Standard* vom Jahre 1891: "According to the revealed order of salvation the actual final result of the means of grace depends not on the sufficiency and efficacy of the means themselves, but also upon the conduct of man in regard to the necessary condition of passiveness and submissiveness under the Gospel call." Wie Loy im vorliegenden Buche redet, zeigen folgende Stellen. Seite 528: "The means of grace are effectual for all, and only where and when the creature obstinately resists the way of God, presuming to choose his own way, is the will of God thwarted and the effect not produced." Ferner, Seite 528: "God gives all the power necessary to overcome the natural hostility [S. 438 wird jedoch von der Natur jedes natürlichen Menschen gesagt: "this nature that is reproved of sin STUBBORNLY resists the proof which convicts it and condemns it"] of our sinful souls to the gift of regeneration by the Holy Spirit, but will not coerce it to the acceptance of the grace offered in Christ. God is good to all, and offers salvation to all in the means of grace where and when He pleases, but never bends His will to the proud and presumptuous will of His impenitent creatures," etc. (Cf. 563.) Diese und ähnliche Aussagen versteht natürlich D. Loy nach Analogie der obioschen Lehre vom Kraftgeben Gottes an noch unbelehrte Leute zur Unterlassung des mutwilligen Widerstrebens. Nach Ohio wird eben

schon durch den allgemeinen Veruf die Ohnmacht und Untüchtigkeit des Menschen in geistlichen Dingen, die angebotene Gnade anzunehmen, weggenommen, ohne daß ein solcher Mensch dann auch schon bekehrt und gläubig wäre. Was übrigens die letzte Stelle aus Lohs Buch betrifft, so sagt unser Bekenntnis nicht, daß Gott in den Gnadenmitteln die Seligkeit anbietet, wo und wann es ihm gefalle, sondern: durchs Evangelium gebe Gott den Heiligen Geist, „welcher den Glauben, wo und wann er will (ubi et quando visum est Deo), in denen, so das Evangelium hören, wirlet.“ Wir können es verstehen, wenn Ohioer (nach welchen die Bekehrung unfehlbar erfolgt, sobald der noch unbekehrte Mensch das mutwillige Widerstreben unterläßt, was er kraft der ihm bereits geschenkten Gnade jederzeit, wo und wann er will, und gerade auch dann, wenn er es ausübt, lassen könne) um den klaren Sinn der obigen Worte unsers Bekenntnisses in weitem Bogen herumgehen und denselben als gefährliches noli me tangere behandeln. Von der Gnadenwahl schreibt Loh Seite 526: „The simplest way out of the difficulty is the rational assumption that God elects the persons whom He will save and accordingly saves them by His almighty power, or that He elects those who by their virtue show themselves worthy of election. The one scheme of thought is Calvinism, the other is Pelagianism. No doubt one is as wise as the other, for both are the products of the wisdom of this world, which is foolishness with God. We gain nothing, we lose much, by such philosophical speculations about righteousness and salvation. Let us humbly submit to the grace of God, which leads us to see our own unworthiness and our utter helplessness, but opens our eyes to behold the wonders of divine grace which saves us. This is the way of our Confession. We do not understand it all, but we do by the power of the Holy Spirit believe that we have salvation in Christ through faith in His name. That is enough for our comfort and for our worship.“ Was D. Loh hier über die Gnadenwahl sagt (und obiges ist alles, was wir darüber in seinem Buch gefunden haben), macht fast den Eindruck, als ob ihm die ohioische Lehre unbekannt wäre, nach welcher das bessere Verhalten der Erklärungsgrund dafür ist, warum die einen, bei welchen sich dies Verhalten findet, erwählt sind und die andern, bei welchen dies Verhalten fehlt, nicht. Seite 525 lesen wir: „In our times the simple faith of Christians has been tried by the suggestion of men who profess adherence to our Scriptural Confession, that the Calvinistic departure from the Church of the Reformation was substantially right.“ Wenn hier Loh Missouri im Auge hat, so ist dies eine Aussage, die ihm in verschiedener Beziehung keine Ehre macht. Von der allgemeinen Rechtfertigung lesen wir Seite 522: „The Redeemer's work was finished with its terrible end upon the cross, and was approved and accepted and confirmed by His glorious resurrection and ascension. This finished work was announced to the world in the Gospel, and a universal amnesty was thus declared for reception by faith.“ Hiermit vergleiche man die vor etlichen Jahren in „Lehre und Wehre“ mitgeteilten Aussagen der ohioischen „Kirchenzeitung“, in welchen die allgemeine Rechtfertigung geleugnet wird.

F. B.

## Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

### I. Amerika.

über den äußeren Stand unserer Synode im Jahre 1910 entnehmen wir dem soeben im Druck erschienenen „Statistischen Jahrbuch“ folgende Zahlen. Die Allgemeine Synode besteht jetzt aus 21 Distrikten, indem sich aus dem Minnesota- und Dakota-Distrikt heraus wieder ein neuer Distrikt gebildet hat, der North Dakota- und Montana-Distrikt. Die Zahl der im Amt stehenden Pastoren beträgt 1974, zu denen jedoch noch eine Anzahl Professoren, die zum Teil auch Gemeinden bedienen, resp. Hilfsprediger sind, sowie krank, emeritierte und sonst außer Amt befindliche Pastoren kom-

men, so daß die Gesamtzahl sämtlicher im Synodalkalender aufgeführten Pastoren und Professoren sich auf 2213 beläuft. 1519 Gemeinden gehören gliedlich zur Synode; 1217 Gemeinden haben sich der Synode noch nicht angeschlossen; Total: 2736. Außerdem werden 1031 Predigtplätze (Predigtstationen, an denen noch keine Gemeindeorganisation stattgefunden hat) von Pastoren und Reisepredigern bedient. Diese Gemeinden und Predigtplätze befinden sich in 43 Staaten der Union und im District of Columbia, in 5 Provinzen Kanadas, in England (London) und in zwei Ländern Südamerikas, Argentinien und Brasilien. 878,654 Seelen, 529,287 Kommunionberechtigte und 123,637 Stimmberechtigte weist die Gesamtsumme der Parochialberichte auf. 2130 Wochenschulen wurden von 93,890 und die Sonntagsschulen von 53,343 Kindern besucht. Die Zahl der Lehrer beträgt 1026, der Lehrerinnen 218 (die Sonntagsschulen sind hier nicht mitgerechnet), und außerdem halten noch 1116 Pastoren Schule. Getauft wurden 33,699, Konfirmiert 22,836, Kommunioniert haben 969,876, Iopoluiert wurden 10,494 Paare und begraben 12,012 Personen. In allen außer drei Rubriken ist eine Zunahme gegen das Vorjahr zu verzeichnen: Pastoren: 64, Synodalgemeinden: 65, Nichtsynodalgemeinden: 10, Predigtplätze: 88, Seelen: 11,392, Kommunionierende: 8157, Stimmberechtigte: 2214, Schulen: 7, schulehaltende Pastoren: 7, Lehrer: 17, Getaufte: 466, Kommunionierte: 41,458, Populationen: 500, Begräbnisse: 666. Ein Zahlenminusus findet sich unter Lehrerinnen (4), Schulkindern (1134) und Konfirmierten (268). In den 21 Distrikten der Synode standen etwa (zwei Distrikte haben nicht berichtet, daher keine feste Zahl) 550 Pastoren, Lehrer und Studenten im Dienste der Inneren Mission an 1263 Missionsstationen. In der Taubstummenmission waren 6 Missionare tätig und ein Pastor teilweise. Diese Mission zählt 8 organisierte Gemeinden und 25 Predigtplätze und gibt ein eigenes Blatt, *The Deaf Lutheran*, heraus. Die Ethen- und Lettenmission hat 4 Missionare und 50 Missionsstationen, die Polenmission 2 Missionare und 5 Stationen, die Litauermission 3 Missionare und 7 Stationen. Die Emigrantenmission hat jetzt 4 Stationen: New York, Baltimore, Philadelphia und Galveston. Im Pilgerhaus zu New York lehrten 3340 Gäste ein. 439 Emigranten und Besuchstreisende wurden an den verschiedenen Docks empfangen. 760½ Schiffsarkten wurden ausgestellt. 144 Emigranten konnte Arbeit und Verdienst nachgewiesen werden. In Baltimore wurden 174 Personen am Hafen in Empfang genommen. 1046 Personen wurden an unsere Gemeinden gewiesen, in Philadelphia 633. Die Emigrantenmission in Galveston begann ihre Tätigkeit erst im November. In der Judenmission standen 2 Personen im Taufunterricht, 78 Kinder besuchten die Samstag- und Sonntagsschule und 37 Kinder eine Nachmittagschule. 550 Besuche wurden in jüdischen Familien gemacht. Die Indianermission hat 2 Stationen mit 59 Kommunionierenden. Getauft wurden 25 Kinder und 1 erwachsene Person, Konfirmiert 11 Kinder und 6 Erwachsene. Die Kostschule wurde von 59 Kindern besucht. In der Heidenmission in Ostindien sind es 5 Stationen mit 10 Missionaren, 347 eingeborenen Christen und 960 Kindern in 24 Schulen. Die Negermission (betrieben von der Synodalkonferenz) zählte 31 Gemeinden und Predigtplätze mit 2171 getauften Seelen, 851 Kommunionierenden, 233 Stimmberechtigten, 1478 Kindern in den Wochen- und 1157 in den Sonntagsschulen. Getauft wurden 74 Personen, Konfirmiert 64. In der Mission

waren 37 Personen tätig. Das College zu Greensboro, N. C., hatte 105, das in New Orleans (nur noch Vorbereitungsanstalt) 27 Schüler. Auf den 10 Lehranstalten der Allgemeinen Synode und auf den 4 Distriktsanstalten befanden sich 1796 Studenten und Schüler, die von 76 Professoren und 15 Hilfslehrern unterrichtet wurden. Die Frequenz an den 4 Hochschulen belief sich auf 494 Schüler. 24 Wohltätigkeitsanstalten (9 Waisenhäuser, 7 Hospitäler, 5 Altenheime, 1 Taubstummenanstalt, 1 Anstalt für Epileptische und Schwachsinnige und 1 Sanitarium) befinden sich im Kreise der Synode, und 13 Kinderfreundgesellschaften treiben ihr Liebeswerk an verlassenen, heimatlosen Kindern; dazu kommt noch ein Kinderheim, das einer dieser Kinderfreundmissionen dient. 83 Kirchen und 22 Schulen wurden im Laufe des Jahres eingeweiht. In dem Synodalverlagshaus (Concordia Publishing House) betrug die Durchschnittszahl der Angestellten 91. Die Synode gibt 14 Zeitschriften heraus. An Vermächtnissen ging ein: für verschiedene Missionen \$4700.00, für Lehranstalten und Studierende \$5000.00 und für Wohltätigkeitsanstalten \$16,106.50. Die verschiedenen Rassen der Synode nahmen folgende Summen ein: die Synodalkasse \$39,614.10, die Anstaltsbaukasse \$86,620.60, die Kirchbaukassen \$32,709.75, die Wittwen- und Waisenkassen \$34,586.80, die Kasse für heimgesuchte Gemeinden \$518.43, die Kasse für die europäischen Freikirchen \$5129.44, die Kassen für arme Studierende \$44,126.92, die Collegegehaltsklassen \$7983.63, die Kassen für Wohltätigkeitsanstalten \$115,688.04, die Kassen für Innere Mission \$158,220.80, die Kassen für Stadtmision \$9093.45, die Kasse für Mission in Brasilien \$11,400.43, für Mission in Australien und Neuseeland \$915.65, für Heidenmission \$21,112.71, für Negermission \$29,320.17, für Indianermission \$5475.21, für Judenmission \$1857.13, für Taubstummenmission \$8781.54, für Esten-, Letten-, Polen- und Litauermission \$4007.18, für Emigrantenmission \$1489.76; Summa: \$618,671.74. Auf Missionsfesten gingen \$99,198.52 ein. Der Nekrolog weist 18 Namen von Pastoren und 11 von Lehrern auf.

Von den "Union" Churches in Pennsylvania schreibt der *Lutheran* vom 2. Februar: Der Ursprung dieser Kirchen hänge nicht zusammen mit der Union in Preußen 1817. Die ältesten unter denselben seien gegen 75 Jahre früher entstanden. "The Hill Church, near Annville, was organized 1733, and the compact between the two congregations was drawn up and signed in 1742. The Swatara Church bears same date. Muddy Creek, in Lancaster county, was organized and built 1733. Alsace, near Reading, about 1737/38, then Lutheran for a while and made union again 1790/95; Schwartzwald, about 1737/38; Belleman's, between 1735 and '45; St. Paul's, Amityville, 1753; St. John's, Hamburg, 1775/90; St. Michael's, 1769; Zion, near Windsor Castle, 1760/61; Zion, Straustown, 1740/45; New Bethel, Albany township, 1750/60; Friedens, Wesnersville, 1770; Dunkel's Church, 1790; St. John's, Kutztown, about 1790; Sand Hill, near Hummelstown, about 1755; Walmer's, East Hanover, Lebanon county, before 1800; and from 15 to 25 churches in Northumberland, Snyder, Union, and Center counties, all before 1800." Auch seien es keine eigentlichen Unionskirchen. Gemeinschaftlich hätten sie nicht den Gottesdienst, sondern nur das Eigentum. Doch gebe es davon etliche Ausnahmen (etwa sechs Gemeinden), wo von beiden Parteien einmal ein lutherischer und das nächste Mal ein reformierter Pastor berufen werde. Der *Lutheran* fährt fort: "But it may be

well also to state that there are three or four, and possibly even five different kinds of 'gemeinschaftliche' churches. There is one of which we know, and there may be others, in which the Lutherans own one tract and the Reformed another, the church being built upon the one and the school house upon the other, both owned and controlled jointly. We know of a number of other instances reported as Union churches where the one denomination owns the property and the other worships in the church on alternate Sundays, without any further rent than the payment of one-half of current expenses and needed repairs. In a large number of instances Lutherans and Reformed are joint owners of the property which is managed by trustees elected by the two congregations. In other instances the Lutheran church council and the Reformed consistory jointly form a board for the managing of the property. In many of these latter cases the pastors are not even named among the officers. The so-called independent churches, at least many of them, without saying anything about doctrine, or the faith, hold joint elections for officers and pastors, manage their affairs very much as if the two congregations were one. But it is a matter of sincere satisfaction to know that the number of churches of this latter kind is not large. Some even of those who have theoretically adopted this position practically ignore it. Being a matter of many years' growth, it will require time to outgrow it." Es liegt aber auf der Hand, daß es bei solchen „gemeinschaftlichen“ Kirchen, auch in den besten Fällen, ohne allerlei Unionisterei nicht abgehen wird. J. B.

**Verbalinspiration.** Der *Lutheran* (S. 34) teilt aus einer Rede, die Phillips Brooks 1886 vor theologischen Studenten hielt, folgende treffliche Stelle mit: "The theory now so popular that the words of Scripture are not inspired has been invented to account for the supposed errors in the Bible. If you come to anything that does not agree with your ideas, you fall to this theory to the dishonor of God's Word. Now, if the words may be disbelieved, you see how readily you can carry the idea a step further and disbelieve sentences or passages or whole sections. . . . It is a marvelous fact that those very passages that men are most apt to believe uninspired are the ones which have received the sanction of Jesus Christ Himself in the New Testament. He makes reference to Lot's wife, who was turned to a pillar of salt, to the destruction from heaven of Sodom and Gomorrah, to Jonah and the whale. It is nonsense to say: 'I believe Christ, but not those things.' No man with a thimbleful of brains will do it." Auch dem *Lutheran* gereicht dieß Zeugnis zur Ehre. Zeilen aber auch D. Haas und D. Jacobs diese Stellung? J. B.

**Die Lehrstellung der Generalsynode betreffend** schreibt der *Lutheran Observer* vom 13. Januar: "The General Synod is as staunchly a Lutheran body as any in America. Its theology is not that of Trent or Geneva, but of Augsburg. It holds, rejoices in, and promulgates the distinctively Lutheran conception of the Gospel. But in recognizing the points in which it thus differs from other evangelical Protestant Churches, it does not forget the truths which it holds in common with them. Neither is it unmindful of the fact that these common truths are the great, essential, saving ones of the Gospel. Where it differs from other churches in the theological interpretation and coordination of some of these truths, it greatly prefers its own. But it perceives that the particularistic teach-

ings that have led to various denominational organizations among evangelical Christians—the mode of baptism, church polity, the reprobation of instrumental music and all compositions but the psalms in the church's singing, speculative views on predestination, interpretations of the sacramental mysteries—do not exclude from the Ecumenical Church or represent the saving, essential doctrines of the Gospel. Thus holding that the agreements between evangelical Christians are vastly more in volume and significance than their differences, the General Synod has always been ready to cooperate with them for the furtherance of the kingdom of God among men. In defending the action of the General Council at Pittsburg, in 1868, in its refusal to endorse the position that all church fellowship with such as are not Lutheran is to be condemned, Dr. Krauth, after admitting that there might be even in the Roman Church men situated like Luther, when the Reformation began, continued: 'If, then, in that corrupt church this is true, can we not find in the churches which have fought with us against the common enemy—for Protestantism over against Rome, for the sufficiency of Scripture over against its insufficiency, for justification by faith over against justification by works—can we not find those whom we can invite into our pulpits? We must make a difference between those who differ with us on the essential Christianity, and those who agree with us on those precious truths which rise above all distinctions.' Though a few years later, in defending the Galesburg Rule, Dr. Krauth ignored this distinction which he so carefully pointed out, he did not and could not obliterate it. The ablest plea that has been made for an exclusive Lutheranism came from his pen, but it did not convince the General Synod any more than it did some of his strongest contemporaries in the General Council. Dr. Krotel wrote to him in 1877: 'The logical and inevitable conclusion of your argument would be such an exclusiveness as was not even always seen in Luther's day, and such as would render anything like an approximation to a better understanding with others an impossibility. It has always been clear to my mind that there must be a difference in the attitude we assume to the Romanists and Greeks—and to the "Evangelical Denominations." If we refuse any and every kind of recognition to every one that refuses to hold every point that we consider Scriptural, or that holds any point that we consider unscriptural, where are the divisions to end? Is not this the very disease from which our German orthodox Lutherans are suffering? Do they not, here and in Germany, unchurch each other simply because they differ on some points on which they insist as a part of God's truth? If they go on in this way, how numerous are the divisions of Lutheranism likely to be?' The fact is, the differences that separate evangelical Christians do not pertain to those primary facts and truths of the Gospel which make it 'glad tidings' and the power of God unto salvation, but arise in connection with theologizing, which represents the action of finite, fallible minds working with infinite truths, values, and relations, seeking to define and classify them and draw out their remoter inferences—a human statement of divine things. Differences here there always have been and always will be. It is a capital mistake to regard our human, fallible theological constructions as synonymous and coterminous with the Gospel itself, and to allow our differences in the former to destroy our fellowship

in the latter. However much we may prefer our own theology and believe it to be a truer interpretation of the aggregate truths of the Gospel than any other, we are not justified in so emphasizing our disagreements with other evangelical Christians as practically to negative our vastly greater agreements." Während das lutherische Bekenntnis als nötig zur Kirchengemeinschaft verlangt Übereinstimmung zwar nicht in den Ceremonien, wohl aber in allen Artikeln der Lehre, so bleibt dem *Observer* zufolge die General-synode bei ihrem alten Unionismus.

F. B.

**Evangelische Missionen in der ganzen Welt.** Nach dem neuesten statistischen Missionsatlas der Weltmissionskonferenz gibt es 338 ausführende Missionsgesellschaften mit 450 Hilfsgesellschaften. Der Gesamtbetrag ihrer Aufbringungen ist 101,424,500 Mark im Jahre, wovon auf Amerika und Kanada etwa 40 Millionen, auf Großbritannien und Irland etwas mehr, auf das Festland Europa 13,337,040 Mark entfallen. 5522 ordinierte Missionare, 641 Ärzte, 341 Ärztinnen, 2503 Laien, 5406 Missionarsfrauen, 4988 unverheiratete Missionarinnen, im ganzen 19,280 weiße Missionsarbeiter, 5045 ordinierte Eingeborene unter 98,388 eingeborenen Helfern, 3478 Hauptstationen, 3,006,373 Getaufte, das ist, eine Anhängerschaft von etwa 5,291,800 und 28,901 Volksschulen mit 1,165,212 Schülern und Schülerinnen.

**Über das Vordringen und die Bevorzugung der Katholiken in den Vereinigten Staaten** schreibt ein Deutsch-Amerikaner im „Reichsboten“ u. a.: „Der Vormarsch des Katholizismus in den Vereinigten Staaten ist eine Tatsache, an der nicht mehr zu rütteln ist. Die amerikanischen Katholiken rühmen sich ihrer so offen, wie einsichtige Protestanten sie nicht fortleugnen können. Mit dem Steigen des Einflusses der katholischen Kirche geht naturgemäß ein Zurückdrängen des Protestantismus Hand in Hand. Es ist in den Vereinigten Staaten bereits so weit gekommen, daß im öffentlichen Leben, obwohl eine Landeskirche nicht existiert, sondern Staat und Kirche streng voneinander getrennt und alle Konfessionen demnach völlig gleichgestellt sind, bei offiziellen Anlässen der katholischen Geistlichkeit fast überall der Vortrang eingeräumt wird. So wurden die Eröffnungs- und die Schlußgebete auf den Nationalkonventen der beiden großen Parteien des Landes im Sommer 1908, auf dem Parteitag der Republikaner in Chicago und auf demjenigen der Demokraten in Denver, von katholischen Priestern gesprochen, obwohl ohne Frage die Mehrzahl der Delegierten in beiden Fällen aus Protestanten bestand. Auch die amerikanische Bundesregierung, obwohl in ihr das katholische Element keineswegs dominiert, und die meisten Staatenregierungen neigen ganz entschieden dazu hin, bei feierlichen Gelegenheiten, wie der Einweihung öffentlicher Gebäude, Denkmalsenthüllungen und Kongressen, der katholischen Geistlichkeit den Vortritt zu lassen. Protestantischen Geistlichen werden höchstens die Schlußgebete übertragen oder auf mehrtägigen Kongressen die Eröffnungsgebete am zweiten und den etwa folgenden Tagen. In dieser Beziehung pflegen die Geistlichen der verschiedenen protestantischen Denominationen auch noch mit den jüdischen Rabbinern völlig gleichgestellt zu werden, worin wir unzweifelhaft die schwerste Kränkung erblicken müssen, die dem Protestantismus seitens der leitenden Staatsmänner und Politiker in den Vereinigten Staaten zugefügt wird. Die offenkundige Bevorzugung der katholischen Kirche seitens der Bundesregierung ist von symptomatischer Bedeutung. Unfraglich hat sie sehr viel dazu



beigetragen, der katholischen Propaganda die Wege zu ebnen. Ganz gewiß kann es nicht ohne Einfluß auf die protestantischen Volksmassen bleiben, wenn die angesehensten Protestanten des Landes ihre eigene Religionsgemeinschaft hinteransehen, um vor Rom ihre Reberenz zu machen. Es liegt nun einmal im amerikanischen Volkscharakter, sich von allem blenden zu lassen, was mit Pomp und Prunk auftritt. Wir wissen, wie die amerikanischen Erbtöchter den Heiraten mit europäischen Aristokraten nachjagen und wie sie und ihre Familien sich dann in dem Glanz der oft teuer erkauften Titel sonnen. Eine ähnliche Wirkung übt der althistorische Glanz des Papsttums auf das hinterwäldlerisch harmlose Gemüt des Durchschnittsamerikaners aus. Selbst die Bundesregierung hat sich offenbar solchen Eindringen nicht zu entziehen vermocht. Sonst würde sie nicht, vielfachen Protesten von protestantischer Seite zum Troß, die dauernde Anwesenheit eines apostolischen Legaten in Washington dulden, der sich wie nur irgendein Botschafter einer fremden Großmacht geriert und die Kontrolle über den gesamten Katholizismus des Landes beansprucht. So wirkt heute noch, aus ihrem Grabe heraus, die verschollene weltliche Macht des Papsttums nach. Daneben sind es wahrscheinlich religiöser Indifferentismus und eine falschverstandene, übelangebrachte Toleranz, die die führenden, protestantischen Kreise zu solcher Verhätstelung des Katholizismus veranlassen.“

(A. G.)

## II. Ausland.

Daß die Allgemeine Lutherische Konferenz auch in ihren ursprünglichen Sitzungen die Vereinslutheraner in Preußen nicht von der Engeren Konferenz, die mit der Leitung des Ganzen betraut war, ausgeschlossen hat, zeigt D. Walther von Kostock in der „A. E. L. R.“. Er schreibt: „Am 7. April 1869, also neun Monate nach der ersten Tagung der Allgemeinen Konferenz in Hannover, versammelte sich in Braunschweig die Engere Konferenz. 29 Mitglieder waren erschienen. Einstimmig wurde hinsichtlich der Lutherischen Brüder in der preußischen Landeskirche beschlossen: ‚Es wird für zulässig erkannt, jemand von ihnen in das weitere Komitee aufzunehmen.‘ Dieses ‚weitere Komitee‘ aber, das neben dem ‚aus fünf Personen bestehenden geschäftsführenden Ausschusse‘ bestand, war im wesentlichen dieselbe Instanz, die man vorher als ‚Engere Konferenz‘ bezeichnet hatte. In derselben Sitzung wurde dann nach diesem Beschlusse verfahren. Einstimmig wurde beschlossen, zum Eintritt in dieses ‚weitere Komitee‘ aufzufordern auch den Vorsitzenden des Oberkollegiums der Breslauer Freikirche D. Kusche und den der preußischen Landeskirche angehörenden Superintendenten Arndt in Bernigerode. Freilich haben diese beiden die auf sie gefallene Wahl nicht angenommen. Und insolgedessen zog man in Zukunft vor, wie in den Ausschuss, so auch in das Komitee nur solche Männer zu kooptieren, die lutherischen Landeskirchen angehörten. Aber jene Wahl eines preußischen Separierten und eines preußischen Vereinslutheraners, die beide die gleichen Rechte wie alle übrigen Mitglieder des Komitees haben sollten, beweist schlagend, daß schon die Gründer und ersten Leiter der Allgemeinen Konferenz die Absicht gehabt und auszuführen gesucht haben, an der Spitze dieses ganzen ‚Einigungswerks‘ auch Vereinslutheraner als dritte Gruppe neben den Lutheranern aus lutherischen Landeskirchen und aus unierten Gebieten zu setzen. Die genau dasselbe bezweckenden Beschlüsse der Engeren Konferenz

vom 17. September 1907 sind also nicht ein Abfall von dem Geist der Väter, wie sie von ihren Gegnern genannt worden sind, sondern das Verlangen dieser Gegner, in der Engeren Konferenz wohl den Separierten, nicht aber den Vereinslutheranern gleiche Rechte einzuräumen, wie sie den Lutheranern aus lutherischen Landeskirchen zustanden, ist ein Aufgeben des ursprünglichen Standpunkts. . . . Indem Referent die Akten über jene Braunschweiger Sitzung der Engeren Konferenz vom 7. April 1869 und den sich daran anschließenden Briefwechsel studiert, gewinnt er die bestimmte Überzeugung, daß keiner der damals den ‚Auschuß‘ bildenden Männer in der Sitzung der Engeren Konferenz vom 17. September 1907 anders votiert haben würde, als die Majorität votiert hat, ebenso die weitere Überzeugung, daß sie alle nicht, wie Referent und andere getan haben, sich der Stimme enthalten, sondern dagegen feierlich Protest eingelegt hätten, als am 20. Oktober 1903 Kirchenrat D. Neß den Antrag vorlegte, es sollten die freikirchlichen Lutheraner mit allen Rechten, die Vereinslutheraner nur mit beratender Stimme ausgestattet werden.“ Seine Behauptung beweist Walther mit einem Schreiben Harleß' vom 2. November 1869, der damals Vorsitzender des Ausschusses war. In doppelter Beziehung war also die „Allgemeine Lutherische Konferenz“ von Anfang an eine unionistische Vereinigung: 1. insofern sie zusammengefaßt war aus Landeskirchen, die in sich selber unionistische Körper waren, weil sie offenbare Irrlehrer in ihrer Mitte duldeten; 2. insofern sie von Anfang an den Vereinslutheranern in der preussischen Union Mitgliedschaft zu gewähren bereit war.

J. W.

**Walther von Rostock und die Vereinslutheraner.** Der „Freimund“ schreibt: „In der ‚Allg. Ev.-Luth. R.-Ztg.‘, No. 41 d. J. (1910), legt Prof. Walther von Rostock dar, daß die preussischen Vereinslutheraner in der Union je und je der Allgemeinen Lutherischen Konferenz angehört hätten und ihre 1907 abermals beschlossene Wiederaufnahme in dieselbe (mit Sitz und Stimme), welche zur Gründung des ‚Lutherischen Bundes‘ führte, der Stärkung des die Union bekämpfenden Luthertums diene. Davon, daß eben die Teilnahme dieser unierten Vereinslutheraner (als vollberechtigter Mitglieder) an der Konferenz letztere im vorigen Jahrhundert lahmlegte und unfähig machte, dem Unionismus irgend wirksam zu begegnen, und daß die Konferenz jetzt aufs neue — Gott sei's geklagt! — in diese falsche Bahn eingelenkt hat, indem sie mit der Pflege persönlichen Luthertums sich begnügt, wo es sich um Sein oder Nichtsein der Lutherischen Kirche in Deutschland handelt, davon hat offenbar der Herr Professor keine Ahnung. Und wie gefährlich es für einen Mann der Wissenschaft ist, von Dingen zu reden, die nicht seiner Wissenschaft angehören, beweist (von andern seltsam oberflächlichen Ausführungen desselben Artikels abgesehen) der eine Satz: ‚Würden sich bei Einführung der Union alle Lutheraner (in Preußen) separiert haben, so würde‘ — die reformierte Kirche in Preußen für sich geblieben sein, sollte man logischertweise denken; aber nein, man höre und staune, was der Herr Professor schreibt: so würde — ‚der gesamten preussischen evangelischen Kirche der Lutherische Geist entzogen sein!‘ Mit solchen fadenscheinigen, haltlosen Gründen rechtfertigt ein ‚Lutheraner‘ das Verhalten derer, die dem Kaiser gaben, was Gottes ist, und an ihrem Teil die lutherische Kirche in Preußen preisgaben und der Cäsareopapie opferten. An solchen Lutheranern muß man in Berlin seine Freude haben; sie fördern auf solche Weise den Siegeszug der Union, indem sie das Unrecht derselben

helfen verdecken und vergessen machen. Dem ‚Lutherischen Bund‘ aber können solche Gegner nur willkommen sein, die ohne Wissen und Willen seine Notwendigkeit so schlagend dartun.“ Aber auch der „Lutherische Bund“ nimmt keineswegs eine wirklich unionismüsufreie Stellung ein, und wie lange wird's währen, bis er dort angelangt ist, wo sich jetzt die Allgemeine Lutherische Konferenz befindet? Gehören doch jetzt schon viele seiner Glieder auch dieser Konferenz an!

Mit Bezug auf den „Alten Glauben“ schreiben die „Theologischen Blätter“: „Tempora mutantur! Früher hat der ‚Alte Glaube‘ scharf Stellung genommen gegen das Bestreben des Berliner unierten Oberkirchenrats und des unierten Deutschen Kirchenausschusses, welche durch ihre Diasporatätigkeit die Lutheraner im Ausland in die Unionsneze zu fangen versuchten. Heutzutage hat im ‚Alten Glauben‘ nicht nur der Protest gegen diese Bestrebungen aufgehört, heutzutage unterstützt er sogar diese die Lutherische Gotteskastenarbeit so schädigende Tätigkeit des Kirchenausschusses und des Oberkirchenrats, indem er (Lit. Weil. 3) Schriften, Titel: ‚Gut deutsch und evangelisch allewege‘ — ‚Gut deutsch‘ geht natürlich vorne — empfiehlt, die von früheren unierten Diasporageistlichen herausgegeben werden, um für die unierte Diasporaarbeit Propaganda zu machen. Früher war der ‚Alte Glaube‘ in der preußisch-unierten Landeskirche eins der bestgehafteten Blätter. In Zukunft wird er bald das Lob bekommen, das ein preußisch-uniertes Superintendent der Allg. Ev.-Luth. K.-Ztg.‘ spendet, wenn er sie ein in der preußischen Landeskirche ‚hochgeachtetes‘ Blatt nennt.“ Der „Alte Glaube“ hat nie Ernst gemacht mit dem alten Glauben und befand sich von Anfang an auf der schiefen Ebene des Indifferentismus. Was Wunder, wenn er je länger je mehr hinabgleitet und schließlich auch der Union in die Arme sinkt!

„Verknöcherte Orthodogie.“ D. Penzlin schreibt im „Theologischen Zeitblatt“, S. 166: „Er (D. Philippi) war 1858 bei der Ausarbeitung des dritten Bandes, der Lehre von der Sünde, beschäftigt. Das fertige Manuskript hat er mir zum großen Teile vorgelesen, und an den Vorbereitungen zu seiner Christologie durfte ich dadurch teilnehmen, daß er mit mir das für unser kirchliches Bekenntnis grundlegende Werk von Chemnitz, De duabus naturis in Christo, durchging. Vor allem aber wies er mich zu Joh. Gerhard, und ich habe in diesem Sommer seine wichtigsten loci mit der Feder in der Hand durchgearbeitet. Gerade diese eigene Kenntnis der alten Dogmatik hat mich zu ihrem dauernden Schüler gemacht, hat mich aber auch mit ziemlicher Verachtung auf die Phrasen und Gemeinplätze schauen lehren, mit welchen unsere landläufige Geschichtschreibung von dem Zeitalter einer ‚verknöcherten Orthodogie‘ zu reden weiß. In späteren Jahren sprach ich einmal über diese Zeit mit dem Hallenser Droysen, dem Geschichtschreiber Gustav Adolfs und Bernhards von Weimar. Als ich mich über seine Urteile über die Konfessionenformel und die alte Dogmatik wunderte, gestand er mir, daß er diese Schriften nie gelesen hätte. Über die eigentlichen Lebenskräfte jener alten Orthodogen, jener Geharnischten von Jena und Wittenberg und Braunschweig, hat niemand ein besseres Licht verbreitet als Kliefoth in seinen liturgischen Abhandlungen.“

Wie wird heutzutage die Union eingeführt? Zu dieser Frage schreibt das „Theologische Zeitblatt“, S. 29: „Hüten wir uns vor Überraschungen, welche uns das Jahr 1917 bringen könnte. In diesem werden die Wogen

der unierten Reichskirchlichkeit gewiß besonders hochgehen. Rührt man sich in lutherischen Kreisen nicht, dann könnten die Väter und Anhänger des reichskirchlichen Gedankens dieses Jahr für geeignet halten, um mit ihren letzten Zielen offen hervorzutreten. Daß es unpraktisch ist, Unionen feierlich zu erklären, dadurch den Widerspruch wachzurufen und diesen dann gewaltsam niederzuschlagen, hat man längst gelernt. Man führt die Union jetzt ganz allmählich, tatsächlich, in der Stille ein, betont gelegentlich die lutherische Firma, um die Gewissen einzuschlängeln. Aber die Zeit wird kommen, viel rascher, als wir denken, wo man die Frucht für reif hält, wo man der Scheineigenschaft lutherischer Landeskirchen auch nach außen hin glaubt ein Ende machen zu können, wo man den verdutzt dreinschauenden landeskirchlichen Lutheranern, von denen die meisten erst jetzt aus ihrem süßen Schlummer aufwachen werden, spöttisch zurufen wird: Was wollt ihr eigentlich mit eurem Protest? Ihr könnt doch im Ernst nichts dagegen haben, wenn dasjenige, was tatsächlich bereits längst ist, nunmehr auch formell anerkannt und ausgesprochen wird: daß es eine einheitliche evangelisch-unierte Kirche im Deutschen Reiche gibt, wenn auch mit verschiedenen Nuancen in den einzelnen Territorien.“ Das Traurige ist, daß in Wahrheit die lutherischen Landeskirchen wesentlich das schon längst sind, was das „Theol. Jbl.“ erst von 1917 befürchtet, nämlich: durch und durch unionistische Körper.  
F. B.

Die drei Hauptkonferenzen der Gemeinschaften in Deutschland sind die Gnadauer Pfingstkonferenz, die Blankenburger Allianzkonferenz und die Eisenacher Gemeinschaftskonferenz. Die erste tagt in neuerer Zeit alljährlich in Bernigerode. Auf derselben wird übersehen über das ganze Gebiet der Gemeinschaftsbewegung gehalten. Insofern findet auf ihr die Überschau aller Gemeinschafts- und Evangelisationsfreunde statt. Ihre Hauptaufgabe ist, zwischen den Vertretern der Gemeinschaftsbewegung aus ganz Deutschland den Gedankenaustausch zu vermitteln und alle brennenden Fragen über die Lehre und Organisation zu besprechen. Die Allianzkonferenz in Blankenburg war in großer Gefahr, von der Pfingstbewegung in Mitleidenschaft gezogen zu werden. Und diese hatte große Hoffnung, dort ihrem Geiste Bahn zu brechen. Aber die Besonnenheit der Konferenzleitung hat das Einbrechen der Pfingstleute verhindert. Und der Veteran unter den Evangelisten, Schrenk, hat das besondere Verdienst, daß durch sein entschiedenes Auftreten gegen alle Schwarmgeister auf den Konferenzen von 1909/1910 die Allianzkonferenz in nüchternere Bahnen gedrängt und der darbystisch gerichtete Flügel zurückgeworfen ist. Endlich die Eisenacher Gemeinschaftskonferenz (oder der Eisenacher Bund) hat es immer für ihre Aufgabe gehalten, freundliche Beziehungen zwischen Theologie, Kirche und Gemeinschaft herzustellen und festzuhalten, und hat stets positive Professoren der Theologie zu Vorträgen herangezogen. Den Eisenacher Bund haben wir also als sehr wertvollen Bundesgenossen gegen die liberale Theologie und kirchlichen Liberalismus zu schätzen. Im vergangenen Jahre ist eine neue Konferenz, die Konferenz für Evangelische Gemeindegliederung, begründet worden. Dieselbe hat ihre erste Versammlung in Braunschweig am 5. und 6. April v. J. abgehalten. Der Aufruf zu derselben besagte, daß auf die Teilnahme von Pastoren und Gemeindegliedern aus allen theologischen Lagern und kirchenpolitischen Parteien gerechnet wurde. Man hätte demnach erwarten müssen, daß der Aufruf auch von bekannten Führern aller theo-

logischen und kirchenpolitischen Richtungen unterschrieben würde. Aber die Vertreter der kirchlich-liberalen Richtung prävalierten unter den Unterzeichnern stark. Und namentlich die Theologie war nur durch liberale Professoren vertreten. Auf der Konferenz selbst dominierte entschieden die Evangelische Vereinigung.“ (E. K. 3.)

Die **Gemeinschaftskleute in Boppentath bei Fürth** haben in der letzten Zeit durch ihr ungesundes Treiben den Sprecher der freireligiösen Gemeinde veranlaßt, sie öffentlich als gemeingefährliche Sektierer zu bezeichnen und zu erklären, das Umsichgreifen dieser geistigen Epidemie könne für die geistige Gesundheit des Volkes so schlimm werden wie eine Choleraepidemie. Tatsache ist jedenfalls, daß die dortigen Gemeinschaftskleute Gebets- und Andachtsübungen haben, welche die ganze Nacht durch währen, zu ekstatischen Zuständen führen, auch bei einem jungen Mädchen religiösen Wahnsinn hervorgerufen haben, so daß die Überführung in die Irrenanstalt nötig wurde. Auch das Dekanat Fürth hat sich veranlaßt gesehen, gegen derartigen Unfug einzuschreiten, und das Konsistorium ersucht, die kirchliche Erlaubnis zu diesen Übungen zurückzuziehen. Auch in andern Orten ist Ähnliches vorgekommen; insbesondere wird in einem mittelfränkischen Orte das Jungensreden wieder in den Vordergrund des christlichen Lebens gestellt. Ein sehr bedauerliches Zeichen dafür, daß das Vorgehen der besonnenen Gemeinschaftskreise gegen die Pfingstbewegung doch immer noch nicht allgemein genug von den Ährigen anerkannt worden ist. (A. G.)

„**Pfingstleute**“, **Jungensredner und Gesundheitsmacher** in Württemberg immer noch viel Aufsehen. Bekanntlich ging diese spiritistische „Pfingstbewegung“ aus von Los Angeles, sprang über nach Norwegen, gelangte durch weibliche Vermittlung nach Hamburg, wurde von dort nach Kassel, Großalmerode zc. übertragen und macht nun ihren Zug durch Deutschland. Von den Erlebnissen einer Teilnehmerin an diesen Pfingstversammlungen lesen wir im „**Alten Glauben**“: „Noch nie hat wohl ein Minimum von Vernunft, mit einem solchen Wortschwall umkleidet, auf das Publikum einen tieferen Eindruck gemacht. Frauen fielen sich in die Arme, alles lobte, pries und dankte inbrünstig auf den Knien. Dann wurden Lieder gesungen nach Melodien, die der Herr dem Sänger derselben eingab unter der Kraft des Geistes“ — so stand es auf dem Bücklein. Mir scheint, der Sänger hat wiederholt Anleihen bei alten Tanz- und Volksliedern und den Musikschätzen der Heilsarmee gemacht. „O nur ein schmaler Weg, ich bin der Weg, nur eine offene Tür, ich bin die Tür. Halleluja!“ so singen sie in tiefer Bewegung. Mit gesenktem Haupt, die Augen krankhaft eingedrückt, erwartet man den Geist. Leise, wie ein Hauch, beginnt hier ein Gebet, dort wird es etwas lauter. Unter Bittern und Wehen, Seufzen und Stöhnen entringen sich die beschwörenden Bitten den Lippen der Knieenden: „O Jesus, o komm! Jetzt, jetzt, o komm jetzt!“ Einige sind kraftlos in sich zusammengesunken, andere liegen der Länge nach auf dem Boden oder lehnen wie bewußtlos das Haupt an den Stuhl. Alle mit geschlossenen Augen. Immer schneller und eindringlicher sprudeln die Gebete vom Podium herab über die erwartungsvolle Menge, immer heftiger, immer leidenschaftlicher, immer wilder. Das Murmeln, Stöhnen und Seufzen schwillt zu grauenvollem Schreien an, erschütternde Bekenntnisse stammeln die Bückenden. „O Jesus, o komm, o komm, segne uns, segne uns jetzt!“ so weinen, lachen und jubeln sie in zunehmender Ekstase. Unter Gliederverrentungen und Zuckungen

wimmern die einen am Boden, mit hochgehobenen Armen jauchzen und singen die andern. Ein grauenvolles Durcheinander von trostlosem Jammern und höchsten Tönen wahnsinniger Freude. Der Geist kämpft fürchtbar mit dem Teufel, und endlich stellen sich die Zungen ein. Junge, blühende Mädchen und baumstarke Männer gebärden sich ebenso sinnlos wie heulende Weiber. Viele verfallen in hysterische Krämpfe. „Tatatataqua-ramba tatata“ schreit ein Mann unaufhörlich; seine rechte Hand schlägt dabei in wahnsinnigem Tempo auf den Stuhlfiß. Mit einer Zungengeschwindigkeit, als gelte es, einen Record zu schlagen, schreit ein junges Ding wohl hundertmal hintereinander Halleluja. Seltsame fremdsprachliche Laute werden in fieberhafter Hast hervorgestoßen. Dazwischen klingt es wie Jauchzen: „O Dank, o Dank, o Jesus, wie himmlisch, o wie schön, wie schön!“ Leise steigen die Leiter der Tragikomödie, die Männer und Frauen vom Podium, nun zu den Rasenden herab und schleichen lauernnd umher, nach einem geeigneten Werkzeug spähend. Wo sich ein Körper am Boden windet, wo sich eine Stimme grell über die andern erhebt, da machen sie halt. Einer von ihnen setzt oder legt sich dann neben den Rasenden, seinen Paroxysmus durch geflüsterte Worte womöglich noch steigend. Unglaublich, grauenvoll, empörend! Und in dieser wahnsinnigen Menge empfangen Kinder, Knaben und Mädchen von mehr und weniger als fünf Jahren, ihre „Jugendeindrücke“. Vielleicht auch einen Denktettel fürs Leben! Sie stehen ratlos da, verziehen den Mund zum Weinen oder blicken stumpf und gleichgültig auf die Mutter, die sich in Krämpfen am Boden windet. Alle Körper- und Seelenkräfte sind im fanatischen Erreben aufgerieben. Nun, da nach der unerhörten Anstrengung die Nerven zusammenbrechen, bürdet man den Betroffenen die Schuld an dem Mißerfolg auf. Diese glauben wirklich, daß der Teufel in ihnen zu mächtig gewesen, und schleppen diese Seelenqual von nun an auch noch mit sich herum.“ Die angesehensten Führer der Gemeinschaftsbewegung aller Lager, auch der greise Elias Schrenk, haben gegen diese „Pfingstleute“ und Zungenredner Stellung genommen und schon 1909 die Erklärung abgegeben: „Die sogenannte Pfingstbewegung ist nicht von oben, sondern von unten; sie hat viele Erscheinungen mit dem Spiritismus gemein. In vielen Fällen haben sich die sogenannten ‚Geistbegabten‘ nachträglich als beseffen erwiesen. Eine derartige Bewegung als von Gott geschenkt anzuerkennen, ist uns unmöglich.“

**Hauptprediger D. Geher in Nürnberg, der Führer der „Freigesinnten“** in Bayern, hat wieder seinen krassen Unglauben ausgekratzt in folgendem Urteil über den „Weltkongreß für freies Christentum“: „Auf mich hat es einen hinreichenden Eindruck gemacht, so viele Menschen aus allen Weltteilen von dem reden zu hören, was ihnen das Höchste und Wertvollste ist. Ich erlebte das tausendfache Suchen der Menschenseele nach dem lebendigen Gott; ich sah das Wandern der Seelen auf vielen Wegen nach dem einen Ziele, und unauslöschlich prägte es sich mir ein, daß es in der religiösen Erfahrung eine große Mannigfaltigkeit gibt und nach Gottes Willen geben soll. Es fiel mir die reizende Erzählung von Volkmann-Leander ein, wie sich die Menschen über die vom Himmel herabgefallenen Schnitzelchen der Notenblätter streiten. Aber am jüngsten Tage wird Gott alle diese Schnitzelchen einsammeln. Dann wird die e i n e wundersame himmlische Musik erklingen, und die Menschen werden, statt sich zu streiten, sagen: Das hatte ich — das hattest du — nun klingt es erst recht, da es wieder beisammen ist.“

Wenn der bairische Oberkirchenrat D. Bezzel seinen Worten gegen den Liberalismus nicht die Tat folgen läßt, so liegt das jedenfalls nicht daran, weil Geher und Mittelmeyer mit ihrem Unglauben zurückhaltender und vorsichtiger geworden wären.

**Vier Gruppen der liberalen Theologie.** Die „E. N. Z.“ schreibt: „Unter diesen (vier Gruppen der liberalen Theologie) bildet die Evangelische Vereinigung (Mittelpartei) den entschieden rechten Flügel. Viele unter ihren einzelnen Mitgliedern sind persönlich durchaus (?) positiv. Aber die ganze Gruppe stimmt in kirchenpolitischen Fragen mit der Linken mit. Jedoch in der Generalsynode 1909 hat sie bei der Behandlung des Irrlehregesetzes geschlossen mit der Rechten für das ganze Gesetz gestimmt. Bekanntlich ist sie zurzeit herrschend im Kirchenregiment. Weil sie sich dazu berufen hält, über allen Parteien zu stehen, hat sie die Qualifikation erlangt, kirchlich gouvernemental zu sein. Zu unserer großen Freude hat sie bei dem Weltkongreß für freies Christentum als Partei sich nicht beteiligt und sich dadurch nach links stärker abgegrenzt. Die Freunde der christlichen Welt dagegen haben unter D. Stades Führung in letzter Zeit einen starken Aufschwung gemacht und bei Vorbereitung und Abhaltung des eben genannten Weltkongresses den Beweis geführt, daß sie das gemeinsame Marschieren mit den radikalsten Richtungen nicht scheuen. In ihrem Organ ‚Die christliche Welt‘ finden wir in buntem Gemisch Artikel der verschiedensten Schattierungen der liberalen Theologie. Die Vereinigung der Freunde evangelischer Freiheit im Rheinland und Westfalen ist von ihrer Gründung an die Hochburg des extremen kirchlichen und theologischen Liberalismus gewesen, und in dem Dortmunder Pfarrer Lic. Traub, der auch der Schriftleiter ihres führenden Organs, der ‚Christlichen Freiheit‘, ist, hat sie einen rüstigen Vorkämpfer und zielbewußten Organisator gefunden, der auch selbst unermüdet herumreist, um durch seine Vorträge die Grundanschauungen seiner Partei weiter unter das Volk zu bringen, was den Frieden so mancher Gemeinden unangenehm stört, und der außerdem viele andere Geister seiner Richtung herbeiruft, um durch ihre Verbündeten für die radikale Gruppe Propaganda zu machen. Daß Traub wegen grundstürzender Irrlehren in seiner Osterpredigt vom Kirchenregiment scharf gerügt ist, und daß neulich auch in seinem Prozeß gegen den Kaplan König sehr gravierende Äußerungen über das Bittgebet und die Wunder Jesu vom Gericht als festgestellt erwiesen sind, ist durch die Zeitungen so bekannt geworden, daß ich darüber hinweggehen kann. Endlich der Protestantensverein. Er pflegt ja sonst ein Schattendasein zu führen. Aber in diesem Jahre ist er stärker hervorgetreten, namentlich bei dem Weltkongreß für freies Christentum, an dessen Zustandekommen er große Verdienste hat, für den er auch den Vorsitzenden in der Person des Eisenbahndirektors a. D. Schrader gestellt, und bei dessen Begrüßung im Protestantenblatt sein spiritus rector D. Max Fischer wieder sehr unangenehm provozierend sich bemerkbar gemacht hat. Wir werden darauf später noch einmal zurückkommen. Daß der Protestantenverein in der allerschärfsten Form gegen das biblische Christentum und gegen die in unserer Landeskirche geltenden Bekenntnisse und Ordnungen ankämpft, ist im vergangenen Jahre besonders deutlich geworden.“

**Infolvenzerklärung der liberalen Theologie.** In der „Christlichen Welt“ schreibt D. Mittelmeyer, der Vorkämpfer des Liberalismus in Bayern:

„Fragen wir uns nur einmal ganz ehrlich: Was hat die moderne Theologie eigentlich praktisch erreicht? Was die Millionenmasse der Arbeiter betrifft, so steht sie unserer Arbeit nicht nur verständnislos und nicht nur mißtrauisch, sondern, in Deutschland wenigstens, absolut ablehnend gegenüber. An einigen Orten ist es durch unermüdlische aufopfernde Diskussionsarbeit gelungen, eine gewisse matte Achtung vor unserm Eifer, vielleicht auch vor unserer Ehrlichkeit, zu erzwingen, mehr nicht. Irgendein Verlangen, irgendeine Sehnsucht, die dem, was wir zu bieten haben, entgegenkäme, ist nicht vorhanden, ist uns aber auch nicht zu werden gelungen. Das Christentum hat sich in der Form, wie wir es vertreten, als unfähig erwiesen, auf unsere Arbeiter einen wesentlich stärkeren Eindruck auszuüben und Einfluß zu gewinnen, als es der älteren Form des Christentums gelungen ist. Und die Gebildeten? Die Arbeit an den Gebildeten, an den ‚Entfremdeten‘ unter ihnen, ist lange Zeit unser Stedenpferd gewesen. Aber wie steht es? Gewiß, es gibt eine nicht zu verachtende Anzahl von Menschen, die es dankbar aussprechen, daß es ihnen nur die moderne Theologie ermöglicht hat, fromm und frei zugleich zu sein. Aber wie verschwindend klein ist doch im ganzen diese Zahl! Was sind fünftausend Abonnenten für ein Blatt wie die ‚Christliche Welt‘ mit ihrem glänzenden Mitarbeiterstab! So viele Abonnenten hat z. B. Johannes Müller allein. Und dabei ist noch ein sehr großer Teil der Leser der ‚Christlichen Welt‘, gewiß über die Hälfte, Theologen, von denen wieder viele das Blatt halten, aber wenig lesen. . . . Ganze große Stände sind unserer Arbeit völlig oder doch fast völlig fremd geblieben, wie der Offizierstand, der Stand der Techniker und Ingenieure, fast der ganze große Kaufmannsstand zc. Es soll mir ferne liegen, das Einzelne und Kleine gering zu schätzen. Auch wissen wir wohl, daß es manchen geheimen Erfolg gibt, der nicht gemessen und gezählt werden kann. Aber im ganzen stehen wir einfach der brutalen Tatsache gegenüber, daß eine irgendwie bedeutendere Bewegung durch die moderne Theologie nicht hervorgerufen worden ist. . . . Die moderne Theologie ist eine Bewegung, die im wesentlichen aus der Kritik hervorgegangen ist. Man könnte auch sagen: sie ist eine intellektualistische und sie ist eine negative Bewegung. Wir können es durchaus verstehen, wie auf seiten der Altgläubigen, wo man die Zeitnottwendigkeiten nicht so stark empfand, unserer Bewegung gegenüber oft das Gefühl herrschte: ‚Ein Stück ums andere wird angezweifelt und abgebröckelt! Immer weiter und weiter! Was wird schließlich noch übrig bleiben? Gewiß kann man darauf hinweisen, daß noch recht viel ‚übrig geblieben‘ ist, z. B. — Gott! Aber der Vaterglaube der modernen Theologie ist ein manchmal recht matter Vorsehungs Glaube, bei dem man z. B. darüber streiten kann, ob sich die Vorsehung nur auf die großen Dinge oder auch auf die Kleinen erstreckt, und ein Sündenvergebungsglaube, dem die Anschaulichkeit und oft genug auch die umschaffende Kraft fehlt, die der alte Glaube wirklich gehabt hat und bei denen, die ihn naiv hinnehmen können, heute noch entfalten kann. Es ist uns allen bekannt, welchen verhältnismäßig geringen Erfolg die von den Freunden der ‚Christlichen Welt‘ herausgegebenen Morgenandachten hatten. Trotz vieles Ausgezeichneten, was darin steht, ist das Buch über die Kreise der Freunde hinaus überhaupt kaum gedrungen“ zc. — Wir fragen: Wo liegt der Fehler? Antwort: Die liberale Theologie will den geistlich toten Menschen fromm und religiös machen durch oberflächliche Moral und den Hinweis auf Gott und den Wert der Menschenseele, da doch nur die alte Predigt von der



Ruhe und Vergebung im Blute Jesu Leben in die Totengebeine zu bringen vermag! Zu dieser Einsicht ist aber Kittelmeyer noch nicht gekommen.

F. B.

**Alter Glaube und neue Theologie.** In D. Baumgartens „Evangelischer Freiheit“ schreibt ein liberaler Theolog: „Bisher hatte ich immer den Satz verfochten, die Unterschiede zwischen dem ‚alten‘ und dem ‚neuen‘ Glauben wären nur Unterschiede der Theologie; die Gefäße hätten nur eine verschiedene Form, aber der Inhalt wäre doch schließlich derselbe. Jetzt ist mir's aufgegangen, daß das eine Täuschung ist. Der Unterschied geht tiefer. Er geht auch an den Inhalt. Er liegt nicht nur auf dem Gebiete der Theologie, er greift auf das Gebiet der Religion hinüber. Er geht ans Herz. An gewöhnlichen Sonntagen tritt das natürlich nicht so zutage; vielleicht merkt man es überhaupt nicht, ob die Predigt über Friedfertigkeit oder Standhaftigkeit im Leiden von einem orthodoxen oder modernen Prediger gehalten wird. Es soll ja der Höhepunkt der Predigtleistung sein, daß der theologische Standpunkt des Predigers ganz verdeckt bleibt, und ‚reine Religion‘ geboten wird. Wunder schön! Aber das mache mir mal jemand am Karfreitag vor! Und wenn ich da wirklich nur religiöse Gedanken biete und alle Theologie verbanne, gerade das wird dem Altgläubigen meine Predigt wertlos machen, denn der will Theologie hören — weil ihm diese Theologie eben nicht Theologie ist, sondern ein Stück Religion. Und so hat mir der letzte Karfreitag die Erkenntnis gebracht, daß es sich zwar sehr schön über den Unterschied zwischen Theologie und Religion reden läßt, daß aber in Wirklichkeit diese Unterscheidung nicht zu halten ist; denn es handelt sich in Wirklichkeit um eine Verschiedenheit des religiösen Lebens. Ob ich an einen Gott glaube, der den Menschen erst gnädig ist, seitdem sein Zorn durch das blutige Opfer auf Golgatha gestillt ist, oder ob ich an einen Gott glaube, dessen Gnade waltet von Ewigkeit zu Ewigkeit, das ist nicht eine theologische Frage, sondern eine Frage der Herzensfrömmigkeit. Denn Gott ist beide Male ein ganz anderer Gott, und darum muß auch in beiden Fällen die Stellung zu Gott — das heißt, die Religion — anders sein. Und ob der Tod Jesu eine Tat höchster Liebe ist, die mir das Herz abgewinnt, oder ob der Tod Jesu eine Leistung an Gott ist, um derentwillen mir die Strafe geschenkt wird, das bedingt ein ganz anderes Verhältnis zu der Person Jesu. Das ist eine schmerzliche Erkenntnis, denn sie zieht wirklich einen Graben zwischen den Alten und den Jungen. Gewiß wird die Kluft von uns nicht so empfunden, wir fühlen zu deutlich die starken Fäden, die uns mit der Vergangenheit verbinden; aber wir können es den Altgläubigen nicht übelnehmen, wenn ihnen unsere Predigten nicht genügen; sie können in der Tat bei uns nicht finden, was sie suchen.“ Auch die Modern-Positiven sollten sich das merken. In dem Maße, als sie die alte Theologie zerstören, untergraben sie damit zugleich auch den alten Glauben und die christliche Religion selbst.

F. B.

**Drews und die liberale Theologie.** Die „E. K. Z.“ schreibt: „Kein Gevingerer als der Jenenser Prof. Weinel wirft in seinem schon früher genannten sehr lesenswerten Buch die Frage auf: ‚Wer trägt überhaupt die Schuld an der sinnlosen Predigt, daß Jesus nur eine mythische Gestalt sei?‘ Und seine Antwort lautet: ‚Die moderne Theologie. Ihre wissenschaftlichen Untersuchungen haben die Unterlage gegeben; die Konsequenzen daraus zogen andere.‘ Wir unterschreiben das Urteil Dietrichs Wort für Wort:

Die Vertreter der liberalen Theologie wehrten sich zwar tapfer und traten mit Wärme für ihr Jesusbild ein, erhärteten aber doch nur aufs neue den Tatbestand, daß diese in einseitigster Weise nach den Maßstäben menschlich beschränkter Wissenschaft arbeitende Theologie mittelst ihrer Kritik aus den Evangelien einen Jesus herausdestilliert hat, den Dreows mit unerbittlicher Folgerichtigkeit in das Gebiet der Mythe und der Fabel verweist, weil dieser mühsam seiner göttlichen Herrlichkeit entkleidete Jesus vor dem streng logischen Denken nicht bestehen kann. Die liberalen Theologen können Durchgänger wie Dreows wirklich nicht von ihren Fersen schütteln.“ „Die letzte These von Dreows haben sie (die Liberalen) nicht widerlegen können: ‚Der historische Jesus ist unter allen Umständen nach den Feststellungen der kritischen Theologie eine so zweifelhafte, ungreifbare und abgeblähte Gestalt, daß der Glaube an ihn unmöglich noch als unerläßliche Bedingung des religiösen Heils angesehen werden kann.‘“ Wer hat aber der liberalen Theologie die Wege gebahnt? Wer anders als die „wissenschaftliche“ positive Theologie, die nicht mehr die Schrift ihre alleinige Quelle und Norm sein lassen wollte? J. W.

**Risum teneatis, amici!** Die „Christliche Welt“ schreibt: „Die religiöse Literatur der Deutschen in Amerika besteht hauptsächlich aus einer Anzahl kleiner Blätter, die Sonntags oder monatlich einmal erscheinen. Fast jede größere Gemeinde besitzt ein solches Blatt, das von dem Geistlichen redigiert wird, und wo die Abonnentenzahl zur Herausgabe eines eigenen Gemeindeblattes nicht ausreichen würde, können diese Gemeinden doch ein gemeinsam gedrucktes Blatt erhalten, in welchem nur der Kopf und die besonderen Gemeindepfechten (ein bis zwei Spalten) speziell für die eine Gemeinde eingerückt werden. Die Blätter dienen, abgesehen von den Gemeindepfechten und dem kleinen finanziellen Überschuss, den sie herauswerfen, vor allem der Erbauung, und sie bewegen sich auf einem erstaunlich tiefen Niveau. Der Inhalt besteht meist aus Anekdoten mit einer erbauenden Tendenz, aus religiösen Betrachtungen und einer kurzen Übersicht über die Weltereignisse. Diese traurige Verfassung der religiösen Literatur unter den Deutschen Nordamerikas hat ihren Grund in der geringen Bildung der Mitglieder deutscher Gemeinden. Die größere Anzahl der Deutschen steht der Kirche fern, teils weil sie froh sind, der kirchlichen Bevormundung in Deutschland entronnen zu sein, teils weil sie sich auch in Deutschland nicht um kirchliche Dinge gekümmert haben und von dem Evangelisationsstreben der amerikanischen Kirchen erst recht abgestoßen werden. Die gebildeten Deutschen halten sich entweder zu englischen Kirchen, oder sie stehen ebenfalls der Kirche fern, wie Gelehrte, Künstler, Journalisten und der Anhang der deutschen Konsulate. So bleibt für die Kirche nur ein verhältnismäßig geringer Prozentsatz, und diese Deutschen, die sich zur Kirche halten, repräsentieren nicht die Blüte deutscher Bildung und geistiger Selbstständigkeit. Sie würden sich noch am besten in die Traditionen der katholischen Kirche einfügen, welche keinerlei kirchlich religiöse Selbstständigkeit verlangt, und die katholische Kirche ist in der Tat auch die verbreitetste in Amerika.“ „Da die liberalen deutschen Geistlichen durch interne praktische Fragen, besonders durch den Kampf gegen die Prohibition, über Gebühr in Anspruch genommen sind, können sie sich um wissenschaftliche Fragen wenig kümmern, und das einzige, was von ihnen erwartet werden kann, ist ein reger Verkehr mit dem kirchlich-religiösen Leben in Deutschland. Der Weltkongress für

freies Christentum und religiösen Fortschritt wird uns in einer vielversprechenden Weise mit einem Teil der liberalen deutschen Kirchen in Amerika in Berührung bringen. Es ist Dr. Pedro Ngen in St. Louis gelungen, als Abgeordneter der frei-ebangelischen Gemeinden in Nordamerika nach Berlin kommen zu können, und wir sind der Überzeugung, daß dieser Besuch die zersprengten freireligiösen Gemeinden drüben ermutigen und vielleicht auch enger zusammenschließen wird. P. Pedro Ngen gibt selber ein Blatt heraus: „Für Geist und Gemüt“, das jetzt im fünften Jahrgang erscheint. Der Herausgeber ist wider seine besten Wünsche gezwungen, in seinem Blatt einen breiten Kampf gegen die tiefeingewurzelten Vorurteile der kirchlichen Deutschamerikaner zu führen und mehr auf Tagesinteressen einzugehen, als seiner poetischen Natur lieb sein kann. Trotzdem finden wir in seinem Blatt eine große Fülle eigener Dichtungen und dichterisch begeisterter Reden, und es wäre ihm wohl zu wünschen, daß seinem ehrlichen Bemühen in der Mitarbeit deutscher Kräfte aus der Heimat ein Dank erwüchse.“ D. Nade muß entweder sehr unwissend sein mit Bezug auf amerikanische Verhältnisse, oder recht geringen Respekt haben vor der Intelligenz seiner Leser, sonst würde er ihnen schwerlich solche puerilia aufstischen. J. W.

Die Kritiker blafen zum Rückzug. Der „Reformation“ zufolge sagte D. Guntel von Gießen auf dem Berliner „Weltkongreß für freies Christentum“: „Sollten nicht die prophetischen Gedanken bereits eine Geschichte vor den Propheten gehabt haben? Sollte nicht das Bild der Überlieferung dennoch das richtige sein, wonach diese Gedanken in irgendeiner Form schon von Mose verkündet und dann durch eine große Kette von Nachfolgern immer wieder fortgesetzt worden sind, so daß wir uns die innere Geschichte Israels als einen nie abbrechenden Kampf einer höher stehenden Richtung mit den niederen Gedanken des Volkes zu denken hätten? So ist also die Geschichtskonstruktion der Wellhausenschen Schule, die einst — es ist noch nicht so lange her — so festgefügt zu sein schien, gegenwärtig recht fraglich geworden. Das ist der Grund, weshalb wir heute weniger denn je von feststehenden „Ergebnissen“ der alttestamentlichen Wissenschaft sprechen können.“ Ferner: „Viele allzu scharfsinnige und überkühne Entscheidungen, an denen es wahrlich nicht gefehlt hat, werden neu geprüft, vieles ohne lebendige Anschauung in einzelne Bestandteile zerfaserte wird von höherem Gesichtspunkt aus einheitlich erscheinen, vieles vorschnell für unecht oder jung Erklärte wird wieder als echt und alt anerkannt werden.“ Der noch vor etlichen Jahren schier vergötterte Wellhausen liegt jetzt wie ein gefallener, zerschlagener Götz am Boden. Die „E. N. Z.“ schreibt: „Es ist sehr bekannt, in welcher rücksichtslosen und zugleich leichtfertigen Weise liberale Theologen die Heilige Schrift mit ihrer Kritik zerlegt und mißhandelt haben. Wellhausen hatte das ganze Alte Testament über den Haufen geworfen. Und wer vor einem Jahrzehnt noch die Wellhausenschen Positionen anzuzweifeln wagte, den glaubte man als wissenschaftlichen Mann nicht mehr ernst nehmen zu dürfen. Und Brede hatte im Neuen Testament die Urkunden des Lebens Jesu in den Evangelien als zum größten Teil unglaubwürdig und unecht hingestellt. Wellhausen aber hatte noch viel radikaler mit den Evangelien aufgeräumt. Aber allmählich ist eine heilsame Ernüchterung gekommen. Wellhausens kritische Resultate in bezug auf das Alte Testament sind heutzutage so gut wie aufgegeben. Die Erschließung des alten Orients hat die alttestamentliche Forschung in neue Bahnen gelenkt.

Die Steine des Orients, die durch die Ausgrabungen ans Tageslicht gefördert sind, legen immer lauter und einheitlicher Zeugnis ab für das Alte Testament. Assyriologen und Agyptologen, die das Zeugnis der Steine lesen können, müssen ihre Stimme erheben gegen die modernen Theologen für das Alte Testament. Im Neuen Testament aber hat Ad. Harnack fast die ganze traditionelle Auffassung von der Entstehung der neutestamentlichen Schriften wieder zu Ehren gebracht. Und ganz neuerdings hat Weinel, der doch in der liberalen Theologie sicher als ein unverdächtigster Zeuge gelten wird, in seinem Buch: „Ist das liberale Jesusbild widerlegt?“ ein geradezu vernichtendes Verdikt über die Kritik Wellhausens und Bredes abgegeben und schließt mit dem Urtheil, es sei sonach nicht überraschend, wenn die Gegner von rechts und links zu dem Schluß kommen, daß bei den Modernen ein fester Maßstab, wonach Echtes und Unechtes bestimmt werde, fehle, daß sie nur das für echt erklärten, was sie selbst für gut und richtig hielten.“

Folgende zutreffende Kritik der wissenschaftlichen Theologie teilt die „E. L. F.“ mit aus der Zeitschrift „Nach dem Gesetz und Zeugnis“: „Der große Fehler unserer ganzen heutigen Theologie bis in die äußerste Rechte hinein ist der, den die Naturwissenschaft auf ihrem Gebiete auch begeht. Sie bleibt nicht bei den Tatsachen stehen, sondern sucht sie zu reimen; reime dich, oder ich fresse dich; und nun muß jede Wissenschaft sich nicht unter das Joch der Tatsachen, sondern der einzelnen Naturforscher und ihrer Reimversuche beugen. Die Theologie fragt nicht einfältig: Was steht geschrieben? und verkündigt das der Welt, sondern sie kocht und brät und tranchiert und serviert auf philosophische Weise. Einmal à la Hegel, heute besonders à la Kant. Was die Theologie in der Schrift gefunden hat, das muß mehr oder weniger mit der Vernunft stimmen, und besonders muß es ein System geben. Man lese z. B. die Streitschriften, mit denen man eine moderne positive Theologie aufrichten und begründen will, man lese eine beliebige Menge dicker oder dünner Bände wissenschaftlicher Theologie. Wer nicht philosophisch geschult ist, versteht sie überhaupt nicht, ja wie oft klagen die Verfasser ihre Gegner, die doch mit den philosophischen technischen Ausdrücken Bescheid wissen, an, daß man sie mißverstanden habe. Kommt noch hinzu, was gewöhnlich der Fall ist, daß die ganze Sprache und Darstellung schwerfällig, abstrakt ist, daß man sich bemüht, die alten Ausdrücke der Bibel, die gewohnten Katechismusbezeichnungen festzuhalten, während man überall mehr oder weniger den Worten andere Begriffe unterlegt, dann ist es wirklich kein Wunder, wenn dem Zuhörer zumute ist wie jenem guten Menschen in ‚Faust‘: ‚Mir wird von alledem so dumm, als ginge mir ein Mühlrad im Kopf herum.‘ Selbstverständlich sagt das keiner; wer will denn als unwissenschaftlich, vielleicht gar als dumm erscheinen? Höchstens Frauen haben den Mut, ihr Unverständnis offen zuzugeben. Auf der ersten Lutherischen Konferenz in Hannover hielt von Bezschwitz eine ganze Stunde lang einen Vortrag über die Rechtfertigung. Seine Zuhörer in der Kirche waren natürlich am meisten Theologen, aber auch viele Laien, sogar Bauern. Der Vorsitzende erklärte am Schluß des Vortrages, das Gegebene wäre so tief, so gesalbt, daß jede Debatte den Eindruck nur schwächen könnte, und kündigte eine Pause an. Der Gegenstand war also etwas, worin doch jeder Christ Bescheid wissen mußte, und ich war doch Theolog. Dennoch mußte ich hernach in der Pause im Gespräch erklären: Und wenn ich mein Leben damit

retten könnte, ich könnte nicht sagen, was der Vortragende eigentlich gewollt hat, und ich fand keinen einzigen auch unter den Pastoren, der klüger war als ich. Es war mir überaus interessant, hernach in einem Privatbriefe Krabbes die Klage zu finden, daß Bezschwiz' Darstellung der Rechtfertigung nicht schriftgemäß gewesen wäre. Wenn es so mit dem grünen Holze steht, wie wird es mit dem dürren werden? Darum fort mit Kant und Plato und Hegel und allen alten und neuen Philosophen und einfach gefragt: Was steht geschrieben? In der göttlichen Weisheit und Einsicht unsers Herrn Jesu steht mehr wahre Philosophie als in der gesamten morgenländischen und abendländischen Weltweisheit. Und bitte: einfältiges Deutsch! D. Luther hat dem gemeinen Manne aufs Maul gesehen — unsern heutigen Theologen könnte es auch nicht schaden.“

**Neologie in Schweden.** Das „Theologische Zeitblatt“ des Lutherischen Bundes schreibt: „Einen Blick in den Lehrkampf (in Schweden) hat der sogenannte ‚Teufelsstreit‘ tun lassen, der nach seinem Ausgangspunkt genannt wird, weil er mit der Leugnung der persönlichen Existenz des Satans, die von drei einflußreichen Theologen bestritten ward, seinen Anfang nahm. Wie nicht anders zu erwarten, wurden damit zusammenhängende Lehren, wie Dreieinigkeit, Gottheit Christi, Veröhnung u. a., mit berührt. Denunziationen der Irlehrer beim Stockholmer Stadtkonfistorium und Lunder Domkapitel endeten mit Freisprechung, und von einem Lunder Professor wurde solche nicht nur mit Freuden begrüßt, sondern auch jede Maßregelung wegen Irlehre als römische Praxis perhorresziert. Gerade dieser Streit hat dargetan, daß auch in Schweden die ‚Gleichberechtigung der Richtungen‘ proklamiert worden ist.“

Die Verhältnisse der französisch-lutherischen Kirche, die in ganz besonderem Maße eine Diasporakirche ist, geben zu mancherlei Besorgnis Anlaß. Ihre finanzielle Lage wird mit jedem Jahre schwieriger. Unmittelbar nach der Trennung von Kirche und Staat hat sich eine große Opferfreudigkeit gezeigt; aber unter den Gebern waren viele Bejahrte, die nun heimgegangen sind und nicht immer durch jüngere ersetzt werden. So erleiden denn die Einnahmen eine empfindliche Einbuße. Dazu steigen die Anforderungen an die Kirchenkasse, weil vom Jahre 1911 ab die Amtswohnungen der Geistlichen der Kirche nicht mehr vom Staate zur Verfügung gelassen werden, die Geistlichen dafür aber von der Kirche entschädigt werden müssen. Noch schmerzlicher aber ist, daß sich auch ein Theologenmangel spürbar machte und manchmal Kandidaten ins Amt traten, die demselben nicht völlig gewachsen waren. Doch fehlt es auch nicht an Anlaß zu Lob und Dank. Gar manche junge Geistliche haben sich zu konfessioneller Klarheit hindurchgearbeitet, was von ganz besonderer Wichtigkeit ist, so daß man trotz mancher schweren Sorge getrost in die Zukunft schauen darf.

(Der Luth. Gotteskasten.)

**Professor Tholud** sagte einmal: „Ich habe eine Zeitlang nicht gewußt, warum die Nachepalmen in der Bibel stehen. Da kam ich einmal mit einem Studenten zusammen und fragte ihn, auf welche Weise er von seiner Sünde losgekommen wäre und Gott gefunden hätte. Da bekannte dieser Jüngling: als er eines Tages einen solchen Nachepalm gelesen, habe ihn eine solche Furcht vor der Sünde und eine solche Ahnung von der Herrlichkeit Gottes überkommen, daß von dem Lesen dieses Psalms an seine Befehre ihren Anfang genommen habe.“

# Lehre und Wehre.

Jahrgang 57.

April 1911.

No. 4.

## Walthers Verdienst um das Sola Scriptura.

(Schluß.)

Walther hat je und je zu Schrift, Symbol, Luther und den Dogmatikern eine gesunde und genuin lutherische Stellung eingenommen. Die Dogmatiker wirft er nicht weg, Luther hält er für den von Gott geweissagten Reformator, dessen Stimme wir nicht ignorieren sollen, und in den Symbolen erblickt er ein reines Zeugnis zur Wahrheit der Heiligen Schrift. Als Quelle und Norm der Wahrheit aber läßt er weder Symbol, noch Luther, noch die Dogmatiker gelten, sondern allein die Schrift: die ganze Schrift und nur die Schrift. Im Jahre 1867 schrieb Walther: „Wenn wir Lutheraner vom ‚Schriftprinzip‘ reden, so wollen wir damit sagen: 1. daß wir die kanonischen Schriften des Alten und Neuen Testaments als einzige Quelle unserer religiösen oder theologischen Erkenntnis anerkennen; 2. daß wir die genannten Schriften daher auch als einzige Regel und Richtschnur, nach welcher alle Lehren und Lehrer zu richten und zu urteilen sind, sowie als einzigen Richter aller Glaubensstreitigkeiten anerkennen.“ (L. u. W. 13, 97.) Selbst die Auslegung der Schrift besorge nicht eine andere, höhere Instanz, sondern die Schrift selbst. „Wir erkennen daher“ — sagt Walther — „keinen Menschen für einen authentischen Ausleger und keine Auslegung darum für richtig an, weil sie irgendein Mensch, oder Menschen irgendeines Standes, oder die Kirche, sei es nun die ecclesia collectiva (synthetica) oder repraesentativa (in Konzilien vertreten), uns gibt, sondern allein, wenn und weil sie von den Auslegenden uns als die einzig richtige wieder aus der Schrift bewiesen wird.“ (L. u. W. 13, 103.) A priori wahr, gewiß, untrüglich und autoritativ sind Walther nur die inspirierten Schriften des Alten und Neuen Testaments, und zu allem, was in diesen Schriften gelehrt wird, bekennt er sich a priori und unbedingt. Zu den Symbolen der Kirche aber, den ökumenischen wie den spezifisch lutherischen, oder zu irgend einer Aussprache Luthers oder eines andern Theologen bekennt er sich

nicht a priori, sondern immer nur a posteriori, i. e., nur nachdem er sie an der Schrift geprüft und als mit der Schrift übereinstimmend erkannt hat. Von Anfang an gehörte dies zum Abc der Walther'schen Theologie. (Cf. L. u. W. 1863, S. 321; 1910, S. 80.)

Dabon kann sich jeder überzeugen, der einen Blick tut in Walther's Lehrkämpfe und diese unter dem Gesichtspunkt des Schriftprinzips betrachtet. Überall klingt da neben dem sola gratia auch als Grundmotiv das sola Scriptura durch, so daß wir bekennen müssen: Seit der Reformation ist niemand entschiedener und konsequenter für das lutherische Schriftprinzip eingetreten als Walther. Walther hat sich mit der deutschlutherischen Theologie, insonderheit mit ihrer Behandlung der Prinzipienfragen, gründlich beschäftigt und wiederholt auseinandergesetzt, wobei er sich überall genötigt sah, gegen den Strom zu schwimmen und scharfe Kritik zu üben. Und diese Kritik war durchweg orientiert am Schriftprinzip, das von der durch Schleiermacher inaugurierten modernen Theologie in allen möglichen Weisen getrübt, beschädigt und geradezu abgetan wurde. Denn Leugnung des Schriftprinzips, das ist das eigentlich Moderne in der Moderne, deren Losung von Anfang an lautete: Weg mit aller Autorität, weg auch mit der Autorität der Heiligen Schrift! Walther schreibt: „Unter dem breiten Schilde einer sogenannten gläubigen Wissenschaft darf jetzt der, welcher der Diener des Wortes sein sollte (Luk. 1, 2) und so geheißten sein will, sich zum Herrn und Richter des Wortes aufwerfen, selbst die Apostel und Propheten zur Schule führen, während man die, welche der Wissenschaft als der erbeuteten ‚Herrlichkeit der Heiden‘ (Jes. 61, 6) in dem Heiligtum Gottes anstatt des Herrschens das Dienen zugewiesen haben wollen, als beschränkte Wissenschaftsverächter brandmarkt. Jetzt sind es daher selbst die sogenannten Gläubigen, von denen Davids Klage gilt: ‚Sie reißen den Grund um‘, Ps. 11, 3.“ (Hochstetter, S. 417.) Den verschiedenen Formen dieser grundstürzenden Theologie gegenüber vertrat Walther das sola Scriptura.

Seit Schleiermacher behaupteten schier allgemein auch die lutherischen Theologen in Deutschland: Theologie sei nicht der habitus practicus der Alten mit Bezug auf die Schrift, sondern Wissenschaft, und zwar im profanen, wissenschaftlichen, philosophischen Sinn des Wortes; Wissenschaft im Gegensatz zum bloßen Glauben, der sich halte an das Wort der Schrift; autoritätsfreie Wissenschaft, die die Glaubenslehren a posteriori aus den Tatsachen der Erfahrung ableite oder gar a priori als notwendige Wahrheiten aus Vernunftprinzipien konstruiere; Wissenschaft, die eben den Glauben zum Wissen erhebe und das Christentum dem denkenden Verstand vermittele; kurz, Wissenschaft, vermöge welcher der Theolog das nun verstehe und begreife, was gewöhnliche Christen aufs Wort der Schrift hin nur glauben. Diesem Dünkel trat Walther entgegen, und zwar im Interesse des sola Scriptura. Hat eben der Theolog mehr, ja etwas ganz anderes zu tun, als die christlichen Leh-

ren dem Glauben aus der Schrift recht darzubieten, so kann auch dies „Mehr“ und „Anderes“ nicht der Bibel entstammen. Und unterscheidet sich die wissenschaftliche Erkenntnis wesentlich von der Erkenntnis des christlichen Glaubens, ja, will die Theologie ex professo nicht den Schriftbeweis, sondern den wissenschaftlichen Beweis für das Christentum führen, so ist selbstverständlich auch ihr Prinzip nicht die Schrift, sondern das der Wissenschaft: Vernunft und Erfahrung.

Walthers erblickte darum auch in dieser Theologie nichts als völligen Abfall vom Schriftprinzip und somit vom Christentum selber. In „Lehre und Behre“ 21, 164 bezeichnet er die Theologie, welche „Wissenschaft“ sein will, als „eine durchaus neue Erfindung“, „von der Gottes Wort nichts weiß und mit welcher als solcher die christliche Kirche daher nichts zu tun hat“. Walthers schreibt: „Wehe dem, welcher zu den Theologen gerechnet sein will und im Gegenteil gerade darum wähnt, als solcher vor allem dafür streiten zu müssen, daß der Wissenschaft ihre volle Freiheit gewahrt bleibe! Liegt doch darin der tiefste Grund des immer vollständiger werdenden Abfalls der modernen Theologie von der geoffenbarten göttlichen Wahrheit und der völligen Umwandlung der christlichen Religion in eine menschliche Wissenschaft, daß die moderne Theologie nicht mehr ein habitus practicus *deóodoros* (eine vom Heiligen Geiste gewirkte übernatürliche Fertigkeit), sondern ‚das wissenschaftliche Selbstbewußtsein der Kirche‘ (Kahnis) oder ‚die kirchliche Wissenschaft vom Christentum‘, die mit der Religion, als ‚persönlichem Verhalten‘, mit der Führung zur Seligkeit und mit der Frömmigkeit nichts zu tun habe, sein will (Luthardt).“ (L. u. W. 32, 6.) Der wissenschaftlichen Theologie setzte Walthers denn auch einfach das Axiom entgegen: „Quod non est biblicum, non est theologicum.“ Theologie sei nichts anderes als die in gewisse Lehrfächer gebrachte Heilige Schrift selber. Und in dem christlichen Lehrkörper dürfe sich kein noch so kleines Glied finden, das nicht der Schrift entnommen sei. Mit Gerhard erklärte Walthers: „Das einzige Prinzip der Theologie ist das Wort Gottes; darum ist, was nicht in Gottes Wort geoffenbart ist, nicht theologisch.“ Er verwarf darum auch nicht bloß Zusätze zur Theologie, die der Schrift widersprechen, sondern auch alles, wodurch die Wissenschaft die Schrift ergänzen will. Gott verbiete eben beides, daß man seinem Wort etwas entgegenstelle oder hinzufüge. (L. u. W. 21, 39.)

Dementsprechend beurteilte Walthers auch die moderne Apologetik, in die längst die neuere Theologie wesentlich aufgegangen ist, weil sie unter dem Vorgeben, die christlichen Lehren beweisen und ihre Harmonie mit den Resultaten der Weltwissenschaften dartun zu wollen, nicht nur tatsächlich die Wahrheiten des Christentums zerstöre, sondern auch von der Voraussetzung ausgehe, daß es etwas noch Gewisseres gebe als Gottes Wort, und somit das sola Scriptura preisgebe. In „Lehre und Behre“ 21, 40 f. schreibt Walthers: „Noch mehr streitet aber mit der



Natur der christlichen Theologie, wenn man sogar einen Glaubensartikel a posteriori aus der Vernunft erweisen, ja auf dem Wege philosophischer Spekulation neu gefunden haben, also selbst a priori erweisen will. Ein so großer Dienst damit der christlichen Theologie erwiesen zu werden scheint, so sind wir doch dessen gewiß, daß solche angebliche Demonstrationen nicht nur nichts als eine Täuschung sind, sondern auch, anstatt die Glaubensgeheimnisse zu erklären und zu beweisen, dieselben vielmehr nach ihrem wesentlichen Gehalt alterieren und gänzlich zerstören und gerade allein dadurch den Schein einer Demonstration und Reproduktion der christlichen Glaubensgeheimnisse hervorbringen. Alle solche Apologetik hassen wir von ganzem Herzen; denn sie setzt voraus, daß es etwas noch Gewisseres gebe als Gottes Wort, aus welchem Gewisseren sich der geheimnisvolle Inhalt der Offenbarung auf dem Wege diskursiven Denkens herleiten lasse. Aber von seinen Geheimnissen sagt uns Gott selbst, sie seien ‚von der Welt her verschwiegen gewesen, nun aber geoffenbaret, auch kundgemacht durch der Propheten Schriften aus Befehl des ewigen Gottes‘ (Röm. 16, 25, 26); sie seien der Inhalt einer vor der menschlichen Vernunft ‚törichtem Predigt‘, von der der natürliche Mensch nichts vernehme, die ihm vielmehr ‚eine Torheit‘ sei, ja, daß sie ein Licht seien, welches Gott ‚aus der Finsternis‘ habe hervorleuchten heißen (1 Kor. 1, 21; 2, 14; 2 Kor. 4, 6).“ (Cf. L. u. W. 34, 326.) Zwar glaubte Walthër, daß zwischen Theologie und wahrer Wissenschaft kein wirklicher Widerspruch statfinde. Er hielt es aber weder für die Aufgabe des Theologen noch für möglich, die Theologie mit der Wissenschaft, wie sie in concreto vorhanden ist, zu versöhnen. In dem Vorwurf, daß er die Ungläubigen nicht zu gewinnen suche durch den Nachweis der Harmonie zwischen Glauben und Wissenschaft, erblickte darum Walthër nur hohes Lob. Der Welt könne eben nicht geholfen werden durch die Lüge von dem Einklang der göttlichen Wahrheit mit der Weisheit dieser Welt, sondern einzig und allein durch die Predigt des alten Evangeliums, das allein die Kraft Gottes sei, selig zu machen, die es glauben.

Mit großer Begeisterung sind ferner im 19. Jahrhundert die Lutherischen Theologen Deutschlands eingetreten für den Bahnweg der Dogmenbildung, Lehrentwicklung, Lehrfortbildung, i. e., des objektiven Lehrfortschritts im Gegensatz zum bloß subjektiven Fortschritt in der Erkenntnis und der besseren Darlegung, Formulierung und Begründung der Schriftlehren. Was man unter Dogmenbildung verstand, beschreibt Walthër in „Lehre und Wehre“ 21, 69 also: „Nicht eine größere Bestimmtheit in der Darstellung der alten Lehre, nicht eine reichere Begründung derselben aus der Schrift, nicht ein früher noch nicht geführter siegreicher Nachweis, daß die neuauftauchenden Lehren durch die alte, gewisse, unerschütterlich feststehende, durch alle Zeit hindurch bewährte Lehre längst gerichtet sind, sondern im Gegenteil völlig neue Lehren, nicht Fortbildung, sondern Umbildung, nicht Begründung, son-

bern Korrektur, nicht Verteidigung, sondern Auflösung, Zerstörung, Aufgebung und angebliche Widerlegung der alten Lehre, und zwar nicht nur dieser und jener Nebenlehre, sondern der Grundlehren unserer Kirche, ja, geradezu Umstoßung ihres Grundes — das ist es, was man uns als Fortentwicklung und Fortschritt, und zwar selbst in unserer lutherischen Kirche, anpreißt und was wir als Lehrentwicklung und Lehrensfortschritt anerkennen sollen.“

Diese Dogmenbildungstheorie ist nun bekanntlich viel angefaunt und nachgeahmt worden. Walthers aber gehörte nicht zu ihren Bewunderern. Mit D. Schöeeler erblickte er vielmehr in ihr nichts anderes als das „Flucherbe der trunkenen Wissenschaft“, nämlich jener Philosophie, die das Rätsel der Welt auf dem Wege der Spekulation gelöst haben will“ (L. u. W. 21, 80), und er sah sich genötigt, derselben in erstem Kampf entschieden entgegenzutreten. Und warum glaubte Walthers den Modernen auch an dieser ihrer Lieblingslehre die Freude verderben zu müssen? Weil er klar erkannt hatte, daß folgerichtig auch mit diesem Stück des Schleiermacherschen Programms die Schrift samt ihren Lehren abgetan sei. Ist es nämlich Tatsache, daß die christlichen Lehren von der Kirche und ihren Theologen entwickelt und gebildet werden, oder doch von Geschlecht zu Geschlecht weiter und immer weiter entwickelt und gebildet werden, so hat der Satz vom sola Scriptura als dem alleinigen Prinzip der Theologie absolut keinen Sinn mehr. Mit Recht erblickte Walthers in der Dogmenbildungstheorie eitel Nationalismus und Romanismus, weil sie an die Stelle der Schrift die Kirche, den Menschen, die Vernunft setze. Er schreibt: „Es ist nicht wahr, daß sich die Dogmen erst nach und nach bilden, und daß es daher ‚teils noch mitten im Werden begriffene, teils noch gar nicht oder nur ansatzweise in die geschichtliche dogmenbildende Bewegung eingetretene‘ Glaubensartikel gebe, die zum Teil ‚auf uns als noch nicht abgeschlossene, unerledigte Fragen und unfertige Sachen gekommen‘ seien, ‚offene Fragen‘, weil über diese Dinge sich bis jetzt in der lutherischen Kirche kein Konsensus herausgebildet hat. Diese, von fast allen neueren Theologen mehr oder minder entschieden vertretene und ausgebreitete, den alten rechtgläubigen Theologen unserer Kirche aber völlig fremde Theorie halten wir für das *πρωτον ψεδος* der modernen Theologie, für eine christlich verkleidete Tochter des Nationalismus und protestantisch maskierte Schwester des Romanismus und für eine überaus fruchtbare Mutter ganzer Familien von Häresien.“ (L. u. W. 14, 133 ff.; 21, 357; 34, 201 f.) „Wir wollen“, erklärt Walthers, „ein durch die Wissenschaft des neunzehnten Jahrhunderts weder purifiziertes noch vervollständigtes Christentum. Unser Leitstern hierbei ist das große Wort des Felsenmannes: ‚So jemand redet‘ (nämlich in der Kirche), ‚daß er’s rede als Gottes Wort‘, 1 Petr. 4, 11. Gottes Wort und nichts als Gottes Wort soll also der Kirche als Glaubenslehre gepredigt werden. . . . Keine Tradition erfreut daher unser Herz mehr als die des Klemens von Magan-

drien, wenn derselbe von Petrus berichtet, derselbe habe in seinem und aller seiner Mitapostel Namen den Ausspruch getan: „Wir sagen nichts ohne die Schrift.“ (L. u. W. 21, 39.) Im Interesse des uralten οὐδὲν ἀρεῶ γραφῆς weiß also Walthers auch die moderne Lehrentwicklung jurid.

Für das sola Scriptura ist Walthers auch eingetreten gegen Hofmann, Frank und andere, die ganz direkt und offen leugnen, daß die Schrift in irgendeinem Sinne Quelle der Theologie sei, vielmehr behaupten, das System der christlichen Lehren sei einzig und allein zu gewinnen durch Analyse des christlichen Ich, des christlichen Bewußtseins, der christlichen Erfahrung, der Tatsache der Wiedergeburt oder, wie man dafür jetzt auch sagt, des Gotteserlebnisses. Daß Walthers in diesem babylonischen Unterfangen nur Rebellion wider Gott und sein Wort erblicken konnte, versteht sich von selbst. In einer Lutherstunde sagte er von diesen Theologen: „Sie behaupten, das wäre falsch, das wäre keine Theologie, wenn man die Bibel hernehme und lasse die Bibel zuerst und zuletzt sprechen und stelle daraus eine Lehre fest; nein, von meinem Herzen müsse ich ausgehen, oder wie Hofmann sagt: ‚Von mir selbst muß ich ausgehen.‘ Nach seiner Lehre muß ich fragen: Wie bin ich denn ein Christ geworden? Und wenn ich das alles entwickle, was nötig war, daß ich einst ein Christ wurde, dann habe ich das Zentrum hergestellt, und wenn ich fertig bin, nehme ich die Schrift und prüfe mein ganzes System nach der Schrift. Aber natürlich finden dann diese scharfsinnigen Helden mit großer Freude, daß alles so in der Bibel stehe, wie sie es auf logischem Wege konstruiert haben. Selbstverständlich können sie keine inspirierte Bibel gebrauchen, denn dann müßten sie tausenderlei Mängel und Fehler ihres Systems zugeben, weil tausenderlei in der Schrift enthalten ist, was ihrem System fehlt. Aber danach fragen sie nicht, sondern sagen: Das ist Nebensächliches, Unwesentliches, das ist nur Zutat. Und was nicht zu ihrem System, zu dem Kern oder, wie sie es ausdrücken, zu der Substanz gehört, das ist nach ihrer Lehre nichts Göttliches, das könne auch falsch und irrtümlich sein.“ „Ach, Gott wolle unser armes Amerika behüten, daß solche fluchwürdige Lehre nicht auch hier eindringel! Durch Gottes Gnade wollen wir dabei beharren, daß wir in allen Lehren nicht von uns und unserm christlichen Bewußtsein, sondern allezeit von der Schrift ausgehen und immer fragen: Was sagt die Schrift?“ (Bericht des Iowa-Distrikts 1891, S. 14 f.) In „Lehre und Wehre“ 21, 225 ff. zitiert Walthers die falsche Sätze Hofmanns, Luthards und anderer und stellt ihnen als Korrektiv voran die These Quenstedts: „Das einzige, eigentliche, vollständige und ordentliche Erkenntnisprinzip der heiligen Theologie und der ganzen christlichen Religion ist die in der Heiligen Schrift enthaltene göttliche Offenbarung oder, was dasselbe ist, allein die heilige kanonische Schrift ist das inkomplexe (= formale) Prinzip der Theologie, aus welcher allein Glaubensdogmen zu beweisen und abzu-

leiten sind. Das komplexe Prinzip aber ist dieser Satz: Alles, was die Heilige Schrift sagt, das ist untrüglich wahr, mit Ehrfurcht zu glauben und anzunehmen.“

In demselben Interesse des sola Scriptura trat Walthers im Gegensatz zu der von Hofmann und andern geforderten Argumentation aus dem „Schriftganzem“ auch ein für die alte Weise des theologischen Beweises aus den sedes doctrinae, in denen die Schrift ex professo und darum auch klar und entscheidend von einer Lehre handle. (Cf. L. u. W. 13, 109.) Walthers hatte eben erkannt, daß die Hofmannsche „neue Weise“ des Theologierens nur dem alten Zwecke diene, die Bibel in den Händen der Theologen zu einer wächsernen Nase zu machen und an die Stelle der Schrift und ihres klaren Zeugnisses die sophistische Kunst und Gesamtaufassung (das System) der Theologen zu setzen. Auf der Synodalkonferenz in Cleveland 1884 sagte Walthers von diesen Theologen: „Sie sagen ausdrücklich: Man darf nicht sagen: Der Spruch ist Gottes Wort! Nein, das Ganze ist Gottes Wort, als Ganzes genommen ist es Gottes Wort!“ Unter dem Schriftganzem aber verstehen sie das, was sie aus der Schrift mit Weglassen dessen, was sie als irrig und fehlerhaft ansehen, herauskonstruiert haben.“ (S. 33.) Ferner in einer Abendvorlesung: „Luthardt nennt diese Stelle (2 Tim. 3, 16) gar nicht, wenn er auf die Inspirationslehre zu sprechen kommt, sondern sagt vielmehr: Das Selbstzeugnis der Schrift beruht nicht sowohl auf einzelnen Stellen der Schrift, sondern auf der Schrift selbst, in dem Schriftganzem, und da ist es Aufgabe der Schriftwissenschaft, zu zeigen, in welchem Sinn man sie inspiriert nennen könne.“ Also ein Bauer oder Arbeiter kann es nicht wissen, ob die Schrift von Gott eingegeben ist, sondern wenn er mit der Schrift: „Alle Schrift ist von Gott eingegeben“ zu Luthardt kommt und spricht: „Hier steht es ja geschrieben“, so sagt Luthardt: Mein Bruder, das kann man nicht sagen; man muß auf das Schriftganze sehen; nach solchen einzelnen Stellen darf man nicht urteilen.“ (Bericht des Iowa-Distrikts 1891, S. 55.)

Ja, im Gehorsam gegen das Schriftprinzip schont Walthers selbst den von ihm so hochgeschätzten Philippi nicht, sondern setzt ihn in seiner Dogmatik, in „Lehre und Behre“ und sonst unter die Antithetiker, weil er als Quelle der Theologie die erleuchtete Vernunft und die Kirchenlehre der Schrift zur Seite stellt, da doch die Lehrer der Kirche keine Autoritäten, sondern nur testes veritatis seien, und die erleuchtete Vernunft nur so lange und in dem Maße erleuchtet sei, als Gottes Wort in ihr leuchte. In „Lehre und Behre“ 13, 99 schrieb Walthers: „Auch die erleuchtete und wiedergeborene Vernunft kann nicht neben der Schrift, derselben koordiniert, Erkenntnisprinzip sein, indem eben das zum Wesen einer erleuchteten und wiedergeborenen Vernunft gehört, daß sie nicht sich selbst, sondern die Schrift zu ihrem Erkenntnisprinzip in Sachen des Glaubens macht.“ (Cf. L. u. W. 21, 225; 34, 326.)

Mit welchem Ernst D. Walther für das sola Scriptura eingetreten ist, geht hervor insonderheit aus seiner Stellung zur Lehre von der Verbalinspiration und völligen Irrtumslosigkeit der Heiligen Schrift. Heute gibt es an den deutschländischen Universitäten keinen einzigen Theologen und in den lutherischen Landeskirchen verhältnismäßig wenig Pastoren und nur ganz vereinzelt Kirchenblätter mehr, die noch an dieser Lehre festhalten und öffentlich für sie Zeugnis ablegen. Und schon im Jahre 1873 schrieb die „Erlanger Zeitschrift“, daß „die altkirchliche Inspirationslehre in Deutschland wenigstens niemand mehr vertritt“. (L. u. W. 32, 3.) Ja, als offenbare Leugner der alten Inspirationslehre hatten sich bereits in den ersten Dezennien der Wirksamkeit Walthers fast sämtliche Koryphäen der theologischen Wissenschaft in Deutschland entpuppt: Hofmann, Thomasius, Kurz, Rahnis, Diedhoff, Delitzsch, Luthardt, Grau, Volk und andere — lauter lutherische Theologen, die den Wind gesät haben zu dem liberalen Sturm, den Deutschland jetzt erntet.

Diese List Satans, der sich gerade Lutheraner dazu ausersehen, um unter dem besten Schein mit einem Schlag dem christlichen Glauben den Boden zu entziehen, die Schrift der Vernunft zu unterstellen und dem sola Scriptura ein für allemal den Garaus zu machen, durchschauend, stellte Walther sich in den Riß und legte gewaltiges Zeugnis ab für die Göttlichkeit und Untrüglichkeit der ganzen Heiligen Schrift, um die große Flut der alles überschwemmenden rationalistischen Bibelkritik aufzuhalten, wenigstens von den Mauern der amerikanisch-lutherischen Kirche fernzuhalten. Und das war ein Kampf für das sola Scriptura! Denn ist die Schrift nicht wörtlich vom Heiligen Geist eingegeben, so ist sie auch nicht irrtumsfrei; und ist sie nicht irrtumsfrei, so muß der Mensch entscheiden, was in der Schrift als Wahrheit anzunehmen und als Irrtum zu verwerfen ist; und hat der Mensch dies zu entscheiden, so ist damit die Schrift allen Binden preisgegeben, die Vernunft über die Schrift gestellt und das sola Scriptura gestürzt. Das erkannte Walther, und darum finden wir ihn nicht etwa bloß in den vordersten Reihen der Streiter für die alte Inspirationslehre, sondern als eifrigsten und entschiedensten Vorkämpfer an der Spitze derselben.

Das weiß man auch nicht bloß in Missouri; das ist längst weltbekannte Tatsache geworden. In „Lehre und Wehre“ 34, 193 weist D. Pieper darauf hin, daß Böcklers Handbuch neben drei reformierten Theologen Walther als den Vertreter der Verbalinspiration und der Irrtumslosigkeit der Schrift nennt, und bemerkt dazu: „Walther hat wirklich während seiner ganzen Lehrthätigkeit die altkirchliche Inspirationslehre nicht nur mit vollster Überzeugung vertreten, sondern das Aufgeben dieser Lehre auch als den prinzipiellen Abfall vom Christentum bezeichnet.“ Gleich aus dem ersten Jahrgang der „Lehre und Wehre“ vom Jahre 1855 geht hervor, wie ernst Walther es mit dieser Frage nahm. Dort sagt er nämlich in einer Rezension der Schrift

D. Kahnis' „Der innere Gang des deutschen Protestantismus“: „Denn wenn derselbe auch seine Schrift mit den schönen, wahren Worten schließt: ‚Die Losung unserer Kirche in diesem Kampfe kann nur sein: Halte, was du hast, auf daß dir niemand deine Krone raube! Unsere Krone ist unser Bekenntnis‘ — so hatte er doch nur zehn Seiten vorher geschrieben: ‚Der Protestantismus steht und fällt mit dem Grundsatz von der alleinigen Autorität der Schrift. Unabhängig aber ist dieser Grundsatz von der Inspirationslehre der alten Dogmatik. Sie wieder aufzunehmen, wie sie war, kann nur mit Verhärtung gegen die Wahrheit geschehen!‘ Wir müssen gestehen, als wir diese Worte lasen, sind wir darüber recht von Herzen erschrocken. Wer mag mit einer neuen Theologie gehen, die sich als die Fortentwicklung der alten lutherischen einführt und gerade in der Lehre von dem Prinzip der Theologie, von der Heiligen Schrift, nämlich von der ratio formalis Scripturae, von dem, was die Schrift zur Heiligen Schrift macht, von dem Lehrtypus unserer alten Kirche, abweicht?“ (L. u. W. 1, 248.)

Dieser gleich im ersten Jahrgang der „Lehre und Wehre“ angefallene klare Ton zieht sich durch alle Jahrgänge und wird je länger desto lauter und anhaltender: 1867, 1871, 1875, 1886. In dem zuletzt genannten Jahrgang, in welchem Walthers Luther in Schutz nimmt gegen die ihm von den modernen Theologen damit angetane Schmach, daß sie ihn als den eigentlichen Vater der modernen freien Bibelanfichten rühmen, bekennt sich Walthers unter anderm auch zu folgenden Aussprüchen Luthers: „An einem Buchstaben, ja an einem einigen Tüffel der Schrift ist mehr und größer gelegen denn an Himmel und Erde. Darum wir es nicht leiden, daß man sie auch in dem allergeringsten verrücken wolle.“ „Wir ist also, daß mir ein jeglicher Spruch die Welt zu enge macht.“ „Aber ich bin gefangen, kann nicht heraus; der Text ist zu gewaltig da und will sich mit Worten nicht lassen aus dem Sinn reißen.“ (S. 33 ff.) „Es ist mit Gottes Wort nicht zu scherzen. Kannst du es nicht verstehen, so zeuch den Hut vor ihm ab!“ (S. 43.) „Es wird mich (achte wohl, auch keinen vernünftigen Menschen) niemand hereden ewiglich, daß ein Mensch (so er anders ein Mensch ist, der bei Vernunft ist) sollt' mit Ernst glauben können einem Buch oder Schrift, davon er gewiß wäre, daß ein Teil (schweige denn drei Teil') erlogen wäre, dazu nicht wissen müßte, welches unterschiedlich wahr oder nicht wahr wäre, und also im Saß kaufen müßte.“ (S. 65.) „Desfelbengleichen schreibet St. Augustinus zu St. Hieronymo: ‚Ich habe gelernt, allein den Büchern, die die Heilige Schrift heißen, die Ehre zu tun, daß ich festiglich gläube, keiner derselben Beschreiber habe je geirrt.‘“ (S. 66.) „Denn auf dieselbe“ (die Chronologie der Schrift) „können und sollen wir uns wahrhaftiglich mit beständigem Glauben verlassen.“ „Ich gebrauche ihrer“ (Philos und der weltlichen Geschichtschreiber) „also, daß ich nicht gedrungen werde, der Schrift wider zu sein. Denn ich gläube, daß in der Schrift Gott rede, der wahrhaftig ist.“ (S. 72.)

In demselben Artikel erklärt Walthër: „So wird denn auch ‚Lehre und Wehre‘ nicht nur, wie bisher von Anfang an, für die Lehre von der göttlichen Eingebung der Heiligen Schrift auch fernerhin fort und fort Zeugnis ablegen, sondern auch mit immer größerem Ernste gegen alle Verfälschungen dieser Kardinallehre des Christentums kämpfen und unser liebes Christenvolk vor den Bekämpfern derselben als vor den schlimmsten falschen Propheten unserer Zeit warnen und den furchtbaren Abgrund aufzeigen, an welchen sie führen, in welchen schon Tausende und aber Tausende gestürzt sind und dabei, auf Sand- und Schlammgrund gestellt, Glauben, Gottes Gnade, Seel' und Seligkeit verloren haben.“

(S. 6.) Ferner: „Denn gesetzt — es widerstrebt uns, es niederzuschreiben — Luther hätte wirklich die Bibel für ein mit allerlei Irrtümern behaftetes Buch gehalten, aus welchem nur die Gelehrten den göttlichen Wahrheitskern heraus Schälen könnten, so wäre damit den Bibelchriften eben nur Luther genommen. Das Allererschrecklichste hierbei ist, daß die modern-gläubigen und modern-lutherischen Theologen (wie es fast scheint, ausnahmslos!) es für eine jetzt nicht mehr zu bestreitende Tatsache erklären, daß die Schrift neben den ‚eigenen guten Gedanken‘ ihrer Verfasser auch ‚Heu, Stroh und Stoppeln‘ enthalte, was ‚das Feuer verzehret‘. Damit wird den Bibelchriften nicht ein Mensch genommen, den sie bisher für einen treuen Zeugen der Wahrheit hielten, damit wird den Bibelchriften ihre Bibel selbst, ihres Fußes Leuchte und das Licht auf ihrem Wege zur Ewigkeit, ihr Stecken und Stab im finstern Tal der Trübsal, kurz, Gottes Wort, und damit ihr Trost in Sündenangst, ihre Hoffnung in der Nacht ihrer Todesstunde genommen!“ (S. 76.)

So schrieb Walthër 1886, ein Jahr vor seinem Tode, in „Lehre und Wehre“. Und ebenso ernst und entschieden redete er um dieselbe Zeit in seinen „Lutherstunden“ von 1885 bis 1886.<sup>1)</sup> Walthër trat hier dafür ein, „daß die Bibel sei von Gott selbst wirklich und wahrhaftig durch und durch inspiriert, daß Gott der Autor und Verfasser der Bibel sei, und daß alle diese Schriften nicht menschliche, sondern göttliche Schriften seien“. Und dafür fand er in der Schrift selber die „zwingenden, schlagenden, überzeugenden Beweise“. (S. 29.) Zu 2 Tim. 3, 15 z. B. bemerkt er: „Aber wenn Paulus hier sagt: ‚die heiligen Buchstaben‘ und darunter ‚alles Geschriebene‘ im Alten Testament zusammenfaßt, so soll damit recht hervorgehoben werden, daß jeder Teil, auch der geringste Teil, jeder Buchstabe so ist, wie man von dieser Schrift aus sagt, heilig. Wir sollen glauben: Jeder Buchstabe ist vom Heiligen Geist. Sagt der Herr doch so deutlich vom Gesetz, darunter er das ganze Alte Testament versteht: Auch nicht ein Lüttel, auch nicht ein Häkchen von demselben soll vergehen, ja, eher sollen Himmel und Erde vergehen.“ (S. 28.) „Wir können also unmöglich mit den neueren Theologen gehen, die eine ganz unmögliche Theorie aufstellen.“

1) Siehe Synodalbericht des Jowa-Distrikts vom Jahre 1891.

Denn entweder lügt die Schrift und ist das gefährlichste, gotteslästerlichste Buch, oder sie ist von Gott, hat Gott selbst zu ihrem Verfasser und ist Gottes Wort.“ (S. 58.)

Ja, nach Walthers kann niemand ohne inneren Zwiespalt ein Prediger des Wortes sein, der nicht glaubt, daß die Bibel das inspirierte, untrügliche Wort Gottes ist. In den genannten Lutherstunden erklärte er: „Es gibt keinen unglücklicheren Menschen auf der Welt als einen Prediger, der nicht glaubt, die Bibel sei Gottes Wort. Während er auf der Kanzel steht, brennt es ihm unter den Fußsohlen, und er denkt: Du elender, verdammter Heuchler! Du stellst dich so vor den andern, als sei die Bibel Gottes Wort, und glaubst es selbst nicht. Ein solcher Mensch lebt in stetem Widerspruch mit sich selbst. Und wahrlich, etwas Elenderes kann es für den Menschen nicht geben; er ist ganz unglücklich.“ (S. 28.) Ferner: „Ja, wer ein Prediger ist und glaubt dies (die Inspiration) nicht, der ist der unglücklichste Mensch auf Gottes Erdboden; denn sein ganzes Leben, sein ganzes Tun ist ein Widerspruch. Er tritt fortwährend mit bösem Gewissen auf, weist einen Weg, den er nicht selber gegangen ist, macht Hoffnung auf ein seliges Leben durch Christum und glaubt es nicht. Ein solcher sollte lieber wünschen, er wäre ein Straßenkehrer geworden anstatt ein Lehrer des Wortes Gottes.“ (S. 41.) Und wie Predigern das gute Gewissen, so werde durch die moderne Inspirationslehre den Christen aller Trost, alle Gewißheit genommen. Walthers: „Der Herr Jesus sagt an vielen Stellen: ‚Die Schrift kann nicht gebrochen werden.‘ Moses hat von mir geredet u. dgl. Könnten wir nun wohl, wenn die Leugner der Inspiration recht hätten, uns in Sachen unsers Heils auf den Herrn Jesum verlassen, einen Mann, der dann selbst sich geirrt und nicht gewußt hätte, was er sagt?“ (S. 31.) „Ja, es ist keine Kleinigkeit, wenn ein armer Mensch auf dem Sterbebette liegt und sich mit einem Spruch trösten will, und er dann vom Teufel angefochten wird, der ihm sagt: Ja, wie weißt du denn, daß Gott das gesagt hat? Da wird wahrscheinlich der Schreiber sich geirrt haben.“ (S. 61.) „Wehe der Kirche, wenn nicht tüchtige Werkzeuge immer wieder gegen diesen Irrtum der Modernen kräftig zeugen und protestieren und nachweisen, daß dieser Irrtum nur ein Hirnspinnst ist, entsprungen aus einer ungläubigen, vorwitzigen Vernunft.“ (S. 43.)

Und in seinem Kampf für die Verbalinspiration war es Walthers letztlich zu tun um das sola Scriptura. In einer Abendvorlesung erklärte er: Die Lehre von der Inspiration gehöre zu den allerbrennendsten Fragen; „denn mit der Inspiration der Heiligen Schrift steht und fällt die Gewißheit, die Wahrheit und die Göttlichkeit der Heiligen Schrift selbst und somit auch die der ganzen christlichen Religion und Kirche. Die Lehre von der Inspiration ist nicht eine Lehre neben den andern, sondern vielmehr aller andern Lehren Fundament, auf dem sie ruhen. Ist die Heilige Schrift aus menschlichem Willen hervorgebracht,



nicht von dem Heiligen Geist inspiriert, so ist sie selbstverständlich kein göttliches Buch, sondern ein menschliches. . . . Denn mit der Behauptung, daß dem göttlichen Inhalt der Heiligen Schrift auch Irriges, Menschliches eingestreut sei, wird nicht nur dieser Teil, sondern die ganze Heilige Schrift wankend und schwankend gemacht; da wird eben der Leser zum Oberrichter über die Heilige Schrift gesetzt und soll entscheiden, was darin wesentlich und was falsch ist. Ja, dann freilich hat die liebe Kirche je und je bisher in einem großen Irrtum gesteckt, mit einer erschrecklichen Täuschung ist sie dann befangen gewesen, daß sie die Heilige Schrift angesehen hat für das Prinzip, das heißt, für die Quelle aller christlichen Erkenntnis, für die Norm, Regel und Richtschnur — und zwar untrügliche Norm — alles Glaubens und Lebens und endlich für den höchsten und letzten Richter in allen Lehr- und Religionsstreitigkeiten. Dann ist die ganze Kirche bisher gestanden auf einem Sandgrund". (S. 43.) „Darum kann man es nur immer wiederholen, es ist kein Ausweg, es gibt kein Drittes; entweder müssen wir die Bibel und die christliche Religion aufgeben oder an die Bibel glauben als Wort Gottes." (S. 49.) Ferner: „Übler hat uns der Teufel noch nicht mitgespielt in der christlichen Kirche als jetzt, da er solche, die als große Gottesgelehrte und als fromme Leute dastehen, besessen hat, daß sie uns Christen das Fundament, auf dem unser ganzes Heil steht, mit süßen Worten unter den Füßen wegziehen und uns auf unsere blinde Vernunft weisen wollen. Wer ihnen folgt, der gebe nur das Christentum auf und mache sich seine eigene Religion." (S. 51.)

Ebenso hatte sich Walthers schon ausgesprochen in einer seiner Abendvorlesungen von 1874—1875: „An der Inspirationslehre unserer rechtgläubigen Dogmatiker müssen wir durchaus festhalten. Geben wir zu, daß in der Bibel auch nur der geringste Irrtum vorkommen kann, so muß der Mensch sich daran machen, die Wahrheit vom Irrtum zu sondern. Der Mensch ist damit über die Schrift gestellt, und die Schrift hat somit aufgehört, die Quelle und Norm des Glaubens zu sein. Die menschliche Vernunft wird zur norma der Wahrheit gemacht, und die Schrift sinkt zur norma normata herab. Die geringste Abweichung von der alten Inspirationslehre bringt einen rationalistischen Keim in die Theologie und durchsäuert das ganze Lehrgebäude." (L. u. W. 34, 196.) Denselben Gedanken, daß nämlich mit der Irrtumslosigkeit der Schrift auch das sola Scriptura fällt, hatte Walthers 1867 in „Lehre und Behre" also zum Ausdruck gebracht: „Diejenigen, welche nur eine Eingebung des Was und nicht des Wie, der Sachen und nicht auch der Worte der Heiligen Schrift anerkennen, oder Grade der Inspiration des einen Buches vor dem andern annehmen, oder zugeben, daß die Schrift irgendeinen Irrtum enthalte, sich nicht nur zu der Fassungskraft des einfältigen Volkes, sondern auch zu den falschen Vorstellungen desselben herablasse — alle diese haben den Grundsatz des Protestantismus, daß die Schrift das principium cognoscendi sei, auf-

gegeben.“ (13, 100.) In demselben Jahrgang schließt ein Artikel, der die Inspirationslehre der „gläubigen“ Theologen Deutschlands charakterisiert, mit den Worten: „Sieht man nicht deutlich aus dem Vorstehenden, daß es der Teufel auf nichts Geringeres heutzutage anlegt, als den ganzen teuren Schatz des Wortes Gottes uns zu rauben und zweifelhaft zu machen?“ (13, 282.)

Und wie konsequent Walthers auch hier das sola Scriptura zur Geltung brachte, geht daraus hervor, daß er die Irrtumslosigkeit der Schrift nicht baut auf die induktive Forschung, die bisher der Schrift noch keinen Irrtum habe nachweisen können, sondern einzig und allein auf das klare Zeugnis der Schrift selber und für dies Zeugnis Glauben verlangt auch dann, wenn man in der Schrift auf Schwierigkeiten stößt, die wir nicht zu lösen vermögen. Walthers erklärte: „Wie wir bei allen Lehren fragen: Was sagt die Schrift? so fragen wir auch bei der Lehre von der Inspiration: Was sagt die Schrift selbst von sich in bezug auf ihre Würde und ihren Ursprung? Und das, was die Schrift sagt, glauben, lehren und bekennen wir. Aus der Schrift und nur aus der Schrift schöpfen wir die Erkenntnis auch von der Inspiration, daher wir uns auch unter die Schrift beugen, wenn wir im Glauben an die Inspiration der Heiligen Schrift, wie es gar nicht zu verwundern ist, auch auf Schwierigkeiten stoßen. So haben auch die alten gläubigen Theologen gehandelt, die es für ihr Amt angesehen haben, solche Schwierigkeiten zu lösen, um die wankenden Gewissen zu stärken und gewiß zu machen; kamen sie zu gewissen Schwierigkeiten, die sie nicht lösen konnten, so nahmen sie ehrfurchtsvoll ihr Doktorhütlein vom Kopf und verneigten sich vor der Heiligen Schrift, erklärten sich für arme Schülerlein und den Heiligen Geist für ihren Lehrer und dachten und sprachen: Diese Schwierigkeit wird, wenn nicht eher, doch gewiß in der Ewigkeit herrlich gelöst werden. Darüber hatten sie nicht die geringsten Zweifel. Und wie oft hat es sich auch gezeigt, daß man zu gewissen Zeiten meinte, diese Schwierigkeit sei nicht zu beseitigen, hier sei die Schrift gefangen, und später, durch irgendeine Auffindung, wurde es ganz klar, daß die Heilige Schrift nicht anders reden konnte, als sie geredet hat.“ (Ver. d. Jowa-Distr. 1891, S. 13.)

Ja, schier wie die Stimme eines alten Propheten klingt hier zuweilen Walthers Warnung und Mahnung. In „Lehre und Behre“ 1886, S. 76 zitiert er erst Luthers Worte wider Zwinglis Alldösis und fährt dann also fort: „Daselbe müssen wir von der sogenannten ‚Gottmenschlichkeit der Schrift‘ sagen, wie sie jetzt von der modern-gläubigen Theologie verstanden und gelehrt wird: Hüte dich, hüte dich, sage ich, vor dieser ‚Gottmenschlichkeit der Schrift‘! Sie ist des Teufels Larve, denn sie richtet zuletzt eine solche Bibel zu, nach der ich nicht gern wollte ein Bibelschrift sein, nämlich daß die Bibel hinfort nicht mehr sei denn ein anderes gutes Buch, welches ich mit steter ernster Prüfung lesen müsse, um nicht in Irrtum zu geraten. Denn wenn ich das

glaube, daß die Bibel auch Irrtümer enthalte, so ist sie mir kein Prüfstein mehr, sondern bedarf wohl selbst eines solchen: Summa, es ist unsäglich, was der Teufel mit der ‚Gottmenschlichkeit der Schrift‘ suchet. — Wir wissen wohl, was unser wartet auf diese unser scheinbar maßlose Erklärung. Man wird sie verachten und verlachen als Zeichen eines Eifers mit Unverstand, wenn nicht noch Schlimmeres darin finden. Allein wehe uns, wenn wir hier, wo es sich nicht einmal nur um diese oder jene Glaubenslehre der Schrift handelt, sondern wo es heißt: ‚Sie reißen den Grund um‘ (Ps. 11, 3), ‚Rein ab, rein ab bis auf ihren Boden‘ (Ps. 137, 7), wenn wir, obwohl wir nicht zu den Gelehrten gehören, aber Christen sein wollen, dazu schweigen! Dann müßten die Steine schreien. Erbarme sich Gott seiner armen Christenheit in dieser letzten betäubten und gefährlichen Zeit!“ Und in seinen Lutherstunden: „Höret, ihr Himmel, und Erde, nimm zu Ohren, denn der Herr redet!“ Das soll unser Feldgeschrei sein und bleiben. Diese Worte wollen wir leuchten lassen in unserer Fahne, und allein unter diesem signum vertrauen wir uns zu siegen. Ja, wenn unsere Synode jemals die Fahne mit dieser Devise nicht mehr hoch hielt, dann wird sie nicht erst fallen, dann ist sie schon gefallen, dann ist sie wert, daß sie vom Erdboden hinweggefegt wird als ein dummes Salz, das nicht mehr dient, sondern verdient, von den Leuten zertreten zu werden.“ (S. 53.)

Dieser seiner festen Stellung zur Inspiration entsprechend verwarf denn auch Walthers entschieden jede Unterordnung der Schrift unter und Korrektur durch irgendeine der Wissenschaften. Die Schrift müsse domina bleiben und die Wissenschaften ihre ancillae. „Wir wollen“, sagt Walthers, „nichts von einer Wissenschaft wissen, welche der Schrift gegenüber, anstatt Magd und Schülerin zu sein, die Hausherrin und Meisterin spielen, anstatt nur zur Auffindung der in der Schrift enthaltenen Wahrheit behilflich zu sein, über dieselbe zu Gericht sitzen und entscheiden, anstatt sich selbst aus der Schrift zu berichtigen, die Schrift aus sich korrigieren will, anstatt in ihrer Sphäre zu bleiben, die zufällig auf ihrem Gebiete geltenden Gesetze zu allgemeinen erheben und dieselben auch dem Schriftgebiete aufnötigen will. Solche *μετάβασις εἰς ἄλλο γένος* halten wir für ebenso abgöttisch als unwissenschaftlich.“ (L. u. W. 21, 34; 34, 323.) Auch kein Zota der Schrift sei irgendeiner Wissenschaft zuliebe preiszugeben. Walthers sagt: „Ein einziges Sprüchlein der Schrift steht uns unvergleichbar höher und ist uns ein unermesslich größerer Schatz als alle Weisheit dieser Welt.“ (L. u. W. 21, 34; 34, 323.) Und mit Luther erklärt er: „Es ist besser, daß die Wissenschaft dahinfalle als die Religion, wenn die Wissenschaft nicht dienen, sondern Christum mit Füßen treten will.“ (L. u. W. 32, 6.) Der Theolog müsse es für a priori unmöglich erklären, daß die Schrift irgendeinen Irrtum lehre, sei es auch nur in geschichtlichen, geographischen, naturwissenschaftlichen und ähnlichen relativ gleichgültigen Dingen. Walthers schreibt: „Mag die Wissenschaft noch so zuverlässlich die Reful-

tate ihrer Forschungen für absolut gewisse Wahrheiten ausgeben, so halten wir doch nicht sie, wohl aber die Schrift für infallibel. Widersprechen die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung der klaren Schrift, so ist es uns daher von vornherein gewiß, daß sie nichts sind als gewisser Irrtum, selbst wenn wir nicht imstande sind, ihn als solchen anders als mit Berufung auf die Schrift nachzuweisen. Die Heilige Schrift steht uns eben auf alle Fälle fest, wie groß auch immer der Konflikt sein mag, in welchen wir bei dieser Annahme mit den Ergebnissen der ‚Wissenschaft‘ geraten. Sooft wir zwischen Wissenschaft und Schrift zu wählen haben, sprechen wir daher mit Christo, unserm Herrn: ‚Die Schrift kann doch nicht gebrochen werden!‘ (Joh. 10, 35) und mit dem heiligen Apostel: ‚Wir nehmen gefangen alle Vernunft unter den Gehorsam Christi.‘ (2 Kor. 10, 5.)“ (L. u. W. 21, 35.) Alle wahren Wissenschaften, insonderheit die theologischen Hilfswissenschaften, lobt Walthers und schätzt sie hoch. Von den modernen Afterswissenschaften aber, die die Autorität der Bibel in Frage ziehen und es auf Sturz und Kritik ihrer Lehren abgesehen haben, urteilt er: „Eine Wissenschaft, die erst noch fragt, ob der Grund der Apostel und Propheten nicht vielleicht, wenigstens zum Teil, ein Lügengrund sei, achten wir nicht für eine christliche, sondern für eine heidnische Wissenschaft.“ (L. u. W. 21, 37.) In jedem Falle muß nach Walthers bei einem Konflikt zwischen Schrift und Wissenschaft die Schrift aufrecht und intakt erhalten werden. Machen darum die Wissenschaften den Feinden der Schrift auch nur die geringste Konzession, sagt Walthers, „so treten wir sie als Verräterinnen mit Füßen“. (L. u. W. 34, 324.)

In seinen transatlantischen Kämpfen hat also Walthers überall das Schriftprinzip nicht nur geltend gemacht, sondern auch direkt verfochten, und zwar in einer Weise, daß wir aus dem 19. Jahrhundert keinen Theologen zu nennen wüßten, der es ihm hierin zuvorgetan hätte. Und daselbe können wir von Walthers auch sagen mit Bezug auf seine amerikanischen Kämpfe, in denen ebenfalls wiederholt Versuchungen an ihn herantraten, dem Schriftprinzip untreu zu werden. Walthers hat auch hier die Probe bestanden und als Siegespreis seiner Kämpfe das sola Scriptura intakt davongetragen. Was zunächst die Buffaloschen Streitigkeiten betrifft, so trat Walthers unter andern ein für folgende Wahrheiten: ein Pastor könne von seiner Gemeinde und eine Gemeinde von ihren Gliedern keinen Gehorsam verlangen in Mittel dingen; Gehorsam dürfe in der Kirche nur gefordert werden für Dinge, die man aus Gottes Wort als von Gott geboten oder verboten nachweisen könne; was Gottes Wort nicht gebiete, könne auch Pastor und Gemeinde nicht gebieten, und was Gottes Wort nicht freigebe, dürften auch Pastor und Gemeinde nicht freigeben; Pastor und Gemeinde hätten nur „die Gewalt des Wortes“; selbst die alten lutherischen Kirchenordnungen und Zeremonien seien nicht verbindlich und dürften von der Gemeinde verändert werden zc. Was bedeuten aber alle diese Aufstellungen anders

als kräftiges, konsequentes und nicht bloß theoretisches, sondern praktisches Eintreten für das sola Scriptura? Was sind sie anders als ebensoviele Beteuerungen, daß es neben der Schrift keinerlei Autorität in der christlichen Kirche gibt? Und umgekehrt, wäre es richtig, was Walthers bekämpfte, daß ein Pastor in Sachen des Glaubens oder Lebens doch etwas befehlen könnte, was Gott nicht in seinem Wort geboten hat, oder etwas nachlassen, was Gott in der Schrift nicht nachgelassen hat, was wäre das anders, als neben der Schrift und über sie hinaus eine andere, höhere Autorität und Quelle der Wahrheit in der Kirche aufzurichten? Wenn darum gleich die Frage nach dem Prinzip der Theologie im Graubäuschen Streite nicht direkt zur Sprache kam, so war doch auch hier Walthers Grundmotiv kein anderes als das sola Scriptura. Dem entspricht es auch, wenn er z. B. in demselben Streit zuerst den Nachweis brachte, daß die Schrift von einer göttlichen Einsetzung der Ordination schweige, und dann erklärte: „Wobon aber Gottes Einsetzung in Gottes Wort nicht nachgewiesen werden kann, dies kann ohne Abgötterei nicht für Gottes eigene Stiftung erklärt und angenommen werden.“ (L. u. W. 35, 226.) Den Buffaloern gegenüber hat Walthers gerade auch das Schriftprinzip aufrechterhalten.

Daselbe gilt im vollsten Umfange von Walthers Polemik gegen Iowa, die im Grunde auch nichts anderes war als Kampf um das Schriftprinzip. Die Iowa-synode trat mit ihrer Theorie von den offenen Fragen ein für den Indifferentismus und Unionismus, dessen Grundvoraussetzung überall ist: Mit der Schrift darf man es nicht allzu streng und genau nehmen. Nach der Theorie der offenen Fragen gibt es nämlich Schriftlehren, die die Kirche nicht zu bekennen und von ihren Gliedern nicht als verbindlich zu verlangen braucht, die sie vielmehr dem Urtheil jedes einzelnen freigeben und deren Gegenteil sie in ihrer Mitte als mit den Schriftlehren gleichberechtigt erklären und behandeln darf. Dementsprechend gestattet denn auch die Iowa-synode in ihrer Mitte Freiheit und Gleichberechtigung mit Bezug auf pro und contra in den Lehren vom Millennium, vom Papst als dem Antichristen, von der doppelten Auferstehung, von der doppelten Wiederkunft Christi, vom Sonntag, von Kirche und Amt. Im Jahre 1859 erklärte das iowasche Ministerium: über die Lehre von den letzten Dingen habe die Kirche noch keine symbolischen Entscheidungen niedergelegt, „weßhalb auch beide Anschauungen in der Kirche nebeneinander stehen“ könnten. Solange also hiernach die Kirche eine Lehre, auch wenn sie in der Schrift enthalten ist, nicht symbolisch fixiert hat, kann die Kirche sie freigeben und auch der schriftwidrigen Gegenlehre Gleichberechtigung in ihrer Mitte zugestehen. Hochstetter berichtet in seiner „Geschichte der Missouri-synode“ über das Kolloquium in Milwaukee (1867): „Es zeigte sich nun, daß die Iowaer für solche Lehren, wo man den Irrtum nicht kirchlich konstatieren könne, weil die Übereinstimmung der Kirche fehle, oder Männer wie J. Gerhard, Rudelbach und andere lutherische Lehrer von

der richtigen Lehre abweichen (z. B. in der Lehre vom Sonntag), eine kirchliche Berechtigung für beiderlei Meinungen verlangen! Es hieß auf Seiten der Zowaer: „Der Abweichende muß ein Recht haben, eine andere Überzeugung zu haben und auszusprechen.“ Auch der andere Teil muß kirchlich berechtigt sein.“ (S. 291.) Noch vor etlichen Jahren erklärte Deindörfer in der „Kirchlichen Zeitschrift“: er halte seinen Chiliasmus für eine Lehre der Schrift, und die Zowashnode müsse sich selber aufgeben, wenn sie den Chiliasmus nicht mehr in ihrer Mitte für berechtigt halten, sondern nur noch dulden wolle. Andererseits hielt derselbe Deindörfer als Glied der Zowashnode die seinem Chiliasmus entgegengesetzte und somit seiner Überzeugung nach schriftwidrige Lehre dennoch in der Zowashnode mit seiner eigenen als gleichberechtigt. Und umgekehrt hielten die Antichiliasiten in der Zowashnode den Chiliasmus Deindörfers zwar für schriftwidrig, aber in ihrer Synode dennoch für gleichberechtigt mit der eigenen schriftgemäßen Lehre.

Walthers erkannte, daß diese Stellung Preisgabe des Schriftprinzips involviere. Eine Synode, die nicht alle Lehren der Schrift bekenne und bekennen wolle und von ihren Gliedern nicht Annahme aller Schriftlehren verlange und ex professo auch nicht verlangen wolle, vielmehr Lehren, die dem Worte Gottes zuwider sind, freigebe, setze sich tatsächlich an die Stelle der Schrift. Und sei eine Lehre, einerlei welche, nicht eben deshalb und eo ipso für die ganze Synode und alle ihre Glieder verbindlich und Bekenntnispflicht, weil sie in der Schrift steht, sondern erst, wenn die Kirche sie symbolisch fixiert hat oder aus irgendeinem andern Grunde, so sei aus dem sola Scriptura jedenfalls das sola zu streichen. Der Eifer um das Schriftprinzip war es, der Walthers die Feder in die Hand drückte wider die Zowaer. Und wie reiner Glockenton klang es von seinen Lippen: „Wir dürfen nicht zugeben, daß jemand wider ein klares Wort Gottes lehre, und daß dies zu dulden gefordert werde.“ „Wir glauben, daß nichts offene Frage sein könne, was Gott in seinem Wort bereits entschieden hat, es mag nun in den Symbolen stehen oder nicht.“ (Hochstetter, S. 290 f.) Von offenen Fragen in Dingen, die Gott in seinem Wort entschieden habe, könne in der Kirche nicht die Rede sein, weil dadurch tatsächlich erklärt werde: „Man könne allerdings von Gottes Wort etwas ‚davontun‘; man müsse nicht immer ‚nach dem Befehl und Zeugnis‘ gehen; ‚ein wenig Sauerteig‘ falscher Lehre schade nicht und sei daher zu dulden; die Schrift könne zuweilen ‚gebrochen werden‘; man brauche nicht gerade ‚alles zu glauben, das die Propheten geredet haben‘; alle Schrift sei nicht not und ‚nütze‘; allerdings sei es erlaubt, manches in der Schrift ‚aufzulösen‘.“ So lange bloß Gott in seinem Worte rede, sei nach der Theorie der offenen Fragen Freiheit da, „aber sobald die Kirche gesprochen, sei die Freiheit zu Ende“. Das wahrhaft Kirchliche sei immer biblisch, und das wahrhaft Biblische sei immer kirchlich. Und wer nur die Bekenntnislehren als die alle Lutheraner verpflichtenden gelten lasse, mache die Symbole

zur Lutheranerbibel und die Lutherische Kirche zur Sekte, die nicht auf das ganze Wort Gottes, sondern nur auf einige Lehren derselben verpflichtet. Hier, sagt Walthers (und damit kommt wieder das Grundmotiv seines Kampfes zum klaren Ausdruck), hier werde es offenbar, wer diejenigen seien, „welche wirklich auf der Schrift stehen und ebenso an ihre höchste Richterwürde wie an ihre Deutlichkeit glauben, welche nicht“. (L. u. W. 14, 211; 34, 199 ff.) Denselben Gedanken brachte Walthers 1869 in Fort Wayne also zum Ausdruck: „Die Unierten behaupten, man müsse um der Liebe willen gewisse Irrtümer dulden, und nach der Theorie der offenen Fragen wird behauptet: Es gibt gewisse Lehren, die zwar in der Heiligen Schrift mit klaren Worten ausgesprochen sind, die aber doch erst dann auf alleinige Geltung Anspruch haben, wenn die Kirche gesprochen hat. Diese Theorie verwerfen wir, weil durch dieselbe die Kirche an die Stelle der Heiligen Schrift gestellt wird.“ (Hochstetter, S. 316.)

Kräftig betonte also Walthers die Wahrheit, daß die ganze Schrift für die Kirche verbindlich sei, und daß niemand ohne Verleugnung des Schriftprinzips irgendeine Schriftlehre preis-, oder ihre Gegenlehre freigeben könne. Aber auch die andere Seite gebührend hervorzuheben, vergaß er dabei nicht, nämlich: Zu den verbindlichen Lehren der Kirche kann niemand ohne Verletzung des Schriftprinzips irgendeine Lehre, die nicht in der Schrift steht, hinzufügen, auch dann nicht, wenn diese Lehre mit keiner Schriftlehre streitet. Unter „offenen Fragen“ verstehe er nur Probleme, über welche die Schrift nichts entscheide. Und solche Probleme müßten darum auch in der Kirche immer Probleme bleiben und könnten niemals durch theologische Entwicklung und kirchliche Entscheidung aus diesem Stadium heraustreten und zu verpflichtenden Lehren der Kirche werden. Und warum nicht? Weil sonst das sola Scriptura falle. Walthers schrieb: „Was nicht in Gottes Wort enthalten und entschieden ist, darf daher auch Gottes Wort nicht gleichgestellt und so zu Gottes Wort hinzugetan werden.“ (L. u. W. 14, 33; 34, 198.) Die ganze Schrift und nur die Schrift! das war Walthers Lösung gegen die Jowaer. Auf dem Kolloquium zu Milwaukee erklärte er: „Wir haben auch nicht daran gedacht, die Probleme unter die wenigen wichtigen Lehren zu rechnen. Wir haben unter Lehren immer wirklich in Gottes Wort geoffenbarte Wahrheiten verstanden, nichts anderes, und Gott helfe mir, daß ich das nie vergesse, daß alles, was als Lehre dem Glauben vorgegeben sein soll, in Gottes Wort offenbart sein muß, denn Gottes Wort steht über der Kirche.“ (Hochstetter, S. 289.)

Wie nachdrücklich Walthers auf dem genannten Kolloquium das Schriftprinzip geltend machte, dafür hat mein früherer Amtsnachbar Zeugnis abgelegt, Pastor Hochstetter, der zu den Delegaten der Missouri-synode gehörte. Den Eindruck, den er in Milwaukee bekam, beschreibt er in einer Fußnote seiner „Geschichte der Missouri-synode“ also: „Ich

würde es heute noch bereuen, den Ruf an diese wichtige Stelle, für die ich mich schon meiner früheren Stellung halber unfähig fühlte, angenommen zu haben, wenn ich nicht für meine Person großen Segen von der Beteiligung an diesem Kolloquium davongetragen hätte. Es wurde mir dort erst recht klar, daß die Stärke der missourischen Lehrer nicht sowohl in der Anhänglichkeit an die Symbole ruht als vielmehr in der Furcht vor Gottes Wort! Jes. 66, 2. Es hieß dort: „Kirchlich ist alles, was biblisch ist; eine Lehre mag in den Symbolen enthalten und fixiert sein oder nicht, wenn sie nur in der Heiligen Schrift steht.“ Die Symbole selbst enthalten nur das rechte Bekenntnis zu der Heiligen Schrift und allen ihren Lehren. Während man mit allerlei menschlichen Autoritäten aus alter und neuer Zeit die Stellung der Missourisynode angreifen wollte, offenbarte es sich um so deutlicher, daß die Missourier in der Schrift sitzen, ihre Gegner aber daneben.“ (Hochstetter, S. 288.)

Was endlich den Kampf um die Lehre von der Bekehrung und Gnadenwahl wider die Iowaer, Schmidtkianer und Ohioer betrifft, so trat hier Walthers nicht nur abermals voll und ganz ein für das Schriftprinzip, sondern, capping the climax, machte er hier dasselbe geltend bis zu seinen äußersten Konsequenzen und bestand zugleich die Feuerprobe seiner ungebrochenen Stellung zur Schrift. Klar hat Walthers das auch selber erkannt: die große Bedeutung des Gnadenwähllehrtreites nicht bloß für das sola gratia als letzte Probe der Unversehrtheit der Rechtfertigungslehre, sondern auch als letzte Probe der Unversehrtheit des sola Scriptura. Aus Walthers Abendvorlesung vom 10. November 1882 zitiert D. Pieper: „Aber dennoch müssen wir Gott auch für diesen Streit danken, denn nun wird ein zweifaches erst recht klar: 1. ob man wirklich im Ernst lehre, daß der Mensch wirklich aus Gnaden selig werde, 2. ob man vom Rationalismus ganz frei sei und Gottes Wort wirklich als sein einziges Licht in geistlichen Dingen ansehe.“ (L. u. W. 36, 352.) Während die Ohioer sich in diesem Streit festnagelten auf die Dogmatiker des 17. Jahrhunderts und ihr schriftwidriges intuitu fidei, ließ Walthers hier diese Väter fahren und hielt sich an die Schrift und die der Schrift entnommene Lehre Luthers und der Konkordienformel. (Cf. L. u. W. 28, 107 f.) Ja, die göttliche Majestät des Schriftprinzips war es letztlich allein, die Walthers betrog, in der Lehre von der Gnadenwahl und Bekehrung die Stellung einzunehmen, die er eingenommen hat. Und ebenso klar war es ihm auch, daß der Synergismus seiner Gegner, sowie auch ihr Vorwurf des Calvinismus gegen die Synodalkonferenz seinen letzten Grund habe in dem falschen theologischen Prinzip derselben, welches über die Schrift als höchste Norm aller Schriftauslegung das von Theologen erkennbare harmonische Ganze oder System setzt, eine Stellung, die auch 1904 in Chicago wieder von den Theologen der Synodalkonferenz entschieden verworfen wurde.

Schon im Jahre 1867 hatte Walthers in „Lehre und Wehre“ geschrieben: „Geht man in solchen locis classicis angeblich darum von



dem *ἐνός* ab, weil die eigentliche Bedeutung wider die analogia fidei streite, so ist das ein Mißbrauch der Regel, daß alle Auslegung dem Glauben ähnlich sein müsse. Denn werden zwei Geheimnisse in der Schrift mit klaren Worten gelehrt, die sich nach den Grundsätzen unserer Vernunft zu widersprechen scheinen, so darf das eine Geheimnis nicht um des andern willen geleugnet, sondern es muß das eine wie das andere geglaubt und die Vernunft gefangen genommen werden unter den Gehorsam des Glaubens. So gewiß die Heilige Schrift Gottes Wort ist, so gewiß enthält sie freilich keinen wahren Widerspruch mit sich selbst; aber ein wirklicher Widerspruch ist nur dann vorhanden, wenn von etwas gesagt wird, daß es sei, und zugleich, daß es nicht sei, und zwar in derselben Rücksicht.“ (13, 110.) Diese Wahrheit ist bei Walthers nicht Theorie geblieben, sondern im Gnadenwahlstreit hat er sie auch praktisch zur vollen Geltung gebracht, indem er ein über das andere Mal seinen die Schrift reimentvollenden Gegnern erklärte: „Es ist lutherische Weise: finden wir in Gottes Wort zweierlei, das wir nicht reimen können, so lassen wir eben beides stehen und glauben beides so, wie es lautet.“ (L. u. B. 36, 50.) „Eine Schriftlehre durch eine andere um seiner Vernunft willen, weil ihm jene dunkel und widersprechend erscheint, corrigieren, ja ganz austreichen unter dem Vorgeben, man müsse ja die dunkeln Stellen durch die hellen auslegen, — dieses ist ein entsetzlicher Frevel.“ (L. u. B. 37, 68.)

Im Jahre 1880 veröffentlichte Walthers einen vortrefflichen Artikel mit der Überschrift: „Was soll ein Christ tun, wenn er findet, daß zwei Lehren, die sich zu widersprechen scheinen, beiderseits klar und deutlich in der Schrift gelehrt werden?“ Walthers antwortet: Wir sollen nicht reimen, sondern beide Lehren glauben. Luther schreibe: „Wenn es soll Reimens gelten, so werden wir keinen Artikel im Glauben behalten.“ Und gerade mit Bezug auf die Gnadenwahl bezeuge die Konfessionsformel: „Damit hat unser Fürwitz immer viel mehr Lust sich zu bekümmern als mit dem, das Gott uns in seinem Wort davon offenbaret hat, weil wir's nicht zusammenreimen können, welches uns auch zu tun nicht befohlen ist.“ „Mag die Vernunft immerhin schließen“, fährt darum Walthers fort, „daß, wenn keine Ursache der Erwählung in den Erwählten liege und die einzige Ursache Gottes Barmherzigkeit und Christi Verdienst sei, dann in Gott auch die Ursache liegen müsse, daß so viele nicht zum Glauben kommen und verloren gehen, so sucht dies doch das Bekenntnis, und die demselben folgen, weder auf Kosten der klaren Schriftlehre von der Allgemeinheit der Gnade noch auf Kosten der klaren Schriftlehre vom gefangenen Willen durch wohlfeile Vernünfteleien zusammenzureimen, sondern sie erkennen hier ein in diesem Leben unlösbares Geheimnis nach Röm. 11, 33—36 demüthig an und nehmen ihre Vernunft gefangen unter den Gehorsam Christi und seines Wortes. Sooft sie auf die Frage kommen, warum, da Gott alles tun müsse, Gott nicht allen Menschen den Glauben gebe, lassen sie sich auf keine Vernunftspekulation ein, sondern verweisen auf

das ewige Leben, wo uns dies Gott offenbaren und zeigen werde, daß doch seine Gnade eine allgemeine sei.“ Die Schrift lehre, daß allein Gottes Gnade und Christi Verdienst die Ursache der Wahl sei, und zugleich auch, daß Gottes Gnade nichtsdestoweniger eine allgemeine sei. Und ohne zu reimen, sollten daher auch Lutheraner beides glauben, lehren und bekennen, weil eben beides in der Heiligen Schrift klar geoffenbarte Lehren seien und es sich hier um ein hohes, unerforschliches göttliches Geheimnis handle. „Gegen solche Lehren allerlei Vernunftgründe zu erfinden, welche anscheinende Widersprüche nachweisen, ist eine sehr leichte, schlechte Kunst, aber traurig ist es, wenn gläubige Christen sich durch dieselben im mindesten wankend machen lassen. Könnte doch von einem Glaubensgeheimnis gar nicht die Rede sein, wenn menschliche Vernunft darin alles harmonisch fände. Wir wiederholen daher noch einmal Luthers Ausspruch: „Wenn es soll Reimens gelten, so werden wir keinen Artikel im Glauben behalten.“ (26, 257 ff.) Auf der Synodalkonferenz in Cleveland 1884 bekannte sich darum auch Walthers zu Luthers heroischen Worten mit Bezug auf das Mysterium im Abendmahl als dem Ausdruck seiner eigenen Stellung mit Bezug auf das Geheimnis in der Gnadentwahl: „Soll ich betrogen sein, so will ich lieber betrogen sein von Gott (so es möglich wäre) denn von Menschen; denn betruget mich Gott, so wird er's wohl verantworten und mir Wiedererstattung tun. Aber Menschen können mir nicht Wiedererstattung tun, wenn sie mich betrogen haben und in die Hölle verführt. . . . Ist etwas finster darinnen (in den Abendmahlsworten), so hast du es wollen so finster haben; denn du hast keine andere Erklärung darüber gegeben noch zu geben befohlen.“ (S. 47.)

Walthers hat sich also in dem Gnadentwahlstreit geteigert, das Problem: *Cur alii prae aliis?* zu lösen. Er hat die synergistische sowohl wie die calvinistische Erklärung desselben von sich gewiesen und das unerforschliche Geheimnis der Wahl stehen lassen. Gewaltig betonte er: Die Schrift lehrt beides: daß Gott allein die Ursache unserer Seligkeit ist und der Mensch allein die Ursache seiner Verdammnis. Entschieden fuhr er fort: Obwohl wir beide Sätze nicht zu reimen vermögen, so glauben wir doch beide. Und der Grund: Weil wir nach der Schrift zur Schrift nichts hinzutun und von der Schrift nichts abtun dürfen und bei jedem Konflikt zwischen Schrift und Vernunft nicht die Schrift unter die Vernunft, sondern die Vernunft unter die Schrift und den Gehorsam des Glaubens gefangen nehmen sollen. In keinem Falle, betonte Walthers, sei es die Aufgabe der Theologen, scheinbar einander widersprechende klare Schriftlehren zu reimen, i. e., sie also zu modeln, daß sie sich zu einem harmonischen Ganzen im Sinne der Vernunft zusammenfügen. Beide müßten vielmehr unverändert und ungeremelt festgehalten und geglaubt werden. So und ähnlich trat Walthers mit wahrhaft theologischem Heroismus seinen rationalisierenden Gegnern gegenüber ein für das große von Gott in der Schrift vorgelegte, aber ungelöst gelassene und darum auch von den Theologen und der Kirche

ungelöst zu lassende Geheimnis der discretio personarum. Und damit hat Walthers seine große Treue gegen das Schriftprinzip bewährt, der höchsten Versuchung Satans, das sola Scriptura im Interesse der reimenden Vernunft zu beugen, siegreich widerstanden, mit Luther und den lutherischen Bekennern die letzte Konsequenz des Schriftprinzips gezogen und allen Theologen und Christen das herrliche, unvergängliche Vorbild gelassen, zwar nicht Menschen, wohl aber Gott ihre Vernunft sowohl wie ihren Willen zum Opfer zu bringen und in Glaubensfragen a priori auf alles vernünftige Begreifen und eigene Wollen zu verzichten.

Wie entschieden endlich Walthers im Gnadenwahlstreit auch gegen jede Vergötterung der Kirchenväter und der Dogmatiker des 17. Jahrhunderts gezeugt hat, geht hervor aus seinen Aussprüchen über das Wheelinger Bekenntnis der Ohiosynode von 1881. Im „Vorwort“ zu „Lehre und Wehre“ 1882 schrieb er: „Sich ohne, ja wider die Schrift zum Erweise der Wahrheit eines Dogmas auf die Väter berufen, ist, wenn es von Lutheranern geschieht, der offenkundigste Abfall von dem höchsten Prinzip des wahren Protestantismus, der Reformation und damit unserer evangelisch-lutherischen Kirche.“ (L. u. W. 28, S. 1.) „Es gilt daher jetzt, das höchste Lehrkleinod und unterste Fundament unserer Kirche lehrend und wehrend, zeugend und strafend, mit höchstem Ernst zu wahren. Auf ihrer letzten Versammlung zu Wheeling, West-Virginien, im September 1881 hat nämlich die Allgemeine Ev.-Luth. Synode von Ohio u. a. St. ihre ‚Stellung in der‘ (streitig gewordenen) ‚Lehre von der Gnadenwahl‘ folgendermaßen definiert: ‚Aufs neue (?) bekennen wir uns hiermit zu der Lehre von der Gnadenwahl, wie sie in der Konfordinformel enthalten ist, und auch wie sie in Übereinstimmung damit von den Lehrvätern unserer Kirche im großen und ganzen je und je geführt worden ist; insonderheit halten wir für schrift- und symbolgemäß und somit für gut lutherisch die Lehre unserer Väter, daß die Verordnung der Auserwählten zum ewigen Leben geschehen sei in Ansehung des Glaubens, das heißt, in Ansehung des durch den Glauben ergriffenen Verdienstes Christi. Deshalb beschloßen, daß, wie in der Vergangenheit (?), so auch in der Zukunft die hier aufs neue von uns bekannte Lehre in unsern Anstalten, Schulen, Publikationen und Kirchen die einzig berechnigte sein soll.‘ (Siehe Verhandlungen der 25. außerordentlichen Versammlung zc., S. 39.) Dieser Beschluß einer ganzen kirchlichen, ebensowohl aus Laien als aus Kirchendienern bestehenden Körperschaft hat in der Geschichte nicht nur der lutherischen, sondern auch der sogenannten protestantischen Kirche im allgemeinen nicht seinesgleichen; nur die Papstkirche hat ähnliches geleistet. Man bedenke, daß laut jenes Dokuments nicht nur alle gegenwärtigen Prediger, von denen jedoch vielleicht auch eine beträchtliche Anzahl nicht einmal die Hauptschriften der sogenannten ‚Lehrväter unserer Kirche‘ gelesen hat, sondern daß selbst die lieben Laien verleitet worden sind, sich zu einer Lehre zu bekennen, ‚wie sie von den Lehrvätern unserer Kirche

im großen und ganzen je und je geführt worden ist! Unverantwortlicher ist wohl noch nie eine unserer Kirche angehörende arglose, unschuldige Menge von ihren Leitern gemißbraucht und so verleitet worden, ihren alt-protestantischen Glaubensgrund zu verleugnen und sich sogar zu etwas zu bekennen, wovon sie gar nicht wissen können, was es sei! Einen ärgeren Papismus kann man schwerlich innerhalb der lutherischen Kirche einführen. Hier wird man lebhaft an jene papistische Legende erinnert, welche Luther einst den Kryptozwinglianism vorhielt, welche zu den Lutheranern sprachen: „Ei, es ist genug, daß du glaubest den Leib, den Christus meinet.“ Luther schreibt nämlich, die Papisten erzählten folgendes: „Wie ein Doktor habe einen Köhler zu Prag auf der Brücke, aus Mitleiden als über einen armen Laien, gefragt: „Lieber Mann, was glaubst du?“ Der Köhler antwortet: „Das die Kirche glaubt.“ Der Doktor: „Was glaubt denn die Kirche?“ Der Köhler: „Das ich glaube.“ Danach, da der Doktor hat sollen sterben, ist er vom Teufel so hart angefochten im Glauben, daß er nirgend hat können bleiben noch Ruhe haben, bis daß er sprach: „Ich glaube, was der Köhler glaubt.““ (XVII, 2441 ff.) So muß nun auch ein armer Ohioer Laie auf die Frage: „Was glaubst du von der Gnadewahl neben dem, was davon in der Konfessionsformel steht?“ antworten: „Ich glaube davon auch so, wie diese Lehre von den Lehrvätern unserer Kirche im großen und ganzen je und je geführt worden ist.“ Fragt man ihn aber weiter: „Wie ist denn diese Lehre von denselben im großen und ganzen je und je geführt worden?“ so muß er antworten: „Gerade so, wie unsere Ohioersynode sie führt.“ Fragt man ihn aber endlich: „Woher weißt du denn das?“ so muß er, wenn er ehrlich sein will, sagen: „Ich weiß es daher, daß unsere Professoren so sagen.“ Möge sich Gott einer Synode erbarmen, die sich lutherisch nennt und in ihren Gliedern ein solches Glauben und Bekennen pflegt! So beschließen wir denn unser diesjähriges Vorwort zu gegenwärtiger theologischer Zeitschrift mit der Erklärung, daß wir auch ferner an dem Schriftprinzip unserer teuren Kirche im Lehren wie im Behren mit Gottes Gnadenbeistand unverbrüchlich festhalten und an unserm geringen Teile gegen diejenigen mit allem Ernste kämpfen werden, welche in unsere teure amerikanisch-lutherische Kirche irgendwie das papistische Traditionsprinzip einzuschmuggeln versuchen und so, soviel sie selbst betrifft, das Fundament derselben, sei es wissentlich oder unwissentlich, untergraben.“ Hiermit vergleiche man auch die Ausführungen auf der Synodalkonferenz in Cleveland 1884, wo Walthers mit Bezug auf seine Behauptung: „Nach dem Wheelinger Beschluß bauen die Ohioer allerdings ihren Glauben auf Menschenautorität“ erklärte: diese Behauptung könne er nur zurückziehen, wenn die Ohioer diesen Beschluß widerrufen und dafür sagen, daß sie sich zu den Schriften der Väter bekennen, so fern und so weit dieselben mit „Schrift und Bekenntnis übereinstimmen, womit freilich, was den Glauben und die Lehre der Väter betrifft, so viel wie nichts gesagt ist. Aber ohne eine solche Änderung ihres Bekenntnisses helfen alle

Glossen nichts, und unsere schwere Anklage bleibt stehen vor Gott und Menschen". (S. 21.)

Es war die volle Wahrheit, als Walthers 1882 am 1. Oktober bei der Grundsteinlegung des neuen Seminars in St. Louis sagte: „Ja, meine Freunde, allein Christus und sein Wort, das ist der felsenfeste Grund, auf welchem die deutsche evangelisch-lutherische Synode von Missouri, Ohio und andern Staaten nun schon seit mehr als 35 Jahren unverrückt gestanden hat und durch Gottes Gnade noch steht.“ Und der Mann, der in Gottes Hand das Werkzeug war, die Missourisynode auf diesen Felsen des Wortes Gottes zu stellen, und Tag und Nacht bemüht war, sie auf demselben zu erhalten, war niemand anders als ihr Hauptgründer, D. Walthers, der ihr eben in dieser festen Stellung zum sola Scriptura nur seinen eigenen Geist und Sinn eingehaucht hatte. Und wenn Walthers im folgenden Jahre (1883, am 9. September) bei der Einweihung des neuen Seminars in St. Louis erklärte: „In diesem Hause soll nicht Menschentwurf und Menschenwitz und -weisheit, sondern Gottes Wort und das ganze Wort Gottes, und was der Aufschlüsselung und dem Gebrauch desselben dient, mit unermüdem Fleiße studiert werden, Tag für Tag, vom ersten Morgenstrahl bis hinein in die sinkende Nacht“, so hat Walthers auch damit nicht etwa ein neues Programm für die Zukunft ausgegeben, sondern nur die Stellung zum Schriftprinzip wiederholt, die er von Anfang an beständig eingenommen hatte, als Pastor seiner Gemeinde, als Leiter der Missourisynode, als Redakteur ihrer Zeitschriften, als Professor in ihrem Seminar und als Führer in ihren Kämpfen.

Summa Summarum: Der bedeutendste und einflussreichste Wortkämpfer im 19. Jahrhundert für die konsequente Geltendmachung des sola Scriptura war niemand anders als D. C. F. W. Walthers.

F. W.

---

## Die Hauptbegriffe für Sünde im Hebräischen.

(Fortsetzung.)

Wir fahren fort zur Untersuchung des Begriffes פָּשָׁע. — Die Ableitung bietet große Schwierigkeit. Alle Versuche, das Wort in seinen verschiedenen Bedeutungen auf eine gemeinsame Wurzel zurückzuführen, können wir als mißlungen erachten. So nahm Hofmann (Zeitschrift für alttest. Wissenschaft III, S. 104) den Begriff der „Falschheit“ als Grundbedeutung an. Allein diese Basis ist viel zu schmal, um dem Sprachgebrauch gerecht zu werden. Ohne willkürliche Künsteleien lassen sich die verschiedenen, unverwandten Bedeutungen unsers Begriffes nicht von einem Stamme ableiten. „Ein Wort nicht sicherer Einheitlichkeit“ ist daher das Urteil von Gesenius-Buhl. Und dies ist ohne Zweifel richtig. Ohne auf Einzelheiten einzugehen, weisen wir darauf hin, daß

der Stamm **קח** bald im Sinne von „Kraft, vigor, Reichtum“ (man vergleiche das deutsche „Vermögen“ in diesem doppelten Sinn), bald im Sinne von „Elend, Mühe, Leid“ u. dgl., bald auch im Sinne von „Nichtigkeit, Eitelkeit“ sich findet. Sind dies drei Zweige von einem Stamm, so können wir wenigstens diese Zusammengehörigkeit nicht mehr entdecken und wahrnehmen. Doch dies nebenbei.

Die erste der erwähnten Bedeutungen kommt für uns gar nicht in Betracht. Dagegen fallen aber die zweite und die dritte in den Bereich unserer Untersuchung.

**קח** bedeutet nun zunächst „Unheil“, „Mühsal“, „Beschwerde“, „Leid“ zc. in physischem Sinne und steht sehr gerne in Verbindung mit **מַעַר**, „Mühsal“. So Hiob 5, 6: „Denn Unheil (**קח**) wächst nicht aus dem Staub hervor, noch Mühsal (**מַעַר**) aus dem Boden“, das ist, Leiden haben einen adäquaten Grund, nämlich Sünde. Dieselbe Bedeutung liegt vor in der bekannten Stelle Ps. 90, 10: „Unser Leben währet siebzig Jahre . . . und ihr Gepränge“ (Luther: „und wenn's köstlich gewesen ist“) „ist Mühsal und Elend.“ An dieser Stelle übersehen Delitzsch, Kauffsch und Bähgen unser Wort **קח** mit „Nichtigkeit“, was ja, an sich betrachtet, einen ganz passenden Sinn gibt. Sie lassen den Schreiber des Psalms also dasselbe sagen wie Kohemoth, wenn er von der Eitelkeit und Nichtigkeit alles irdischen Tuns und Treibens redet. Der Prediger gebraucht aber nicht das Wort **קח**, um diesen Gedanken auszudrücken, sondern **הַבָּל**, eigentlich „Hauch“ (**הַבָּל הַבָּל**, „Eitelkeit der Eitelkeiten“, „O vanitatem vanitatum“). Und das ist beachtenswert. Ja, man darf die Behauptung wagen, daß **קח** im Alten Testament nie „Nichtigkeit“ und „Eitelkeit“ in allgemein physischem Sinne heißt, sondern nur als religiös-sittlicher Begriff gebraucht wird. In **קח**, wenn es „Nichtigkeit“ heißt, liegt immer ein Tadel ausgesprochen, wie wir weiter unten sehen werden. Zudem steht **קח** hier neben **מַעַר**, „Mühsal“, und es ist bloß Zufall, daß der Gedanke an dieser Stelle die Übersetzung „Nichtigkeit“ zuläßt. An andern Stellen, wo das Wortpaar nebeneinander erscheint, gibt **קח** nur als Synonymon von **מַעַר** einen erträglichen Sinn. Das Wort hat offenbar hier denselben Sinn wie in der angeführten Hiobstelle. So die lateinische Übersetzung: labor et dolor; und die Septuaginta: κόπος και πόνος. Luther richtig: „Mühe und Arbeit.“ So auch die englischen Versionen: labor and sorrow. Sehr deutlich ist auch die Stelle Gen. 35, 18, wo die unter Geburtswehen sterbende Rachel ihren Sohn **בְּנֵי בְנֵי**, „Sohn meines Schmerzes“, „mein Schmerzenskind“, nennt, während Jakob ihn **בְּנֵי בְנֵי**, Benjamin, heißt, wahrscheinlich „Sohn meines Glückes“. Wir führen in diesem Zusammenhang noch Hiob 18, 12 an. Da heißt es: „Es ist hungrig sein Unheil (**קח**), und das Verderben steht bereit zu seinem Einfall“ (der letzte Teil des Verses ist unklar). Da hier das **קח** mit **קִי**, „Beschwerde, Unglück, Verderben“, parallel steht, so ist es un-

passend, mit einigen Auslegern es mit „Kraft, Stärke“ zu übersetzen. wodurch der Gedanke an Kraft verliert und auch der Parallelismus beschädigt wird. Bildad, der hier redet, will offenbar sagen, daß Unheil und Verderben begierig sind, den Frevel gleichsam zu verschlingen, wie er das im folgenden weiter ausführt.

An diesen Stellen schließt  $\text{רָעָה}$  also kein sittliches oder religiöses Moment in sich. Wenn es in der Psalmstelle (90, 10) heißt, daß das menschliche Leben im besten Falle Mühsal und  $\text{רָעָה}$  sei, so ist das  $\text{רָעָה}$  in den gewöhnlichen Verhältnissen des irdischen Lebens begründet. Der Übergang zur sittlichen Bedeutung des Begriffes wird dadurch vermittelt, daß Unheil oder Elend oft auf die Bosheit eines menschlichen Urhebers zurückzuführen ist. Ist ein Mensch schuld an dem „Unheil“, das einen andern trifft, so bekommt  $\text{רָעָה}$  ethischen Gehalt und bezeichnet eine grobe Verletzung der Nächstenliebe und dann Unrecht, Frevel, Sünde überhaupt. In diesem Sinne kommt das Wort ziemlich häufig vor, und zwar wieder vorzugsweise in Verbindung mit  $\text{חַטָּאת}$ . So z. B. Jes. 10, 1: „Wehe denen, die Satzungen des Unheils ( $\text{רָעָה יְפִיפִי$ ) dekretieren, und denen, die Mühsal ( $\text{חַטָּאת}$ ) niederschreiben!“ Hab. 1, 3: „Warum läßt du mich  $\text{רָעָה}$  erleben und siehst  $\text{חַטָּאת}$  mit an?“ Der Prophet klagt in diesem Zusammenhang über die sittliche Verderbtheit Israels und fordert Gott zur Bestrafung der Übeltäter auf, die in „Streit“ und „Zwietracht“ leben, „Gewalttat“ und „Verwüstung“ ausüben, wobei das Gesetz entweder verkehrt oder als toter Buchstabe verachtet wird. Hierher gehört auch Num. 23, 21: „Er siehst nicht Frevel ( $\text{רָעָה}$ ) in Jakob und nicht erblickt er Mühsal ( $\text{חַטָּאת}$ ) in Israel.“ Nach einigen (z. B. Wäntsch im Handkommentar) soll hier  $\text{רָעָה}$  im „physischen Sinn“ „Unheil“ bedeuten. Und der Zusammenhang mit den folgenden Worten: „Jahve, sein Gott, ist mit ihm“ wird mit der Bemerkung hergestellt, daß „die Abwesenheit von Unheil“ sich daraus erkläre, „daß Israels Gott bei ihm ist“. Eine ziemlich oberflächliche Deutung, die kaum der Widerlegung bedarf. So hätte Bileam das Ansinnen des Moabiterkönigs Balak, den Segen in Fluch zu verwandeln, schwerlich zurückgewiesen. Vielmehr weist er darauf hin, daß Gott in Israel keinen Frevel schaue, und folglich auch kein Grund vorhanden sei, dem Volk zu fluchen. Israel sei das Volk der Wahl, Gottes Eigentumsvolk. („Jahve, sein Gott, ist mit ihm.“) Job 4, 8 heißt es: „Soweit ich sah — die  $\text{רָעָה}$  gepflügt und  $\text{חַטָּאת}$  gesät, die ernteten es.“ Das heißt, die gegen andere Böses ersinnen und ausführen, die müssen die Früchte ihrer eigenen Aussaat ernten, indem das gegen andere erfonnene Unheil schließlich auf sie selbst reagiert. Nicht selten steht jedoch  $\text{רָעָה}$  auch ohne  $\text{חַטָּאת}$ . So  $\text{רָעָה חֲשִׁבִי}$ , „die Unheil sinnen“ (Ezech. 11, 2);  $\text{רָעָה עָלֵי$ , „die Unheil verüben“ (Jes. 31, 2). Jer. 4, 14: „Wasche vom Bösen dein Herz, Jerusalem. . . Wie lange sollen  $\text{רָעָה חֲשִׁבִי}$ ,

deine unheilvollen Gedanken, in dir wohnen?“ Prov. 30, 20 spricht die Ehebrecherin: „Ich habe kein  $\text{חַטָּא}$  begangen“, keine Unfittlichkeit, keine Sünde.

„Sündentat, Sündenschuld und Sündenstrafe“ sind, wie Delitzsch bemerkt, und wie wir bereits beim Sprachgebrauch von  $\text{חַטָּא}$  gesehen haben, „häufig ineinander übergehende Begriffe“. Das gilt auch in gewissem Grade von  $\text{חַטָּא}$ . Das Wort bezeichnet zuweilen das Unheil, das die Sünde mit innerer Notwendigkeit als ihre Frucht und Folge hervorbringt. Sünde und Sündenstrafe sind miteinander unlöslich verbunden. Hiob 15, 35 beschließt Eliphaz seine umständliche Beschreibung des Lases der Gottlosen mit den Worten: ...  $\text{חַטָּא יָלְדוּ עִמָּהּ יְלֵדֵי מָוֶת}$ , „sie gehen schwanger mit Mühsal und gebären Unheil“. Sie tragen sich mit unheilvollen Plänen gegen andere, „und was herauskommt, ist Unheil für sie selber“. Ganz dieselbe Redensart findet sich Jes. 59, 4. Hiob 21, 19: „Gott spart seinen Kindern (des Frevelers) sein Unheil ( $\text{חַטָּא}$ ) auf. Er vergelte es ihm selber, daß er's fühle.“ Ps. 94, 23: „Er wendet auf sie zurück  $\text{חַטָּאֵיהֶן}$ “, das ist, sie empfangen die angemessene Strafe für ihre Taten. Und so andere Stellen, von denen wir noch Prov. 12, 21 anführen wollen. Es heißt da: „Nicht wird zugetwandt dem Gerechten  $\text{חַטָּא לְיָדָיו}$ , irgendwelches Unheil; aber die Gottlosen sind des Bösen voll.“ Hier nehmen einige Ausleger das  $\text{חַטָּא}$  im Sinne von „Leid“ oder „Unheil“ im allgemeinen. Aber der Vers gewinnt einen tieferen Sinn, wenn auch hier  $\text{חַטָּא}$  als Frucht der Sünde gefaßt wird. Das paßt auch besser zu dem Folgenden: „Die Gottlosen sind des Bösen voll.“ Das Böse ist das Element, in dem sie leben und weben, und daher ernten sie auch Böses. Andererseits trifft den Gerechten, der sich in der Sphäre der Frömmigkeit und Gottesfurcht bewegt, kein  $\text{חַטָּא}$ , kein Unheil, das die Sünde im Gefolge hat.

Neben diesem  $\text{חַטָּא}$ , dessen Bedeutung wir in der bisherigen Darstellung zu entwickeln gesucht haben, gibt es nun ein zweites, ganz gleichlautendes Wort, welches aber, wie zu Anfang erwähnt, mit jenem schwerlich eines Stammes ist. Dies  $\text{חַטָּא}$  bedeutet nämlich „Nichtigkeit“, „Eitelkeit“, „sittliche Gehaltlosigkeit“ u. dgl. Wir haben bereits darauf hingewiesen, nämlich im Zusammenhang mit der Stelle Ps. 90, 10, wo wir die Wiedergabe von  $\text{חַטָּא}$  durch „Nichtigkeit“ (Kaußsch, Delitzsch) beanstandeten, daß  $\text{חַטָּא}$  wohl nie im Sinne von „Nichtigkeit“ im allgemeinen vorkommt, sondern nur als ethischer und religiöser Begriff. Es gibt höchstens eine Stelle, wo man mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit jene Bedeutung vorzufinden glaubt, nämlich Amos 5, 5. In seiner scharfen Polemik gegen das götzendienerische Treiben im Rehnstammereich sagt der Prophet a. a. O.: „Bethel“ (das Zentrum des Rälberdienstes) „wird zu  $\text{חַטָּא}$  werden.“ Wenn Keil hier übersezt: „wird zunichte werden“, so kommt damit das Original nicht völlig zu seinem Recht. So viel steht fest, daß  $\text{חַטָּא}$  sonst nicht der gewöhnliche



Ausdruck ist für Ruin und Zerstörung. Vielmehr dient dazu **אָפּ** oder **דָּבָר**. So z. B. Jes. 41, 12: „Es sollen wie nichts (**אָפּ**) und wie Nichtsein (**דָּבָר**) werden die Männer deines Krieges.“ In der Gerichtsdrohung gegen Edom spricht derselbe Prophet, Kap. 34, 11, 12: . . . „er spannt darüber die Meßschnur des Tohu“ (ein Zustand der Lücke und Wüstenheit) „und das Senfblei des Bohu (der Leere), . . . und alle seine Führer werden zunichte werden“ (**דָּבָר יִהְיֶה**). An unserer Stelle ist die Wahl des Ausdrucks **אָפּ** offenbar bedingt durch die Umwandlung von **בַּיִת אֱלֹהִים**, „Gotteshaus“, in **בַּיִת אֱלֹהִים**, „Gözenhaus“. Wenn Amos von diesem Bethel sagt, „es soll zu **אָפּ** werden“, so spricht sich darin nicht nur die objektive Tatsache der drohenden Vernichtung aus, sondern zugleich die tiefe Entrüstung des Propheten über die nichtige Trabestie des wahren Gottesdienstes, die in diesem „Gözenhaus“ im Schwange ging. Die Nichtigkeit des Gözendienstes und die physische Vernichtung der gökendienerischen Kultusstätte fließen hier in dem Gedanken des Propheten zusammen. Bethaven, das dem Dienste eines nichtigen Ungottes geweiht ist, soll dem Nichts völlig anheimfallen. Man könnte geneigt sein, die Übersetzung Wellhausens (die auch Duhm annimmt), so hart sie auch klingt, als sinnessprechend zu approbieren. Er übersetzt: „Und Bethel soll des Teufels werden.“ So übrigens auch G. A. Smith: „And Bethel shall go to the devil.“ Auf jeden Fall aber läßt sich diese Stelle nicht ohne weiteres für die Bedeutung von „Nichtigkeit“ im allgemeinen ins Feld führen. Man darf nicht außer acht lassen, daß hier implizite ein Wortspiel vorliegt. Luther übersetzt: „Bethel soll zu Bethaven werden“, wiewohl das **בַּיִת** im Urtext fehlt. Die oben erwähnte Umnamung von Bethel in Bethaven hat ihn wahrscheinlich zur Einschaltung von „Beth“ an dieser Stelle veranlaßt. Es findet sich dafür auch in den Versionen kein Anhalt. (Vulgata: Bethel erit inutilis. Septuaginta: Βαυθὴλ ἔσται ὡς οὐχ ἐπαρχουσα.) **אָפּ בַּיִת** findet sich dreimal im Buche Hosea. Kap. 4, 5 wird Juda gewarnt, sich an dem Gökendienst Israels zu beteiligen. „Zieh nicht hinauf nach **אָפּ בַּיִת**“, statt **בַּיִת אֱלֹהִים** gesetzt wegen des Kälberdienstes. Kap. 5, 8 ruft der Prophet im Hinblick auf das nahende Gericht aus: „Stoßet in die Posaune zu Gibeon . . . lasset schallen zu **אָפּ בַּיִת**.“ Endlich Kap. 10, 5: „Für die Kälber von **בַּיִת אֱלֹהִים** fürchten die Bewohner Samarias.“ Daneben findet sich Kap. 10, 8 der Ausdruck **אָפּ בָּמוֹת**, „die Höhen der Nichtigkeit“. Die lateinische Übersetzung hat hier excelsa idoli, indem das Konkretum für das Abstraktum gesetzt ist. Amos 1, 5: **אָפּ תַּבְּעָה**, „Tal der Nichtigkeit“. Vulgata wieder: campo idoli. Nicht „Freveltal“, wie Kauffsch übersetzt. Denn nicht nach seiner „Frevelhaftigkeit“ kommt der Gökendienst hier zunächst in Betracht, sondern nach seinem eigentlichen Wesen und Charakter als etwas schlechthin Nichtiges und Gehaltloses. Alles, was damit zusammenhängt, ist Schein und Lüge. Man vergleiche das paulinische Wort: „Wir wissen, daß ein Göke nichts

in der Welt sei“ (οὐδὲν αἰδωλον ἐν κόσμῳ), 1 Kor. 8, 4. Daß dies der Sinn des  $\text{הָנָה$  in solchen Verbindungen ist, geht unwidersprechlich aus andern Stellen hervor, wo der Götzendienst näher charakterisiert wird. So Sach. 10, 2: „Denn die Teraphim reden Nichtiges ( $\text{הָנָה}$ ) und die Wahrsager schauen Lüge ( $\text{רִפְשָׁא}$ ), und sie reden Träume des Truges ( $\text{מִשְׁחָה}$ ), und sie trösten eitel ( $\text{הַבְּלָה}$ ).“ Offenbar haben wir hier synonyme Ausdrücke, so daß  $\text{הָנָה}$  mit  $\text{רִפְשָׁא}$  zc. sinnverwandt ist. Luther übersetzt den ersten Teil unsers Verses mit: „Die Götzen (Teraphim, Orakelgötter) reden eitel Mühe“, indem er dieses  $\text{הָנָה}$  mit dem oben besprochenen, neben  $\text{רִפְשָׁא}$  auftretenden identifiziert. Kaupisch richtig: „nichtige Sprüche . . . Lügengesichte . . . eitle Träumerei . . . windigen Trost“. Vulgata: simulacra locuta sunt inutile. Septuaginta inkorrekt: ἐλάλουν κόπους (Mühe). Hieran schließt sich passend das Wort Samuels an Saul, 1 Sam. 15, 23: „Widerspenstigkeit ist Wahrsagereisünde und Widerstreben ist  $\text{הָנָה}$  der Teraphim“, das ist, Ungehorsam ist so schlimm wie hohler Götzendienst. Auch hier ist „Treiben“ wieder unzutreffend. Klar ist auch die Stelle Jes. 41, 29: „Siehe, sie alle! Eitelkeit ( $\text{הָנָה}$ ), Nichtigkeit ( $\text{דַּבָּרִים}$ ) sind ihre (der Götzendiener) Werke, Wind ( $\text{מִרְרָה}$ ) und Ede ( $\text{אִרְחָה}$ ) ihre Gußbilder.“ Wiederum lauter synonyme Ausdrücke, um den Begriff der völligen „Nichtigkeit“ möglichst zu erschöpfen. Auch an dieser Stelle setzt Luther „eitel Mühe“ für  $\text{הָנָה}$ . „Es ist eitel Mühe und nichts mit ihrem Tun.“ Aber der Begriff „Mühe“ ist sinnstörend. Die englische Übersetzung „vanity . . . naught . . . wind . . . confusion“ ist richtig. Nicht nur der Götzendienst wird als  $\text{הָנָה}$  bezeichnet, sondern auch ein bloß äußerlicher, formalistischer Gottesdienst. Von solchen, die ohne rechte Herzensgefinnung kultische Handlungen vollziehen, deren Opfer ein nichtiges opus operatum ist, heißt es Jes. 66, 3: „Wer Weihrauch aufsteigen läßt, der benediciet  $\text{הָנָה}$ .“ Das Verbum „benedeuen“, „segnen“, „preisen“ fordert ein konkretes Objekt. Zu unbestimmt und matt ist Luthers „der das Unrecht lobet“, was ja  $\text{הָנָה}$  an vielen Stellen heißt. Richtig erklärt Witringa: cultum exhibens vano numine. So schon Hieronymus: quasi benedicat idolo. So auch Delitsch und andere Ausleger, sowie die englischen Versionen. Ein Gottesdienst, der in der Außerlichkeit der Handlung selbst aufgeht, ohne aus der Quelle eines zerschlagenen Geistes (cf. B. 2) hervorzugehen, ist nichtig und steht mit dem Götzendienst auf einer Stufe. Auch sonst wird ein Göze von dem Gesichtspunkt der Nichtigkeit aus kurzweg mit einem solchen Abstraktum bezeichnet. Jer. 18, 15 heißt es z. B.:  $\text{רִפְשָׁא וְהָנָה}$ . „sie räuchern der Eitelkeit“. Gemeint sind die nichtigen Götzen. Ähnlich heißt es von Götzen  $\text{הָנָה וְהָנָה}$ , „nichtige Eitelkeiten“, oder bloß  $\text{הָנָה}$  (Deut. 32, 21). Hierher gehört auch der Ausdruck  $\text{אֱלֹהֵי לֹא}$ , „die Nichtse“, „die Ungötter“, „the not-gods“ (Cheyne).

(Fortsetzung folgt.)

E. Gänßle.

## Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

### I. Amerika.

„Zum hundertjährigen Geburtstag Walthers.“ Unter dieser Überschrift bringt die „Kirchliche Zeitschrift“ etliche Urteile, die kurz nach seinem Tode über Walthers und seine Bedeutung abgegeben wurden. Generalsuperintendent Ruperti schrieb in der „Allgem. Ev.-Luth. Kirchenzeitung“ vom 22. Juli 1887: „Mit Walthers ist einer der Großen in der Kirche Christi heimgegangen, ein Mann, der nicht nur in der kirchlichen Geschichte Amerikas eine epochemachende Persönlichkeit und dort der hervorragende Führer und Sammler der Lutheraner war, sondern dessen Wirksamkeit in der lutherischen Kirche aller Weltteile als eine mächtig antregende empfunden wurde. Der Erfolg seiner Wirksamkeit ist in der neueren Geschichte unserer Kirche fast beispiellos und kennzeichnet ihn nicht nur als einen Mann von großen Anlagen, hervorragender Begabung, eisernem Fleiß und seltener Energie, sondern läßt in ihm eine providentielle Persönlichkeit erkennen, wie der Herr sie seiner Kirche sendet, wenn er sie besondere und neue Wege führen will.“ In „Herold und Zeitschrift“ vom 4. Juni 1887 war zu lesen: Unter diesen (vorher geschilderten) Verhältnissen „trat mit äußerer Notwendigkeit sein eminentes organisatorisches Talent hervor, da mußte seine charaktervolle Bestimmtheit in Fragen des Bekenntnisses, seine präzise Klarheit, sein überscharfer Instinkt für Abweichungen jeder Art von der gesunden Lehre, sein Augenmerk für brauchbare Kräfte, sein gewinnendes, populäres, aber entschiedenes Auftreten, sein sattelfestes Verhalten in streitigen Fragen, seine Begabung als Prediger, seine pastorale Weisheit und Treue gewaltig hervorleuchten und ins Gewicht fallen. . . . Wenige haben einen solchen Erfolg ihres kirchlichen Wirkens gesehen, wie er ihn sah. Wenige durften ohne amtliche hohe Dignität eine solche Autorität, ein solches persönliches Ansehen genießen, wie er es genoß. Wie ein Moses führte er sein Volk aus schweren Wirren und Trübsal und gab ihm, dem Zeitgeist und der Welt zum Trost, sein heiliges Gesetz und seine göttliche Ordnung. Das gehörte zum Großen an dem nun aus der Welt gegangenen Manne, daß er der Welt, ihrer Art, ihrem Sinn den Zugang ins Heiligtum, unbekümmert um ihr Urteil, um Haß oder Liebe, mutvoll und gottgetreu verschloß. Wir danken Gott für eine über das Niveau der Zeitkirche hoch hervorragende Gestalt, die als ein Leuchtturm helle Strahlen warnend und rettend in die Finsternis der Zeit hinaus sandte, heldenmähig Gottes Kriege führte und Tausenden zum Führer wurde, die ohne ihn dem Irrsal der Zeit nie entflohen wären.“

Diesen Urteilen läßt die „K. Z.“ noch den Nachruf S. Fritschels im „Kirchenblatt“ vom 1. Juni 1887 folgen, der also lautet: „Es geschieht mit tiefbewegtem Herzen, daß wir unsern Lesern das am 7. Mai, abends ½ 6 Uhr, erfolgte Abscheiden des langjährigen Führers und Leiters der Missouri-synode, des Herrn Prof. D. C. F. W. Walthers, mitteilen. Obwohl daselbe nicht plötzlich und unerwartet eintrat, sein Herannahen vielmehr schon seit Monaten unverkennbar war, trifft die Trauerkunde unsere Herzen doch auf das schmerzlichste. Denn die lutherische Kirche verliert in dem Heimgegangenenen einen ihrer mannhaftesten Streiter, ihrer gesegnetsten Zeugen, ihrer namhaftesten Theologen. Seit 1839 hat er die reichen Gaben seines Geistes in den Dienst der lutherischen Kirche Amerikas gestellt und an ihrem

Aufbau innerhalb der Missourisynode mit ganzer, voller, rüchhaltloser Hingebung, ohne Ermüden, mit freudiger Begeisterung bis an sein Ende gearbeitet. Und Gottes Barmherzigkeit hat auf das Werk seiner Hände Gedeihen gelegt und ihn die Frucht seiner Arbeit schauen lassen, wie es wenig Menschen verliehen ist. Die Missourisynode mit ihrer gewaltigen Ausbreitung, ihrer festgefügtten Organisation, ihrer rastlosen kirchlichen Thätigkeit, ihrer eigenartigen, die lutherische Bekenntnislehre mit ihren Sonderlehren in fester Geschlossenheit zusammenfassenden Theologie ist im eminenten Sinne sein Werk, der er den Stempel seines Geistes in allen Beziehungen aufgedrückt hat und in der ihm die Verwirklichung der Gedanken seines Lebens noch mit seinen eigenen Augen zu sehen beschieden war. Sie selbst hinwiederum, die von ihm gegründete und geführte Synode, sah in ihm ihre Macht gleichsam verkörpert, und es dürften nur sehr wenige Fälle sich nachweisen lassen, in denen eine hervorragende Persönlichkeit in der von ihr geleiteten kirchlichen Gemeinschaft einen gleich tiefgreifenden und alles beherrschenden Einfluß ausgeübt hat. So tief wir es beklagen müssen, daß dieser große Einfluß kein allseitig heilsamer war, da die von dem Verstorbenen vertretene kirchliche theologische Richtung der wahrhaft lutherischen Ökumenizität entbehrte, ja er zuletzt sogar in eine calvinisierende Prädestinationslehre sich verstrickte und seine Anhänger in den gleichen Irrtum mit hineinriß, so darf uns dies doch nicht abhalten, den großen Segen, den Gott der Herr der lutherischen Christenheit bei alledem durch ihn geschenkt hat, mit freudigem Dank zu erkennen und anzuerkennen. Er war unser erbittlicher Gegner und Feind und hat vom ersten Anfang unsers synodalen Bestehens an auf das heftigste an uns bekämpft, was wir um der Wahrheit des Evangelii willen festhalten müssen und wollen bis an das Ende. Aber bei all dem trennenden Gegensatz bestand doch des Gemeinsamen zwischen ihm und uns noch immer so viel, daß wir das apostolische „Alles ist euer“ auch auf dies gesegnete Nützzeug anwenden und der ihm verliehenen Gnade und Gabe uns dankbar freuen können und müssen. Darum teilen wir auch den Schmerz und die Trauer seiner Schüler und Freunde über den schweren Verlust von ganzem Herzen, und ihr Klageruf: „Ein Großer in Israel ist gefallen“, klingt auch in unsern Kreisen wieder. Der Herr, den er sonder Furcht und Zagen vor dieser bösen und argen Welt bekannt hat, sei nun auch in dem himmlischen Reiche, dazu er ihm ausgeholfen hat, sein sehr großer Lohn und lasse ihm nach der Arbeit, Mühsal und Kampfesnot seines irdischen Lebens das Licht seines Angesichts leuchten und ihn die Ruhe und den Triumph des ewigen Lebens selig genießen. Was er gefehlt und gesündigt hat, bedeck das Blut der Versöhnung zu, und was er gewirkt und ausgerichtet hat in der Kraft des Heiligen Geistes, das bestehe und gedeihe ohne Aufhören.“

Den obigen Aussprachen über Walthers fügen wir noch etliche hinzu. „Der Lutherische Kirchenbote für Australien“ vom Juli 1887 brachte die Todesnachricht Walthers und schrieb: „Da ist abermals ein Held in Israel gefallen! Ein treuer Zeuge und Bekenner der Wahrheit, wie es derselben in unsern Tagen nur wenige gibt, ist eingegangen zu seines Herrn Freude. Aber nicht nur die Missourisynode in Amerika, sondern die ganze lutherische Kirche hat durch den Hingang dieses teuren Gottesmannes viel verloren.“ (Lutheraner 1887, S. 137.) Aus Canton in China schrieb Missionar Voskamp: „Ein tiefes Weh erfüllt unsere Herzen, daß ein Großer in Israel

gefallen und die Stimme dieses gewaltigen Rufers im Streit stille geworden ist. . . . Was der große Tote in Beweisung des Geistes und der Kraft in der lieben lutherischen Kirche gewirkt hat — es liegt vor aller Augen. Mitten in dem Gewoge und Getriebe der menschlichen Meinungen über Gottes Wort, der Wut und des Hasses gegen die wahre Kirche Gottes hat er gestanden wie eine feste Stadt, eine eiserne Säule und eine eiserne Mauer. Unter Gebet und Bangen, in Geduld und Glauben der Heiligen ist die lutherische Kirche aufgestiegen vor seinen Blicken wie eine Insel im Weltmeer und grünt und blüht zum Preise des Herrn.“ (Lutheraner 1887, S. 169.) Der evangelische „Friedensbote“ vom 1. Juni 1887 bemerkte: „Seine“ (Walthers) „Verdienste um die lutherische Kirche dieses Landes sind zu bekannt, um noch besonders erwähnt oder gepriesen zu werden. Er war ein allzeit streitbarer Kämpfer auf dem Felde der lutherischen Dogmatik, und was er einmal als richtiggläubig festgestellt hatte, dafür stand er auch ein mit der vollen Wucht seiner Überzeugung und seines eminenten Geistes. Sein Name wird in der Kirchengeschichte für immer einen ehrenvollen Platz einnehmen.“

Auch der innige Brief des edlen Prof. Franz Delitzsch an die Familie Walthers möge hier Platz finden: „Leipzig, Pfingstmontag 1887. Noch nie hat das Geläute der Totenglocke mich so tiefinnerlichst erschüttert, wie als vorgestern nur erst gerüchthweise, gestern durch eine Zeitungsanzeige aus Columbus in kaum zu bezweifelnder Weise die Trauerkunde von dem Hinscheiden meines geliebten alten Freundes D. Ferdinand Walthers an mich gelangte. Es gibt kaum einen noch Lebenden, der so wie ich mit ihm die Jahre erster Liebe zu dem gefundenen Heiland und dann auch die Wehen, unter denen die Auswanderung sich bewerkstelligte, durchlebt hat. Durch welche schwere Kämpfe hindurch gelangte sein Glaube zum Durchbruch! In jener Kampfzeit war er skelettartig abgezehrt, spie Blut, litt an Schlaflosigkeit und empfand Schrednisse der Hölle, er war mehr ein Sterbender als ein Lebender, und Gott hat ihn in diesem Feuer der Anfechtung gestählt, so daß er für unsere lutherische Kirche eine eiserne Säule und eiserne Mauer (Jer. 1, 18) geworden ist — ein Wunder in meinen Augen, an welchem oft mein schwacher Glaube sich gestärkt hat. In manchen Dingen konnten wir, die beiden alten Freunde, uns in letzter Zeit nicht verständigigen, aber meine Liebe und Verehrung erlitt dadurch keinen Abbruch, und im Fundamente blieben wir doch eins, denn in das blutige Verdienst des Herrn Jesu berge auch ich mich lebend und sterbend; Gottes Gnade ist mein Leben, sein Erbarmen meine Hoffnung. Um ein Kleines, so hoffe ich den teuren Freund wiederzusehen, dort, wo es kein Meer gibt, welches trennt. Sein Hingang mahnt mich, daß auch meine Zeit vorüber. Mögen die verehrten Hinterlassenen meiner innigsten Teilnahme an dem Verluste, der sie getroffen, gewiß sein! Die ganze lutherische Kirche hat Ursache, mitzutauern — ich aber war dem Entrückten persönlich verbunden durch unvergeßliche Erlebnisse. Ich schreibe diese Zeilen wie in Betrübung durch die Todesbotschaft. Der Herr, zu dessen Füßen auch der letzte Feind (1 Kor. 15, 26) gelegt werden wird, helfe uns allen über den Tod hinüber in sein himmlisches Reich. Prof. Franz Delitzsch.“ (L. u. W. 33, 289 f.)

In dem Pariser Blatt *Le Tomoloigno* schrieb nicht lange nach Walthers Tod P. Röhrich: „Der andere Bischof“ (Walthers) „würde sicherlich gegen einen solchen Titel bei seinen Lebzeiten protestiert haben. Und

doch war er ein wahrhaftiger Bischof, der geistliche Leiter eines immensen Bistums, welches sich über die weiten Ebenen der Vereinigten Staaten hin erstreckte.“ Walther habe die Missourisynode gemacht zu einem „kompakten Ganzen, vereint durch denselben Glauben, befeelt von einem und demselben Geist, jedem Einfluß von außen absoluten Widerstand entgegensetzend“. „Seine Theologie hielt sich so knapp an das praktische Leben der Kirche, daß man nicht erwarten darf, in ihm einem jener Gelehrten oder Theoretiker zu begegnen, die, in einer höheren Welt lebend, nicht anders auf die Ereignisse einwirken als indirekt, meistens nach ihrem Tode, wenn ihre Ideen sich einen Weg in den Geistern gebahnt haben.“ Walther sei ein praktischer Mann gewesen, ein wahrer Amerikaner, und habe seine Theologie den Interessen der Kirche, wie er dieselben auffaßte, kräftig dienstbar gemacht. „Walther, ein wahrer Lutheraner, hatte in bewundernswerter Weise begriffen, was es mit der Rechtfertigung durch den Glauben ohne Werke auf sich hat. Seine eigene nüchternere, emsige, freudige Frömmigkeit war durchdrungen von dieser Grundlehre. Er hatte eine seltene Gabe, die unscheinbareren Abweichungen von dieser Lehre bei den Methodisten, den Reformierten und hie und da auch bei Lutheranern bloßzustellen.“ Walther habe auf strenge Zucht in den Gemeinden gewirkt und gegen Logentwesen und Sängergemeinschaft gezeugt. Daß er sich auf einen Lehrstreit über die Gnadenwahl eingelassen habe, sei unweise gewesen; doch könne man bislang nicht sagen, daß Walther und die Seinen aufgehört hätten, in diesem Punkt orthodox zu sein. „Walther war ein gewaltiger Redner, ein heller, geschmeidiger Geist, holdselig seinen Freunden, schrecklich seinen Gegnern.“ Im höchsten Glanz erscheine Walthers Talent auf journalistischem Gebiet, auf welchem er sich besonders als unermüdblicher, scharfer, dabei mit frischem Humor begabter Polemiker hervorgetan habe, „dieser Mann, welcher eines Tages einen Ehrenplatz in der Geschichte unserer Kirche einnehmen wird“. (L. u. B. 33, S. 334 f.)

„Der Lutherische Kalender“ für 1888, „herausgegeben von L. G. Diehl im Auftrag der Lutherischen Synode von Pennsylvania und den benachbarten Staaten“, sagt in einem kurzen Artikel mit der Überschrift: „D. C. F. B. Walther“: „Dem Lutherischen Kalender erscheint es als Pflicht, von einem im letzten Jahre dahingeshiedenen Manne zu reden, der, alles in allem genommen, der Luther der deutsch-amerikanischen Lutherischen Kirche dieses Jahrhundertts genannt werden darf. Ohne Übertreibung kann man diesen Ehrennamen auch dem Patriarchen unserer Kirche, dem am 7. Oktober 1787 zu seiner Ruhe eingegangenen Doktor Heinrich Melchior Mühlenberg beilegen, da er im vorigen Jahrhundert und vielleicht unter noch viel schwierigeren Verhältnissen und ärmlischeren Umständen dieselbe Niesenarbeit getan und sich als ein Feld Gottes erwiesen. Aber wir wollen mit Rangstreitigkeiten keine Zeit verlieren, zumal uns der Apostel Paulus 1 Kor. 3, 5—8 solches verwehrt. . . . über 47 Jahre hat er (Walther) seinem Gotte in Amerika in reichstem Segen gedient. Das erhellt am besten aus dem gegenwärtigen Stand der ehrwürdigen Synode von Missouri, die den Verewigten gleichfalls ihren Patriarchen nennt. Diese Synode zählte im Oktober 1886 nicht weniger als 938 Pastoren, die größtenteils Schüler D. Walthers gewesen, 1237 Gemeinden und 230,000 Kommunikanten, wohl ebensoviel Gemeindeschulen und Lutherische Lehrer als Gemeinden, 2 Predigerseminare,

8 Kollegien, 1 Schullehrerseminar und 12 Wohlthätigkeitsanstalten (Waisenhäuser u. dgl.). Der mächtige Einfluß des Lehrers der Missourishnobe ging weit über ihre Grenzen hinaus; als er starb, fühlte die ganze lutherische Kirche auf Erden mit seinen Nächstverbundenen, daß ein Großer in Israel gefallen sei. Was einst Urban Rhegius über Luther schrieb, gilt auch von Walthers: „Ich urteile, niemand kann Luther hassen, der ihn kennt. Seine Bücher zeigen seinen Geist; aber wenn du ihn in der Nähe gesehen hättest, wenn du gehört hättest, wie er über göttliche Dinge mit apostolischem Geist redet, du würdest sagen: die Erscheinung selbst übertrifft den Ruf. Dieses Urtheil flieht nicht aus der Liebe, sondern die Liebe aus dem Urtheil. Er bleibt wohl noch ein Theologus für der ganzen Welt, das weiß ich.“ Einer der ausgezeichnetsten und treuesten Schüler Luthers war Walthers. Darum hat nicht allein die Missourishnobe, sondern die ganze lutherische Kirche dieses Landes an ihm gehabt oder haben können und nun nach Gottes Rat verloren, was ihm an seinem Sarge nachgerufen wurde: „Er war uns ein Vater in Christo, ein gewaltiger Zeuge, ein gewappneter Streiter, ein glänzender Lehrer, ein federgewandter, schriffterfahrener Bertheidiger, ein ungemein ertvedlicher Prediger des Evangeliums, ein unermüdlicher Hüter und Wächter des goldenen Kleinods, der Perle der reinen, lautern Lehre, ein gesalbter Betet, ein zuverlässiger Berater, ein bewährter, treuer Führer und Oberhirte, ein Mann und auserwähltes Nützeng Gottes!“

**Prof. Stellhorn** schrieb in der „Lutherischen Kirchenzeitung“ vom 1. Juni 1887 (S. 84): „D. Walthers war ein in mehrfacher Beziehung ungewöhnlich begabter Mann. Namentlich besaß er einen sehr klaren, eindringenden Verstand, eine volkstümliche und fesselnde Rednergabe, eine außerordentliche Willens- und Tatkraft und dazu einen unermüdlichen und uneigennütigen Fleiß. Rat in allerlei schwierigen Fällen zu geben, war keiner geeigneter und williger als er. Sein Wunder, daß er mit Gottes Hilfe eine so reiche und gesegnete Tätigkeit entfaltete. Ihm verdankt die lutherische Kirche unsers Landes, und man kann wohl sagen: unsers ganzen Jahrhunderts, mehr als irgendeinem andern einzelnen Manne. Er, wie kein anderer vor und neben ihm, machte wieder aufmerksam auf die unvergänglichen Schätze, die in den Schriften Luthers und seiner treuen Nachfolger enthalten sind, und sparte keine Mühe und keinen Fleiß, in Aufsätzen und Schriften groß und klein sie seinen Zeitgenossen bekannt, zugänglich und handgerecht zu machen. Daß die Walchsche Ausgabe von Luthers Werken, die er in seiner Jugend für ein paar Taler kaufte, allmählich, trotzdem neben ihr namentlich die Erlanger Ausgabe noch im Markte war, auf einen Preis von hundert Dollars und mehr stieg; daß ebenso die alten Dogmatiker und Exegeten unserer Kirche dem dicken Staub der rationalistischen Vergangenheit entrissen, viel gesucht und teuer bezahlt wurden; daß man endlich in der Missourishnobe selbst an die kostspielige Herausgabe von Luthers Werken auf Grund der Walchschen Ausgabe gehen konnte — dies und viel anderes ist eine Frucht des gesegneten Wirkens D. Walthers.“ Stellhorn läßt dann eine Kritik Walthers folgen, in der er in seiner bekannten Weise an Walthers tadelt, daß er Widerspruch nicht wohl vertragen konnte, daß er seine Auffassung der Schrift für unfehlbar gehalten habe, daß seine Kampfesweise nicht immer der Liebe gemäß gewesen sei, daß er geglaubt habe, sogar ein Gerhard und andere Richter und Säulen der lutherischen Kirche würden durch seine Belehrung in einzelnen Stücken von ihrer Meinung ab- und

zu der feinigem herübergezogen worden sein; und daß sich diese Schwächen insonderheit im Gnadenwahlstreit gezeigt hätten.

Was aber die in obigen Ausprüchen an Walthers mit Bezug auf seine Gnadenwahllehre geübte Kritik betrifft, so sei uns hier nur die Bemerkung gestattet, daß, von andern Erwägungen ganz abgesehen, die ganze lutherische Kirche D. Walthers dafür Dank schuldet, daß Luthers Gnadenlehre, die Walthers tapfer, ohne Menschenfurcht und ohne Rücksicht auf die praktischen Folgen verfochten hat wie seit den Tagen der Konfordinformel kein zweiter Theolog, und der er bis in den Tod treu zu bleiben fest entschlossen war, — daß diese Gnadenlehre Luthers heute in der Kirche, die Luther als ihren Gründer verehrt, wenigstens nicht allgemein als calvinistische Irrlehre, die von der lutherischen Kirche ausschließe und diese Kirche zu einer reformierten Sekte mache, verdammt wird, und daß somit auch Luther selbst, der von Gott geweissagte Gründer unserer Kirche, nicht zugleich von dieser Kirche selber als ihr erster und größter Verführer angesehen wird. Ja, durch sein heldenmütiges Eintreten für die schriftgemäße Gnadenwahllehre hat Walthers gerade auch der ganzen lutherischen Kirche den größten Dienst erwiesen, denn durch diesen Kampf hat er Luther vor dem Ketzerbrandmal innerhalb seiner eigenen Kirche bewahrt. Und das sollte ihm die lutherische Kirche nicht vergessen, das sollte kein bona fide-Lutheraner an ihm kritisieren, das sollte ihm jeder lutherische Christ vielmehr als unsterbliches Verdienst anrechnen und ihm dafür von ganzem Herzen dankbar sein.

F. W.

Von ihrem Kampf gegen die Synodalkonferenz schreiben die ohioschen „Zeitblätter“, mit denen jetzt das *Theological Magazine* verbunden ist: „Dankbar gedenken wir dabei der treuen Mitarbeit der Synode von Iowa und der Vereinigten Norwegischen Kirche. Die andern lutherischen Synoden unsers Landes stehen allem Anschein nach mit uns auf demselben Grund und Boden; aber mit Ausnahme der Buffalosynode scheuen sie sich entweder, dem mächtigen Missouri entgegenzutreten, oder fürchten bei einer entscheidenden Stellungnahme Uneinigkeit im eigenen Lager, oder kümmern sich um die Differenz in jenen wichtigen Lehren nicht.“ Eigentlich gehört aber doch der fragliche Ruhm weniger den Ohioern als D. Schmidt, der zuerst am Strang der Sturmglocke wider Missouri gezogen, und den darum auch die ohiosche „Kirchenzeitung“ schon 1885 (25. März) als den „von Gott berufenen und begnadigten Vorkämpfer und Dulder in diesem Streite“ feierte. Freilich muß Schmidt diese Krone, die ihm die Ohioer aufs Haupt gesetzt, seinerseits wieder niederlegen zu den Füßen Fritschels, der mit seiner Selbstentscheidungslehre den synergistischen Reigen in Amerika wider Walthers eröffnet hat. Was aber das Generalkonzil, die Generalsynode und andere lutherische Kirchenkörper betrifft, so tut es auch uns leid, daß sie sich nicht zu einer entschiedenen und festen Stellung für die alte lutherische Wahrheit von der Bekehrung und Gnadenwahl haben durcharbeiten und aufraffen können. Andererseits freut es uns aber doch auch, daß es Stellhorn trotz aller Künste bisher nicht gelungen ist, sie zu dem traurigen Mut zu fanatizieren, Tausende von Lutheranern, die kein anderes Verbrechen begangen haben, als daß sie treu festhalten an der Lehre der Konfordinformel und Luthers, als Calvinisten zu heßen und damit zugleich auch Luther selber als den ersten, beharrlichen und zugleich größten und gefährlichsten Ketzer der Kirche, die er selber gestiftet und zu der sich auch unsere Gegner rechnen,



zu verdammen. Und hoffentlich werden auch in der Zukunft die genannten Synoden sich von Stellhorn nicht dazu verführen lassen, in einer Weise sich am Lutherum zu vergreifen, daß sie nur noch mit tieffter Scham den Namen Luthers in den Mund nehmen könnten. J. B.

In Pittsburg gehen Arm in Arm Generalsynodisten, Kongiliten und Ohioer. Die *Lutheran World* vom 22. März berichtet von einem dortigen großen Layman's Banquet: "The menu was fine; the speeches were good; and the fraternity was delightful. One could not distinguish either a General Synod, General Council, or Ohio Synod brother or sister. There were no distinguishing features. All were Lutherans, and that described the entire body. Give us many more of such delightful evenings, and we will soon come to understand each other better and bring that time when we all hope to see 'The American Lutheran Church.'" Gilt es, über Lehre und Praxis hinweg Einigkeit in der amerikaniſch-lutheriſchen Kirche herzustellen, so sind dazu allerdings Bankette und soziale Versammlungen vortreffliche Mittel! Vom 8. März berichtet dasselbe Blatt: "Friday evening, February 24, a Pan-Lutheran Dinner was held at the Hotel Morrison in Chicago under the auspices of the Lutheran Ministers' Association of the city." Gehört nicht ziemlich viel Anmaßung und Einbildung dazu, wenn sich in Chicago eine Versammlung von Generalsynodisten und Kongiliten als "Pan-Lutheran" bezeichnet? J. B.

Luthertum in der Generalsynode. Der *Lutheran Witness* berichtete vor etlichen Monaten, daß in einer kleinen nördlichen Stadt eine Gemeinde der Generalsynode sich mit einer presbyterianischen Gemeinde vereinigt habe. Die *Lutheran World* leugnete diese Tatsache ab und schrieb väterlich und vornehm: "Misrepresentation, brother, is not the way to hasten the Lutheran millennium of a more united church. Give the facts, and have a little more of charity in your treatment of the rest of us." Nun ist aber der *Witness* in der Lage, der *World* mitteilen zu können, daß die fragliche Gemeinde der Generalsynode zwar keinen förmlichen Beschluß gefaßt habe, sich mit der presbyterianischen Gemeinde, die ihr Eigentum gekauft hat, zu vereinigen, daß aber tatsächlich doch eine solche Vereinigung stattgefunden habe. Der *Witness* schreibt: "There has been no formal action on the part of the Lutheran congregation in question to unite with the Presbyterian congregation, but, as a matter of fact, 'the majority of these so-called Lutherans had agreed, as an inducement, to become Presbyterians. In other words, they sold themselves with their property. One Sunday they were still Lutherans, the next Sunday, without instruction or conviction, they became Presbyterians.' We are furthermore informed that those few who did not become Presbyterians, with one or two exceptions, have not united with the other congregation" (der englisch wertschätzenden deutschen lutherischen Gemeinde in der Stadt), "but have preferred to join the Methodists or Baptists." Ist diese Verleugnung des Luthertums nicht die natürliche Folge der von der Generalsynode gepflegten Sektengemeinschaft? J. B.

Die *Lutheran World* berichtet aus einem Vortrag P. Scheatslehs in Pittsburg: "After quoting the average per member contribution in the various synods as follows: General Synod, \$1.53; United Synod South, \$1.36; Joint Synod of Ohio, \$1.24; All Independent Synods, \$1.24; General Council, \$1.08; Synodical Conference, \$1.04; or a general average

of \$1.17, and a total of \$2,598,430.29, the author concludes: 'Concerning them synodically, we might say that, apparently, the tighter the doctrine, the tighter the "wad," or, the looser we are, the more money we get. We might also conclude that the more systematic we are, the higher the average. There might also be some warranty for the conclusion, that the more English we are, the higher the average.'" Charakteristisch für die *Lutheran World* ist es, daß sie, ohne den eigentlichen Ursachen für die Verschiedenheit in obigen Zahlen nachzugehen, ohne weiteres folgert, daß Ernst in der Lehre die Freigebigkeit lahmlege. Von der lutherischen Wahrheit, daß von rechtem Leben und auch Geben ohne rechte Lehre überhaupt nicht die Rede sein kann, scheint die *World* noch wenig verstanden zu haben.

J. B.

**Billy Sunday und der Lutheran Observer.** Zu Anfang dieses Jahres wurde der große Plattform-Ganzwurst, Billy Sunday, der obendrein das Christentum zu einer oberflächlichen Morallehre reduziert, im *Lutheran Observer* gefeiert als "the greatest preacher of our day". Und als dann dies Urteil von einem Pastor im *Observer* angefochten wurde, traten wieder eine ganze Anzahl Stimmen im *Lutheran Observer* ein für Sunday und seine Methoden. Die *Lutheran World* vom 15. Februar sagt mit Bezug auf den *Observer*: "We note the fact that the columns of our church contemporary have actually been overrun with the defenders of Mr. Sunday's methods, and some fulsome praise has been laid upon him by certain Lutheran preachers. . . . Indeed, we have seen no similar amount of space given up to the praise of this gentleman's methods, and the supposed results of his work, in any of the papers of other churches." Wie weit Billy Sunday in seinen Besehrungsmethoden geht, darüber äußert sich die *World* also: "We may be permitted to say that a few evenings ago we heard Mr. Sunday at a great temperance meeting at Columbus, O. . . . He stood on a chair, up on the pulpit, and finally on the piano. At a certain point the speaker separated himself from his collar, at another from his coat and vest, at another rolled up his sleeves." Wir freuen uns, daß die *World* am rag-time-Luthertum, wie es von Pastoren der Generalsynode im *Observer* vertreten wird, keinen Gefallen findet, obwohl größerer Ernst nötig sein wird, wenn ihre Kritik fruchten soll. Freilich, auch im *Observer* sind Proteste erschienen gegen die Verhimmelung Sundays und seiner Methoden. In einem Artikel lesen wir: "Fie on the pastor who cannot do his own work, and thinks he must have a 'Billy Sunday' to shake up the dry bones of his congregation! . . . Sunday, whose asset is his mouth, backed up with a blare of trumpets and by a big choir and rolly-poly dance music, an unhealthy excitement." In derselben Nummer des *Observer* wird dann aber wieder Sundays Methode gerühmt als „gut und nötig“. Auch der *Lutheran* beurteilt entschieden die "vaudeville methods" Billy Sundays. Trotzdem scheint es aber auch im Konzil immer noch vereinzelte Pastoren und Gemeinden zu geben, denen die Weise Sundays nicht zuwider ist. In einem Brief, den der *Lutheran* aus seinem Fragekasten mitteilt, sagt E. J. K.: "I know, too, of one good old-time General Council minister who opposed Rev. Sunday, but after he heard him several times, he has nothing but good to say of him. Also I know of a General Council church of the conservative kind that gained about forty members after a six weeks' revival by Rev. Sunday in that town."

J. B.

**Papstkirche und Ehescheidung in Quebec.** Bei jeder Gelegenheit rühmen die Römlinge, daß ihre Kirche der Hort der Ehe sei und allein für die Heiligkeit derselben eintrete. Tatsächlich ist aber auch hier das Gegenteil wahr, denn gerade die Papstkirche ist es, die die Ehe nicht bloß als einen, mit der mönchischen Ehelosigkeit verglichen, niederen und relativ unheiligen Stand behandelt, sondern auch direkt Verlöbniße und Ehen, die vor Gott und Menschen gültig sind, zerreißt und auflöst. Folgendes Beispiel für das Letztere teilt uns P. R. A. E. mit aus der kanadischen *London Free Press*: "Montreal, March 23. In 1908, Eugene Hebert and Marie Emma Clouston, who were both over 21 years of age, were married by Rev. W. Timberlake, a Protestant minister, and a marriage certificate was delivered. Both parties to the marriage were Catholics. Hebert entered a suit for annulment of marriage before the authorities of his church and won." Dies wurde vom weltlichen Gericht bestätigt, weil nach den Ehegesetzen der katholischen Kirche, die der Staat in Quebec zu respektieren habe, Katholiken nur von einem Priester gültig getraut werden könnten. Das Urteil Richter Laurendeaus lautet: "Under certain circumstances marriages in the Roman Catholic Church, not made by the proper cure, are forbidden by the laws and rules of the Roman Catholic Church, to which both parties to this marriage belong. Rev. Mr. Timberlake had no right as a priest to contract a marriage between Catholics, he being a Protestant. Therefore the marriage made on July 14 between Eugene Hebert and Marie Emma Clouston is declared null and void as to civil rights, as the plaintiff is well founded in his demand that the marriage be annulled." Das Gesetz, auf welches sich der Richter berief, stammt aus dem Jahre 1774 und verlangt, daß in Ehesachen zwischen Katholiken der weltliche Richter urteile nach der Entscheidung der Kirche. Vater McNorty, der Gehilfe des Bischofs von Montreal, erklärte: seit drei Jahren, nämlich seit dem Dekret des Papstes von 1907 (?), gälten alle Ehen zwischen Katholiken, die nicht von einem Priester getraut seien, als keine Ehen. "The Church looks upon the marriage ceremony as a sacrament, and as such only to be performed by a priest. A Roman Catholic who contracts a civil marriage commits in the eyes of the Church a mortal sin. This rule is in operation in the United States, where civil marriages and marriages by clergymen of different religious views from those of the persons being married are very common. Prior to 1907, Catholics could and were married by magistrates, justices of the peace, and Protestant ministers. Yes, the rule has met with a lot of opposition. But then, what business is it of outsiders? The Roman Catholic Church surely has the right to make its own rules, and if the Roman Catholics choose to follow its rules, why should non-Catholics trouble their heads about it?" Aus diesem Fall, der in Kanada Aufsehen hervorgerufen hat, geht nicht bloß hervor, daß die Römlinge in Quebec auch politisch das Heft in Händen haben, und daß sie im Interesse der Priesterherrschaft die protestantischen Ehen in der ganzen Welt schmähen als eigentlich keine Ehen, sondern auch, daß sie vor Gott gültige Ehen mit freveler Hand zerreißen und somit auch in diesem Stück bedeutend tiefer stehen als irgendeine, auch die letzte der protestantischen Kirchen. Welche Ignoranten sind also Protestanten, die sich durch das heuchlerische Gerede eines Gibbons, Ireland und Glennon von der Heiligkeit der Ehe bei den Katholiken imponieren lassen und wenigstens in diesem Stück der Papst-

Kirche vor allen andern die Palme reichen zu müssen glauben! Tatsache ist, daß in der ganzen Christenheit niemand so viel dazu beigetragen hat, direkt und indirekt die heilige Ehe zu schänden, als gerade der Papst mit seinen Schuppen.

Aus dem päpstlichen Dekret „*Ne temere*“ von 1906 teilen wir auf Wunsch die Stellen mit, aus denen hervorgeht, daß die Papstkirche Verlöbnisse und Ehen von zwei Katholiken oder von einem Katholiken und einem Nichtkatholiken nur anerkennt, wenn die Trauung von einem Priester vollzogen ist. Das Dekret „*Ne temere*“ zitiert und bestätigt zunächst, was unsere Frage betrifft, den Beschluß des Tridentinums: „*Qui aliter quam praesente parochio vel alio sacerdote de ipsius parochi seu Ordinarii licentia et duobus vel tribus testibus matrimonium contrahere attentabunt, eos Sancta Synodus ad sic contrahendum omnino inhabiles reddit, et huiusmodi contractus irritos et nullos esse decernit.*“ (§. 5.) „Wer in anderer Weise als in Gegenwart des Pfarrers oder eines von ihm oder dem Ordinarius bestellten Priesters und zwei oder drei Zeugen eine Ehe eingegangen sich unterfängt, den macht die heilige Versammlung für einen solchen Vertrag durchaus unfähig und erklärt derartige Verträge für ungültig und nichtig.“ (§. 9.) über Verlöbnisse erklärt sodann das Dekret: „*Ea tantum sponsalia habentur valida et canonicos sortiuntur effectus, quae contracta fuerint per scripturam subsignatam a partibus et vel a parochio, aut a loci Ordinario, vel saltem a duobus testibus.*“ (§. 6.) „Nur jene Verlöbnisse werden für gültig angesehen und sind teilhaft der kirchenrechtlichen Wirkungen, welche abgeschlossen wurden durch ein von den Parteien und von dem Pfarrer, hzw. dem Ortsordinarius oder von wenigstens zwei Zeugen unterzeichnetes Schriftstück.“ (§. 20.) über die Ehe enthält das Dekret auch folgende Bestimmungen: „*Ea tantum matrimonia valida sunt, quae contrahuntur coram parochio vel loci Ordinario vel sacerdote ab alterutro delegato, et duobus saltem testibus.*“ (§. 7.) „Nur jene Ehen sind gültig, welche abgeschlossen werden vor dem Pfarrer oder dem Ortsordinarius oder dem von einem dieser beiden bevollmächtigten Priester und zwei Zeugen.“ (§. 28.) „*Statutis superius legibus tenentur omnes in catholica Ecclesia baptizati et ad eam ex haeresi aut schismate conversi (licet sive hi, sive illi ab eadem postea defecerint), quoties inter se sponsalia vel matrimonium ineant.*“ (§. 8.) „Diesen oben erlassenen Gesetzen sind unterworfen alle in der katholischen Kirche Getauften, sowie alle vom Irrglauben oder dem Schisma zu ihr übergetretenen (mögen auch die ersteren oder die letzteren von ihr später wieder abgefallen sein), sooft sie unter sich ein Verlöbniß oder eine Ehe schließen.“ (§. 54.) „*Vigent quoque pro iisdem de quibus supra catholicis, si cum acatholicis sive baptizatis, sive non baptizatis, etiam post obtentam dispensationem ab impedimento mixtae religionis vel disparitatis cultus, sponsalia vel matrimonium contrahunt; nisi pro aliquo particulari loco aut regione aliter a S. Sede sit statutum.*“ (§. 8.) „Dieselben Gesetze gelten für die oben erwähnten Katholiken, wenn sie mit Nichtkatholiken, sei es getauften oder ungetauften, auch nach erlangter Dispense vom Hindernis der Bekenntnisverschiedenheit (mixtae religionis) oder Religionsverschiedenheit (cultus disparitatis), ein Verlöbniß oder eine Ehe schließen; außer es wäre für einen einzelnen Ort oder für eine bestimmte Gegend vom Heiligen Stuhle anders bestimmt worden.“ (§. 54.) Zitiert haben wir aus der Schrift „Die Verlobungs- und Eheschließungs-

form nach dem Dekrete *Ne temere* von D. theol. et jur. can. Martin Leitner, Unzealprofessor in Passau. Mit kirchlicher Druckgenehmigung. Fünfte Auflage. Regensburg, 1908.“ Leitner bemerkt nach einer entsprechenden Ausföhrung zu den Worten des Dekrets: „außer es wäre für einen einzelnen Ort oder für eine bestimmte Gegend vom Heiligen Stuhle anders bestimmt worden“: „Ein Ausnahmnsrecht besteht demnach nur für das Deutsche Reich auf Grund der apostolischen Konstitution ‚Provida‘ vom 18. Januar 1906.“ (S. 57.)

Erzbischof Glennon von St. Louis ist mit seinen Reden schon wiederholt hereingefallen. Vor etlichen Monaten machte er einen unsinnigen und gemeinen Angriff auf unsere amerikanische Armee, und nur durch jesuitische Künste, die seine Ehrlichkeit in Frage stellen, vermochte er sich aus der Klemme zu ziehen. Nun sitzt er schon wieder im Feuer. In einer im hiesigen *Globe-Democrat* mitgetheilten Rede sagt er: „The world to-day is practically divided into two camps. On one side is the Catholic Church, standing for the religious training of little children; on the other, the rest of the world, practically united in opposition to the Catholic Church, and consequently in opposition to all religious instruction, and consequently against religion itself. . . . It is the kingdom of Satan against the kingdom of Christ.“ Daß hiermit Glennon die Gedanken des Papstes und der römischen Hierarchie getreu wiedergegeben hat, versteht sich für jeden Kenner von selbst. Der Protestantismus ist ihm das mit allen möglichen Mitteln auszurottende Reich des Satans. Die Rede Glennons hatte zur Folge, daß er öffentlich von dem Methodistenpastor Wainright angegriffen wurde, zu dem sich auch die Ministerial Alliance von St. Louis bekannte. Auch der Herausgeber des Cincinnatier *Christian Advocate* schrieb an Glennon und bat ihn um Bestätigung oder Verneinung seiner Aussprüche. In seiner Antwort vom 21. März umgeht Glennon jesuitisch das klare Ja oder Nein, benützt die Gelegenheit zur Insinuation, daß der *Globe-Democrat* aus Feindschaft seine Rede veröffentlicht habe, wiederholt, obwohl etwas gemäßigter, seine Behauptung, daß tatsächlich die christliche Erziehung betreffend die katholische Kirche auf der einen Seite stehe und der Rest der Welt auf der andern, sucht den Protestanten etwas Honig um den Mund zu schmieren mit der Erklärung, daß auch er ihre Bemühungen um christliche Erziehung zu „würdigen“ wisse, und spricht schließlich den Wunsch aus, daß alle sich vereinigen möchten, um das Problem zu lösen: „The proper religious training and education of the youth.“ Daß er aber selbstverständlich alle Erziehung, die das Volk nicht zu willenslosen Papst- und Priesternechten macht, für Arbeit an dem Reich des Satans hält, verschweigt hier der Jesuit. Wie Glennon, so urteilte auf dem letzten Katholikentag in Augsburg auch ein Mönch: In Afrika müsse man nicht bloß die teuflischen Lehren der Mohammedaner bekämpfen, sondern auch die Missionare der Protestanten, die nach Luthers Lehre die Mutter Gottes lästern. Rom allein kämpfe auch hier für das Reich Gottes, die ganze übrige Welt für das Reich des Teufels.

F. B.

„Märrische Spektakel“ der Römischen. Der *Lutheran* weist darauf hin, wie bei der Beerdigung Erzbischof Rhans in Philadelphia die weltlichen Zeitungen Tag für Tag viele Spalten füllten mit sensationellen Berichten über den Andrang der Leute und der Kinderscharen, die Blumen Spenden, die Ehrengarde, die Messen, Prozessionen, Zeremonien, Aufzüge zc. Dem

papistischen Aghan hätten die Zeitungen wenigstens fünfmal so viel Raum gewidmet als dem protestantischen Bischof Whitaker, und das in einer vorwiegend protestantischen Bevölkerung. Den Erklärungsgrund hierfür findet der *Lutheran* in der Sensationsucht der Zeitungen, in der gewaltigen Preßpropaganda der Papstkirche, in der pompsüchtigen Hierarchie und in der schaulustigen Menge. Die Römlinge wissen, daß sie nur siegen können durch Betrug; und Pomp und Gepränge ist ein vorzügliches Mittel, um den Leuten Sand in die Augen zu streuen. Der *Lutheran* bezeichnet darum die römische Religion als „spectacular religion“. Der Ausdruck ist zutreffend. Schon unser Bekenntnis charakterisiert das päpstliche Gepränge als „närrische Spektakel“.

Von den Liedern in den Sonntagschulen der Sekten sagt Rev. Musselman, Sekretär der American Baptist Publication Society: „Rag-time has crowded out a lot of the grand old hymns, and it's often worse rag-time than that which is heard on the vaudeville stage.“ Schuld hieran seien vornehmlich die reisenden Evangelisten, die mit Vorliebe an die Stelle der bewährten Kirchengesänge ihre Gassenhauer setzten.

## II. Ausland.

„Verfassungsformen der lutherischen Kirche Amerikas“ von Prof. Ehr. Otto Kraushaar, Direktor des Wartburg-College zu Clinton, Iowa. E. Bertelsmann sagt in dem Prospekt, daß dieses Werk in seinem Verlag erscheinen wird bei einer genügend großen Zahl von Vorausbestellungen. Das Buch, 500 bis 550 Seiten stark, kostet 10 Mark, gebunden 12 Mark. Vor dem 1. Juli 1911 werden aber Bestellungen zum Vorzugspreis von 10 Mark für das gebundene Exemplar von allen Buchhandlungen entgegengenommen. Wertvoll wird das Werk sein wegen seiner Fülle von amerikanisch-lutherischen Gemeinde- und Synodalordnungen von 1750 an bis zur Gegenwart.

Die Bekenntnisschriften unserer lutherischen Kirche wollte eine Leserin des „Alten Glaubens“ in deutscher Ausgabe verschenken. Die „Christliche Buchhandlung“ ihrer Heimatstadt innerhalb der lutherischen Landeskirche hatte kein Exemplar vorrätig und erklärte nach längerer Zeit, ein Buch: „Die Bekenntnisschriften der lutherischen Kirche“ sei dort unbekannt und lasse sich unter dem Titel auch nicht auffinden und beschaffen. Man müsse um genauere Mitteilung darüber bitten. Durch die darauf angegangene „Profan“-Buchhandlung wurden sie aus einem Basler Verlag beschafft. Die reformierte Schweiz muß den lutherischen Gebieten Deutschlands die Bekenntnisschriften liefern! Wo sind sie wohl in den Häusern unserer gebildeten Gemeindeglieder? Und wo haben sie noch einen andern Platz als im Bücherstyan? Sie weisen nicht nur die Grenze gegen Rom, sie geben auch noch heute die Richtlinien im Kampfe gegen manche „moderne“ und doch recht alte Aufstellungen. Die „E. K. Z.“, der obiges entnommen ist, hat recht. Nächst der Heiligen Schrift ist die Konkordia das beste Antiliberalin in der Welt. Wer sie fleißig studiert, ist immun nicht bloß gegen papistische und reformierte Irrlehren, sondern auch gegen das Gift des modernen Unglaubens. Die Kirche Deutschlands läge jetzt nicht am Liberalismus danieder, wenn ihre Glieder aus den symbolischen Büchern, statt sie im Schrank stehen zu lassen, fleißig eingenommen hätten.

Die Chemnitzer Konferenz, die Vereinigung der Konfessionellen im Königreich Sachsen, tagte am 20. und 21. Februar. Die Konferenz zählt gegenwärtig 196 Mitglieder, darunter 35 Nichttheologen. Der „N. G.“ schreibt: „So reichhaltig die Tagung war, so stand ihre Präsenzliste doch in keinem rechten Verhältnis zu der Wichtigkeit und Anziehungskraft des Gebotenen. Am Montagabend waren nur etwa 40, am Dienstagvormittag gegen 90, am Nachmittag einige 30 Teilnehmer. Bedenkt man, daß einige Gäste und etwa 15 Laien mitgezählt sind, so könnte man fragen: Ist die Zahl der bekennnistreuen Geistlichen im Königreich Sachsen so klein? Sie ist größer, auch größer, als die offizielle Mitgliederliste der Chemnitzer Konferenz erkennen läßt, aber es haben auch noch nicht alle erkannt, daß die Chemnitzer Konferenz in unserer ersten Zeit des Kampfes ein Sammelplatz für alle sein kann und will, welche dem lutherischen Bekenntnis noch kirchenbildende und völkervereinende Kraft zuerkennen. Wächten sich künftig mehr hinzufinden!“ Welch ein Kontrast zwischen dieser Interesseloseigkeit der Positiven und der Rührigkeit der sächsischen Liberalen! F. B.

Präsident D. Wegel sagt in seiner Aufforderung zum gemeinsamen Gebet: „Jetzt nachholen wollen, was die kostbare Minute, die bedeutsame Stunde versäumt hat, mit Kirchengnade und Feuergeist und donatistischen Gemeinschaftsidealen hineinführen, ist nutzlos und töricht, zumal: dem Unkraut schadet es nicht und dem guten Halm frommt es nicht. All die gutgemeinten Veranstaltungen von Gemeindefestlichkeiten und Hausbesuchen und seelsorgerlichen Besprechungen, von Kindergottesdiensten und Jugendhorten und Bibelkursen in ihren Ehren! Aber Vielgeschäftigkeit ist noch nicht Treue, und seinen Leib brennen lassen ist noch nicht brünstig sein im Geiste. Methodismus der Periergie, Kongresssucht, Resolutionen und Diskussionen achtet der Feind nicht groß. Nur eins kann frommen und eins ist not: persönliche ernstliche Bekehrung der Geistlichen, die lieber weltflüchtig als weltföchtig, lieber pietistisch als weltoffen sein sollen, deren Haus und Leben im Dienste der Wahrheit steht! Wir brauchen einen wachen und betreuen Pfarrerstand, nicht einen heiligen, aber einen der Heiligung beseelten; wir bedürfen bibelgläubiger Prediger, die nicht vermitteln wollen, was einmal nicht vermittelt werden kann, reine Lehre und Irrlehre, Sein und Schein, sondern die auf dem Worte stehen, obwohl es ein altes, armes, geringes Wort ist und nur das eine für sich hat, daß es sein Wort ist. Lehrer, Hüter der Jugend bedürfen wir, denen Jesu Einfachheit und Schlichtheit, des Evangeliums keusche Lauterkeit, die Wahrheit der heiligen Charaktere den Mut und Willen zum Einfachen gestärkt hat. Das Unkraut wächst zwar weiter, aber gegen Neuaussaat sind die Wächter und Ackerleute auf der Hut, vor deren Ernstlichkeit der Feind entflieht.“ Das Wort der Schrift mit Bezug auf Irrlehrer aber: „Weichet von denselbigen!“ scheint in Wegels Bibel nicht zu stehen. In der „N. G. Z.“ sagt er: „Ein Lohse hat, je mehr er in die Weite blickt, desto mehr das Erreichbare betont, das wahrhaft Wünschenswerte aber als pium desiderium zurückgestellt.“ Mit andern Worten: Lohse, den sich Wegel zum Vorbild zu nehmen scheint, hat sich statt von den klaren Forderungen des göttlichen Wortes von der Kirchenpolitik leiten lassen. F. B.

Die evangelische Bewegung in Oesterreich. Die Zahl der Übertritte in Deutsch-Böhmen stieg von 1089 im Jahre 1909 auf 1502 in 1910 und in Steiermark von 587 in 1909 auf 610 in 1910. In ganz Oesterreich sind

im vorigen Jahre 5190 Personen zum Protestantismus übergetreten. Diese Steigerung ist um so beachtenswerter, als von Jahr zu Jahr die Willfährigkeit, mit der der Staat die Geschäfte des Merkantilismus besorgt, zugenommen hat. Auch in Oesterreich hat offenbar die Vorromäusenapfika den Protestanten nicht geschadet.

Der liberale Heydorn in Schleswig-Holstein. Die „E. L. Z.“ schreibt: „Ein heftiger Kirchenstreit bricht in der schleswig-holsteinischen Landeskirche an. Er nimmt seinen Ausgang von der Insel Fehmarn, auf welcher der liberale P. Heydorn 100 Thesen veröffentlicht hat zur Bekämpfung des kirchlichen Bekenntnisglaubens. Hier einige seiner Sätze: Falsch ist: 26. daß Jesus Gott ist; 27. daß Jesus Gottes Sohn in einem übernatürlichen Sinne ist; 28. daß Jesus Wunder gewirkt hat; 30. daß er vom Tode auferstanden ist; 35. daß seine Lehre für alle Zeiten als das Höchste gelten darf; 37. daß der Kultus seiner Person für das Christsein notwendig ist. Richtig ist: 72. daß alle Gedanken an das, was nach dem Tode sein wird, als höchst überflüssig beiseite gestellt werden, da die Menschen es nur mit dem Leben auf der Erde zu tun haben. Das Christentum stellt Heydorn nur hin als ‚wahres Menschentum‘ (85); die Religion sei Menschheitsfrage und in den Menschheitsverbänden (Volk, Stamm, Ortschaft, Familie) als deren wichtigste Aufgabe zu pflegen (94), aber nicht in Form verschiedener Kirchen und kirchlicher Absonderungen (88). Die Aufgabe der Prediger sei, Verständnis und Wollen des wahren Menschentums zu wecken und zu erhalten (85). Darob begreiflicherweise große Erregung auf der Insel. Von den sechs Amtsbrüdern auf der Insel sekundiert ihm einer, die andern geben öffentlich ihren Widerspruch kund. In ihrer Erklärung wird darauf hingewiesen, daß zwar jeder evangelische Christ in betreff seiner Glaubensüberzeugung keinem Menschen verantwortlich sei, daß aber die Pastoren von den Gemeinden beauftragt seien, ihnen das Wort Gottes zu verkündigen und, von der Kirchenbehörde eidlich verpflichtet, auf Grund der Heiligen Schrift und der Bekenntnisse das Wort Gottes zu lehren‘. Zeitungen nahmen sich der Sache an. Am 19. Januar hielt Heydorn eine Volksversammlung ab. Seine Worte gipfelten in dem Satze: nicht starres Festhalten am Buchstaben mache einen guten Christen, sondern wirklich evangelisches Leben. ‚Der Fall Heydorn‘, so bemerkt das Schleswig-Holstein-Lauenburgische Kirchen- und Schulblatt‘, ‚ist eine Eruption auf einem durchweg vulkanischen Boden‘. Von einem Einschreiten der Behörde, von dem noch nichts verlautet, glaubt daher dies Blatt, daß es ein Schlag ins Wasser sein würde. Wir sehen, was alles im Rahmen unserer Landeskirchen Platz hat, und wir fürchten, daß die starken Gegensätze einmal diesen Rahmen sprengen. Denn in Heydorns Thesen handelt es sich nicht bloß um ein anderes theologisches Verständnis, sondern um eine andere religiöse Auffassung des Christentums, das seiner übernatürlichkeit und Jenseitigkeit, auch was unsere Christen Hoffnung betrifft, ganz entkleidet und zu einem ‚wahren Menschentum‘ verallgemeinert wird.“ Der „S. P. R.“ zufolge fügt das genannte „Kirchen- und Schulblatt“ noch hinzu: „Soll nun Heydorn der Prozeß gemacht werden? Wir begreifen die Abneigung der Behörde gegen Lehrprozesse. Es müßten wer weiß wie viele Gesinnungsgenossen Heydorns, vielleicht weniger aufrichtige, mit ihm auf die Anklagebank. Es gäbe einen Rattenkönig von Disziplinarfällen wegen Lehre. In welchem Engpaß befindet sich unsere Kirche! Kann es so weitergehen? Jedenfalls haben die Bekenntnistreuen



die Pflicht, mit aller Kraft zu zeugen und zu strafen, und Heil den Pastoren auf Jehmann, die öffentlich für die geoffenbarte Wahrheit eingetreten sind!“ Also auch hier die Losung: Zwar protestieren, aber ja nicht den Stall verlassen!

F. B.

**Der Rückzug der Liberalen.** Die „E. R. Z.“ schreibt: „Wie haben sich doch die Zeiten geändert! Und wie schnell ist diese Veränderung über uns gekommen! Noch vor zwei bis drei Jahren hätten wir uns eine solche ‚Wendung durch Gottes Fügung‘ nicht träumen lassen! Der gewaltige Heerbann der ‚modernen‘, allein ‚wissenschaftlichen‘ Theologie, der die ganze deutsche und außerdeutsche theologische Forschung in Atem hielt, der ihr hundert ‚Probleme‘ stellte und hundert ‚Resultate‘ gab, vor dem das kleine Häuflein der ‚Orthodoxen‘ und ‚modern Positiven‘, sei’s zusammenschmolz, sei’s ein lächerlich-reaktionäres Eigenbrödlerbafeln behauptete — er ist in Unordnung und Verwirrung geraten, und gerade der letzte große Kongreß, auf dem er sich sammeln, stärken, zum vernichtenden Schläge auszuholen wollte, hat dazu dienen müssen, eine chaotische Zersplitterung vor aller Welt kundzutun. Wo ist die hochberühmte Wissenschaft geblieben? In der systematischen Theologie ist es drüben seit Jahren stumm, unheimlich stumm — es geschieht nichts mehr, der Krater scheint ausgebrannt. In der biblischen Kritik ist nach der Hochflut der ‚religionsgeschichtlichen Methode‘ abermals eine tiefe Ebbe eingetreten. Man ist zu weit gegangen, man hat selbst zum Rückzug befohlen. Man hat — ungläublich zu lesen! sogar seitens Weinel — aus Anlaß des Dreowschen Angriffs vor Brede, Wellhausen, selbst Gunkel gewarnt. Ein ‚Zug nach rechts‘ wird bemerklich, ein hörbarer Ruck. Die maßvolleren Geister, Harnack, Joh. Weiß, Jülicher u. a., haben es nicht fehlen lassen an unzweideutiger Sprache. Genug: der Radikalismus der Bibelkritik hat ausgetobt, und wir erleben es, daß man zu den Fragestellungen der alten biblischen Theologie zurückkehrt, daß man die Methoden ihrer Forschung wieder aufgreift!“ Tatsache ist, daß in den letzten Jahren viele Hypothesen der Liberalen wie Seifenblasen geplatzt sind. Naiver Optimismus aber wäre es, wenn man daraus den Schluß ziehen wollte, daß Männer wie Harnack, die nun einmal den Willen zum Liberalismus haben, dem Christentum auch nur ein Haarbreit näher getreten wären. An die Stelle der geplatzen treten neue Seifenblasen.

F. B.

**Theologische Verklumpung.** Die „Theologischen Blätter“ aus dem Elsaß schreiben: „Wohin die ‚positiven‘ Professoren kommen, zeigt die ‚Entwicklung‘, welche der Wiener Professor der Theologie Beth erreicht hat. Ein theologischer Artikel, den er in der demokratischen Zeitschrift ‚März‘ geschrieben hat, wurde von der Regierung in Oesterreich konfisziert oder mit Beschlag belegt. Der Artikel ist betitelt: ‚Jesus in psychiatrischer Beleuchtung‘ und hat folgenden Schlusssatz: ‚Aber ein Problem bleibt er (Jesus) uns doch, und vielleicht hätte mancher noch eine Frage an den Psychiater auf dem Herzen: Ist Jesus sicherlich kein Paranoiker‘ (das heißt, Wahnsinniger! Red.) ‚gemessen, so will uns doch manchmal seine Art des Widerspruchs unverständlich und exaltiert erscheinen. Könnt ihr ebenso stichhaltig wie die Behauptung der Paranoia (des Wahnsinns!) auch diejenige beginnender Paralyse (Geistesstörung) widerlegen?‘ Kein Wunder, wenn die ‚Reformation‘, zu deren Kreisen Prof. Beth früher gehörte, die Bemerkung hinzufügt, daß ‚die Entwicklung unsers früheren Mitarbeiters nach links so rasch vor sich gehen würde‘, das hätte sie nicht gedacht! So steht’s öfters

mit den ‚Positiven‘; nur eine Messerschneide breit trennt sie von den Liberalen, oder sie fallen selbst noch unter diese hinab!“ Beth war schon als Mitarbeiter der „Reformation“ Evolutionist. Wenn er sich darum überhaupt noch weiter entwickeln sollte, wie kann die „Reformation“ sich groß wundern, daß er sich so rasch in der angegebenen Weise entpuppt hat? Und wie lange würde es wohl dauern, bis viele von den Theologen, die der „Reformation“ jetzt noch als „positive“ gelten, in ähnlicher Weise wie Beth theologisch verlumpen würden, wenn nicht die positive Umgebung als *κατέχον* wirkte und ihre freie Entwicklung hemmte? F. B.

Die dreihundertjährige Gedenkfeier der englischen Bibelübersetzung betreffend, schreibt die „A. E. R. N.“: „Im Jahre 1611 wurde unter der Autorität des Königs Jakob I. die sogenannte ‚autorisierte‘ englische Bibelübersetzung veröffentlicht, welche noch heute in der ganzen englischredenden Welt weitauß am meisten gebraucht wird, und in diesem Jahre wird man nun die dreihundertjährige Wiederkehr dieses Ereignisses in allen englischen Kirchengemeinschaften festlich begehen. Bis zum Erscheinen der ‚revidierten Bibelübersetzung‘ in den Jahren 1881 bis 1885 war niemals der Versuch gemacht worden, die ‚autorisierte Übersetzung‘ zu verdrängen, und auch heute noch sind unter 20 Bibeln, welche die Britische und Ausländische Bibelgesellschaft absetzt, 19 solche der alten Übersetzung. Der Einfluß dieser Übersetzung ist derjenigen der Lutherbibel fast gleich zu schätzen, besonders in sprachlicher Beziehung. Sie ist noch heute das allgemein anerkannte Muster der klassischen englischen Sprache in allen fünf Weltteilen. Und was das Sachliche der Übersetzung betrifft, so haben einzelne christliche Kreise ja sogar versucht, eine deutsche Übersetzung dieser englischen Bibel in Deutschland einzuführen. Das genaue Datum der Ausgabe der ‚autorisierten‘ Übersetzung steht nicht fest, da die betreffenden Akten in Cromwells Zeiten zerstört worden sind. Daher findet in Kanada die Gedenkfeier im Februar statt; in Schottland und den Vereinigten Staaten wird die Feier im April begangen werden, während England den März gewählt hat. Bei dieser Gelegenheit werden im Britischen Museum und im Hause der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft zwei Ausstellungen von Bibelsammlungen stattfinden. Das Britische Museum wird auch einen illustrierten Führer durch seine Bibelsammlung herausgeben, welcher für alle Theologen von Interesse sein dürfte. Bei der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft, welche zweifellos die größte Sammlung von Bibeln auf der Erde besitzt, wird in der Ausstellung von Bibelübersetzungen in 500 Sprachen und Dialekten die Sammlung von vorreformatorischen deutschen Bibeln, welche im letzten Jahre erworben wurde, eine besondere Ehrenstelle einnehmen. Auch die Oxford University Press wird dies Ereignis feiern, indem sie photographische Nachbildungen der Drucke von 1611 und eine Einleitung zur autorisierten englischen Bibelübersetzung, verfaßt von A. W. Hollar, herausgibt. Außerdem sind schon jetzt mehrere Bücher erschienen, welche in gelehrter oder populärer Form die Geschichte der englischen Bibelübersetzung behandeln.“ Von Interesse sind folgende Daten: Willifs Übersetzung zirkulierte als Manuscript von 1360 bis 1384; Tyndales Neues Testament erschien 1525; sein Pentateuch 1530; Coverdales Bibel 1535; Matthews Bibel 1537; die Great Bible 1539; Taverners Bibel 1539; Whittinghams Neues Testament 1557; die Genfer Bibel 1560; die Bischofsbibel 1568; Douays Neues Testament 1582; sein Altes Testament 1610; die von König James

autorisierte Übersetzung 1611; die revidierte Übersetzung des Neuen Testaments 1881, der ganzen Bibel 1885; American Standard Revised Version 1901.

F. B.

Das Dekret „*Ne temere*“, welches Ehen, die nicht von Priestern geschlossen sind, für null und nichtig erklärt und somit gerichtet, hat in England große Aufregung hervorgerufen. Die „*A. E. L. K.*“ erklärt: „England ist bisher von konfessionellen Streitigkeiten zwischen der evangelischen und katholischen Kirche ziemlich frei gewesen; infolge der katholisierenden Tendenzen der Oxford-Bewegung kam man den Römisch-Katholischen meistens sogar sehr freundlich entgegen. Durch das Dekret ‚*Ne temere*‘ scheint jetzt aber auch in England der Geist konfessionellen Zwiespalts erweckt zu sein. Insbesondere ist die Volksstimmung seit dem Falle MacCann erregt. MacCann war ein irländischer Katholik, der in einer presbyterianischen Kirche mit einer Presbyterianerin getraut worden war. Frau MacCann behauptet nun, daß im letzten Herbst plötzlich ein katholischer Priester in ihr Haus gekommen sei und ihrem Manne erzählt habe, daß seine Ehe null und nichtig sei, weil sie dem Dekret ‚*Ne temere*‘ nicht entspreche; infolgedessen habe ihr Mann sie heimlich verlassen und habe ihre drei Kinder entführt. Seit mehr als drei Monaten habe sie nichts mehr von ihnen erfahren können trotz aller Nachforschungen, und wahrscheinlich würden die Kinder von der katholischen Geistlichkeit in einem Kloster verborgen gehalten. Der Regierung ist dieser Fall sehr unangenehm, weil er ihre Pläne über Home Rule in Irland zu stören droht, und sie hat ihn deswegen zu vertuschen gesucht; als das nicht mehr möglich war, hat sie die ganze Sache als einen häuslichen Zwist behandelt, der die Öffentlichkeit nichts angehe. Dagegen haben die sogenannten Orangeleute, das heißt, die sich nach Wilhelm von Oranien nennenden Protestanten in Ulster, diesen Fall aufgegriffen, um zu zeigen, welchen Gefahren der Protestantismus in Irland entgegengeht, wenn auf der Insel der Wille der katholischen Geistlichkeit allein herrschend würde. Jetzt hat nun auch die Evangelische Allianz sich der Sache angenommen. In einer Versammlung, die am 25. Februar in London stattfand, machte der Vorsitzende der Allianz auf die Gefahren aufmerksam, welche infolge des Dekrets ‚*Ne temere*‘ dem konfessionellen Frieden nicht nur in Irland, sondern auch in England drohen. Bisher habe in England nur das Landesgesetz geherrscht, jetzt aber würde für Katholiken das Gesetz Roms über das Landesgesetz gestellt. 350 Jahre lang wären die tridentinischen Bestimmungen über gemischte Ehen in England niemals erwähnt worden, und wenn sie jetzt wieder hervorgeholt würden, so müsse man mit aller Macht dahin streben, daß sie für England außer Geltung gesetzt würden. Dann machte der Bischof von Derby darauf aufmerksam, daß es eine offene Beleidigung der evangelischen Kirchen sei, wenn die in ihnen geschlossenen Ehen von der katholischen Kirche als nichtig angesehen würden. Ein anderer Redner berichtete, welche grausamen Folgen das Edikt in Malta gehabt habe. Am Schlusse wurde eine energische Propaganda beschlossen, um das Parlament und die Regierung zu einem entschlossenen Eingreifen in dieser Frage zu bewegen.“ Pastoren sollten es ihren Gemeinden klar machen, daß die Römlinge jede gemischte Ehe, bei der ein Priester nicht die Trauung vollzogen hat, unbarmherzig zerreißen werden, sobald der katholische Teil ihnen Gehör schenkt und dazu Gelegenheit gibt.

F. B.

Die **Kongogreuel**, deren Urheber der berüchtigte, aber von den Röm-lingen gefeierte König Leopold von Belgien war, dauern immer noch fort. König Albert und die belgische Regierung, schreibt Christ-Socin in der „Christlichen Welt“, hätten das System beibehalten und suchten die Zeit zwischen der Ausführung des angekündigten humanen Programms recht lange auszunutzen, um die Einnahmen möglichst auf alter Höhe zu halten. Dem „A. G.“ zufolge schreibt auch eine bekannte englische Missionszeitschrift: „Wir müssen fortfahren zu beten und zu erbitten, damit das System, das solche Unbill ermöglicht, gänzlich über den Haufen geworfen werde. Mögen auch in gewissen beschränkten Gebieten Verbesserungen zu finden sein, so wird doch immer noch entsetzlicher Druck auf Massen dieses unglücklichen Volkes ausgeübt, und ihr Los ist genau so unerträglich als je.“ Und die „Allgemeine Missionszeitschrift“ bemerkt dazu: „Dies neueste Zeugnis ist ein überaus bezeichnendes, und es stimmt genau mit allem, was wir sonst aus dem Kongo wissen: die Zwangsarbeit für möglichst hohe Skatufuk-produktion, also auch die allmähliche Verkümmernng und Zertretung des Volkes dauert fort, während wir hier in Europa uns durch leere Versprechungen und Beschönigungen einschüchtern lassen. . . . Nur insoweit Belgien durch die Macht der öffentlichen Meinung gezwungen wird, wird es auch seine Ausaugepolitik lockern. Und wir Missionsfreunde müssen in die erste Reihe treten.“

J. B.

Seinen **Babylonismus** brachte J. Delißch in Königsberg wieder also zum Ausdruck: „Da Bibel und Dogmen in den Bannkreis des babylonischen Einflusses gezogen sind, ist eine Revision unserer religiösen Vorstellungen und Reinigung von allen ihnen noch anhaftenen Elementen babylonischen Ursprungs dringend notwendig. Schon der Inhalt von Genesis 1 ist ganz und gar babylonisches Philosophem und deshalb für uns unannehmbar, und es ist höchste Zeit, daß unsere Lehrerschaft von dem Gewissenszwang befreit wird, den Schülern babylonische Vorstellungen über die Entstehung der Welt übermitteln zu müssen. Übrigens erweist sich so gleich an Genesis 1 der Offenbarungscharakter der Bibel als unhaltbar. Sämtliche Urge-schichten der Genesis sind zum Teil wörtlich, zum Teil in wenig glücklicher Umgestaltung dem babylonischen Sagentreis entnommen. Eben daher stammen die alttestamentlichen wüsten Vorstellungen vom Tode als der Sünde Sold und von der Schlange als dem verkörperten Bösen. Das schlimmste Erbe von Babylon ist aber der Dämonen- und Teufels-glaube, von dem sich der altisraelitische Glaube freigehalten hat, der aber in der nachexilischen Zeit allgemein wird. Daß er auch in dem Vorstellungskreis Jesu eine große Rolle spielt, erklärt sich daraus, daß in Galiläa die Einflüsse babylonischen Denkens besonders stark waren. Auch Jesu Vorstellungen über den Scheol, über Höllenstrafen und Paradies sind auf babylonischem Boden erwachsen. Die Loslösung von allen diesen eschatologischen Vorstellungen — zukünftiges Gericht, Auferstehung der Toten — würde den Gedanken an die Ewigkeit von allem Beängstigenden befreien. Mit dem Marienkult, der auch von Babylon stammt, ist insbesondere dem Dogma eines von Ewigkeit her gezeugten Gottes vorgearbeitet. Jesus selbst sagt von sich: „Kennt mich nicht gut (1); niemand ist gut denn der einige Gott.“ Kein Glied der Urchristenheit wäre auf den Gedanken einer Gottessohnschaft Jesu, wie sie heute die Orthodogie versteht, gekommen. Lediglich dem Heidentum hat man diese unselige Konzession gemacht. Ihm zuliebe ist

auch die Göttertrias in das Christentum eingeführt. Es ist eine unerläßliche Forderung, daß schlechterdings alles, was irgendwie mit dem Babylonismus zusammenhängt, ausgemerzt werden muß. Es bleibt dann noch genug, Micha 6, 6—8, ferner Röm. 12 mit der Forderung des vernünftigen, Jak. 1, 27 mit der des reinen Gottesdienstes, Gal. 6, 2 und 1 Kor. 13 mit ihrer Predigt der Liebe. Babel wird in der Schrift ein voller Becher genannt, der die ganze Welt trunken macht. Möchten wir doch lernen, nüchtern werden und uns auf eigene Füße stellen! Von Delirisch, den schon lange niemand mehr ernst nimmt, trifft das letztere zu: Er ist von dem babylonischen Becher trunken geworden und redet darum in der Theologie auch wie ein Trunkener.

F. B.

**Die Adventisten in Deutschland.** Die „A. E. L. R.“ schreibt: „Das Reichsmilitärgericht hat über den Fall Raumann das entscheidende Wort gesprochen. Raumann ist ein Anhänger der Sekte der Adventisten vom siebenten Tag. Sobald am Freitagabend die Dunkelheit eintritt, setzt er sich mit der militärischen Disziplin in Widerspruch undweigert jede Dienstleistung bis zum Sonnabendabend. Raumann wurde vor das Kriegsgericht gestellt und zunächst zu strenger Arreststrafe verurteilt. Das half nichts. Es folgte dann Gefängnisstrafe, die von Fall zu Fall empfindlicher wurde, bis sie schließlich die Gesamthöhe von 5 Jahren und 6 Monaten erreichte. Er blieb bei seinem Vorfatze und verweigert auch heute noch im Spandauer Festungsgefängnis an jedem Sonnabend den Gehorsam, und unerfütterlich bleibt er bei seiner Erklärung: „Ich darf am Sonnabend nicht arbeiten.“ Raumann sagt, in erster Linie sei Gott als Obrigkeit anzusehen, und dann kommt das Militär. Auf das Vorhalten, daß er bei seinem hartnäckigen Widerstande voraussichtlich das ganze Leben hinter Gefängnismauern zubringen müsse, erwiderte Raumann ruhig, er werde trotzdem den Prinzipien seiner Sekte treu bleiben. Merkwürdig ist, daß Raumann in den ersten Monaten seiner Dienstzeit ebenso wie seine Kameraden am Sonnabend stets gehorchte und Dienst tat, bis er dann plötzlich umschlug und zum Märtyrer seiner Sekte wurde. Mit Rücksicht auf die grundsätzliche Bedeutung der Entscheidung für die Aufrechterhaltung der Disziplin wohnte der Verhandlung der Präsident des Reichsmilitärgerichts v. Linde bei. Der Vertreter der Militärverwaltung wies darauf hin, daß nach § 43 des Militärstrafgesetzbuches die Entschuldigungen des Angeklagten, er müsse nach seinem Gewissen und nach seiner religiösen Überzeugung handeln, nicht berücksichtigt werden dürfte. Die Revision des Angeklagten sei zu verwerfen. Der Senat folgte den Ausführungen des Militäranwalts und verwarf in den Hauptpunkten die Revision. In der Begründung wurde darauf hingewiesen, daß das religiöse Motiv die Strafbarkeit der Handlung keineswegs ausschliefe. Ein krankhafter Zustand im Sinne des § 51 auf Grund der vom Senat der Kaiser Wilhelm-Akademie erfolgten Obergutachten sei bei dem Angeklagten nicht vorhanden. Das Reichsmilitärgericht hob lediglich das Urteil insoweit aus formellen Gründen auf, als der Angeklagte zu der Ehrenstrafe, der Degradation, verurteilt worden sei.“ Obwohl man nicht behaupten kann, daß die Obrigkeit in jedem Falle ein irrendes Gewissen, wenn es mit ihren Gesetzen in Konflikt gerät, respektieren muß, so erwartet man heute doch mit Recht mehr Humanität, als die deutsche Regierung im Falle Raumanns bewiesen hat.

F. B.

# Lehre und Wehre.

Jahrgang 57.

Mai 1911.

No. 5.

## Die Erleuchtung, nach Schrift, Luther und Bekenntnis.

Erleuchten hängt zusammen mit Licht und heißt: erhellen, hell machen. Erleuchten kann man nur, was finster ist, daß es hell werde; Erleuchtung setzt also Finsternis voraus und bringt mit sich Licht. So müssen wir, um den Begriff „Erleuchtung“ zu verstehen, uns erst klar werden über den biblischen Gebrauch von „Licht“ und „Finsternis“. Die Wörter, die da in Betracht kommen, sind im Hebräischen  $\text{לֵאמֹר}$ , das Licht, und das Verbum  $\text{לָאָר$ , leuchten, und dann davon das Nihil, erleuchten; im Griechischen  $\varphi\acute{\omega}\varsigma$  und  $\varphi\omega\tau\acute{\iota}\zeta\epsilon\iota\upsilon$ . Das Gegenteil, Finsternis, ist im Hebräischen hauptsächlich  $\text{חָשֶׁךְ}$  und im Griechischen  $\sigma\acute{o}\tau\omicron\varsigma$ , hellenistisch  $\sigma\kappa\omicron\tau\acute{\iota}\alpha$ , auch  $\nu\acute{o}\xi$ .

Der Gebrauch der Wörter „Licht“ und „Finsternis“ im eigentlichen Sinne von natürlichem, sinnlichem Licht, etwa Tageslicht, Sonnenlicht zc., interessiert uns hier nicht als solcher, sondern der übertragene, metaphorische Sinn. Und in übertragenem Sinne wird „Licht“, nach Cremer, in dreifacher Bedeutung gebraucht: 1. soteriologisch, und so im Alten Testament fast immer; auch im Neuen Testament und besonders bei Johannes ist das die hauptsächlichste Bedeutung; 2. ethisch, so, nach Cremer, nur im Neuen Testament, nicht im Alten; 3. ethisch-intellektuell; in diesem Sinne besonders bei Paulus. Cremer sagt: „Dieser Gebrauch von  $\varphi\acute{\omega}\varsigma$  ist, wie auch bei den Derivaten in der neutestamentlichen Gräzität, spezifisch paulinisch. In diesem Sinne steht aber  $\varphi\acute{\omega}\varsigma$  namentlich nie bei Johannes. Im Alten Testament nimmt er einen verhältnismäßig sehr geringen Raum ein.“ Gerade dieser dritte Gebrauch ist es hauptsächlich, den wir ins Auge fassen, weil wir von der Erleuchtung reden im Sinne des dritten Artikels. Doch läßt sich diese Scheidung des dreifachen Gebrauches an den einzelnen Stellen nicht streng und ausschließend durchführen. Cremer ist selbst zuweilen unsicher, in welche dieser drei Rubriken er eine einzelne Stelle verweisen soll. Er sagt öfter: Diese Stelle gehört „wohl“ unter die oder die Reihe; und zuweilen kann man bei der Katalogisierung der Stellen wohl verschiedener Meinung sein, welches Moment von  $\varphi\acute{\omega}\varsigma$  an einer

bestimmten Stelle gerade besonders in den Vordergrund gestellt sein soll. Und das hat seinen Grund, und das sagt er auch. Diese drei Bedeutungen sind, zumal im Neuen Testament, nicht getrennt gehalten, und zwar aus gutem Grunde. Sie spielen ineinander, hängen begrifflich, ursächlich miteinander zusammen. Tremmer redet von einem „Zusammensein der Bedeutungen“. Wenn wir auch bei der Behandlung der Heiligung im Sinne des dritten Artikels besonders die Stellen der dritten Reihe ins Auge fassen, so können wir doch nicht umhin, auch die andern beiden Anwendungen des Wortes zu besehen. Wir würden sonst den Begriff „Erleuchtung“, der eben ein biblischer Ausdruck ist, nicht ganz und voll haben, würden nicht genug hineinlegen, ihn entwerten, es würde dem Begriff „Erleuchtung“ sein eigentlicher Gehalt und Inhalt fehlen. So sehen wir uns erst kurz die beiden ersten Gebrauche des Wortes „Licht“ an; sie sind gleichsam die Grundlage, die Voraussetzung für den dritten Gebrauch, der hier allerdings vornehmlich in Betracht kommt.

Also erstlich und vor allem steht das Wort „Licht“ in *soterio-logischer* Bedeutung, in entsprechendem Sinne dann natürlich auch sein Gegenteil „Finsternis“. So im Alten Testament fast ausschließlich. Dann „bezeichnet Licht den Zustand ungetrübten Glücks, des Heils, der Heilsgegenwart, wie die Finsternis den Zustand der Heilslosigkeit; dies im Zusammenhange damit, daß alle Lebensentfaltung und Gestaltung vom Lichte bedingt ist; vgl. Gen. 1, 3“. Dieser Gebrauch drängt sich beim Lesen des Alten Testaments jedem von selbst auf. Diese Redeweise findet sich sehr oft. Wir wollen nur einige Stellen herausheben, die das zeigen. Ganz allgemein steht Licht = Glück, Freude, Wohlergehen z. B. Esther 8, 16. Als die Juden sich an ihren Feinden rächen konnten und durften, heißt es: „Den Juden aber war Licht und Freude und Wonne und Ehre kommen“; 8, 17: „Da ward Freude und Wonne unter den Juden, Wohlleben und gute Lage.“ Die entsprechende Finsternis war gewesen, als Haman seinen Mordanschlag ausführte: „Da war ein groß Klagen unter den Juden, und viele fasteten, weineten, trugen Leid und lagen in Säcken und in der Asche“, 4, 3. Des Gottlosen Glück hat keinen Bestand. Das drückt Hiob so aus: „Auch wird das Licht der Gottlosen verlöschen“, 18, 5. Und 21, 17 steht die Erklärung dabei: „Wie wird die Leuchte der Gottlosen verlöschen und ihr Unglück über sie kommen! Er wird Herzeleid austheilen in seinem Horn.“ Wenn es dem Frommen auch eine Zeitlang scheinbar übel geht, so tröstet sich der Psalmist damit, und im Parallelgiede sagt er gleich, was er damit meint: „Dem Gerechten muß das Licht immer wieder aufgehen und Freude den frommen Herzen“, Ps. 97, 11. So stehen auch oft diese Verbindungen: Licht und Heil, Licht und Wonne, Licht und Leben.

Dem gegenüber steht dann in diesem Gebrauch „Finsternis“, im Hebräischen חֹשֶׁךְ, in diesem Sinne auch חַשְׁמַלְמַל, griechisch *oxótos* und

*oxoria*, „zur Bezeichnung des Unheils, Verderbens, Todes im Gegensatz zum Licht als der Bedingung des Lebens und Wohlseins“. (Cremer.) So im 23. Psalm: „Und ob ich schon wanderte im finstern Thal, fürchte ich kein Unglück“, V. 4; die Klage: „Der Feind legt mich ins Finstere“, Ps. 143, 3. Der Tag des Gerichts und der Heimführung wird beschrieben: „Des HERRN Tag ist eine Finsternis und nicht ein Licht“, Amos 5, 18. „Ein finsterner Tag, ein dunkler Tag!“ Joel 2, 2. Oft auch die Gegenüberstellung, wie: „Der HERR macht meine Finsternis licht“, 2 Sam. 22, 29. Ebenso Hiob 30, 26, wo in parallelen Satzgliedern Bild und Sache nebeneinander gestellt werden: „Ich wartete des Guten, und kommt das Böse; ich hoffte aufs Licht, und kommt Finsternis.“ Und Gottes All- und Allwirksamkeit wird so ausgedrückt: „der ich das Licht mache und schaffe die Finsternis; der ich Friede gebe und schaffe das Übel“, Jes. 45, 7.

Diese so geläufige Anschauung von „Licht“ und „Finsternis“ wird nun aufs Geistliche übertragen. Da ist „insbesondere *vis, quae* bildliche Bezeichnung des von Gott kommenden Heils“. Ja Gott selbst ist dem Frommen das Licht, Ursache und Inbegriff aller Seligkeit. So Ps. 27, 1: „Der HERR ist mein Licht und mein Heil.“ Ps. 36, 10: „In deinem Licht sehen wir das Licht.“ Der HERR HERR Zebaoth ist das Licht Israels, Jes. 10, 17. Etwas überaus Erfreuliches, Befeligendes und Helfendes ist das gnädige, freundliche Licht des Angesichtes Gottes, Ps. 44, 4; das Wandeln im Licht seines Antlitzes, Ps. 89, 16. In dem solennen Segen, mit dem der Hohepriester das Volk Gottes segnen soll, steht auch der Passus: „Der HERR lasse sein Angesicht leuchten über dir und sei dir gnädig“, 4 Mos. 6, 25. Der Psalmist will den Spott der Weltkinder tragen, wenn Gott ihm nur die eine Bitte erfüllt: „Aber, HERR, erhebe über uns das Licht deines Antlitzes!“ Ps. 4, 7. Das Heil, das alles in sich faßt, das eine, was genug ist, wird so erbeten: „Gott, tröste uns und laß leuchten dein Antlitz, so genesen wir“, Ps. 80, 4. Und weil das Hauptheil, die Hauptoffenbarung der Gnade Gottes, der eigentliche Tag des Heils für Israel noch zukünftig war, so ist „das Licht häufig Objekt der Heilsverheißung“. Oder anders ausgedrückt: Christus ist das große Licht, das leuchtet, erhellt und selig macht. So die bekannte Verheißung Jes. 9, 2: „Das Volk, so im Finstern wandelt, siehet ein großes Licht, und über die da wohnen im finstern Lande, scheineth es helle.“ Und das ganze Heil, aller Jubel und Trost hat sein Zentrum in dem Kind, das uns geboren, dem Sohne, der uns gegeben ist, V. 6. Das Licht ist groß, seine beseligenden Strahlen gehen weit. Der Messias soll nicht nur Israel zurechtshelfen, „sondern ich habe dich auch zum Licht der Heiden gemacht, daß du seiest mein Heil bis an der Welt Ende“, Jes. 49, 6; 42, 6. Israel soll sich freuen; sein Licht kommt, und die Herrlichkeit des HERRN geht auf über ihm. Wo dies Licht nicht scheint, da ist die dickste Finsternis. Und da liegen die Menschen allgemein drin.



„Finsternis bedeckt das Erdreich und Dunkel die Völker.“ Daß Israel nicht auch drunter liegt und bleibt, hat darin seinen Grund: „über dir geht auf der Herr, und seine Herrlichkeit erscheinet über dir. Und die Heiden werden in deinem Lichte wandeln und die Könige im Glanz, der über dir aufgeht.“ Die Heiden werden teilhaben an deinem Segen, und darüber freut sich das Israel rechter Art, wenn die Macht der Heiden zu Christo kommt und ins Reich Gottes eindringt, Jes. 60. Im Neuen Testament werden einige der Hauptweisagungen von dem Licht als erfüllt auf Christum bezogen. Auch der alte Simeon, dessen Augen sehen durften, was viele Propheten und Könige gern gesehen hätten, nennt das Jesuskind „ein Licht, zu erleuchten die Heiden, und zum Preis deines Volkes Israel“, Luk. 2, 32. Und das Licht ist er beide den Juden und den Heiden, weil er der „Heiland“ ist, bereitet vor allen Völkern, V. 31. Johannes nennt Jesum „das wahrhaftige Licht, welches alle Menschen erleuchtet, die in diese Welt kommen“, 1, 9. „Wie viele ihn aufnahmen, denen gab er Macht, Gottes Kinder zu werden, die an seinen Namen glauben“, V. 12. „Von seiner Fülle haben wir alle genommen Gnade um Gnade“, V. 16. „In ihm war das Leben, und das Leben war das Licht der Menschen“, V. 4. Johannes der Täufer war nicht das Licht, aber er zeugte von dem Licht, V. 8. Und er zeugte herrliche Dinge von ihm: „Siehe, das ist Gottes Lamm, welches der Welt Sünde trägt“, V. 29, das Licht, das die Nacht und Finsternis vertreibt, die seit Adams Fall über den Völkern sich lagerte, der Heiland, der den ganzen Jammer der Sünde tilgt und das wahre Heil bringt. Jesus selbst bezeugt von sich: „Ich bin das Licht der Welt. Wer mir nachfolget, der wird nicht wandeln in Finsternis, sondern wird das Licht des Lebens haben“, Joh. 8, 12. „Dieweil ich bin in der Welt, bin ich das Licht der Welt“, Joh. 9, 5. „Und ist in keinem andern Heil“, Apost. 4, 12. Die an ihn glauben, sind berufen „aus der Finsternis zu seinem wunderbaren Licht“, 1 Petr. 2, 9, sind „tüchtig gemacht zu dem Erbteil der Heiligen im Licht“, Kol. 1, 12. Und so geht das durch das ganze Alte und Neue Testament. Licht bezeichnet das Heil, die Seligkeit in Christo und durch Christum, und Finsternis das Unheil und Verderben, das da ist und bleibt ohne Christum.

In der Weiterführung dieser Vorstellung: Licht = Heil, Finsternis = Unheil, wird dann Licht und Finsternis gebraucht zur Bezeichnung der ewigen Seligkeit und des ewigen Verderbens. Das himmlische Jerusalem ist eine Stadt des Lichts: „Ihr Licht war gleich dem alleredelsten Stein, einem hellen Jaspis“, Offenb. 21, 11. „Und die Stadt bedarf keiner Sonne noch des Mondes, daß sie ihr scheinen; denn die Herrlichkeit Gottes erleuchtet sie, und ihre Leuchte ist das Lamm. Da wird keine Nacht sein“, V. 23 f. Und umgekehrt, die ewige Verdammnis ist die ewige Finsternis, die äußerste Finsternis, wo da ist Heulen und Zähnklopfen, Matth. 8, 12; 22, 13; 25, 30, τὸ σκότος τὸ ἐξώτερον, das größtmögliche Maß von Elend, am weitesten entfernt

vom Licht, der äußerste Gegensatz zum Licht. Den Ungerechten und Gottlosen ist „behalten eine dunkle Finsternis in Ewigkeit“, 2 Petr. 2, 17. Den Bösewichtern „ist behalten das Dunkel der Finsternis in Ewigkeit“, Judä 13. Auch die gefallenen Engel hat Gott „behalten zum Gericht des großen Tages mit ewigen Banden in Finsternis“, B. 6.

Das ist der soteriologische Gebrauch von „Licht“, Licht = Heil. So heißt dann erleuchten, jemandem leuchten, ihm Licht gewähren, so viel als beglücken, beseligen, Hilfe und Heil geben. So Ps. 18, 29: „Denn du erleuchtest meine Leuchte; der Herr, mein Gott, macht meine Finsternis Licht.“ „Die Weisheit des Menschen erleuchtet sein Angesicht“, Pred. 8, 1. LXX: *φωτισί πρόσωπον*; hebräisch: *אֵינָר פָּנָיו*, *פִּינִל* von *אֵר*. Gesenius: Angesicht strahlend machen für erheitern. Apter auch: „die Augen erleuchten“. Esra 9, 8 wird als eine Gnaden-erweisung Gottes gerühmt, „daß uns Gott unsere Augen erleuchte und gäbe uns ein wenig Leben“. Ps. 13, 4: „Erleuchte meine Augen, daß ich nicht im Tode einschlafe“, ist ein Gebet um Hilfe und Rettung. Cremer bezieht hieher auch Ps. 19, 9: „Die Gebote des Herrn erleuchten die Augen“, und Ps. 119, 130: „Wenn dein Wort offenbar wird, so erfreut es und macht klug die Einfältigen“, und bemerkt dazu, daß dabei eine doppelte Vorstellung herrsche. Wir werden später noch darauf kommen, auf diese zweite Vorstellung und den Zusammenhang beider. Joh. 1, 9: Christus ist „das wahrhaftige Licht, das alle Menschen erleuchtet“. Er ist aller Menschen Heiland; soviel auf ihn ankommt, macht er sie alle glücklich und selig. Hierher können auch gezogen werden Ps. 118, 27: „Der Herr ist Gott, der uns erleuchtet“, und Eph. 5, 14: „so wird dich Christus erleuchten“. An beiden Stellen ist die Vorstellung dieselbe, nämlich: jemandem leuchten. In der Psalmstelle heißt es im Hebräischen: *אֵר אֵינָר*, also das *פִּינִל* von *אֵר*, aber mit folgendem *ל*, wie oft; und die LXX hat nicht *φωτίζει*, sondern *ἐπέφανεν ἡμῖν*, er läßt uns leuchten, segnet uns. Geier bemerkt dazu: „Haud dubie indicantur divina beneficia, quibus a suo populo caliginem amovit errorum, adversitatum tristitiaeque, conferens e diverso lumen scientiae ac revelationis, felicitatis, gaudii etc.“ An der Epheserstelle: *καὶ ἐπιφάνσει σοὶ ὁ Χριστός*, und Christus wird dir aufleuchten, über dir walten mit seiner Gnade. In diesem soteriologischen Sinne heißt also „Licht“ so viel wie Heil, Rettung, Erlösung, Freude und Seligkeit oder, was dasselbe ist, Gottes Gnade, Christus. Und erleuchten heißt retten, helfen, fröhlich und selig machen.

Den zweiten Gebrauch von *φῶς* und *φωτίζειν*, Licht und erleuchten, nennt Cremer den ethischen. Finsternis = Sünde, Ungerechtigkeit; Licht = Reinigkeit, Heiligkeit, Gerechtigkeit; alles, was das Gegenteil ist von Sünde. Die Ableitung dieser Bedeutung von der Grundbedeutung, dem sinnlichen *φῶς*, einerseits und den Zusammenhang derselben mit der ersten, übertragenen, der soteriologischen, gibt Cremer so an. Unter *σκότος*: „Dazu kommt im Neuen Testament eine dem Alten Testam-

ment fremde Erweiterung des Gebrauchs, damit zusammenhängend, daß Unheil und Sünde zusammengehören (vgl. „heillos“), und daran anknüpfend, daß die Finsternis verbirgt, Ps. 139, 11. 12, und daß die Sünde das Licht, in welchem sie offenbar wird, zu scheuen hat; vgl. Joh. 3, 19. In diesem sittlichen Sinne wird es im Alten Testament nicht gebraucht. Im Neuen Testament namentlich bei Paulus.“ Und unter *φῶς*: „Daran schließt sich das neutestamentliche *φῶς* im sittlichen Sinne (nicht im Alten Testament). Es wird das, was das Licht nicht zu scheuen braucht, selbst Licht genannt durch den sehr naheliegenden Übergang der objektiven und transitiven Bedeutung ineinander. Licht bezeichnet nun Gerechtigkeit, Wahrheit u., überhaupt das Gegenteil der mit Finsternis bezeichneten Sünde.“ Und das enge Zueinandersein von Licht im ethischen und im soteriologischen Sinne, und zwar auch bei Johannes, bei dem immer das soteriologische Moment vorherrscht, legt er so dar: „Indes nicht allein als Vermittlung der Lebensgestaltung, sondern auch der Gestaltung des Lebens wird bei Johannes das Licht anzusehen sein, und zwar einer Gestaltung, die dem Heil als Errettung aus dem Verderben der Sünde entspricht, so daß Licht ebenso der Unseligkeit wie der Sünde (Unheil) entgegengesetzt, ebenso im soteriologischen wie im sittlichen Sinne, in erster Linie jedoch immer im soteriologischen Sinne zu nehmen ist.“ „Dies, daß das Licht Unseligkeit und Sünde ausschließt, bestimmt auch den vom Sprachgebrauch des Evangeliums scheinbar abweichenden Gebrauch im ersten Briefe.“ „Ein analoges Zueinandersein beider Bedeutungen bestimmt den paulinischen Sprachgebrauch, in welchem *φῶς* im sittlichen Sinne offenbar anschließt an das soteriologische *φῶς*.“

Als solche Stellen, in denen „Licht“ und „Finsternis“ in diesem ethischen Sinne stehen, mögen folgende angeführt werden: 1 Joh. 1, 5: „Gott ist ein Licht, und in ihm ist keine Finsternis.“ Gott ist durchaus rein und heilig, ohne Sünde und Flecken. Darum dürfen Leute, die sagen, daß sie mit Gott Gemeinschaft haben, nicht in Finsternis wandeln, sonst strafen sie ihr Bekenntnis Lügen, V. 6. Sündentwandel ver trägt sich nicht mit Gemeinschaft mit dem reinen, fleckenlosen Gott. Sie sollen im Licht wandeln, wie er im Licht ist. Dahin werden sie es freilich nie bringen, daß sie, wie Gott, ein Licht sind ohne Finsternis und Flecken. Aber sie haben Vergebung im Blute des Sohnes Gottes, V. 7. Gott ist rein; sie werden gereinigt und sollen sich reinigen, und zwar von Sünde und Untugend, V. 7. 9. „Wer da sagt, er sei im Licht, und hasset seinen Bruder, der ist noch in Finsternis“, 1 Joh. 2, 9. Da ist neben dem soteriologischen auch das sittliche Moment. Das zeigen auch die Zusätze: „und ist kein Ürgernis (*σκανδαλον*) bei ihm“, V. 10; und von der Rehrseite: „der wandelt in Finsternis“, *ἐν τῇ σκοτίᾳ περιπατεῖ*, und „die Finsternis (die Sünde) haben seine Augen verblendet“, V. 11. Auch Jak. 1, 17 gehört hierher. Da wird von Gott gesagt, daß er der Geber lauter guter Gaben ist. Das versteht sich,

denn er ist der „Vater des Lichts“. „Da Gott der Vater des Lichts, des Symbols des Reinen und Guten, ist, so muß er selbst auch Licht sein, und nichts Dunkles (also auch nicht das *νεῖρα*), sondern vielmehr nur Lichtes kann von ihm herkommen.“ (Meher.) Bei ihm „ist keine Veränderung noch Wechsel des Lichts und Finsternis“. Gott ist nicht zuweilen gut, zuweilen böse; er ist immer gut und nur gut. Joh. 1, 5: Das Licht (Christus, das beseligende Licht) scheint in der Finsternis (in der sündlichen und verlorenen Welt), „und die Finsternis haben's nicht begriffen“. Die Sünde ist die Erklärung dafür, die Liebe zum Sündendienst und auch die Verblendung der Sünde. Ähnlich Joh. 3, 19: „Sie liebten die Finsternis mehr denn das Licht“, die Sünde mehr als das Heil in Christo. Sünden werden genannt „Werke der Finsternis“, Eph. 5, 11; „Werke der Finsternis“ im Gegensatz zu „Waffen des Lichts“, Röm. 13, 12. Desgleichen Werke der Nacht. Christen sollen nicht sein „in der Finsternis“; denn: „Ihr seid allzumal Kinder des Lichts und Kinder des Tages; wir sind nicht von der Nacht noch von der Finsternis“, 1 Thess. 5, 4 f. Die Christen waren weiland Finsternis, dienten der Sünde; jetzt sind sie ein Licht in dem Herrn, leuchten in der finstern Welt, Eph. 5, 8. Sie sind und sollen sein Lichter in der Welt; in der Finsternis, in der sie umgebenden Sünde, soll ihr frommer Wandel abstecken. Zweierlei Dinge vertragen sich nicht, sind unvereinbare Gegensätze. „Was hat das Licht für Gemeinschaft mit der Finsternis?“ 2 Kor. 6, 14. Das ist sittlich gemeint, bezieht sich auf den Wandel der Christen; sie sollen nicht an fremden Joch ziehen mit den Ungläubigen. Sehr deutliche Stellen, an denen gewiß „Licht“ und „Finsternis“ ethisch gemeint sind, sind die, an denen vom Satan die Rede ist. „Er selbst, der Satan, verstellt sich zum Engel des Lichts“, 2 Kor. 11, 14. Und er und sein Reich haben doch ihre Beschreibung in „Obrigkeit der Finsternis“, Kol. 1, 13. Diese Feinde der Christen sind die „Herren der Welt, die in der Finsternis dieser Welt herrschen, die bösen Geister unter dem Himmel“, Eph. 6, 12. Als die Christen sich bekehrten, da haben sie sich bekehrt „von der Finsternis zum Licht, von der Gewalt des Satans zu Gott“, Apost. 26, 18. „Dies ist eure Stunde und die Nacht der Finsternis“, Luk. 22, 53. „Jetzt kömmt die Nacht der Sündenmacht.“

Also es gibt eine schaurige Finsternis der Sünde und der Unseligkeit. Darin liegt seit Adams Fall die ganze Welt. „Finsternis bedeckt das Erdreich und Dunkel die Völker.“ Daraus, aus Sünde und Verderben, soll der Mensch gerettet und zum Licht gebracht werden: zum Licht, das das Gegenteil ist von Sünde, zur Vergebung der Sünde, zur Gerechtigkeit und Reinigkeit; zum Licht, das das Gegenteil ist von Unheil, nämlich Gnadenstand, Friede, Freude, gutes Gewissen, Leben und Seligkeit. Und dieses Licht ist bereits da. Gott, Christus selbst, ist das Licht; er hat das Heil gebracht. Das Licht scheint auch, leuchtet, wird in die Lande hinausgetragen durch das Evangelium, das aller Kreatur

gepredigt werden soll. Das ist auch ein Licht, eine Leuchte, das „helle Licht des Evangelii“, 2 Kor. 4, 4. Christus, das Evangelium, das Evangelium von Christo, Christus im Evangelium, das ist das Licht. Das soll dem Menschen gebracht, zu eigen gemacht werden, er soll des Lichtes teilhaftig gemacht, selbst ein Licht, ein Kind des Lichts werden. Nun scheint aber das Licht in der Finsternis, und die Finsternis begreift es nicht und kann es nicht fassen. „Der natürliche Mensch vernimmt nichts vom Geist Gottes; es ist ihm eine Torheit und kann es nicht erkennen“, 1 Kor. 2, 14. Er ist eben Finsternis, und die Finsternis hat seine Augen verblendet. Da muß es bei ihm Licht werden; er muß erleuchtet werden, daß er das Heil sieht und zugreift, das Evangelium versteht und annimmt. Und das ist der Gebrauch von Licht, Leuchten und Erleuchten, von dem im dritten Artikel die Rede ist, da wir sagen: „Der Heilige Geist hat mich durch das Evangelium berufen, mit seinen Gaben erleuchtet.“

Das ist der als ethisch = intellektueller bezeichnete Gebrauch von „erleuchten“. So speziell bei Paulus und im Alten Testament zuweilen. So steht „Licht“ und „Finsternis“ Dan. 2, 22 von Gott: „Er weiß, was in Finsternis liegt; denn bei ihm ist eitel Licht.“ 2 Kön. 12, 2: „Und Joas tat, was recht war und dem Herrn wohlgefiel, solange ihn der Priester Jojada lehrte.“ LXX: πάσας τὰς ἡμέρας ἄς ἐφώτισεν αὐτὸν Ἰωδαὶ ὁ ἱερεὺς für das hebräische יְהוֹדָה. 2 Kön. 17, 27: „der sie lehre“, הִלְלִיךָ; LXX: φωτιοῦσιν, und W. 28: „und lehre sie“, מוֹרֶה אֹתָם; LXX: ἢ φωτιζῶν αὐτούς. Ps. 19, 9: „Die Gebote des Herrn erleuchten die Augen“, obgleich da wohl mehr im soteriologischen Sinne, wie das parallele Glied andeutet: „Die Befehle des Herrn erfreuen das Herz.“ Stärker hervorgehört ist das intellektuelle Moment Ps. 119, 130: „Dein Wort macht klug die Einfältigen“, יְאִיר כִּבְיֹן פְּתִיִּים; LXX: φωτιεὶ καὶ συνετιεὶ νηπίους. W. 105: „Dein Wort ist meines Fußes Leuchte (כֶּרֶךְ) und ein Licht (אֹר) auf meinem Wege.“ Röm. 2, 19 wird „Lehrer sein“ so umschrieben: „Vermissst dich zu sein ein Leiter (ὁδηγόν) der Blinden, ein Licht derer, die in Finsternis sind (φῶς τῶν ἐν σκοτίαι), ein Züchtiger (παιδευτήν) der Törichten (ἀφρόνων), ein Lehrer der Einfältigen (διδάσκαλον νηπίων).“ Das meinst du, Jude, sein zu können, weil du „hast die Form, was zu wissen und recht ist im Gesetz“, mit dem kausalen Partizip: ἔχοντα τὴν μόρφωσιν τῆς γνώσεως, weil du weißt seinen Willen und unterrichtet bist, W. 18. Dann wird fortgeföhrt: Du l e h r st andere, du p r e d i g st, W. 21. Eph. 1, 18 erbittet der Apostel den Christen „erleuchtete Augen eures Gemüts, daß ihr erkennen möget“, εἰς τὸ εἰδέναι. Und damit sie das haben, soll Gott ihnen geben πνεῦμα σοφίας καὶ ἀποκαλύψεως ἐν ἐπιγνώσει αὐτοῦ, W. 17. Eph. 3, 9: Mir ist gegeben diese Gnade, „zu erleuchten jedermann“ (φωτίσαι), und zwar in der Absicht: „auf daß k u n d würde“, ἵνα γνωρισθῇ, W. 10.

In diesem Sinne ist der Gegensatz: finster, Finsternis, blind, verblendet, Blindheit, Verblendung, Unwissenheit. Matth. 13, 13: „Mit sehenden Augen sehen sie nicht und mit hörenden Ohren hören sie nicht; denn sie verstehen es nicht.“ „Ihre Ohren hören übel, und ihre Augen schlummern“, V. 15. „Wehe euch, verblendete Leiter!“ 23, 16, „du blinder Pharifäer“, V. 26. „Lasset sie fahren; sie sind blind und Blindenleiter“, 15, 14. „Der ist verdüstert (*τερόφωται*) und weiß nichts“, 1 Tim. 6, 4. „Welcher Verstand verfinstert ist (*εσκοτωμένοι τῆ διανοίᾳ*) . . . durch die Unwissenheit, so in ihnen ist (*διὰ τὴν ἀγνοίαν τὴν οὖσαν ἐν αὐτοῖς*), durch die Blindheit ihres Herzens“, Eph. 4, 18. Ihr habt Christum nicht also gelernt, habt von ihm gehört, seid in ihm gelehrt, *ἐμάθετε, ἠκούσατε, ἐδιδάχθητε*, V. 20. 21. „Sind in ihrem Dichten eitel worden, und ihr unverständiges Herz ist verfinstert“, *ἐματαιώθησαν ἐν τοῖς διαλογοῖσι αὐτῶν, καὶ ἐσκοτίσθη ἡ ἀσύνητος αὐτῶν καρδιά*, Röm. 1, 21. „Wer aber solches nicht hat, der ist blind und tappet mit der Hand“, 2 Petr. 1, 9. Das Gegenteil ist „die Erkenntnis unsers Herrn Jesu Christi“, V. 8. Diese Verblendung wirkt der Teufel in den Ungläubigen, in denen, die verloren werden. „Welchen der Gott dieser Welt der Ungläubigen Sinn verblendet hat, daß sie nicht sehen das helle Licht des Evangelii“, 2 Kor. 4, 4. In denen, die Gott um ihrer Bosheit willen in verkehrten Sinn dahingibt, ins Gericht der Verstockung, wirkt Gott selbst diese Finsternis nach seinem Gericht. Joh. 12, 40: „Er hat ihre Augen verblendet.“ Röm. 11, 8: „Gott hat ihnen gegeben . . . Augen, daß sie nicht sehen, und Ohren, daß sie nicht hören.“ „Verblende ihre Augen, daß sie nicht sehen!“ V. 10.

So heißt in diesem Sinne „Finsternis“ Unwissenheit, Unverstand. Es wird damit das ausgedrückt, was 1 Kor. 2, 14 ohne Bild gesagt wird: „Der natürliche Mensch vernimmt nichts vom Geist Gottes; es ist ihm eine Torheit und kann es nicht erkennen.“ Die Apologie sagt zu dem Spruch: „Das ist, ein Mensch, der nicht erleuchtet ist durch Gottes Geist, vernimmt gar nichts aus natürlicher Vernunft von Gottes Willen oder göttlichen Sachen.“ (S. 219.) „Verfinstern“, „verblenden“ heißt machen, daß einer nicht versteht und verstehen kann. Und umgekehrt: „Licht“ = Erkenntnis, „erleuchten“ = zum Verständnis, zur Erkenntnis bringen, Erkenntnis wirken. Das wird vom Heiligen Geist ausgesagt: „Er hat mich durch das Evangelium erleuchtet“, gelehrt, zur Erkenntnis gebracht. So geht „erleuchten“ primo loco auf den Verstand.

Aber nicht nur. Es geht durch den Verstand auf den Willen. Primo et immediate illuminatur peccatoris intellectus, consequenter et mediate etiam voluntas. (Hollaz.) Das Erleuchten ist ein Lehren, aber eben ein Lehren des Heiligen Geistes im Herzen, ein innerliches Hellmachen, daß der Mensch das Gelehrte versteht, erfährt, in sich aufnimmt und annimmt. Wenn vom Heiligen Geiste gesagt wird: er

erleuchtet, lehrt, bringt zur Erkenntnis, dann ist das etwas anderes, als wenn Aquila und Priscilla dem Apollo „den Weg Gottes noch fleißiger auslegen“, Apost. 18, 26. Dadurch konnte er ein verstandesmäßiger Schriftgelehrter werden, aber ohne des Heiligen Geistes Wirken kein Erleuchteter. Des Heiligen Geistes Erleuchten ist ein innerlicher Vorgang, der das Erkenntnisvermögen und den Willen direkt anfaßt, dem Verstande eine Erkenntnis beibringt und zugleich den Willen in Bewegung setzt, daß er das Erkannte aufnimmt, annimmt und glaubt. Deswegen nennt Cremer dieses Erleuchten nicht schlechtweg einen intellektuellen, sondern einen ethisch-intellektuellen Vorgang. Er denkt dabei wieder an das „Zueinandersein“ der Bedeutungen von „erleuchten“. Erleuchten heißt nicht: bloß dem Verstande eine äußere Kenntnis beibringen, wie umgekehrt die „Finsternis“, „Unwissenheit“ nicht nur ein geistiges Unvermögen bezeichnet, besondere Dummheit und Borniertheit besonders unwissender Leute. Nein; Leute, die diese Erleuchtung nötig haben, die blind sind, verfinstert, mit sehenden Augen nicht sehen, können Pharisäer und Schriftgelehrte sein, Leute, die sich selbst für weise halten und es auf bloß geistigem Gebiete auch sind. Diese Finsternis und Blindheit ist vielmehr ein Verderben der Sünde, der Erbsünde. „Die Finsternis haben seine Augen verblindet“, 1 Joh. 2, 11. Der natürliche Mensch als solcher, *ψυχικός άνθρωπος*, weil er das ist, vernimmt nichts vom Geiste Gottes, 1 Kor. 2, 14. „*Ψυχικός* bezeichnet den Menschen, wie er jetzt ist, den sündig gewordenen Menschen, wie er dem göttlichen Lebensprinzip sich entfremdet hat und entfremdet ist.“ (Cremer.) Die Finsternis ist in ihnen; es ist die Unwissenheit ihres Herzens, Eph. 4, 18. Die Unwissenheit (*ἀγνοία*) ist Folge des geistlichen Todes. So ist umgekehrt die Erleuchtung der Anfang der Setzung eines neuen Lebens. Die Unwissenheit und Finsternis ist nicht leerer, toter Mangel an Intellekt, sondern sie wirkt sich energisch aus zu sittlich Bösem. „Ihr unverständiges Herz ist verfinstert“, Röm. 1, 21. Daraus folgt das ganze greuliche Sündenregister, das am Schluß des Kapitels steht. Mit der Verfinsternung des Verstandes hängt zusammen die Entfremdung von dem Leben, das aus Gott ist, Eph. 4, 18. So ist die Erleuchtung nicht nur Schenkung von allerlei schönen, müßigen Kenntnissen, sondern Setzung eines neuen, wirksamen, geistlichen, göttlichen Prinzips zum Glauben, zur Seligkeit. Diese Finsternis im Verstande hat im Gefolge geistliche und ewige Finsternis; so führt die Erleuchtung zu geistlichem, ewigem Licht, zur Freiheit von Sünde, zu Vergebung, Leben und Seligkeit. Die verblendete Sinne haben, sind die, die verloren gehen, 2 Kor. 4, 4. Mit Erleuchtung fängt der Heilige Geist sein Werk der Seligmachung an. Diese Finsternis ist eine Wirkung Satans, der damit der Menschen Verderben will. Die Erleuchtung ist Gottes Werk, der ihr Heil schafft.

Und gar wenn wir bedenken, was Gegenstand und Inhalt dieser Erleuchtung ist, dann wird uns das recht klar, wieviel mit „Erleuchtung“

gesagt ist. Es ist die Weisheit Gottes, was er getan hat durch Christum, „durch den wir Freude und Zugang in aller Zuversicht haben durch den Glauben an ihn“, Eph. 3, 9 f. Was die Ungläubigen, die Verlorengewandenen, nicht sehen und nach Satans Absicht nicht sehen und verstehen sollen, ist das Evangelium. Das Evangelium ist ihnen verdeckt, 2 Kor. 4, 3. Sie sehen nicht das helle Licht des Evangelii von der Klarheit Christi, V. 4. Und das ist es gerade, wodurch der Heilige Geist erleuchtet, was er zum Verständnis bringen will, das Evangelium. Das Evangelium aber ist nicht ein Stück müßiger Philosophie, sondern hat einen sehr praktischen Zweck. „Wer da glaubet und getauft wird, der wird selig werden“, Mark. 16, 16. Es ist das „Evangelium von eurer Seligkeit“, Eph. 1, 13. Und was ist der Inhalt des Evangeliums? „Zu verkündigen den unaussprechlichen Reichtum Christi“, Eph. 3, 8. „Gott hat einen hellen Schein in unsere Herzen gegeben *πρὸς φωτισμὸν τῆς γνώσεως τῆς δόξης τοῦ θεοῦ ἐν προσώπῳ Χριστοῦ*, zum Leuchten, damit leuchte die Erkenntnis der Herrlichkeit Gottes im Angesichte Christi, 2 Kor. 4, 6. Das ist das Licht, der *φωτισμός*, der aufgesteckt werden soll; das ist terminus ad quem der Erleuchtung: die Erkenntnis Christi. Oder die Erkenntnis Gottes, der Herrlichkeit Gottes, und zwar nicht seiner Schöpferherrlichkeit, noch weniger seiner Zornesgewalt, sondern „im Angesichte Jesu Christi“, wie er sich in Christo geoffenbart hat, voller Gnade und Wahrheit. *Πρόσωπον*: „In ihm ist die Person zu erkennen, und in ihm prägt sich aus, was ihr eigentümlich ist.“ (Cremer.) Luther: „Ich muß zu Christo kommen und kriechen und unter dem Sohne mich finden lassen, auch durch seine Gnade und Wahrheit alles erlangen; und das ist sein göttlicher Wille und Meinung; das heißt Gott recht erkannt.“ (VII, 1710.) „Durch dies Licht des heiligen Evangelii kommen sie zur Erkenntnis Gottes, daß sie wissen, daß Gott gnädig und barmherzig ist und alle Sünden um Christi, seines Sohnes, willen nachlassen und schenken will.“ (XIII, 1043.) „Wir könnten nimmermehr dazu kommen, daß wir des Vaters Hulde und Gnade erkannten ohne durch den Herrn Christum, der ein Spiegel ist des väterlichen Herzens, außer welchem wir nichts sehen denn einen zornigen und schrecklichen Richter. Von Christo aber könnten wir auch nichts wissen, wo es nicht durch den Heiligen Geist offenbart wäre.“ (Gr. Kat., S. 480.) Erleuchten heißt also zur Erkenntnis Gottes und Christi bringen. So ist „Erleuchtung“ ein Synonymum für „Bekehrung“. So gewiß Erkenntnis Christi ein Synonymum ist für Glauben, so gewiß ist Erleuchtung, die diese Erkenntnis Christi bewirkt, ein Synonymum für Bekehrung, die ja ihrem Wesen nach nichts anderes ist als *donatio fidei*.

Erkenntnis Christi = Glaube, das ist ja der Heiligen Schrift sehr geläufig. So Jes. 53, 11: „Durch sein Erkenntnis wird er, mein Knecht, der Gerechte, viele gerecht machen.“ Hos. 2, 20 wird die fröhliche Zeit des Neuen Testaments so beschrieben, daß erst gesagt wird,



was Gott alles in Gnaden tun wird, und dann gesagt: „Und du wirst den Herrn erkennen.“ Luther: „Dies ist die Erkenntnis des Bundes, den Gott mit uns gemacht hat, daß er die Sünden vergeben wolle, aus Gefahren erretten, uns wohlthun und sich über uns erbarmen um seines Sohnes willen, an den wir glauben. So haben die Propheten ihren Zuhörern und deren Nachkommen gar herrlich und geschickt die Lehre des Glaubens gepriesen.“ (VI, 1157.) Johannes der Täufer soll „Erkenntnis des Heils geben seinem Volk, die da ist in Vergebung ihrer Sünden“, Luk. 1, 77. Durch die Erkenntnis des Herrn und Heilandes Jesu Christi sind die Christen entflohen dem Unflat der Welt und sollen sich hüten vor Rückfall, 2 Petr. 2, 20; oder wenn gar Christus selbst kurzerhand sagt: „Das ist das ewige Leben, daß sie dich, daß du allein wahrer Gott bist, und den du gesandt hast, Jesum Christum, erkennen“, Joh. 17, 3. So nennt die Heilige Schrift oft den Glauben kurzweg die Erkenntnis Christi. Wo, wie Joh. 6, 69 und 1 Joh. 4, 16, beide Verba zusammenstehen: „Wir haben geglaubt und erkannt“, da ist das, wie Cremer sagt, „nur eine verstärkte und vollständige Beschreibung des in Betracht kommenden Verhältnisses zu Christo, also eine Frage nach der Priorität des einen oder andern Begriffs nicht zu stellen“. Den inneren Grund dafür gibt er so an: „Es wird dieses Verhältnis selbst einfach als *γινώσκειν* bezeichnet in der Voraussetzung, daß dieses die richtige Selbstbeziehung des erkennenden Subjekts zu dem Objekt einschließe.“ „Es ist für das Verständnis der einzelnen Aussprüche beides festzuhalten, daß es sich bei *γινώσκειν* sowohl um die Bedeutung des Erkenntnisobjekts für den Erkennenden als damit auch um die von dem Objekt ausgehende Bestimmung des Subjekts handelt.“ Luther: „Also ist das Erkenntnis nichts anders denn der rechtschaffene christliche Glaube. Denn wenn du Gott und Christum also erkennst, so wirst du dich auch mit ganzem Herzen auf ihn verlassen und ihm vertrauen im Glück und Unglück, im Leben und Sterben.“ (IX, 1346.) Apologie: „Der Glaube, der da erkennet die überschwengliche Gnade Gottes, der macht lebendig.“ (S. 265.)

(Fortsetzung folgt.)

## Die Hauptbegriffe für Sünde im Hebräischen.

(Schluß.)

Auch in andern Verbindungen liegt dieselbe Bedeutung, nämlich „Nichtigkeit“, „Gehaltlosigkeit“, ganz unzweideutig vor. Bei den jetzt zu behandelnden Stellen findet sich bei Kommentaren und Versionen viel Unklarheit und Verwirrung, offenbar davon herrührend, daß man den Begriff „Unheil“ oder „Mühe“ auch hier in unserm Wort zu finden meint. Mit andern Worten, man übersieht den Unterschied zwischen dem anfangs erörterten *חַטָּא*, das so gerne neben *כּוֹשֵׁר*, Mühsal, erscheint,

und diesem letzteren, das mit derselben Beharrlichkeit mit **אָשׁוּ, אָשָׁר,** **מִרְמָה,** das heißt, mit Ausdrücken der „Eitelkeit“, „Lüge“, „Falschheit“, koordiniert wird. Es ist in der Tat auffallend, daß das in Frage stehende **אָשׁוּ** nie neben **מִרְמָה**, „Mühsal“ vorkommt. Wenn es daher Ps. 36, 4 vom Gottlosen heißt: „Die Worte seines Mundes sind **מִרְמָה וְאָשׁוּ**“, so ist das nicht mit Duhm und Raußsch zu übersetzen: „Frevel und Trug“, noch mit Delißsch: „Unheil und Tüde“, noch mit der Septuaginta *ἀνομία* (Gesetzeslosigkeit) *καὶ δόλος*, noch mit Hieronymus: „iniquitas et dolus“, noch auch mit Luther: „Ihre Lehre ist schädlich“ (**אָשׁוּ** im Sinne von Unheil gefaßt) „und erlogen“, noch endlich mit den englischen Übersetzungen: „iniquity and deceit“, sondern es heißt nichts anderes als: „Die Worte seines Mundes sind Lüge und Trug.“ Ebenso wie die Götzen keiner wirklichen Gottheit entsprechen, „nichts dahinter ist“, so wird auch die menschliche Rede mit **אָשׁוּ** bezeichnet, wenn sie keiner Wahrheit entspricht, sondern leer und nichtig ist. Hier lassen wir Ps. 41, 7 folgen, wo es heißt: „Und kommt einer nachzusehen, so redet er **אָשׁוּ**, Eitles, und sein Herz sammelt **אָשׁוּ**.“ Warum Delißsch an dieser Stelle **אָשׁוּ** mit „Grundloses“ (was richtig ist) wiedergeben sollte, während er im vorigen Beispiel daselbe Wort mit „Unheil“ übersetzte, vermögen wir um so weniger einzusehen, als in beiden Fällen das **אָשׁוּ** mit den zwei sinnverwandten Ausdrücken **אָשׁוּ** und **מִרְמָה** parallelisiert wird. Richtig Duhm: „Sein Herz redet Falschheit“ (mit anderer Konstruktion). Ebenso die Septuaginta und die Vulgata: *μάτην ἐλάλει* und: „vana loquebatur“. Dagegen inkorrekt Raußsch: „Sein Herz sammelt ‚Bosheit‘ an“, und die englische Bibel: „His heart gathereth iniquity.“ Wenn nun Delißsch ferner in seinen Bemerkungen zu **אָשׁוּ מִתִּי**, Ps. 26, 4, richtig sagt, daß unter **אָשׁוּ** „die Wüßtheit, Hohlheit, Gehaltlosigkeit, Schlechtigkeit der Gesinnung, die chaotische Leere der Gottentfremdung, die mit Lüge der Verstellung übertünchte Unwahrheit, also Nichtigkeit, der Gegensatz der Erfülltheit von Gott und von dem Guten, welches das sittlich Reale“, gemeint sei, dann aber bei Hiob 11, 11: „Er (Gott) kennt die **אָשׁוּ מִתִּי** (die Männer sittlicher Leereheit), und er sieht **אָשׁוּ**, ohne besonders darauf zu achten“, bei der Erklärung des **אָשׁוּ** von dem Begriff „Mühsal“ ausgeht, so hat er hierin den angegebenen Unterschied in der Bedeutung von **אָשׁוּ** übersehen. Unzweifelhaft steht auch hier **אָשׁוּ** als Synonymon von **אָשׁוּ**. Gott, der die Gedanken von ferne kennt, sieht die sittliche Leereheit und Nichtigkeit im Herzen, ohne sonderlich darauf achten zu müssen. Außer **אָשׁוּ מִתִּי** kommt in demselben Sinne **אָשׁוּ מִתִּי** oder **אָשׁוּ אֲשֶׁר** vor; aber nie **מִתִּי** oder **אֲשֶׁר מִתִּי**. Auch dies weist darauf hin, daß in solchen Verbindungen das **אָשׁוּ** mit „Mühsal“ nichts zu schaffen hat. Die Bedeutung dieser Ausdrücke ist nicht Männer, die Unheil gegen andere verüben, sondern Männer, die ihrem Charakter nach hohl und leer sind,

voraus dann natürlich das erstere leicht folgt. In demselben Sinne steht auch פֶּרֶן, eigentlich „leer“, dann in moralischer Hinsicht „lose“, „leichtfertig“, „Charakterlos“. So heißt es z. B. Jud. 9, 4: „Abimelech dinge Leichtfertige und verwegene Männer“ (אֲנָשִׁים רִיקִים). Und von Jephthah heißt es Richt. 11, 3: „Er floh vor seinen Brüdern. . . Und es sammelten sich zu Jephthah אֲנָשִׁים רִיקִים (lose oder leichtfertige Männer), die mit ihm auszogen.“ Ferner, wenn, wie oben gezeigt, אָן mit קֶשֶׁף, Lüge, synonym ist, ist es dann wohl konsequent verfahren, wenn Delitsch שֶׁפֶת שֶׁקֶר, Ps. 120, 2, mit „Lügenlippe“ übersetzt, während er אָן שֶׁפֶת, Prov. 17, 4, mit „heillose Lippe“ wiedergibt, wozu er als Nähererklärung hinzufügt: „auf des Nächsten Verderben gerichtete Reden“? Das heißt, man findet hier wieder den Begriff „Unheil“ statt „Nichtigkeit“ oder „Trug“. Der Ausdruck bedeutet „trügerische, falsche Lippe“. Eine solche Lippe ist freilich auf das Unheil des Nächsten bedacht; aber dies Moment wird hier nicht betont, sondern die Lippe wird nach ihrer wesentlichen Beschaffenheit gekennzeichnet. Nur ein Kommentator hat hier, soweit mir bekannt, das Richtige, und das ist Frankenberg in seinem Handkommentar zum Alten Testament. Er übersetzt: „nichtiges Gerede“. Es ist wohl zu beachten, daß unmittelbar auf אָן שֶׁפֶת ein קֶשֶׁף, Lüge, folgt. Dieselbe Bedeutung ist auch festzuhalten an der Stelle Jes. 58, 9: אָן רִבְרָב, „Nichtiges, Gehaltloses, Lügenhaftes reden“. Schließlich noch Ps. 59, 6: אָן רִבְרָב, von Delitsch richtig erklärt, wenn er bemerkt: „Es sind heimtückisch handelnde von äußerster sittlicher Nichtigkeit und Nichtswürdigkeit.“ Dagegen Kaushch: „frevelhafte Verräter“. Ebenso die Vulgata: „qui operantur iniquitatem“; die Septuaginta: ἐγκαζομένους τὴν ἀνομίαν. Wegen des רִבְרָב, treulos, heimtückisch handeln, verdient auch an dieser Stelle die Übersetzung „Nichtigkeit“, „Falschheit“ vor „Frevel“ oder „Unrecht“ den Vorzug, ohne daß wir freilich die Möglichkeit des letzteren bestreiten wollen. —

Bei dem Begriff רָעָה (רַע, רָעָה) brauchen wir uns nicht lange aufzuhalten, da sich damit keinerlei Schwierigkeiten verbinden. Dunkel ist jedoch die Etymologie. Einige wollen das Wort mit einer arabischen, andere, wie Paul Haupt, mit einer assyrischen Wurzel identifizieren. Nach ersterer Ansicht wäre die Grundbedeutung „jugendlicher Übermut“, Mangel an Selbstbeherrschung, ein Sichgehenlassen, oder ähnlich, während die letztere uns, soweit der Grundbegriff in Betracht kommt, nicht weiter führt als das Hebräische selbst. Denn das von Haupt vorgeschlagene Wort, raggu, heißt, wie רָעָה, „böse sein“.

Wie אָן nun, mit dem sich Bedeutung und Sprachgebrauch von רָעָה vielfach berühren, bezeichnet unser Wort in vielen Fällen zunächst „Leid, Not, Unglück“ in physischem Sinn. Viele Belegstellen hier anzuführen, ist unnötig. Wir wollen uns auf zwei beschränken. Ps. 34, 20 heißt es: „Viele sind רָעָה, die Leiden, des Gerechten, aber Jahve rettet

ihn aus ihnen allen.“ Koh. 12, 1 redet von **יְמֵי הָרָעָה**, „Tage des Übels“, „böse Tage“, Tage, die dem Menschen wegen der Gebrechen des Alters unangenehm und beschwerlich sind.

Wie bereits angedeutet, hat **רָעָה** ungefähr denselben Entwicklungsgang durchgemacht wie **אָן** (das zuerst Behandelte). Ist nämlich das Böse nicht im gewöhnlichen Lauf der Dinge begründet, sondern ist es durch menschliche Bosheit veranlaßt und einem andern bereitet, so ist der Begriff aus der natürlichen in die moralische Sphäre übergegangen. So in der bekannten Stelle Gen. 50, 20, wo Joseph zu seinen Brüdern sagt: **וְאַתֶּם חֲשַׁבְתֶּם עָלַי רָעָה**, „ihr sannet Böses wider mich“. Ebenso Ps. 140, 3: **רַטְטֵנִי מִיָּד הַשֹּׂבְרֵי רָעוֹת בְּלִבָּי**, „Böses im Herzen sinnen“. Man sieht hieraus, daß **רָעָה** gerne mit demselben Verbum verbunden wird wie **אָן**. Ja **רָעָה** und **חָשַׁב** sind ziemlich gleichbedeutende Ausdrücke. Dasselbe gilt von der Redensart **רָעָה חָרַשׁ**, „Böses sinnen“, eigentlich „pflügen“; denn wie wir oben gesehen haben, kommt **חָרַשׁ** ziemlich häufig vor. 1 Sam. 23, 9 heißt es von David, daß er wußte, daß Saul **חָרַשׁ הָרָעָה**, „Unheil sinne“. Prov. 3, 29 heißt es: **אַל תַּחְרִישׁ עַל יַעֲרֵךְ רָעָה**, „sinne kein Unheil gegen deinen Nächsten“. Das Verbum **חָרַשׁ** heißt eigentlich **einschneiden** (cf. *χαράσσειν*; vielleicht liegt hier eine Wurzelverwandtschaft vor) und wird sowohl von dem Zimmermann, faber tignarius, als auch von dem Schmied, faber ferrarius, gebraucht. Die erste Bedeutung findet sich z. B. Jes. 40, 20, wo der Prophet ein Gößenbild entstehen läßt, um dadurch den Wahnsinn des Gößendienstes zu zeigen. Er sagt nämlich: „Der Verarmte an Opfergabe wählt sich ein Holz, das nicht fault; einen geschickten Künstler (**חָרַשׁ חָכֵם**) wählt er aus, um aufzustellen das Götterbild, das nicht wankt.“ Der **חָרַשׁ** soll also hiernach das Holzbild herrichten, zurechtshaken, abhobeln, aufstellen, daß es nicht umfällt. Derselbe Ausdruck **חָרַשׁ** wird auch von dem gebraucht, der ein metallenes Götterbild fabriziert. In B. 19 heißt es von dem **חָרַשׁ**, daß er das Gößenbild gießt. Nachdem es der Schmied gegossen hat, überzieht es der Schmelzer mit Goldblech. Aber **חָרַשׁ** bedeutet, wie gesagt, auch „pflügen“, mit dem Pflug einschneiden. Es fragt sich daher, welches Bild der Redensart **רָעָה חָרַשׁ** zugrunde liegt. Heißt es „Böses schmieden“, wie man im Deutschen oder Lateinischen (cf. *mendacia procudere, dolos procudere*, eigentlich schmieden, hämmern), oder im Griechischen (cf. *ψυδών και άπατών τέκτων*, eigentlich behauen, schmieden vom Zimmermann oder Schmied) sagt, oder heißt es „Böses pflügen“? Für die letztere Auffassung spricht der Umstand, daß an mehreren Stellen neben **חָרַשׁ** die weitere Metapher des Erntens erscheint. So bei der oben behandelten Stelle, Hiob 4, 8: „Die **אָן** pflügten (**חָרְשׁוּ אָן**) und Unheil säten, die ernteten es.“ Auch Ps. 129, 3 darf hierfür angeführt werden: „Auf meinem Rücken pflügten Pflüger und haben ihr Acker-

land weit ausgedehnt.“ Ähnlich Ben Sirach, Kap. 7, 12: „Betrachte deinen Bruder nicht als Ackerfeld (*agorola*) für deine Lügen.“

Wiemohl nun aber *רע* in vielen Fällen fast gleichbedeutend ist mit *חט*, so finden sich doch diese beiden Ausdrücke lange nicht so häufig nebeneinander wie *חט* und *חט*. Der Grund hierfür ist wohl ein äußerlicher. Die häufige Zusammenstellung der beiden letzteren beruht wahrscheinlich nicht nur auf der Verwandtschaft des Sinnes, sondern auch auf der alliterierenden Ähnlichkeit der Anfangskonsonanten dieser beiden Wörter, ein auch sonst in der Gestaltung des Sprachgebrauches wichtiger Faktor. Es war für den Hebräer leichter und bequemer, *חט* und *חט* neben- und nacheinander auszusprechen als *חט* und *רע*. Dieser Umstand hat wohl das erste Wortpaar so vielfach zusammengesetzt. Ähnliche Erscheinungen lassen sich ja leicht aus modernen Sprachen nachweisen. Sogar sonst völlig veraltete und, einzeln betrachtet, in gänzliche Vergessenheit geratene Wörter verdanken zuweilen ihre Erhaltung lediglich der Alliteration. Man vergleiche das englische „spick and span“.

Wie zu erwarten, ist *רע* eine ziemlich weite und umfassende Bezeichnung für Sünde. Es wird auf jede Art von Sünde angewandt. So mit umfassender Allgemeinheit Gen. 6, 5: „Die Gedanken seines Herzens sind *רע כל־היום*, nur böse immerdar.“ Joseph spricht Gen. 39, 9: „Wie sollte ich *הרעה הגדולה*, dies große Übel, dies schwere Unrecht, begehen und wider Gott sündigen?“ Jud. 20, 13: „Gebt heraus die nichtswürdigen Huben (Kinder Belials), daß wir sie umbringen und *רע*, das Böse, aus Israel wegtilgen.“ Hier ist von der scheußlichen Untat der Gibeaten die Rede. 1 Sam. 24, 12 spricht David zu Saul, daß er weder *רע*, Böses, noch *פשע*, Abfall, Verrat, im Schilde führe. 1 Sam. 29, 6 spricht der König Achis zu David: „So wahr Jahve lebet, du bist redlich (*ישר*), und ich habe an dir nichts *רע*, Böses oder Unrechtes, finden können.“ Auch Abfall von Gott, Abtrünnigkeit, Abgötterei wird häufig mit dem Ausdruck Böses, Böses tun, bezeichnet. 1 Kön. 14, 9 läßt der Prophet Ahia dem Jerobeam durch dessen Gemahlin sagen: „Du hast mehr Böses getan als alle, die vor dir gewesen sind.“ Unter dem Bösen ist hier natürlich die Aufrihtung des götzendienerischen Kultus gemeint. So häufig im Buch der Richter, wo der wiederholte Abfall der Kinder Israel mit dem stets wiederkehrenden Ausdruck bezeichnet wird: „Und die Kinder Israel taten übel oder Böses in den Augen Jahves.“ Doch zur Erläuterung dieses Begriffes bedarf es keiner weiteren Erörterung. —

Wenden wir uns nun noch schließlich dem Begriff *רשע* zu. Nach seiner Grundbedeutung heißt das Wort „locker sein“, „schlaff sein“, eine Bedeutung, die die entsprechende Wurzel im Arabischen aufweist. Die Übertragung auf das religiöse und ethische Gebiet liegt hier sehr nahe. Auch im Deutschen gebraucht man ja „locker“ und „lag“ als sittliche Begriffe. Ebenso im Englischen (*lax morality, dissolute conduct*). *רשע*

heißt demnach so viel wie Mangel an sittlicher Festigkeit, Zügellosigkeit, wobei der Mensch, ohne festen inneren Halt, sich von seinen sündlichen Begierden umhertreiben läßt, ohne sich Raum und Gebiß anzulegen. Zur Feststellung des Grundbegriffs ist besonders lehrreich die Stelle Jes. 57, 19, wo es von den  $\text{רַעֲוֵי}$ , den Gottlosen, heißt, daß sie einem „aufgewühlten Meere“ gleichen, das nicht zur Ruhe kommen kann, sondern immer wieder Schlamm und Kot auswirft. Wie die Wogen des Meeres nie zur Ruhe kommen, sondern bei jedem neuen Luftzug oder Windstoß in neue Bewegung geraten und so unaufhörlich Schlamm und Kot ans Ufer spülen, so kommen auch die  $\text{רַעֲוֵי}$  wegen ihrer inneren Zerrüttung und Zermüththeit nie zu der in der Gottesfurcht und der Gerechtigkeit wurzelnden Ruhe und Festigkeit, sondern werden als ohnmächtige Werkzeuge ihrer verkehrten Begierden und Lüste von jedem Wind der Versuchung, jeder Verlockung der Sünde, in neue Erregung versetzt und bringen so aus dem unreinen Element, in dem sie sich bewegen, fortwährend den Kot und den Schlamm des Bösen hervor in Gedanken, Worten und Werken. Interessant ist hier die neutestamentliche Parallele Judä 13, wo es von den Gottlosen unter anderm heißt, sie seien „wilde Meerestwogen, die ihre eigene Schande ausschäumen“.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen wollen wir jetzt unsern Begriff im einzelnen näher ins Auge fassen. Zunächst das abstrakte  $\text{רַעֲוֵי}$ . Dies Wort steht nie im Plural. Es wird nicht auf einzelne sündige Taten angewandt, sondern bezeichnet die Gottlosigkeit, Frevelhaftigkeit schlechtthin, und zwar in der Regel die gewohnheitsmäßige und habituell gewordene.  $\text{רַעֲוֵי}$  ist der frevelhafte, gottlose habitus, die charakteristische Bestimmtheit des auf das Böse gerichteten Willens und Handelns. Wenn es z. B. Ezech. 3, 19 heißt: „Wenn ich den Gottlosen warne, und er nicht umkehrt von seiner Gottlosigkeit“ ( $\text{רַעֲוֵי}$ ), so bezeichnet hier  $\text{רַעֲוֵי}$  das ganze Dichten, Denken, Tun, die ganze Lebensrichtung des „Loderen“, der ohne Unterlaß „Schlamm und Kot“ auswirft. 1 Sam. 24, 14: „Wie das alte Sprichwort sagt: Von dem Gottlosen kommt Gottlosigkeit; aber meine Hand soll sich nicht gegen dich wenden“ (Worte Davids an Saul). Der Gottlose bringt Gottlosigkeit hervor, wie ein „fauler Baum“ „arge Früchte“. Wie natürlich, unerläßlich ihm das geworden ist, zeigt auch besonders Prov. 4, 16, wo es heißt, daß die Gottlosen „nicht schlafen können, wenn sie nicht unrecht tun“. Gleich im folgenden Vers heißt es dann: „Denn sie essen das Brot der Gottlosigkeit ( $\text{רַעֲוֵי}$   $\text{לֶחֶם}$ ) und trinken den Wein der Gewalttätigkeiten.“ Delitzsch bemerkt hierzu, die Genitive seien von den Mitteln der Erwerbung gemeint. „Sie (die Frebler) leben von ungerechtem Gute, von Brot und Wein, den sie sich durch Frevel und allerlei Gewalttätigkeiten oder Unbill verschaffen.“ Das mag richtig sein. Näher jedoch scheint die Fassung zu liegen, die Genitive als explicatio zu betrachten, um anzugeben, worin gleichsam die tägliche Nahrung der Gottlosen be-

steht. Sinn: Frevel und Unrecht auszuüben ist den Gottlosen zum Lebensbedürfnis geworden. Man beachte den oben zitierten, unmittelbar vorhergehenden Vers. Eine solche Vorstellung ist auch sonst der Schrift nicht fremd. Derselbe Gedanke kommt zum Ausdruck in der in anderm Zusammenhang erwähnten Stelle, Hiob 15, 16, wonach der Mensch „Unrecht säuft wie Wasser“. Doch mag man die eine oder die andere Auslegung vorziehen, **רשע** bezeichnet auch hier das ganze Lebens-element, in dem der Freveler sich bewegt. Beschreibender Art sind die Genitive in folgenden Ausdrücken: **אנשי רשע**, „Männer der Gottlosigkeit“ (cf. **אנשי און רשע**, „Zelte der Gottlosigkeit“, **כפה רשע**, „eine Kute der Gottlosigkeit“, und anderes mehr. Zuweilen scheint **רשע** eine Einschränkung des Sinnes erfahren zu haben. So Prov. 8, 7, wo **רשע** im Gegensatz steht zu **אמת**, Wahrheit. Der Vers lautet: „Mein Gaumen redet **אמת**, und ein Greuel meiner Lippen ist **רשע**.“ Hierzu bemerkt Siegfried: „Als Gegensatz zu **אמת** paßt **רשע** nicht besonders.“ Nach der Meinung dieses Ergeeten sollte etwa statt **רשע** das speziellere **רשעו** oder **רשעו** als Gegensatz zu **אמת**, Wahrheit, stehen. Doch diese Anschauung verkennet, welche hohe Bedeutung die Rede als Zeichen der ganzen inneren sittlichen Beschaffenheit des Menschen im Spruchbuch hat. Durch seine Rede gibt sich der Mensch zu erkennen. Lüge und Unwahrheit kommen nicht absolut in Betracht, sondern zugleich als die hauptsächlichsten Äußerungen und Erscheinungsformen der Gottlosigkeit überhaupt, aus der sie entspringen und die sie verraten. Durch lügenhafte Rede offenbart sich die Gottlosigkeit. Daher ist es auch nicht nötig, an der betreffenden Stelle den Sinn des **רשע** irgendwie einzuschränken.

Was von der Bedeutung des abstrakten **רשע** gilt, das gilt auch im großen und ganzen von dem adjektivischen **רשע** (gewöhnlich substantiviert). **רשע** ist der gewohnheitsmäßige Freveler und Übeltäter. Daher auch die häufige Bezeichnung **עמורי רשע**, die Gottlosen, als die Klasse in der menschlichen Gesellschaft, welche allem, was Gott und Gottesdienst heißt, feindlich gesinnt ist, im Gegensatz zu den **צדיקים**, den Gerechten, die Gott dienen und der Gerechtigkeit nachjagen. So z. B. Mal. 3, 18: „Ihr werdet sehen den Unterschied zwischen dem Gerechten und dem Gottlosen (**צדיק לרשע**), zwischen dem, der Gott dient, und dem, der ihm nicht dient.“ Nach Prov. 3, 33 ruht der Fluch Gottes in dem Hause des **רשע**, während der Gerechte gesegnet wird. Gottentfremdet, wie sie sind, haben die **עמורי רשע** keinen Frieden, wie dieser Gedanke dreimal refrainartig wiederkehrt in der zweiten Hälfte des Buches Jesaja (Kap. 40—66), und zwar am Schlusse eines jeden Drittels desselben, das heißt, nach je neun Kapiteln. „Keinen Frieden, spricht Jahve, gibt's für die Gottlosen“, Jes. 48, 22. Am Schlusse von Kap. 57: „Keinen Frieden gibt's, spricht mein Gott, für die Gottlosen.“ Am Ende des Buches werden dann zwar nicht dieselben Worte

wiederholt, sondern die Friedlosigkeit der Abtrünnigen und Gottlosen wird da in einem „schaurigen Gemälde“ näher geschildert. Wie aus diesen und noch unzähligen andern Stellen ersichtlich, ist צדיק, der Gerechte, fast durchgängig der Gegensatz zu רשע. Denn wie dem Begriff רשע das Lofesein, die Loderheit, als Grundbedeutung zugrunde liegt, so ist dem צדיק ursprünglich der Begriff der Straffheit, der Festigkeit eigen. Der צדיק ist ein solcher, der unverrücklich festhält an der Gerechtigkeit, wie sie durch das Gesetz Jahves normiert ist. Ganz natürlich ist es daher auch, daß ein Hauptkennzeichen und Merkmal der רשעים, die ruhelos in dem Labyrinth der Sünde umhertaumeln, in der Verachtung des Gesetzes besteht, das ihnen einen geraden Weg vorschreibt, den sie nicht wandeln wollen. So gleich im ersten Psalm, V. 1. 2: „Selig ist der Mann, der nicht wandelt im Rat der רשעים, noch den Weg der Sünder betritt“ — wozu dann im Gegensatz als das dem Gerechten Eigentümliche hinzugefügt wird: „sondern hat Lust zum Gesetze Jahves und sinnt Tag und Nacht darüber nach“. Also sind die רשעים in erster Linie durch ihre Verachtung des Gesetzes gekennzeichnet. Ähnlich Ps. 119, 53: „Zornesglut hat mich ergriffen wegen der רשעים, die dein Gesetz verlassen“ (עָזַבְתִּי תוֹרָתְךָ, wobei der stat. constr. das Verlassen des Gesetzes als Charakteristikum, als dauernde Eigenschaft der Gottlosen, zu erkennen gibt). Dieselbe gesetzesfeindliche Gesinnung tut sich auch in der Verfolgung der Gerechten kund. So heißt es V. 61 desselben Psalmes: „Die Stricke der רשעים umgeben mich; aber ich vergesse dein Gesetz nicht.“ Derselbe Gedanke kehrt wieder V. 110: „Die רשעים legen mir eine Schlinge; aber ich weiche nicht von deinen Befehlen.“

Nicht immer jedoch gehört zum Begriff רשע die Vorstellung habituelier, gewohnheitsmäßiger Gottlosigkeit. Zuweilen bezeichnet das Wort einen, der in einem speziellen Fall unrecht getan hat. Dieser Gebrauch des Wortes liegt z. B. vor Ex. 2, 13: „Er (Mose) ging hinaus und traf zwei Männer im Streite miteinander. Da fragte er רשעו, das heißt, den, der im Unrecht war: Warum schlägst du deinen Genossen?“ So auch Ex. 9, 29, wo Pharao sagt: „Diesmal habe ich gesündigt; Jahve ist gerecht, ich und mein Volk sind הרשעים“, das ist, „die im Unrecht sind“. Pharao wollte hier kein allgemeines Verdammungsurteil über sich und sein Volk aussprechen, sondern seine Rede beschränkt sich auf ihr Verhalten im vorliegenden Fall. Das zeigt auch das „diesmal“, womit er sein „Bußbekenntnis“ einleitet, sowie der Artikel bei רשעו. So auch in den forensischen Stellen, z. B. Deut. 25, 1: „den Unschuldigen freisprechen אֶת־הַרְשֵׁעַ אֶת־הַצַּדִּיק, und den Frevler, das ist, den Schuldigen, beurteilen“. Num. 35, 31: „Ihr sollt kein Lösegeld nehmen (כֶּפֶר) für das Leben des Mörders, der des Todes schuldig ist“, אִשֵּׁר הוּא רָשָׁע לְמוֹת, eigentlich: „der ein Gottloser ist zu sterben“.



Schließlich noch einige Worte über die Verbalformen unsers Begriffes. Aus einigen Stellen scheint klar hervorzugehen, daß **שע** einen höheren Grad von Sündhaftigkeit bezeichnet als andere Ausdrücke für Sünde, was im Lichte der bereits behandelten Substantiv- und Adjektivformen ganz begreiflich erscheint. Wir führen einige einschlägige Stellen an (in anderm Zusammenhang bereits früher zitiert). 1 Kön. 8, 47: **הָטְאָנוּ וְהִעֲרִינוּ רָשָׁעוֹ**, „wir haben gesündigt, wir haben verkehrt gehandelt, wir sind gottlos gewesen“. Dan. 9, 5 ganz dieselben Verba in derselben Reihenfolge, nur daß statt des **שע** das **חט** **הִשָּׁעֵנוּ** gebraucht wird, ohne jedoch den Sinn irgendwie zu ändern. Ps. 106, 6: **הָטְאָנוּ עִם אֲבוֹתֵינוּ הָעֲרִינוּ הָרָשָׁעוֹ**, „wir haben gesündigt sowohl als unsere Väter, wir haben verkehrt gehandelt, wir sind gottlos gewesen“. Dan. 9, 15: **הָטְאָנוּ רָשָׁעוֹ**, „wir haben gesündigt, wir sind gottlos gewesen“ (**עֲרִינוּ**, „wir haben verkehrt gehandelt“, ist weggelassen). Es springt sofort in die Augen, daß an allen diesen Stellen **חט** als der allgemeinste Ausdruck für Sünde voransteht, während die folgenden offenbar als intensivere Bezeichnungen empfunden wurden. Mit andern Worten, die Begriffe sind klimakterisch geordnet, so daß also der Höhepunkt der Sündhaftigkeit mit **שע** erreicht und ausgedrückt wird.

Als **חט** hat unser Verbum vorwiegend forensischen oder deklarativen Sinn und heißt, jemand als Frebler oder Missetäter hinstellen, ihn als solchen verurteilen. So Ex. 22, 8: „Wen die Richter **יִרְשָׁעוּ**“, das ist, als Missetäter hinstellen, für schuldig erklären und verurteilen, „der soll zwiefach Ersatz leisten“. 1 Kön. 8, 32: „Du wirst deine Knechte richten **רָשָׁע רָשָׁע**, indem du den Gottlosen für schuldig erklärst.“ Job 15, 6: „Dein Mund **יִרְשָׁע**, spricht dich schuldig, stellt dich als Frebler hin, nicht ich.“ Jes. 54, 17: „Jede Zunge, die sich wider dich erhebt im Gericht, **תִּרְשָׁע**, wirst du als frevelhaft hinstellen, als schuldig erweisen“, oder freier: „wirst du widerlegen“. Jes. 50, 9: „Siehe, der Herr Jahve wird mir helfen; **יִרְשָׁעוּ הִיא הִיא**, wer ist es, der mich verurteilen sollte?“

Noch einige Schlußbemerkungen. Zunächst muß schon die große Mannigfaltigkeit der hebräischen Bezeichnungen für Sünde ins Auge fallen. Darin zeigt sich die Gründlichkeit und Ausführlichkeit, mit der das Alte Testament Wesen und Beschaffenheit der Sünde beschreibt. In allen Gestalten und Erscheinungen, unter jeglichem Gesichtspunkt, in jeglichem Lichte wird die Sünde dargestellt. Alle ihre verschlungenen Pfade werden verfolgt, alle dunklen Winkel aufgedeckt, alle verborgenen Tiefen bloßgelegt. Man denke nur z. B., wie weit und tiefgehend das kleine Wörtlein **חט** (**חט**) ist, wie es alles bloß äußerliche Wesen, alles **חט** in im Gegensatz zum **חט** in, in seiner ganzen nichtigen Hohlheit, Wertlosigkeit und Verdammungswürdigkeit aufzeigt. Der fromme Israelit, der Tag und Nacht in dem Gesetze Jahves forschte und darüber

nachdankt und meditierte, der seine Taten, seine Gedanken, die inneren Regungen seines Herzens in dem vielseitigen Spiegel, der ihm in den verschiedenen Ausdrücken für Sünde vorgehalten wurde, betrachtete und prüfte, der mußte bei der erkannten Unzulänglichkeit seines Tuns und seiner Gerechtigkeit ausrufen: „Herr, gehe nicht ins Gericht mit deinem Knechte; denn vor dir ist kein Lebendiger gerecht.“ Und das gilt von jedem Menschen überhaupt. — Gegenüber der modernen Verflachung der Idee der Sünde ist ferner zu beachten, daß die alttestamentliche Lehre von der Sünde durchaus (wie ja nicht anders denkbar) auf religiösem Boden ruht, religiös fundamentiert ist. Die Sünde besteht nicht etwa, wie man heute so gerne und gerade auch in bezug auf die alttestamentliche Anschauung behauptet, in der Überschreitung der durch Konvention oder althergebrachte Sitte gesetzten Schranken, noch auch ist sie in bloßen Utilitätsrücksichten begründet, sondern sie ist wesentlich Übertretung des Gesetzes Gottes. Auch eine Verletzung der Nächstenliebe, auch solche Sünden, die zunächst das Verhalten der Menschen gegeneinander betreffen, sind im letzten Grunde eine Verfündigung gegen den absolut Heiligen. Daraus folgt, daß kein Mensch seine Sünde wieder gutmachen kann. Soll er daher den Folgen seiner Sündenschuld trotzdem entgehen, so gibt es keinen andern Weg als den der freien, unverdienten Gnade. Und auch dieses Stück biblischer Lehre wird im Alten Testament mit ungetrübter Klarheit und oft mit unvergleichlicher Schönheit dargestellt. Doch hierauf näher einzugehen, ist jetzt nicht unsere Aufgabe.

E. G ü n t e r.

## Zur Geschichte der Kindertaufe.

(Fortsetzung.)

Ambrosius († 397) schreibt: „Sed fortasse hoc supra nos et supra apostolos videatur exemplum. Nam et ille sub Elia diviso amne fluvialium recursus undarum in originem fluminis (sicut dicit Scriptura, Jordanes conversus est retrorsum) significat salutaris lavaeri futura mysteria; per quae in primordia naturae suae, qui baptizati fuerint parvuli a malitia reformantur.“ „Aber es kann sein, daß dies als ein Vorbild erachtet wird auf uns und auf die Apostel. Denn jenes Rückkehren der Flußwogen zu dem Beginn des Flusses, da von Elias das Wasser geteilt wurde (wie die Schrift sagt, der Jordan lehrte um rückwärts) bezeichnet das zukünftige Geheimnis (Sakrament) des Bades der Seligkeit, durch welches die Kindlein, welche getauft werden, wiederhergestellt werden von der Bosheit zu dem ersten Anfang ihrer Natur.“ (Sie werden befreit von der Erbünde und erlangen wiederum das Ebenbild Gottes.) Hiermit bezeugt Ambrosius, daß zu seiner und der Apostel Zeit die Kinder getauft wurden. In seinem Buche „De Abrahamo Patriarcha“ redet er also von der Notwendigkeit

der Kindertaufe: „Nisi enim quis renatus fuerit ex aqua et Spiritu Sancto, non potest introire in regnum Dei. Utique nullum excipit: non infantem, non aliqua praevenit necessitate.“ „Es sei denn, daß jemand geboren werde aus dem Wasser und Geist, so kann er nicht in das Reich Gottes eingehen. Es ist schlechterdings niemand ausgenommen: nicht das Kind, das nicht durch irgendwelche Not verhindert ist.“

Chrysostomus († 407): *Διὰ τοῦτο καὶ τὰ παῖδια βαπτίζομεν, καὶ τοὶ ἁμαρτήματα οὐκ ἔχοντα.* „Darum taufen wir auch die kleinen Kinder, obgleich sie noch keine wirklichen Sünden haben.“

Hören wir zum Überflus noch etliche Zitate! Hieronymus († 420): „Nisi forte aestimas Christianorum filios, si baptismum non acceperint, ipsos tantum reos esse peccati; et non etiam scelus referri ad eos, qui dare noluerint: maxime eo tempore, quo contradicere non poterant, qui accepturi erant. Sicut e regione salus infantium majorum lucrum est.“ „Außer du denkst vielleicht, daß allein die Kinder der Christen der Sünde schuldig sind, wenn sie nicht die Taufe empfangen, und daß die Bosheit nicht auch jenen zugerechnet werde, welche sie ihnen nicht geben wollten, hauptsächlich zu der Zeit, da die, welche sie empfangen sollten, noch nicht widersprechen konnten. Gleichwie auf der andern Seite das Heil der Kinder der Eltern Gewinn ist.“ — Augustin schreibt gegen die Donatisten: „Et si quisquam in hac re auctoritatem divinam quaerat: quanquam quod universa tenet ecclesia, nec conciliis institutum, sed semper retentum est, nonnisi auctoritate apostolica traditum rectissime creditur: tamen veraciter conjicere possumus, quid valeat in parvulis baptismi sacramentum, ex circumcisione carnis, quam prior populus accepit.“ „Und wenn jemand in dieser Sache nach einer göttlichen Autorität sucht: obgleich man mit Recht glaubt, daß das, was die ganze Kirche festhält und nicht durch Konzilien eingeführt, sondern stets so gehalten worden ist, nicht ohne apostolische Autorität überliefert worden sei, können wir dennoch mit Wahrheit aus der Beschneidung des Fleisches, welches ehemals das Volk empfing, schließen, was das Sakrament der Taufe den Kindern nütze.“ Ferner schreibt Augustin in seiner Auslegung über die Genesis: „Consuetudo tamen matris ecclesiae in baptizandis parvulis nequaquam spernenda est, neque ullo modo superflua deputanda, nec omnino credenda nisi apostolica esse traditio.“ „Dennoch darf die Gewohnheit der Mutterkirche, die Kinder zu taufen, nicht verachtet noch in irgendeiner Weise für überflüssig gehalten, noch überhaupt geglaubt werden, daß sie etwas anderes ist als eine apostolische Tradition.“ Es ist nicht nötig, den geneigten Leser hinzuweisen auf Augustins Gelehrsamkeit, noch darauf, daß er bloß dreihundert Jahre nach der Apostel lebte. Wir gehen weiter.

Aus den Akten des Konzils zu Karthago vom Jahre 397 geht hervor, daß auch die Donatisten die Kinder taufte. Die versammelten Bischöfe konnten sich darüber nicht einigen, ob diejenigen, welche von den

Donatisten in ihrer Kindheit getauft worden waren, aber dann später zu den Katholiken übertraten, zum Predigtamt zugelassen werden sollten oder nicht. Sie beschloffen daher, die Bischöfe Siricius in Rom und Simplicianus in Mailand um Rat zu fragen. Die Stelle lautet: „De Donatistis, placuit ut consulamus fratres et consacerdotes nostros Siricium et Simplicianum, de solis infantibus, qui baptizantur penes eosdem, ne [lege an] quod suo non fecerunt iudicio, cum ad ecclesiam Dei salubri proposito fuerint conversi, parentum illos error impediatur, ne provehantur sacri altaris ministri.“ „Über die Donatisten, beschloffen, daß wir unsere Brüder und Mitpriester Siricium und Simplicianum von den Kindlein allein, welche bei ihnen getauft wurden, um Rat fragen, ob, da sie es nicht aus eigener Überzeugung getan haben, wenn sie durch einen heilsamen Vorfaß Gottes zur Kirche bekehrt werden, der Irrtum der Eltern jene daran hindere, daß sie nicht zum Dienst am heiligen Altar befördert werden können.“ (Cf. Das Konzil zu Karthago vom Jahre 401.) — Auf dem Konzil zu Karthago im Jahre 400 wurde auch von der Kindertaufe geredet und folgender Beschluß gefaßt: „Placuit de infantibus, quoties non inveniuntur certissimi testes, qui eos baptizatos esse sine dubitatione testentur, neque ipsi sunt per aetatem idonei de traditis sibi sacramentis respondere; absque ullo scrupulo hos esse baptizandos: ne ista trepidatio eos faciat sacramentorum purgatione privari. Hinc enim legati Maurorum fratres nostri consuluerunt“ etc. „Über die kleinen Kindlein beschloffen, wenn keine zuverlässigen Zeugen gefunden werden können, welche es über allen Zweifel bezeugen, daß jene getauft worden sind, sie auch selbst um ihres Alters willen unfähig sind, darüber zu berichten, ob ihnen das Sakrament erteilt wurde, daß diese ohne Bedenken getauft werden müssen“ zc. Dies beweist, 1. daß kleine Kinder getauft wurden, 2. befiehlt es, solche zu taufen, wenn ein Zweifel besteht, ob sie schon getauft wurden oder nicht.

Um das Jahr 384 war Siricius Bischof in Rom. Er sagt in einem Briefe: „Sicut sacram ergo Paschalem reverentiam in nullo dicimus esse minuendam, ita infantibus, qui necdum loqui poterunt per aetatem, vel his, quibus in qualibet necessitate opus fuerit sacri unda baptismatis, omni volumus celeritate succurri: ne ad nostrarum perniciem tendat animarum si negato desiderantibus fonte salutari, exiens unusquisque de seculo et regnum perdat et vitam.“ „Wie ich gesagt, daß die heilige Ehrfurcht vor Ostern in nichts verringert werden soll, so wollen wir den Kindern, welche ihres Alters wegen noch nicht reden können, oder denen, welche in irgends welcher Not sind, mit aller Schnelligkeit mit dem Wasser der heiligen Taufe zu Hilfe eilen, damit es nicht zum Verderben unserer eigenen Seele gereiche, wenn wir denen, die es verlangen, das Wasser des Heils verweigern, und von diesen dann jemand diese Zeit verläßt und so das Reich und das Leben verliert.“ Die Gesunden und Erwachsenen sollten um Ostern getauft

werden, die kleinen Kinder aber und alle, welche in irgendwelcher Gefahr des Todes waren, sollten sofort und zu irgendeiner Zeit getauft werden. — In demselben Briefe sagt Siricius zu den Christen in Spanien: „Quicumque igitur se ecclesiae vovit (lege vovet) obsequiis, a sua infantia ante pubertatis annos baptizari et lectorum debet ministerio sociari.“ „Wer immer sich dem Dienst der Kirche weihen will, sollte in seiner Kindheit vor den Jahren der Pubertät getauft und mit dem Amt der Leser verbunden gewesen sein.“

Der Papst Innozenz I. (402—417) schreibt an die Synode zu Toletum: „Quales vero eligendi sunt in ordine clericorum, evidens forma declarat, i. e. qui ab ineunte aetate baptizati fuerint, et lectorum officio sociati, vel si majores sunt, cum fuerint Dei gratiam consecuti, statim se ecclesiasticis ordinibus mancipaverint.“ „Was für Personen in den Predigerstand gewählt werden können, erklärt eine bekannte Regel, nämlich solche, welche in ihrer Kindheit getauft und zum Dienst der Leser ausgebildet worden sind, oder wenn sie erwachsen waren, da sie die Gnade Gottes erlangten, sich sofort den kirchlichen Ständen gewidmet haben.“

Wenn die Kindertaufe wohl in der Theorie anerkannt war, aber in der Praxis wenig geübt wurde, wie manche Geschichtschreiber behaupten, wie erklärt sich dann diese Regel? Wäre dann nicht bald Mangel an Predigern entstanden? Ja, wenn dies eine wirklich anerkannte Regel war, so beweist sie, daß man die Kindertaufe wirklich hochschätzte. Hat man sie also geschätzt, so hat man sie auch geübt.

In dem pelagianischen Lehrstreit wurde den Leugnern der Erb-sünde neben klaren Schriftstellen auch immer wieder das Institut der Kindertaufe vorgehalten. Die Taufe geschehe doch zur Vergebung, der Sünden. Da nun die kleinen Kinder getauft werden müßten, so hätten sie auch Sünden nach Gottes Urteil. Pelagius und seine Anhänger sahen sich durch die aus der Kindertaufe gezogenen Konsequenzen sehr bedroht. Die Kindertaufe wagten sie noch nicht anzutasten. Gebliffentlich heben sie hervor, daß ihre Lehre damit nicht unvereinbar sei und daß sie dieselbe auch für notwendig hielten. Augustin bezeugt von den Pelagianern: „Porro quia parvulos baptizandos esse concedunt, qui contra auctoritatem universae ecclesiae, procul dubio per dominum et apostolos traditam, venire non possunt.“ „Ferner, weil sie zugeben, daß die Kinder getauft werden müssen, als die gegen die Autorität der gesamten Kirche nicht auftreten können, da es ohne Zweifel vom Herrn und den Aposteln befohlen ist.“ Man höre, was Pelagius selbst über diesen Punkt in seinem Bekenntnis an Innozenz schreibt: „Baptisma unum tenemus, quod iisdem sacramenti verbis in infantibus quibus etiam in majoribus asserimus esse celebrandum.“ „Wir halten eine Taufe, welche mit denselben Sakramentsworten bei Kindern wie bei Erwachsenen gelehrt werden muß.“ In einem Briefe, den er mitsandte, sagt er: „Se ab hominibus infamari, quod neget parvulis baptismi sacramentum, et absque redemptione Christi ali-

quibus coelorum regna promittat.“ „Er werde von den Leuten beschuldigt, daß er den Kindern das Sakrament der Taufe verweigere und verheiße irgendjemand das Himmelreich ohne die Erlösung Christi.“ (Dessen hatte ihn niemand beschuldigt. Bloß das wurde ihm vorgehalten und von einzelnen und auch von ganzen Synoden verdammt, daß er lehrte, die Kinder hätten keine Erbsünde.) „Nunquam se vel impium aliquem haereticum audisse, qui hoc, quod proposuit de parvulis, diceret.“ „Er habe noch nie gehört, daß irgendein gottloser Ketzer dies von den Kindern gesagt habe, was er genannt.“ „Deinde quis tam impius, qui parvulos expertes regni coelorum esse velit, dum eos baptizari et in Christo renasci vetat?“ „Kurz, wer ist so gottlos, der da wollte, daß die Kinder das Himmelreich nicht erlangten, und hinderte, daß diese getauft und in Christo wiedergeboren werden?“ — Auch Cölestius schrieb sein Bekenntnis, worin er über unsere Sache sagt: „Infantes autem debere baptizari in remissionem peccatorum, secundum regulam universalis ecclesiae et secundum evangelii sententiam, confitemur.“ „Wir bekennen auch, daß die Kinder getauft werden müssen zur Vergebung der Sünden, nach der Regel der ganzen Kirche und nach der Meinung des Evangeliums.“ Also obwohl Pelagius und Cölestius die Erbsünde leugneten, wagten sie doch noch nicht, die Notwendigkeit der Kindertaufe zu leugnen. Sie sind vielmehr sehr beflissen, sich von einem solchen Verdacht zu reinigen. Wäre es nun aber nicht in ihrem Interesse gewesen, wenn sie hätten nachweisen können, daß die Kindertaufe etwas Neues, etwas den Aposteln Fremdes sei? Ja, wäre es während dieses Kampfes nicht zu ihrem Vorteil gewesen, wenn die Kindertaufe erst jetzt allgemein praktiziert wurde, obwohl man sie auch schon früher der Theorie nach für nötig gehalten hatte? Irenäus, Epiphanius, Philastrius, Augustin und Theodoret, welche Kataloge sämtlicher Sekten oder Meinungsverschiedenheiten aufgezeichnet haben, erwähnen unter diesen nicht die Kindertaufe. Beweis, daß nie, auch zu der Apostel Zeit nicht, eine andere Praxis bestanden hat. Wer die obigen Zeugnisse gelesen hat, weiß, was er von der Behauptung Strabos (anno 850), die Kindertaufe sei erst zu Augustins Zeit in Gebrauch gekommen, zu halten hat. S h. M ü l l e r.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Literatur.

Im **Concordia Publishing House, St. Louis, Mo.**, ist erschienen:

1. „Festbüchlein zur hundertjährigen Geburtstagsfeier D. C. F. W. Walthers, des gesegneten lutherischen Zeugen Amerikas.“ Unserer lutherischen Schuljugend dargeboten von W. Wegener. (5 Cts.) Ein ausgezeichnetes Büchlein, das sich zur Katechetischen Verarbeitung in unsern Schulen vortrefflich eignet!

2. Briefbeschwerer mit D. Walthers Bildnis: klares Glas, 3 Zoll breit, 4 ¼ Zoll lang und 1 Zoll dick, alle Kanten sauber abgerundet. (25 Cts.; porto-frei in sicherer Verpackung 35 Cts.)

3. "Concordia Attendance Register", das Lehrern an höheren und niederen Schulen vortreffliche Dienste leisten wird. (75 Cts.)
4. Synodalbericht des Eßlichen Distrikts mit Verhandlungen über das Thema: „Paulus, der Apostel Jesu Christi.“ (21 Cts.)
5. Synodalbericht des Kanjas-Distrikts mit einem Referat über „Das Mißföhriswert der apostolischen Zeit.“ (15 Cts.)

F. B.

**Die Entstehung der lutherischen und der reformierten Kirchenlehre samt ihren innerprotestantischen Gegensätzen.** Von Paul Tschackert, D. Dr. Verlag von Vandenhöck und Ruprecht, Göttingen. Preis: M. 16; gebunden: M. 18.40.

Dies Buch von 645 Seiten zerfällt in folgende Hauptteile: „1. Die Entstehung und Verbreitung der evangelischen Grundgedanken Luthers bis 1528. 2. Der Zwinglianismus. 3. Fixierung der lutherischen Grundgedanken in den genuin lutherischen Bekenntnisschriften von 1529 bis 1537. 4. Der Calvinismus und der Lehrgehalt der calvinischen Bekenntnisschriften der reformierten Kirchen. 5. Die Entwicklung der lutherischen Kirchenlehre nach Luthers Tode bis zum Konkordienbuche.“ — Tschadert's Buch will an die Stelle des längst veralteten und sehr einseitigen Planckschen Werkes treten. Aber obwohl Tschadert in vielen trefflichen Erörterungen Planck weit hinter sich läßt, so hat er doch in verschiedenen Punkten dogmatisch wie historisch das Rechte nicht getroffen. Wichtig legt er die Lehre Luthers von Kirche und Amt dar. Seite 180 schreibt er: „Ausgehend von dem allgemeinen Priestertum aller Gläubigen, lehrt Luther, daß die Gemeinde schuldig sei, das Wort Gottes zu bekennen, zu lehren und auszubreiten. Dies hat so zu geschehen, daß die Gemeinde, die das Evangelium hat, unter sich selbst geordnete Personen auswählt und beruft, die an ihrer Statt das Wort lehren.“ Auch betont Tschadert, daß Luther immer gelehrt habe, die Kirche sei wesentlich unsichtbar. Den lutherischen Bekenntnissen aber, die genau so stehen wie Luther, sucht er die Lehre aufzuhalten: „Die Kirche hat als wesentliche ein Moment der Unsichtbarkeit und zugleich eins der Sichtbarkeit an sich; denn sie ist an sich Glaubensgemeinschaft, zugleich aber auch Gnadenmittelsgemeinschaft.“ Luthers Äußerungen über Bildung von eigentlichen Gemeinden aus solchen, die mit Ernst Christen sein wollen, tut Tschadert mit der Bemerkung ab, daß man sie „einfach als nebensächliche und bloß abstrakte bezeichnen darf“. (181.) Unbefriedigend ist auch die Darstellung der Lehre Luthers und des Bekenntnisses über das Verhältnis von Staat und Kirche. (S. 193, 254, 363.) Daß Luther in dem Abendmahlstreit Zwingli zu den Schwärmern rechnete, ist nach S. „unendlich zu bedauern“ (S. 230). Seite 241 bringt er aber selber Stellen aus Zwinglis Schriften, die das Urteil Luthers erhärten. Und wie er nicht sympathisiert mit Luthers „leidigem Sakramentsstreit“, so urteilt er auch von der „bitterbösen Polemik gegen die Calvinisten“ nach Luthers Tod, daß sie „der inneren Entwicklung des Protestantismus auf lange Zeit hinaus zu großem Schaden gereicht hat“. (S. 389.) „Melancthon“ — schreibt er ferner — „ist der Concordia (von 1536) jederzeit treu geblieben.“ (S. 263.) Auf Melancthons Aussprachen in seinen Briefen über die Abendmahllehre geht er aber nicht ein. Auch sonst läßt seine Darstellung der Abendmahllehre viel zu wünschen übrig. Von Calvin sagt er: „Er hat seinerzeit in Straßburg die Augustana unterschrieben, sicut eam auctor ipse interpretatur“, das heißt, die Ausgabe von 1540.“ (S. 293.) So kann man freilich in Lehrbüchern und Enzyklopädien überall lesen. Tatsache ist aber, daß Calvin schon 1539 die Augustana, also die Invariata, unterschrieben hat. Man vergleiche nur die Worte Calvins vom 25. März 1557, auf welche Tschadert sich bezieht, mit den Briefen aus dem Jahre 1539 in Calvini opp. XVI, 430 und Xb, 375, 392. Auch sonst haben wir in manchen historischen Erörterungen gerade das vermißt, was für Lutheraner von Interesse ist, z. B. Luthers und des Kurfürsten Stellung zu Melancthon in Regensburg 1541, ferner Luthers Verurteilung des auch von Melancthon vertretenen Satzes: „Bona opera necessaria esse ad salutem.“ Von der Schrift „De servo arbitrio“ sagt Tschadert: Luther habe sie „zeitlebens nicht zurückgenommen, sondern noch im Jahre 1537 gerade sie, neben und vor seinem Katechismus, als seine ‚rechte‘ Schrift bezeichnet, während ihm sonst damals alle seine andern Bücher nicht mehr gefielen“. (S. 83.) Ferner: „Obgleich heute das ethisch-evangelische Empfinden gerade an dem ‚horribile decretum‘ der calvinischen Lehre

Anstoß nimmt, ist es merkwürdigerweise im 16. Jahrhundert nicht die Prädestinationslehre gewesen, die zwischen Luthertum und Calvinismus scharfe Polemik entfacht hat. Denn ohne eine Lehre von der ewigen Erwählung zum Heil konnte auch das Luthertum nicht auskommen, um das Heil des Menschen unter Ausschluß aller Verdienste allein auf die absolut freie Gnade Gottes zu gründen. Auch mußte man doch recht gut, daß Luther selbst in seiner Schrift „De servo arbitrio“ über den absoluten Willen Gottes Sätze ausgesprochen hatte, die den calvinischen sehr verwandt waren, und die Luther zeitweilig nie zurückgenommen hat. Der scharfe Gegensatz zwischen Luthertum und Calvinismus, der bis zur Jahrhundertelangen gegenseitigen Bekämpfung der Konfessionen führte, hat vielmehr seinen Grund wesentlich in der Abendmahlslehre.“ (S. 399.) Trotzdem aber und auch trotz der Tatsache, daß sich die Kontorbidienformel zu Luthers „De servo arbitrio“ bekennt, glaubt T. ihren zweiten und ersten Artikel synnergistisch deuten zu können! Seite 529 sagt er: „Hierbei läßt nun die Kontorbidienformel das Wahrheitsmoment, das der Melancthonischen Richtung innewohnt, zur Geltung kommen: der Predigt des Wortes Gottes muß das Anhören auf Seiten des Menschen entsprechen, das willige Sichgefallenlassen der Wirkung von Gesetz und Evangelium; dabei aber bleibt der Heilige Geist die einzige causa efficiens.“ Ferner S. 529: Der Mensch „muß und kann sich die Belehrung gefallen lassen“. Das sei die von Luther gelehrt *capacitas passiva!* Es wundert uns nicht, daß hierfür die Belege bei T. fehlen. Er hat sich offenbar irreführen lassen durch sein dogmatisches Vorurteil: „Die persönliche Kreatur muß stets als sittliches Wesen gedacht werden, muß also in irgendwelcher Weise über ihre eigene Seligkeit mitentscheiden können.“ Auch historisch läßt hier Tschadert gar manches zu wünschen übrig. Seite 291 behauptet er: Melancthon lehre in seinen Loci vom Jahre 1543, „daß im Werte der Belehrung des Menschen drei causae *conversionis* konkurrieren: Spiritus Dei“ etc. In der Ausgabe von 1543 sagt aber Melancthon: „Cumque ordimur a verbo, hic concurrunt tres causae BONAE ACTIONIS, verbum Dei, Spiritus Sanctus et humana voluntas assentientis, nec repugnans verbo Dei.“ (Corp. Ref. 21, 658.) In keiner Ausgabe der Loci finden sich die Worte: tres causae *CONVERSIONIS*, sondern in einer ganz andern und erst nach Luthers Tode verfaßten Schrift. Zugleich bemerken wir hier, daß auch der Abschnitt von der actio dissimilis im Menschen mit dem Beispiel von Saul und David, der ebenfalls von Historikern und Enzyklopädiern in die Ausgabe von 1543 verlegt wird, sich erst findet in der Ausgabe von 1548, also zwei Jahre nach Luthers Tod, wie auch im Corp. Ref. 21, S. 658, Fußnote 27, zu lesen steht. Vergleiche ferner S. 570, wo Bindseil ausdrücklich von dieser Stelle erklärt: „Hic locus, Luthero mortuo, ab auctore additus.“ Von den Loci von 1548 sagt darum Bindseil S. 567: „Haec editio famosa est propter quasdam paragraphos ab auctore in loco de Libero arbitrio p. 84. med. — 86. med. insertas“ etc. Aber schon seit Dezennien haben sich Historiker nicht mehr die Mühe gegeben, das Corpus Ref. genau anzusehen. Wichtig sind die angegebenen Tatsachen für die richtige Beurteilung der Frage, ob wirklich Luther um den offensbaren Synnergismus Melancthons gekümmert hat, und wegen der Folgerungen, die man aus dieser Annahme gezogen hat. Auch Tschadert wiederholt die landläufige Behauptung: „Luther aber hat diese Vehrabweichungen nie für so wichtig gehalten, daß er sich mit seinem geliebten Magister veruneinigt hätte.“ (S. 202.) So liest man freilich in Lehrbüchern und Enzyklopädiern. Aber handelt es sich hier wirklich um ein Wissen aus erster Hand? Daß Luther eine klare Vorstellung von dem Synnergismus Melancthons gehabt und trotzdem ihm darüber keinen Vorhalt getan zc., dafür haben wir bis dato nirgends den blühdigen Beweis gefunden, auch nicht bei Tschadert. Die oben genannten und andere Tatsachen deuten vielmehr in entgegengesetzter Richtung. Seite 559 schreibt T.: „Die religiöse Erfahrung, daß die Verursachung unsers Heils einzig in Gottes Willen ruht, hatte Luther zur Annahme der Prädestination getrieben, und wenn er auch die Theorie darüber zurückstellte, so hat er doch den religiösen Inhalt der Prädestinationslehre nie aufgegeben.“ Hierzu bemerkt die „Theologische Literaturzeitung“ S. 108: „Und auch bei Luther läßt sich nach den von Drems herausgegebenen Disputationen und nach seinem Genesiskommentar 1542 auch für seine späten Jahre noch hinsichtlich der Prädestinationslehre mehr aussagen, als daß er, wie D. Tschadert S. 559 und sonst (z. B. S. 329/30) behauptet, die Theorie darüber zurückgestellt, ihren religiösen Inhalt aber nie



aufgegeben habe. Luther ist für sich selbst zeit seines Lebens nie losgetommen von dem dualistischen Ratschluß Gottes. Es ist darum auch gar nicht so „merk-würdig“ (S. 399), daß die Prädestinationslehre zwischen Calvinismus und Luther-tum nicht schroffe Polemik entfacht hat. Hier fand man doch wohl etwas wie Fleisch vom eigenen Fleisch.“ Richtig ist hier, wie auch in den oben angeführten Stellen aus *Ischadert*, daß Luther der Lehre treu geblieben ist, die er in seiner Schrift „*De servo arbitrio*“ vorgetragen hatte, aber weder L. noch sein Kritiker in der „*Theologischen Literaturzeitung*“ hat den Unterschied zwischen Luthers und Calvins Lehre von der Prädestination dargelegt. — Doch wir können hier nicht auf alles eingehen und fügen darum dem Gesagten nur noch einige kurze Bemerkungen hinzu. Unter *effectus historiae* versteht die Apologie die erworbene Vergebung der Sünden und nicht, wie L. will, „die Wirkung auf uns, die religiöse Erfahrung.“ (S. 303.) Richtig ist auch nicht, was S. 371 f. gesagt wird vom Schiliasmus und Zwischenzustand. Unmotiviert erscheint uns S. 355 die Warnung vor der magisch wirkenden Kraft des konsekrierten Taufwassers. Falsch versteht *Ischadert* die Worte im 19. Artikel der *Augustana*: „*non adjuvante Deo*“, die nichts anderes besagen als das deutsche „so Gott die Hand abgetan“. Für unberechtigt halten wir endlich auch die Kritik, wenn er zu den Worten der *Solida Declaratio* (Müller, S. 572, § 16) schreibt: „Daß die Verfasser dabei die Bedeutung ihres Werkes überschätzt und ihm die Bedeutung eines Lehrgesetzes für die Zukunft gegeben haben, ist bedauerlich; aber diese Selbstbeurteilung hat auf die Gestaltung der Kontorbienformel keinen Einfluß gehabt. Man darf diese Selbstbeurteilung, die überdies nur nebenbei zutage tritt, ausschalten, wenn es sich um die Wertung des Inhaltes handelt.“ (S. 572.) F. B.

**Luther im Lichte der neueren Forschung.** Ein kritischer Bericht von Heinrich Böhmmer. Zweite, völlig umgearbeitete Auflage. Mit zwei Bildnissen Luthers. Verlag von W. G. Teubner, Leipzig. Preis: M. 1.25.

Dieses Buch von 176 Seiten zerfällt in fünf Kapitel mit folgenden Überschriften: „1. Das alte Lutherbild und die Entwicklung der Lutherforschung. 2. Die Stufen der Belehrung. 3. Der Beginn des offenen Kampfes gegen die alte Kirche und die ersten praktischen Reformversuche. 4. Der Gelehrte und der innere Mensch. 5. Der Denter und der Prophet.“ Im vierten Kapitel beschäftigt sich Böhmmer mit den papistischen „Lügenbuden“ über Luther, insonderheit die des Pater Denifle, der den zahllosen alten noch die Beschuldigung hinzufügt, daß Luther ein „krasser Ignorant“ gewesen sei. Als Probe des Böhmerischen Buches lassen wir seine Antwort auf Denifles Behauptung hier folgen. Böhmmer schreibt: „Wenn auch das Wissen nie über den Wert des Menschen entscheidet, so ist es doch immer sehr wichtig, den Bildungsgrad und den Interessentkreis einer historischen Persönlichkeit festzustellen. Auch Luther ist daher schon häufig einem strengen Kultur-egamen unterworfen worden. D. G. Schmidt hat ihn abgehört über seine Kenntnisse in der klassischen Literatur der Griechen und Römer. Diese Prüfung hat der Reformator gut bestanden. Mit den griechischen Dichtern und Prosaikern zeigt er sich allerdings nicht vertraut, obwohl er sich noch 1523 eine Homerausgabe anschaffte, „um ein Griechisch zu werden“. Aber dafür kennt er genau die lateinischen Lieblingsautoren jener Zeit: Vergil, Terenz, Ovid, Apollonius, Cicero, Livius, Seneca, aber auch Horaz, Catull, Juvenal, Silius, Statius, Lucan, Sueton, Sallust, Quintilian, Varro, Pomponius Mela, die beiden Plinius und die Germania des Tacitus und dazu selbstverständlich die allbeliebten Neulateiner Bapstista Mantuanus, Filelfo etc. In ähnlicher Weise haben dann Schäfer und W. Köhler den Reformator in Weltgeschichte und Kirchengeschichte examiniert. Auch diese Prüfung ist gut verlaufen; denn der Reformator war ein großer Freund der Geschichte und hat sich zuzeiten sehr ernstlich mit geschichtlichen Studien beschäftigt. Nun hat Pater Denifle ihn auch noch in scholastischer Philosophie und Theologie examiniert. Das Ergebnis klingt zunächst ganz verblüffend. Denifle weiß nach, daß Luther als Student und junger Professor „den Fürsten der Scholastik“, Thomas von Aquino, überhaupt nicht gelesen, und daß er Thomas später zu polemischen Zwecken studierte, ihn bisweilen mißverstanden hat. Was folgt daraus? Er hat die gesunde Philosophie und Theologie des Mittelalters überhaupt nicht oder doch nicht gründlich gekannt, sondern nur die Apter-philosophie und Aptertheologie der Zeit des Verfalls und ist daher in der Philo-

sophie und Theologie als ein ‚krasser Ignorant‘ zu bezeichnen. Trotzdem aber hat er die Stirne gehabt zu behaupten: ‚Ich bin in der Scholastik erzogen, ich kenne die Scholastik‘; ja schon 1509 leistet er sich die unerschämte Aufschneiderei: ‚Ich habe tausend und alle Doktoren gelesen.‘ — Sind diese Ergebnisse wirklich ganz richtig, und wenn sie richtig sind, hat Denifle sie richtig gedeutet? Was zunächst die unerschämte Aufschneiderei des jungen Luther anlangt, so hat sich der gelehrte Vater hier einfach durch einen Druckfehler irreführen lassen. In der Urschrift Luthers heißt es nicht *legi*, ich habe gelesen, sondern *lege*, lies tausend und alle Doktoren, keiner wird besser diese Frage lösen‘. Aber die Hauptfrage ist: War Luthers Ignoranz wirklich so auffällig und groß? Denifle bemerkt selber einmal gelegentlich, daß Luthers Wittenberger Kollegen Carlstadt, Amsdorf, Schurf, Petrus Lupinus und ein großer Teil der damaligen Doktoren Deutschlands ebensolche Halbwisser oder Ignoranten gewesen seien. Er hätte ruhig sagen können: die große Mehrzahl der Doktoren. Denn bislang ist aus dem ersten Viertel des 16. Jahrhunderts kein einziger deutscher Thomist von Bedeutung bekannt. Die traffe Ignoranz war also damals eine in Deutschland, aber auch in England und Frankreich geradezu epidemisch auftretende Gelehrtenkrankheit. Indes genau besehen ist diese Krankheit nichts weiter als eine Einbildung des Vater Denifle. Er ist selber ein so eingekieschter Thomist, daß er alle Nichtthomisten mindestens für ‚Halbwisser, Philosophaster oder Theologaster‘ tagiert. Daß Luther, wenn er von Scholastikern redet, in erster Linie die ‚Modernen‘, die Ockhamisten, im Sinne hat, und daß er diese Scholastiker, die er in seiner Jugend für die gesunden Lehrer hielt, sehr genau kannte, ja zum Teil noch in seinen alten Tagen wortwörtlich auswendig wußte, das glaubt er völlig ignorieren zu dürfen. Er ignoriert aber auch sonst Tatsachen, die er nicht ignorieren dürfte. Er ignoriert, daß Luther auch Aristoteles und Porphyrius, Augustin, Hieronymus, Hilarius und Anselm von Canterbury, Bernhard von Clairvaux und Bonaventura, Duns Scotus und Gregor von Rimini, das kanonische Recht und die Glossen dazu sehr genau studiert hat, daß er auch Athanasius und Irenäus, Cyprian und Eusebius, Ambrosius und Chrysostomus, Gregor von Nazianz, Ruffinodorus, Jaques Vesebre, Erasmus, Pico della Mirandola, Petrus Lombardus, die exegetische Literatur des Mittelalters sehr gut kannte, daß er einer der ersten deutschen Professoren war, der Griechisch und Hebräisch verstand, und einer der wenigen, die unausgeseht bemüht waren, wissenschaftlich fortzuschreiten. Er ignoriert das alles, weil es nicht zu seiner vorgefaßten Meinung stimmt; ja, er möchte dem ‚krassen Ignoranten‘ es sogar am liebsten zum Vorwurfe machen, daß er keine Handschriften benutzte und nicht daran dachte, die Druckfehler in den schlechten Baseler Kirchenväterausgaben zu verbessern, die ihm allein zur Verfügung standen. Der traffe Ignorant Luther entpuppt sich somit bei genauerer Betrachtung als ein höchst gebiegener und äußerst respektabler Gelehrter; aber er erweist sich auch dabei immer zugleich als eins der glänzendsten wissenschaftlichen Talente dieses an wissenschaftlichen Talenten so reichen Zeitalters. Er selbst hat freilich von seiner wissenschaftlichen Begabung immer sehr gering gedacht: er kam sich arm, klein, als ein bloßer ‚Wäscher‘ vor gegenüber dem bewunderten Mannlein Melancthon. Aber er hatte gar keinen Anlaß, sich so niedrig einzuschätzen. Gewiß, er war kein Humanist wie der Doktor über alle Doktoren. Wie seine Handschrift im Duktus und in der Buchstabenform nie das Gepräge der Mönchsschrift des 15. Jahrhunderts verloren hat, so hat auch sein Latein, so lebendig und natürlich es ist, stets einen mönchischen Anflug behalten. Auch erlangte er nie in solchem Maße wie der jüngere Freund die Fertigkeit, einen Gedanken ‚sein und kurz‘ und doch ‚deutlich und reichlich‘ auszudrücken. Aber er hat für seine wissenschaftliche Arbeit an der Bibel schon seit 1513 von den Humanisten allmählich alles gelernt, was er von ihnen lernen konnte, und war, was kritischen Scharfsinn anlangt, selbst dem berühmten Erasmus mindestens ebenbürtig und dem Magister Philippus ganz erheblich überlegen. Schon als junger Professor wagte er es, aus sprachlichen und inhaltlichen Gründen fünf Schriften, die unter dem Namen des heiligen Augustin überliefert sind, als unecht zu bezeichnen. Er erregte damit, wenigstens in dem einen Falle, in Wittenberg sehr unliebsames Aufsehen, ja er machte sich dadurch Feinde. Aber die spätere Forschung hat sein Urteil durchaus bestätigt. Ebenso treffend und überraschend sind seine berühmten Bemerkungen über den Stil, die Herkunft, den geschichtlichen Wert der biblischen Bücher. Er folgt in diesen Bemerkungen zwar vielfach dem

Urteil der großen altkirchlichen Gelehrten Eusebius von Cäsarea und Hieronymus, aber er fügt eine Menge eigener treffender Beobachtungen und scharfsinniger Vermutungen hinzu und, was das wichtigste ist, er zieht aus dem kritischen Befund ohne langes Parlamentieren gleich die richtige Konsequenz; er beschränkt den Kanon Alten Testaments auf die Schriften der hebräischen Bibel und läßt im Neuen Testament die vier alten „Antilegomena“: Jakobus-, Judas-, Hebräerbrief und Offenbarung Johannis, nur mehr als Anhang gelten. Aber auch als Bibelausleger hat er viel mehr geleistet, als man in der Regel vermutet. Er ist, wenn nicht der erste, so doch einer der ersten Professoren, der grundsätzlich bei der Auslegung dem Urtexte folgte; er hat weiter die geistlichen Methoden der Auslegung grundsätzlich schon 1520 alle in Verruf getan und an Stelle dieser falsch berühmten Künste grundsätzlich die „natürliche, grammatische, historische“ Auslegung gesetzt; denn nicht die Kirche hat zu bestimmen, was die Schrift lehrt, sondern die Schrift hat zu bestimmen, was die Kirche lehrt. Das sind Laten, die ihm für alle Zeiten einen Platz in der Geschichte der Wissenschaft sichern. Aber auch bei der Einzelauslegung erstaunt man immer wieder, wieviel er schon mit seinen schlechten Hilfsmitteln geleistet hat, welch seines Ohr er auch für die sprachlichen Eigentümlichkeiten des Textes besaß, und mit welcher Sicherheit er nicht nur die religiösen Gedanken, sondern auch die theologischen Begriffe zu entziffern weiß. Nehmen wir nun noch hinzu, wie leicht und gewandt er sich auch in den abstraktesten philosophischen und theologischen Distinktionen und Spekulationen bewegte, wie rasch er sich nicht nur in die theologischen, sondern auch in die politischen, juristischen, sozialen und wirtschaftlichen Probleme hinein-arbeitet, auf die er durch den Fortschritt der evangelischen Bewegung geführt wurde, wie schnell und mühelos er für seine Gedanken immer einen passenden und originellen Ausdruck findet, wie leicht er dank seinem enormen Gedächtnisse behält, was er irgend gelesen, gesehen und gehört hat, dann werden wir bezu-kennter müssen, daß er, auch rein als intellektueller Charakter betrachtet, ein Phänomen war, das seinesgleichen sucht. Nur eine Gabe war ihm in verhältnismäßig geringem Maße eigen, eben die Gabe, die er so sehr an Melancthon bewunderte und noch mehr an Calvin bewundert haben würde, wenn er diese größte wissenschaftliche Kraft des alten Protestantismus genauer kennen gelernt hätte, die Gabe, den ungeheuren Reichtum an fruchtbaren Gedanken, die ihm bei der Arbeit und selbst im leichten Gespräch ungerufen wie von allen Seiten zufließen, zu bändigen, systematisch zu ordnen und in kurze Formeln zu fassen.“ — Die schwache Seite Böhmers ist seine eigene theologische Stellung. Wer aber cum grano salis sich an die Lektüre seines hochinteressanten und instruktiven Buches macht, wird es nicht ohne Gewinn und Genuß aus den Händen legen.

F. B.

**Geschichte der deutsch-lutherischen Kirche.** Von Friedrich Uhlhorn. Verlag von Dörffling und Franke, Leipzig. Band I (von 1517 bis 1700). Preis: M. 7; gebunden: M. 8.50. Band II (von 1700 bis 1910). Preis: M. 8; gebunden: M. 9.50.

Der erste Teil dieses Werkes (321 Seiten) zerfällt in folgende Abschnitte: „I. Die Anfänge der deutsch-lutherischen Kirche. Kap. 1: Gründung der lutherischen Kirche. Kap. 2: Ausbreitung und Ausbau von 1530 bis 1546. Kap. 3: Der Kampf mit Rom. Kap. 4: Der Wiederaufbau der Kirche. Kap. 5: Der Kampf mit der reformierten Kirche. II. Das Zeitalter der Orthodoxie. Kap. 6: Neue Verluste bis zum Dreißigjährigen Kriege. Kap. 7: Innere Zustände vor dem Dreißigjährigen Kriege. Kap. 8: Der Dreißigjährige Krieg. Kap. 9: Nach dem großen Kriege. Georg Calixt. Kap. 10: Wirkungen und Nachwirkungen der Theologie Calixts. III. Das Zeitalter des Pietismus. Kap. 11: Spener und sein Wirken. Kap. 12: Francke und der Pietismus. Kap. 13: Ausbreitung des Pietismus. Verzeichnis der Personen- und Ortsnamen.“ Der zweite Band (437 Seiten) fügt folgende Abschnitte hinzu: „IV. Das Zeitalter der Aufklärung. Kap. 14: Die Aufklärung und die Vernichtung der Orthodoxie. Kap. 15: Die Höhe der Aufklärung. Kap. 16: Der Rationalismus. V. Die Neuzeit. Kap. 17: Die Erweckungszeit. Kap. 18: Rückschläge. Union. Kap. 19: Die Überwindung des Rationalismus. Kap. 20: Das Jahr 1848. Kap. 21: Die Reaktion und Restauration. Kap. 22: Die Innere Mission. Kap. 23: Vordringen der Union und Entstehung lutherischer Freikirchen. Kap. 24: Der

Kulturkampf. Kap. 25: Neues Leben. Kap. 26: Die neueste Zeit. Verzeichnis der Personen- und Ortsnamen." — Die Darstellung ist übersichtlich, glatt, fließend, spannend, populär. Die eigene theologische Stellung Uhlhorn's kommt wohl am besten in folgender Stelle zum Ausdruck: „In eine schwierige Lage ist die positive Theologie geraten. Es ist nicht zu leugnen, daß die positive Theologie des 19. Jahrhunderts im wesentlichen nur eine künstliche Wiederbelebung der orthodoxen Dogmatik des 17. Jahrhunderts geboten hat. Diese Theologie ist aber tot. Auch die positivsten Theologen vertreten heute Ansichten, die einen Gerhard und gar Calov mit Grauen erfüllt hätten. Nicht die Glaubenswahrheiten des alten Evangeliums, aber die Form, in der sie diese bot, hat sich als unhaltbar erwiesen, besonders der philosophische Unterbau, den man für sie zu errichten nötig fand. Es war ein großer Fehler der Orthodoxen, daß sie für die Dogmatik Ritschl's nur schroffe Ablehnung hatten und sich durch ihn nicht zu einer Neubearbeitung der Dogmatik mit modern wissenschaftlichen Mitteln bewegen ließ. Seitdem hat eine in Kleinarbeit unermüdlige Wissenschaft ein Stück der alten orthodoxen Dogmatik nach dem andern entwurzelt und die wissenschaftliche Kritik der Schrift die alte Inspirationslehre, auf der die orthodoxe Dogmatik ruhte, für immer vernichtet. Wohl wird von positiver Seite heute angestrengt wissenschaftlich gearbeitet, um der modern liberalen Theologie eine modern positive Theologie entgegenzusetzen, aber zu einem befriedigenden Ergebnis ist man noch nicht gekommen. Überall Taten und Suchen, das sich auch in der Predigt der Positiven geltend macht und ein Gefühl der Unsicherheit bis tief in die Laienkreise hineingetragen hat.“ (II, 398 f.) Aus dieser Stellung Uhlhorn's erklären sich viele Urteile über Tatsachen und Personen, die ein bekennnistreuer Lutheraner nicht akzeptieren kann. Auch an allerlei unzuverlässigen und widersprechenden Angaben fehlt es nicht. Dafür etliche Belege. Band I, S. 13: „Die Kirche als eine vom Staate verschiedene Verbandseinheit ist ein Luther durchaus unbekannter Begriff.“ Dagegen S. 14: „Luther hat öfters bitter gellagt, daß die Magistrate sich Eingriffe in das Pfarramt erlaubten und Kirche und Rathaus vermengten.“ Seite 110 wird von der Konkordienformel gesagt: „Die überwiegende Mehrzahl der lutherischen Fürsten, Städte und Geistlichen nahm das neue Bekenntnis an, das ein melancthonisches Lutherum vertritt, wie es sich allmählich unter den lutherischen Theologen herausgebildet hatte.“ Dagegen S. 110: „Nicht nur die calvinisch-melancthonische Abendmahlslehre, der Synergismus und Majorismus wird verworfen“ u. Tatsache ist, daß alle Punkte, in denen Melancthon von Luther abgewichen war, in der Konkordienformel verworfen werden. S. 206 f. wird von Caligt gerühmt: „Caligt ist der selbständige Vertreter der historisch-philosophischen Richtung in der Theologie. Für die theologische Wissenschaft hat er Großes geleistet.“ „Er wußte in den Bekenntnisschriften zu unterscheiden zwischen Fundamentalartikeln und nebensächlichen.“ „Die Kirchengeschichte, Dogmatik und Ethik haben von ihm bedeutsame Förderung erfahren, besonders die letztere, die in der Orthologie stark zurücktrat, da ihr die Korrektheit dogmatischer Schulmeinungen wichtiger war als der lebendige Glaube, auf den Caligt alles Gewicht legt, und der nach ihm durch unmittelbare Erfahrung gewonnen wird und sich in der Liebe zeigen muß.“ Dagegen S. 208 f.: „Was im biblischen und lutherischen Sinne Glauben ist, hat Caligt so wenig gewußt wie seine Gegner.“ „Die lutherische Rechtfertigungslehre versteht er nicht mehr.“ „Die ethischen Grundgedanken der Reformation sind bei ihm ebenso stark, wenn nicht noch stärker, als bei den Orthodoxen verdunkelt.“ „Caligt's Anschauung ist durchaus ungeschichtlich.“ „Die geschichtliche Reformation Luthers verliert für Caligt ihren spezifischen Wert; er hat kein Verständnis für den Fortschritt, den sie für das religiöse Leben bedeutet.“ In ähnlicher Weise widersprechen sich auch Lob und Tadel, das Uhlhorn II, 329 ff. Ritschl erteilt. Nur etliche Male kommt Uhlhorn auf Missouri zu sprechen, wobei er dann aber jedesmal verrät, daß ihm hier nicht bloß die nötige Sachkenntnis, sondern auch die Vorurteilslosigkeit fehlt, ohne welche Geschichte leicht zur Karikatur wird, wie das z. B. folgende Stelle zeigt: „Durch P. Brunn in Steeden (Rassau), der ein Seminar für Prediger in Amerika gründete, wurde die Missouri-synode nach Deutschland verpflanzt. Diese Freikirche erklärt alle andern lutherischen Kirchen, Landeskirchen wie Freikirchen, für abgefallen vom Bekenntnis. Sie hat nur einen Gedanken: das echte Lutherum wieder aufzufinden und es dann so niet- und nagelfest zu machen, daß es an

keinem Punkte, namentlich des Bekenntnisses, durchbrochen werden kann'. Selbst Luther ist ihr nicht echt lutherisch, sondern Luenstedt, Kollaz und Calov mit ihrer strengen Inspirationslehre sind ihre Meister. Wer leugnet, daß jeder Buchstabe inspiriert ist, wer nicht glauben will, daß der Papst der große Antichrist ist, gilt den Missouriern nicht für einen Christen, geschweige denn für einen Lutheraner." (II, 307.) Ohne die Missourisynode zu nennen, fährt dann aber Uhlhorn S. 385 wieder also fort: „Tatsache ist, daß die lutherische Kirche in Amerika die größten Erfolge dadurch erreicht hat, daß man sich gegenüber Unionismus und Liberalismus unerschütterlich fest auf den Boden der alten lutherischen Lehre stellte.“ Damit hat Uhlhorn nolens volens der Missourisynode das höchste Lob spendet; denn sie war es, die von Anfang an eine unionismusfreie Stellung eingenommen hat. Uhlhorns mangelhafte Kenntnis amerikanischer Zustände geht aus folgendem Urteil über die Kirchen in Amerika: „Geheime Gesellschaften (Freimaurer und andere maurerische Gesellschaften) zählen viele Mitglieder (1897: 5,400,000) und sind die Hauptpflanzstätten des Heidentums, das einen fanatischen Kampf gegen das Christentum führt. Alle Kirchen, soweit sie noch am positiven Christentum festhalten, dulden kein Mitglied, das einer Loge angehört.“ Tatsache ist, daß in den amerikanischen Sektenkirchen jeglicher Kampf gegen die Logen so gut wie aufgehört hat, und daß ihre Pastoren wie Gemeindeglieder sich ungestört und in großen Scharen den Logen anschließen. Und auch was die lutherische Kirche Amerikas betrifft, so kann, die Synodalkonferenz und etliche andere Synoden ausgenommen, von einem wirklich ernstlichen Vorgehen gegen geheime Gesellschaften nicht geredet werden. Gehören doch in der Generalsynode und im Generalkonzil selbst viele Pastoren den Logen an!

F. B.

**Johann Chr. K. v. Hofmann.** Von Theodor Zahn. Verlag von A. Deichert, Leipzig. Preis: 40 Pf.

Es ist dies die von D. Zahn bei der Feier des hundertjährigen Geburtstags Hofmanns am 16. Dezember 1910 in der Aula der Friderico-Alexandrina gehaltene Rede. Zahn ist ein Schüler Hofmanns und weiß in diesem kurzen Lebensbild seinem Lehrer samt dessen Theologie, die „Wissenschaft vom Christentum“ sein will, ein Lob zu spenden, in das treue Lutheraner nicht einzustimmen vermögen. Charakteristisch für v. Hofmann ist sein von D. Zahn mitgeteilter Satz: „Es ist ebenso wahr, daß jeder seine eigene Theologie hat, nämlich jeder, der überhaupt eine hat, als es unwahr ist, daß jeder seinen eigenen Glauben hat, wenn er nämlich überhaupt einen hat.“ Den reformierten Prediger Kraft bezeichnet v. Hofmann selber als den Mann, der ihn zur Erkenntnis Christi geführt habe, und über diese Belehrung teilt Zahn das Wort Hofmanns mit: „Zur Erkenntnis der seligmachenden Wahrheit kommt niemand ohne Gewissensnot, und auch ich bin auf keinem andern Wege aus einem Läkterer ein Befenner des Evangeliums geworden, als daß mir die Predigt von der Rechtfertigung allein durch den Glauben mein Gewissen weckte und die Erkenntnis meiner Sünden aufbrang, damit ich derselben Vergebung bei dem auch für mich gestorbenen Heilande suchte.“ Hofmann trat zwar nicht ein für kirchenregimentliche Union mit den Reformierten, wohl aber war er, wie D. Zahn sich ausdrückt, „weitherzig bis zu Anerkennung brüderlicher Gemeinschaft gegen alle diejenigen Glieder anderer Konfessionskirchen, mit welchen man im tiefsten Grund des Glaubens zusammentreffe.“

F. B.

**Grundlinien der Theologie F. C. K. v. Hofmanns** in seiner eigenen Darstellung. Eine Jubiläumsgabe, mitgeteilt von D. Dr. Johannes Haußleiter. Verlag von A. Deichert, Leipzig. Preis: M. 1.60.

Diese Schrift bietet auf 74 Seiten 1. Hofmanns Selbstanzeige seines Wertes, „Weissagung und Erfüllung im Alten und im Neuen Testamente“, im „Medlenburgischen Kirchenblatt“ (1844); 2. Hofmanns wissenschaftliche Lehre von Christi Versöhnungswert, „drittes Stück“ seiner „Schriftschrifen für eine neue Weise, alte Wahrheit zu lehren“ (1859); 3. Hofmanns Lehre vom neuteamentlichen Schriftganzen aus seinem „Schriftbeweis“ (1860). Das Vorwort bringt auf XII Seiten Historisches zu den benutzten Schriften v. Hofmanns. Die letzten acht Seiten enthalten die Anmerkungen Haußleiters.

F. B.

**In der Nachfolge Jesu.** Predigten nach dem Gang des Kirchenjahres von D. theol. F. Küling. Verlag von A. Deichert, Leipzig. Preis: M. 4.20; gebunden: M. 5.

Diese Predigten Külings, der seit mehr als zwölf Jahren Pfarrer an der Johannis Kirche in Leipzig ist, zeichnen sich aus „durch Klarheit der Gedanken, Einfachheit der Sprache, Anschaulichkeit des Stils und seelvoller Wärme der Applikation“. Orientiert sind sie aber an der Erfahrungstheologie und den ihr eigenen Lehren. Dafür etliche Beispiele. S. 28: „Heutzutage gründet man alles auf Erfahrung, auf das Experiment. Wir leben ja im Zeitalter der Naturwissenschaft, und was in der Naturwissenschaft gelten soll, das muß sich zuvor erproben und bewähren. So ist's aber auch im religiösen Leben. Warum glauben wir überhaupt? Die große Menge der Durchschnitschriften würde sagen: Wir glauben, weil es uns von Kind auf so gelehrt worden ist; wir glauben, weil unsere Eltern auch so geglaubt haben; wir glauben, weil es so in der Bibel steht. Aber ein solcher Autoritätsglaube hält nicht stand in den Stürmen des Lebens oder im Kampf des Zweifels. Sondern wir müssen eigene, persönliche Erfahrungen machen. Wir glauben, weil wir selber mit Jesus in geistliche Berührung gekommen sind; wir glauben, weil wir innerlich in unserm Herzen etwas von ihm gesehen, gehört und gefühlt haben; wir glauben, weil wir in ihm ein Glück gefunden haben, das wir vorher nicht kannten.“ Der Glaube hält sich ans Wort der Schrift und glaubt auch das, was er noch nicht erfahren hat und hier auf Erden auch nicht erfahren kann. S. 48: „Denn Jesus und die Menschenseele gehört ebenso zusammen wie der Magnet und das Eisen. Jesus zieht die Seele an, und die Seele hat schon von Natur einen Zug zu Jesus.“ S. 103: „Sie (die Liebe) glaubt, daß auch in dem schlechtesten Menschen noch ein Fünkchen des Guten vorhanden ist, das nur geweckt werden muß. Sie sieht auch den Verkümmerten an als einen Diamanten, der im Schmutz liegt; man braucht ihn nur aufzuheben und zu reinigen, dann strahlt er wieder in seinem ursprünglichen Glanze. Und wo die Liebe nichts mehr glauben kann, da hofft sie alles; sie hofft, daß auch der Schlimmste sich noch bessern und bekehren kann.“ S. 129: „Jede Menschenseele hat von Natur eine Sehnsucht nach Gott. Meine Seele dürstet nach Gott, nach dem lebendigen Gott; wann werde ich dahin kommen, daß ich Gottes Angesicht schaue?“ so singt ein alter Psalmdichter. Und ein neuerer Dichter ruft aus: „Näher, mein Gott, zu dir, näher zu dir; das soll die Lösung sein, das mein Panier.“ S. 283: „Die Grundzüge einer rechten Belehrung: 1. Der Herr tut das Seine; 2. nun tu auch du das Deine.“ S. 287: „Wenn ein Mensch ein Boot vorwärts rudern will, so muß er mit zwei Rudern arbeiten, sonst kommt er nicht weiter, sondern dreht sich immer im Kreise herum. Und wenn ein Mensch bekehrt werden soll, so müssen auch zwei zusammenwirken, Jesus und der Mensch selber. Eine leblose Maschine kann man hierhin und dahin drehen, ohne erst zu fragen: Willst du auch? Und ein vernunftloses Tier kann man mit Gewalt von einem Wege auf den andern ziehen. Aber dem Menschen ist die Freiheit gegeben; darum kann ein Mensch nur bekehrt werden, wenn er bekehrt werden will. Selbst der allmächtige Gott, der doch alles kann, eins kann er nicht: er kann nicht einen Menschen gegen seinen Willen bekehren. Und als Jesus drei Jahre lang um Jerusalem geworben hatte, da mußte er klagen: „Jerusalem, Jerusalem, wie oft habe ich dich versammeln wollen, wie eine Henne ihre Küchlein sammelt, und ihr habt nicht gewollt — achtet recht auf den Gegensatz: Ich habe gewollt, aber ihr habt nicht gewollt. Auf den Willen des Menschen kommt also alles an.“ (Mt. S. 246.) S. 126: „Eigentlich kann uns doch nur einer von Gott scheiden, das sind wir selber. Auf uns kommt schließlich alles an. Halte du nur deinen Gott fest, dann wird er auch dich festhalten, und dann werden alle jene Mächte dich nicht von Gott scheiden, sondern dich erst recht zu ihm hintreiben.“ In der größten und gefährlichsten Anfechtung des Christen, ob er auch werde treu bleiben, versagt die synergistische Theologie und läßt den Menschen völlig im Stich. S. 100: „Wie? Gibt's denn Glauben ohne Liebe? Sagt nicht das Sprichwort: Wo Glaube, da Liebe? Und doch sind gerade Rechtgläubige oft sehr rechthaberisch, lassen keine andere Meinung neben der ihrigen gelten, verdammen alle, die nicht auf ihrem Standpunkt stehen. Ja, wie im Hochgebirge das Flechtenmoos die Fannen umschlingt und ihr Leben erstickt, so schlingt sich der geistliche Hochmut um die, welche auf den Höhen des Glaubens stehen. Und das ist der Tod aller

Liebe.“ Der Irrtum ist zwar immer und überall zu verwerfen, aber deshalb verdammen „Rechtgläubige“ noch lange nicht alle Irrenden. — Auch sonst tritt der Verfasser für die Wahrheiten des alten Glaubens von der dem Vater wesensgleichen Gottheit Christi, von seiner Stellvertretung u. nicht mit der Offenheit und Entschiedenheit ein, wie das in unserer Zeit doppelt nötig geworden ist.  
F. B.

**Der Pfarrer von Hohenheim.** Ein Pastorenleben. Von Nathanael Jünger. Hinstorffsche Verlagsbuchhandlung, Wismar in Mecklenburg. Preis: M. 4.50; gebunden: M. 5.

Dieser geschicht geschriebene Lebensroman schildert die Amtswirksamkeit eines liberal gekinnten Pastors, der an die Stelle des alten Glaubens und der ihm entsprechenden Praxis ein sentimentales Evangelium der Nächstenliebe, in der die Versöhnung durch das Blut Jesu keinen Raum findet, setzt und darum auch in ehrbaren, wohlthätigen Juden im Grunde bessere Christen erblickt als in altgläubigen Christen, von denen der Verfasser denn auch ein Bild zu entwerfen versteht, das nicht sonderlich anziehend und liebenswürdig ist.  
F. B.

**AUXILIARIUM.** Predigertwürfe aus der fünfzigjährigen Amtszeit des seligen P. C. Groß sen. Dargeboten von seinen Söhnen C. und E. W. Groß. Viertes Heft. Preis: 45 Cts.

Der erste Teil dieses Heftes bietet Predigertwürfe für die ersten sieben Sonntage nach Trinitatis, der zweite Dispositionen zu Rasualpredigten: Jahrestag eines Männervereins, Ordination, Passionspredigten. Die „Auxiliarium“, welches zu beziehen ist von Mrs. M. Gross, 1223 Jackson St., Fort Wayne, Ind., sei hiermit aufs beste empfohlen.  
F. B.

**THE FUNDAMENTALS. A Testimony.** Volume IV. Compliments of Two Christian Laymen. Testimony Publishing Company, Chicago.

Dieser kleine Band, der an 250,000 Personen gratis versandt worden ist, enthält folgende Artikel: 1. The Tabernacle in the Wilderness: Did It Exist? 2. The Testimony of Christ to the Old Testament. 3. The Bible and Modern Criticism. 4. Science and Christian Faith. 5. A Personal Testimony.  
F. B.

## Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

### I. Amerika.

„Amerikanische Lutheraner und die Welt-Missionskonferenz.“ Unter dieser Überschrift sagt der „Friedensbote“ vom 12. Februar (S. 99): „Charakteristisch für den Geist, der die lutherische Kirche Amerikas immer noch beherrscht, ist, was ein Artikel des ‚Deutschen Lutheraner‘ (4. August 1910) von der Bedeutung der Welt-Missionskonferenz in Edinburgh zu sagen hatte. Das Generalkonzil hatte vier Vertreter nach Edinburgh gesandt. D. E. L. Horn, der Präsident der Behörde für Heidenmission des Generalkonzils und zugleich Präsident der Synode von Pennsylvania, stand an der Spitze dieser Delegation. Wie derselbe sich über seine Eindrücke von dieser Konferenz ausgesprochen hat, das berichtet ein Korrespondent (G. J. S.) des genannten Blattes mit diesen Worten: ‚Man darf sagen, daß es eine Konferenz der reformierten Kirchengemeinschaft war. Die lutherische Kirche war dabei nicht repräsentiert. . . Die amerikanischen Lutheraner fühlten sich nicht berufen zu reden. Wir fühlten uns nicht daheim. . . Wir hatten das Gefühl, daß die Art des Gebets und der Geist, in dem die meisten Redner

an die große Frage des Zusammenarbeitens und der Einigkeit herantraten, uns fremdartig war.' Es ist sehr zu bedauern, daß D. Horn mit seinen Genossen sich in der Konferenz nicht daheim fühlten, und daß die Art des Gebets und der Geist, der die Konferenz beehrte, ihnen fremdartig war. D. Horn und sein Begleiter, Rev. G. Drach, der Missionssekretär des Generalkonzils, nahmen schon auf der Reise nach Edinburgh auf dem Dampfer 'Kroonland' an den Gottesdiensten und Versammlungen der amerikanischen Delegation teil und verkehrten mit den bekannten Führern der amerikanischen Missionsbehörden und Denominationen, wie es mir vorkam, in brüderlicher Weise. Dabei sind D. Horn und die Vertreter seiner Missionsbehörde Glieder der Jahreskonferenz der amerikanischen und kanadischen Missionsbehörden und nehmen seit Jahren an der Konferenz und ihren Gebetsversammlungen aktiven Anteil. Bei vielen Konventionen der Laien-Missionsbewegung und der Studenten-Missionsbewegung habe ich Vertreter dieser lutherischen Synode einen prominenten Platz auf der Plattform einnehmen sehen. Der Geist, der in diesen großen Missionsversammlungen zutage tritt, ist derselbe, der auch in Edinburgh die Weltkonferenz beherrschte. Und nun muß man hören, daß dieser Geist und die Art des Gebets selbst den hervorragenden Missionsleuten dieser lutherischen Synode 'fremdartig' ist. Das ist aufrichtig zu bedauern. Unbegreiflich ist es aber, daß D. Horn die Äußerung machen konnte: die lutherische Kirche sei in Edinburgh nicht vertreten gewesen. Das offizielle Handbuch der Welt-Missionskonferenz, das D. Horn als Delegierter bekommen und ohne Zweifel wiederholt durchgesehen hat, weist deutlich markiert 8 Namen von Vertretern lutherischer Kirchen Americas auf: 4 von der Generalsynode, 2 vom Generalkonzil, 1 von der 'United Synod South' und einen Vertreter, Prof. J. S. Wlegen, vom Augsburg-Seminar in Minneapolis ('Lutheran Free Church'). Die lutherische Kirche Dänemarks hatte 6 Vertreter gesandt, Finnland 5, Norwegen 12 und Schweden 15. Von den deutschen Missionen, die von Lutheranern Americas nicht ungern ohne weiteres als 'Lutheran' gestempelt und als solche in der lutherischen Weltstatistik verrechnet werden, war Leipzig mit 9, Hermannsburg mit 6 und Breklum mit 6 Delegierten vertreten, von andern deutschen Missionen zu schweigen, denen D. Horn doch unmöglich das Lutherum absprechen, oder die er nicht ohne weiteres den 'reformierten Kirchengemeinschaften' zusprechen wird. Und diese kontinentalen Lutheraner haben auch von sich hören lassen sowohl bei den Vorarbeiten der Kommission als auch während der Konferenz. Das Beste, was in den Verhandlungen am 20. Juni von 36 Rednern geboten wurde, kam von den Lippen des ehrwürdigen lutherischen Missionsinspektors Dahle aus Norwegen. Die lutherische Kirche war repräsentiert, wenn auch 'die amerikanischen Lutheraner sich nicht berufen fühlten zu reden'. Es war nicht eine lutherische Konferenz und auch nicht eine reformierte, aber es war eine evangelische Welt-Missionskonferenz." Das sind derbe Wahrheiten, die der unierte „Friedensbote“ dem Konzil sagt. Und solange das Konzil fortfährt, in der bekannten Weise auf beiden Achseln zu tragen, und keine entschiedene Stellung einnimmt gegen jeden Unionismus, wird es diese Kritik seiner widerspruchsvollen Stellung auch wohl einstecken müssen.

F. B.

Über Gemeindefchulen schrieb die *Lutheran World* gegen Ende des vorigen Jahres: "The Synodical Conference and most of the independent synods of America are fairly appreciative of this call of our Church, and



the Augustana Synod of the General Council also, in her practice, asks for the 'old paths' in the rearing of her young. In all, we have in America 5000 congregational schools and 275,000 pupils in them, who are being taught the knowledge and the fear of the Lord as an important part of their school-work. But what are these among so many? According to the reports, the General Council, with 2300 congregations, has 587 such schools — and over 400 of them are in the Augustana Synod; the United Synod South, with 460 congregations, has none; the General Synod, with 1325 congregations, reports 6. Our common schools are wholly secular in their work. . . . Secular education is a cramped, maimed, diseased thing, and it cannot give the young that reverence for order and authority, and that consequent obedience, which are the first lessons in all good citizenship. Such instruction is short-sighted, suicidal, un-Christian, and un-Lutheran. Lutheran consciousness cannot tolerate it. Luther's conviction was that every institution in which men are not unceasingly occupied with the Word of God must become corrupt. Yet the majority of us turn our children over to a state system of training-for-life that, practically, knows no God. It worships the flag and knows no cross. And we do it without a sigh." *Fürwahr, ein seltener Vogel in der Generalsynode! Was gedenkt nun aber die Lutheran World in dieser Sache zu tun? In der Vergangenheit war die Wirkung der großen englischen Körper mit Bezug auf Gemeindefchule nicht nur eine Null, sondern ein gewaltiges Minus. Ihr Beispiel und ihre Arbeit haben, was die Schule betrifft, nicht nur nicht positiv fördernd, sondern geradezu negativ gewirkt und den deutschen Synoden die Errichtung, Erhaltung und Ausbildung ihrer Gemeindefchulen erschwert und vielfach unmöglich gemacht.* J. B.

Die Universalisten und Unitarier gehen als Kirche beständig rückwärts. Hamilton, Präsident einer der drei universalistischen Schulen, erklärt: "Unless the Universalistic ministry can be heavily recruited within a few years, the Universalistic Church is doomed to extinction." In der Crane School gebe es nur zehn Studenten, und nur einer von diesen habe ein College absolviert. Käme daher anderwärts kein Zufluß von Nekruten, so würde in den kommenden fünf Jahren die Zahl der Kandidaten noch nicht die Hälfte der Sterbefälle decken. Und was die Unitarier betrifft, so haben in sechs Jahren 90 Prediger, davon im vorigen Jahr allein 36, einen weltlichen Beruf ergriffen, während ihre Seminare in derselben Zeit kaum halb so viele Kandidaten geliefert haben. Ihren Grund hat diese Apathie der Universalisten und Unitarier offenbar in dem eigenen Bewußtsein, daß ihre Religion für die Menschen keine Botschaft hat und im Grunde genommen das überflüssigste Ding in der Welt ist. Ein Wechselblatt erinnert hierbei an folgendes Wort, mit dem einst selbst ein Quäker einen Universalistenprediger empfing: "Friend, if what thee says is true, we don't need thee, and if what thee says is not true, we don't want thee." J. B.

Wie römische Priester unsern Landesgesetzen Trotz bieten, dafür bringt der *Lutheran Observer* folgendes Beispiel: "In the *Detroit Free Press* (Roman Catholic) of February 5 a priest, writing on the subject of intermarriage between whites and negroes, speaks of a law just passed by the Michigan legislature prohibiting such marriages. He says that such a law was on the statute books some years ago, that he violated it by marrying

those of the different races, 'fully conscious that I was acting in contempt of court and law.' He says that he announced, at the time, that he 'would pay no fine and would not in jail before he would retract or apologize, and would, moreover, perform as many of such marriages as came in his way, the laws of the State of Michigan and the courts of the country to the contrary notwithstanding.' He says furthermore: 'I know, for my part, that if the laws of my Church and country clash, I am going to obey the laws of the Church and abide by the consequences.' He declares the Catholic Church has not declared color to be an impediment to marriage, and until it does, 'the duty of the clergy is clear.'" Auch in Amerika verlangt die Papstkirche nichts Geringeres als völlige Unterwerfung des Staates unter ihre Gesetze. Taft und Roosevelt und andere leitende Politiker unsers Volkes aber sehen das nicht, wollen das nicht sehen.

J. B.

In Brasilien hat die reformierte Kirche in letzter Zeit auffallend viel Zuwachs aus der römischen Kirche erhalten. Die von den nordamerikanischen Presbyterianern betriebene eifrige Missionsarbeit unter den katholischen Brasilianern sowohl der größeren Städte wie kleinerer Ortschaften würde noch erfolgreicher sein, wenn mehr Prediger zur Verfügung ständen. Charakteristisch sind folgende Beispiele von der zunehmenden Erkenntnis der Römischen: Ein junger katholischer Student erhielt von seinem katholischen Vater die Erlaubnis zum Studium evangelischer Theologie. In Rio de Janeiro wuchs in den letzten zwei Jahren die reformierte Gemeinde durch Übertritt um 350 Seelen. In der Gegend von Florianopolis kamen alte grauhaarige Männer jeden Abend zusammen, um Lesen und Schreiben zu lernen und dann die Heilige Schrift selbst lesen zu können. In der Gegend von Sao Paulo ist große Nachfrage nach evangelischen Lehrern und Verlangen nach Schulen.

## II. Ausland.

Die gebrochene Stellung des Lutherischen Bundes und der Allgemeinen Lutherischen Konferenz. Das „Theologische Zeitblatt“, das Organ des „Lutherischen Bundes“, schreibt S. 212: „Seit der Aufnahme der Vereinslutheraner in die Engere Konferenz nimmt diese im Kampf gegen die Union eine gebrochene Stellung ein. Erkennt selbst die Engere Konferenz die ‚Vereinslutheraner‘ in der Union als vollberechtigt an, so hat es keinen Zweck, den Kampf gegen die Union zu führen. Das ist meines Erachtens eine begründete Folgerung der Unionsfreunde aus jenem verhängnisvollen Beschluß. So hat auch jener Beschluß der geplanten deutsch-evangelischen Kirche, alias großen Unionskirche, die Bahn freier gemacht.“ Diese Worte sind gerichtet gegen Waltherr von Kostock, der die Aufnahme der Vereinslutheraner in die Lutherische Konferenz billigt und rechtfertigt. Und Tatsache ist auch, daß die Lutherischen Landeskirchen, wie sie heute de facto sind, in der Liberalen und offenbare Irrlehrer zum Teil das große Wort führen, ohne Pharisäismus und Heuchelei den Vereinslutheranern nicht die Anerkennung versagen können. Und solange der Lutherische Bund diese Lutherischen Landeskirchen anerkennt, ist auch seine Lutherische Stellung eine gebrochene, und er handelt inkonsequent, wenn er den Vereinslutheranern die kirchliche Gemeinschaft versagt. Dazu kommt, daß am 8. Februar der Vorstand des Lutherischen Bundes einstimmig beschlossen hat: „Eine

gleichzeitige Mitgliedschaft des ‚Lutherischen Bundes‘ und der ‚Engeren Konferenz‘ (der Allgemeinen Lutherischen Konferenz) ist ausgeschlossen, solange jene Beschlüsse nicht aufgehoben sind, die zur Trennung, resp. Gründung des Lutherischen Bundes geführt haben. Wohl aber ist den Mitgliedern des Lutherischen Bundes die Beteiligung an der Allgemeinen Lutherischen Konferenz freigestellt, da die ‚Engere Konferenz‘ erklärt hat, daß der Beitritt zur Allgemeinen Lutherischen Konferenz nur die Zustimmung zur Organisationsgrundlage der Konferenz bedinge, ohne eine Zustimmung zur Organisation im einzelnen einzuschließen. Der Vorstand der ‚Engeren Konferenz‘ soll ersucht werden, in diesem Sinne auch eine Änderung der Grundbestimmungen herbeizuführen.“ Was also die „gebrochene Stellung“ betrifft, so ist der Unterschied zwischen dem Lutherischen Bund und der Allgemeinen Lutherischen Konferenz kein qualitativer, sondern nur ein quantitativer. Beide sind unionistische Verbindungen. F. W.

Der deutsche evangelische Kirchenausschuß, in dem seit 1903 der Zusammenschluß der evangelischen Landeskirchen Deutschlands seine greifbare Verkörperung und Spitze gefunden hat, findet für seine Wirksamkeit ein stets sich erweiterndes Gebiet. Eine Reihe wichtiger kirchlicher Fragen der Gegenwart hat er beraten und Stellung dazu genommen, so insbesondere die Maßnahmen der Kirchenregierungen zur religiös-sittlichen Bewahrung der heranwachsenden Jugend, die Krankenpflege auf dem Lande, die Benutzung von Einzelkelchen beim heiligen Abendmahl, die Einführung eines kirchlichen Ausweises, die Belebung der Nebengottesdienste, die Stellung der Kirche und des geistlichen Amtes zur Gemeinschaftsbewegung unserer Tage. Er hat eine Kommission eingesetzt zur Durchsicht des Textes der revidierten Bibel, der bekanntlich noch viel zu wünschen übrig läßt. Der deutsche evangelische Kirchenausschuß hat ferner des öfteren Gelegenheit gefunden, die evangelischen Interessen, die allen Landeskirchen gemeinsam sind, zu wahren. Daneben haben ihn wiederholt andere Fragen beschäftigt, durch welche evangelische Interessen berührt werden, so z. B. die religiöse Erziehung der Kinder aus Mischehen, die Stellungnahme zum § 166 des Strafgesetzbuches (Gotteslästerung und Beschimpfung von Religionsgesellschaften), die Verlegung des Osterfestes auf einen festen Termin und die einheitliche Feier des Reformationsfestes. Als seine Hauptaufgabe aber betrachtet er nach wie vor die kirchliche Versorgung der evangelischen Deutschen im Ausland und in den deutschen Schutzgebieten. In erster Linie hat er sich hier die Beschaffung von Geldmitteln angelegen sein lassen. Kapellen-, Kirchen- und Pfarrhausbauten z. B. in Madrid, Rapollo und Rom sind entweder in letzter Zeit schon ausgeführt oder harren noch der Ausführung. Die Seelsorge unter deutschen Auswanderern und Seelenten erfreut sich der steten Fürsorge des deutschen evangelischen Kirchenausschusses. Besonders aber arbeitet er an der Lösung der kirchlichen Aufgaben in den deutschen Schutzgebieten. In Rome, Windhüt, Tsingtau, Swatopmund, Lüderitzbucht, Karibib, Warmbad, Grootfontein, Gobabis, Gibeon, Apia, Daresalam und Tanager sind deutsche Gemeinden bereits vorhanden oder im Entstehen begriffen, müssen Kirchen und Pfarrhäuser gebaut, Geistliche angestellt und versorgt werden; anderer Anforderungen, welche das erwachende kirchliche Leben unter den Deutschen in unsern Schutzgebieten und in Südamerika an die heimische Mutterkirche stellt, ganz zu geschweigen.

(Deutsche Reichspost.)

Der Evangelische Bund hat im vorigen Jahre 100 neue Zweigvereine mit 30,000 neuen Mitgliedern gewonnen als Folge der Vorromäus-Engel-Nika-Bewegung. Gegenwärtig zählt der Bund 2778 Vereine mit 430,000 Mitgliedern. In der „E. R. Z.“ schreibt P. Genfichen: „Das Mißtrauen, welches viele bekennnistreue namentlich unter den älteren Lutheranern gegen den Evangelischen Bund hegen, ist noch immer nicht beseitigt. Unter ‚evangelisch‘ versteht derselbe noch heute nichts anderes als ‚nicht römisch‘, und da er eifrigst bestrebt ist, möglichst viele Anhänger zu gewinnen, so ist er zu einer verflachenden Auffassung des evangelischen Glaubens stark verführt. Daher finden sich unter seinen Mitgliedern und auch in seinem Vorstande nicht wenige, die dem kirchlichen und theologischen Liberalismus angehören. Kampf gegen Rom! ist die Parole. Aber die Erkenntnis, daß Rom nicht anders überwunden werden kann als durch die lautere Predigt des Evangeliums, wie es in Gottes Wort und den Bekenntnissen der evangelischen Kirche bezeugt ist, ist im Evangelischen Bund noch keineswegs allgemein durchgedrungen. Darum ist z. B. entschieden darüber zu klagen, daß die vom Bunde in das Gebiet der Los-von-Rom-Bewegung entsandten jungen Geistlichen das Evangelium in dem Sinne, wie es die moderne liberale Theologie versteht, verkündigen und verbreiten. So erklärt es sich, daß auch in der Gegenwart noch viele unter den bekennnistreuen Lutheranern namentlich der älteren Generation, zu denen auch ich gehöre, sich zum Eintritt in den Evangelischen Bund noch nicht haben entschließen können. Doch glaube ich mit Freuden feststellen zu können, daß sich in letzter Zeit eine Bewegung nach rechts stärker geltend zu machen beginnt. Das trat bei der letzten Hauptversammlung deutlicher zutage. Der bekannte theologisch liberale Vorsitzende des sächsischen Landesvereins betonte: ‚Dem Evangelischen Bund steht die Polemik gegen Rom nicht obenan; wichtiger ist, unser Volk im Protestantismus zu festigen.‘ Prof. D. Hunzinger-Erlangen führte aus: ‚Die wahre Frömmigkeit entspringt allein aus dem Innersten des von der lebendigen Macht und Wirksamkeit Gottes berührten und überwundenen Herzens. Sie entzündet sich wie ein heiliges Feuer an der Offenbarung Gottes in seinem Sohn, Jesus Christus, nach dem Zeugnis der Heiligen Schrift.‘ Nicht vorbei an der Reformation, sondern zurück zur Reformation! Je reformatorischer, desto besser!‘ Generalsuperintendent D. Raftan-Niel legte in dem Hauptvortrage der Tagung den starken Unterschied zwischen Ultramontanismus und Protestantismus, der in der Auffassung des Glaubens besonders deutlich hervortrete, dar und entwickelte dann, worin das eigentliche Wesen des rechten Protestantismus bestehe. Besonders erfreulich war es, daß der Bund diesmal nach einem Vortrage des Prof. D. Haußleiter-Halle auch entschieden für die Mission eintrat, welche doch nur auf dem Grund des biblischen und bekennnistgemäßen Christentums ihre Arbeit im Segen treiben kann.“ Ist nicht die umgekehrte Erklärung die richtige, daß nicht der Evangelische Bund evangelischer, sondern daß Hunzinger, Raftan und Haußleiter liberaler geworden sind? Positiver als der Evangelische Bund steht der Gustav Adolf-Verein, dessen Einnahme im vorigen Jahre die Höhe von 800,000 Mark erreicht hat.

F. B.

Ein apologetischer Bund hat sich im vorigen Jahre in Berningerode gebildet. Herausgewachsen ist er aus dem dortigen Seminar für wissenschaftliche Apologetik, an dessen Spitze D. Hunzinger steht. Der Bund setzt sich

zusammen aus Angehörigen der verschiedenen Landeskirchen und hat somit sofort eine ganz Deutschland umspannende Bedeutung angenommen. Nötig sei ein solcher Bund, weil in unserer Zeit die „Weltanschauungsnot“ und die „zunehmende Entfremdung der Gebildeten“ und darum auch die apologetische Aufgabe der Gegenwart größer sei als je. Der „G. d. G.“ schreibt: „Solange das Christentum in der Welt ist, hat es gegen eine Weltanschauung des Diesseits kämpfen müssen. Während es aber in früheren Jahrhunderten immer nur einzelne waren, die sich in bewußten Gegensatz gegen den christlichen Glauben stellten, sind es heute starke geistige, das ganze Volksleben ergreifende Strömungen, sind es ganze Vereine und Verbände, die sich zu einem bewußten Kampf gegen den christlichen Gottesglauben zusammenschließen. In diesem Kampf handelt es sich um die höchsten Güter, handelt es sich schließlich um die Zukunft unsers ganzen Volkes. Da sollte kein Christ, der es mit seinem Glauben ernst meint, ängstlich oder abwartend zur Seite stehen. Wir haben schon viel zu lange gewartet. Es tut not, daß wir uns für die Weltanschauungsnot unsers Volkes mehr verantwortlich fühlen, daß wir den Kindern unserer Zeit den unvergleichlichen Wert und das ewige Fundament der christlichen Weltanschauung deutlicher zeigen, daß wir den geistigen Kampf nach klaren, auch wissenschaftlich unanfechtbaren Grundsätzen führen. Darum richtet der apologetische Bund an alle Männer und Frauen, die hier mit lernen und helfen möchten, die herzlichste Bitte: Schließt euch mit uns zu einer Arbeitsgemeinschaft zusammen! Wir wollen versuchen, uns in diesem geistigen Kampfe gegenseitig zu stärken und zu rüsten.“ Der Standpunkt dieses apologetischen Bundes ist der Hunzingers, Jeremias', Pfennigsdorfs u. a., die leider davon ausgehen, daß die Irsumslosigkeit der Schrift ohne Vorbehalt aufzugeben sei. F. W.

An der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche in Berlin haben selbst liberale Pastoren es nicht aushalten können, weil die Gemeindevertretung immer mehr in das radikalste Fahrwasser geraten ist. Es haben daher der Generalsuperintendent Köhler und der Pfarrer Krummacher ihre Ämter an dieser Kirche aufgegeben. Bei der Neuwahl des Pfarrers hat die radikale Gemeindevertretung einen Pfarrer Gehn aus Greifswald berufen, welcher in einer Predigtammlung folgenden Satz veröffentlicht hat: „Nichts bringt uns selbst in unserm inneren Leben so traurig zurück als der Gedanke, das ganze Christentum bestehe in dem Bekenntnis: ‚Das Blut Jesu Christi macht uns rein von aller Sünde.‘ Mit dem Bekenntnis kann man Tausende entzückt und Tausende in gemeinster Weise betrogen haben.“ Und beim Weltkongreß für freies Christentum hat er laut Protokoll gesagt: „Wir neigen uns in Ehrerbietung und Dankbarkeit vor dir, du großer Wolfgang (gemeint ist Goethe), der du in Jugendlust, in Titanenstolz den Himmel stürmtest, mit der Leuchte des Natur- und Seelenforschers die ganze Welt absuchtest“ (55). „Ja, Geist unsers Schiller, durchwalte mächtig Stadt und Land, lehre uns die Gottheit in den Willen aufzunehmen, damit sie gnädig von ihrem Weltenthron herabsteige und uns Herz und Leben segne“ (56). Es wird nun gefragt, ob diesem Pfarrer das Konsistorium die Bestätigung verweigern wird. (E. L. F.)

**Intoleranz der Papstkirche.** Prinz Ludwig von Bayern sagte vor mehreren Monaten in einer Rede: „Die katholische Religion verlangt nicht Intoleranz gegen Andersgläubige. Es ist durchaus falsch, wenn man von einem guten Katholiken annimmt, daß er Andersgläubigen gegenüber into-

lerant sein müßte. Es ist ein gutes Zeichen des Katholiken, daß er die Überzeugung anderer achtet. Wir verlangen aber, daß auch unsere Überzeugung von andern hochgehalten wird.“ Die „A. E. L. R.“ bezeichnet dies als ein „schönes, frommes Bekenntnis“. Sollte aber die „A. E. L. R.“ dem Prinzen nicht auch klar machen, daß er doch ein recht unwissender Mann ist und keine Ahnung hat von der dem Papsttum je und je wesentlichen Intoleranz und Verfolgungssucht Andersgläubiger, eine Tatsache, die das Papsttum tausendfach, und zwar theoretisch wie praktisch, zum Ausdruck gebracht hat? Und war dies nicht um so nötiger, weil das Wort eines sonst geachteten Prinzen wie Opium wirkt, und doch der Preis der Freiheit kein anderer als beständige Wachsamkeit ist? Ja, stecken nicht im Grunde Jesuiten dahinter, wenn Männer wie Taft, Roosevelt, Prinz Ludwig und andere politische Größen sich gedrungen fühlen, für die Harmlosigkeit und Lammesnatur des römischen Volkes öffentlich Zeugnis abzulegen? F. W.

Das **pater peccavi** des Prinzen Max von Sachsen hat den 85jährigen Hyacinthe Loyson veranlaßt, folgenden offenen Brief zu veröffentlichen: „Ihr Artikel in der Zeitschrift ‚Rom und Orient‘ ist vollkommen richtig, was die Tatsachen betrifft, die er mit allen wohlunterrichteten und unparteiischen Historikern konstatiert. Er bewegt sich dagegen in den schlimmsten Illusionen, was die Zugeständnisse betrifft, die er von der Macht des Usurpators, das heißt, vom Papste, verlangt. Das hätten Sie erwägen sollen, Monseigneur, bevor Sie Ihren Artikel schrieben, und wenn Sie sich dennoch dazu entschlossen hätten, so hätten Sie zugleich den Entschluß fassen müssen, daran festzuhalten gegen die unausbleibliche Verurteilung durch den Index und durch das heilige Offizium. Sie haben die Vernunft und die Festigkeit Ihres Ahnherrn, des großen Kurfürsten von Sachsen, nicht nachzuahmen gewagt, der als Beschützer Luthers mit ihm die deutsche Reformation begründete, die trotz ihrer Irrtümer und Fehler eine große Wohltat war. Sie haben es vorgezogen, der Spur eines Ihrer andern Vorfahren zu folgen, der um des polnischen Thrones willen seine Religion änderte.“

**Rom und Sachsen.** Im Jahre 1697 trat Kurfürst Friedrich August der Starke zum römischen Katholizismus über, um König von Polen zu werden. Der Preis für die Verleugnung seines evangelischen Glaubens, die polnische Krone, war ihm nicht lange beschieden. Einer seiner Nachkommen, der römische Priester Prinz Max, der es in deutscher Wissenschaftlichkeit und Ehrlichkeit wagte, einige Lehren der römischen Kirche zu beanstanden, mußte binnen dreizehn Tagen widerrufen und den päpstlichen Pantoffel küssen. Dagegen ist die schwere Beleidigung des Königs von Sachsen durch den päpstlichen Kammerherrn de Matthies in Sachen der Borromäus-Engklila trotz wiederholter Vorstellungen des sächsischen Bischofs fast ein Vierteljahr ungefühnt geblieben. So behandelt Rom deutsche Fürsten und Fürstenöhne.

Den **Zusammenschluß katholischer und evangelischer Arbeiter** den Sozialdemokraten gegenüber gibt es in der katholischen Kirche Deutschlands zwei Richtungen. Die „E. R. Z.“ schreibt: „Bei den christlichen Gewerkschaften hat dieser Gedanke Boden gewonnen. ‚Zur Erhaltung des christlichen Arbeiterhauses, in dem der Vater nach der Tagesarbeit von der sorgenden Mutter und der fröhlichen Kinderschar erwartet wird, ist ein Kampf Schulter an Schulter mit den evangelischen Genossen geboten.‘ So erklärt das Jahrbuch der christlichen Gewerkschaften 1909. Und auf dem

Züricher Kongreß 1908 wurde von den katholischen Arbeitern geäußert: „Es ist unsere Pflicht, den kirchlichen Oberen beizubringen, daß es ein Unding ist, uns von unsern evangelischen Genossen zu trennen.“ Der Gedanke, das katholische Deutschland mit dem gläubigen Protestantismus zusammenzuschweißen zu gemeinsamer Arbeit auf politischem und sozialem Gebiet, griff aber immer weiter, bis in den Bereich der Literatur. Protestantische Literatur, protestantische Geister haben bei uns begeisterte Aufnahme und uneingeschränkte Anerkennung gefunden. In weitestem Umfang haben wir unser Volk dem objektiven Verständnis evangelischer Gedankengänge erschlossen.“ So schreibt eine katholische Zeitung. Aber so schnell gibt sich die genuin katholische Richtung nicht gefangen. Die Bachemische Richtung, die ihr Organ in der „Kölnischen Volkszeitung“ hat, wird durch die Leute um Krüdemeher und die „Stimmen aus Maria Laach“ hart bekämpft. In der Osterdienstag-Sitzung 1909 reagierten die letzteren Kreise durch den Beschluß: „Die Idee der interkonfessionellen Gewerkschaft gefährdet die katholische Gesinnung und die hierarchische Korrektheit der katholischen Arbeitermassen.“ Scharfe Worte flogen hinüber und herüber. „Der Modernismus hat in Deutschland seine Quelle. Die Protestantisierung der katholischen Kirche ist seine innerste Idee. Das ist auch die vielleicht unbewußte Idee der Bachemischen Bewegung. Bei den katholischen Universitätsprofessoren überwiegen schon protestantische Prinzipien. Wir Katholiken geben preis, bis wir Protestanten geworden sind.“ Die Kölner Richtung ist aber keineswegs gesonnen nachzugeben. Man erklärt in diesen Kreisen: „Der finstere Gedanke einer kultur- und verfassungswidrigen Absonderung von unsern protestantischen Mitchristen darf bei uns Katholiken niemals Wurzel fassen.“ Auf dem Augsburger Katholikentag kam es zwischen diesen Richtungen zu keinen Auseinandersetzungen. Absichtlich vermied man dies und mahnte nur zur „gegenseitigen Liebe“. Klar und deutlich gab aber der Präsident Marg die Bahnen an, in der sich hier alles zu bewegen habe, indem er erklärte: „Es darf keine Richtungen bei uns geben. Richtung Rom“ heißt die Parole!“ Das ist die alte Losung aller Römlinge: Rule or ruin! Um jeden Preis ist die Herrschaft und das Interesse des Papstes zu wahren, einerlei was dabei aus der Religion und dem Wohl des Vaterlandes und des Volkes wird.

F. B.

Aus dem Rechtsstaat Österreich berichtet Generalsekretär Lehmann in Halle merkwürdige Dinge in konfessioneller Beziehung, wonach die Staatsgewalt sich nicht scheut, offen und heimlich als Diener Roms gegen die Evangelischen vorzugehen. In drei Jahren (1901—1903) haben in Österreich 70 katholische reichsdeutsche Priester alsbald das Staatsbürgerrecht erhalten, und massenhaft sind französische Ordensleute dort eingewandert. Dagegen sind 1899—1909 acht evangelische Pfarrer, die teils auf der Durchreise die Los-von-Rom-Bewegung studierten, teils von den neuen evangelischen Gemeinden rechtmäßig berufen worden waren, ohne weiteres ausgewiesen worden, zum Teil unter Bezugnahme auf das Vagabundengesetz von 1871, ja in Haft gesetzt worden. Dazu sind 15 deutsche rechtmäßig berufene Pfarrer nicht bestätigt worden und haben das Staatsbürgerrecht ohne Grund nicht erhalten. Dabei stellte sich heraus, daß bei der I. u. I. Statthalterei in Prag für evangelische Geistliche und Anarchisten ein und derselbe Referent bestellt ist! Der Ev. Oberkirchenrat ist machtlos, da er dem Ministerium für Kultus, das in diesem Sinne gegen die evangelische Kirche arbeitet, selbst

unterstellt ist. Und das alles im Rechtsstaat Oesterreich im 20. Jahrhundert, in welchem § 2 des Protestantenpatentes vom 8. April 1861 den Evangelischen „die volle Freiheit des evangelischen Glaubensbekenntnisses, sowie das Recht der gemeinsamen öffentlichen Religionsübung für immerwährende Zeiten“ zusichert. (G. d. G.)

**Klerikale Schulbücher in Frankreich.** Der „G. d. G.“ schreibt (S. 315): „Die Rede, die der französische Unterrichtsminister Doumergue am 7. Februar in der Kammer hielt, um die Klerikalen Angriffe auf die Staatschulen zurückzuweisen, verdient wegen des authentischen Materials, das hier aus den Klerikalen Lehrbüchern der ‚freien‘ Schulen beigebracht wird, das weiteste Interesse. Wenn der Minister am Schluß ankündigte, daß sich eine gesetzliche, staatliche Aufsicht über die Kirchenschulen nicht mehr umgehen lasse, so wird man das angesichts des Geistes, der in diesen Lehrbüchern herrscht und wahrer Geist des Ultramontanismus ist, auch dort verstehen, wo man sich von einer Sympathie für die radikalen Parteien, die in Frankreich regieren, frei weiß. Da heißt es in einem Lehrbuch, das Schülern in die Hand gegeben wird, wörtlich: ‚Wieviel muß man stehlen, um eine Todsünde zu begehen? Antwort: Einem Armen einen Franken oder noch weniger; einem Arbeiter den Betrag seines Tageslohns, also etwa drei oder vier Franken; einem Reichen zehn oder zwölf Franken.‘ Diesem ‚Diebstahls-tarif‘ schließt sich würdig folgende Definition der ‚Toleranz‘ an: ‚In einem ganz katholischen Staatswesen muß die Regierung die Religion schützen, den Glauben aufrecht halten und die Schismatiker verfolgen. In einem Lande, wo Katholiken mit Sektenanhängern zusammen wohnen, muß die Regierung die katholische Religion begünstigen, aber den Kult der andern Religionen dulden; dies nennt man die bürgerliche Duldsamkeit; in den keiserlichen Ländern hat die Regierung nicht das Recht, die katholische Religion an der Ausbreitung zu hindern.‘ Dementsprechend fallen die Pflichten aus, die dem Wähler in den verschiedenen Ländern obliegen. ‚Die Kirche aber hat das Recht, sich von ihren Anhängern Gehorsam zu erzwingen und die Abtrünnigen durch geistliche und materielle Strafen zur Rückkehr zu bewegen. Sie besitzt volle legislative, gerichtliche und koergitive Machtfülle.‘ Bei den Debatten über seinen ‚Toleranzantrag‘ hat das Zentrum auch immer unterschieden zwischen ‚bürgerlicher Duldsamkeit‘ und ‚religiöser Intoleranz.‘ In Amerika vertritt die Hierarchie dieselben intoleranten Grundsätze wie in Frankreich und andern katholischen Ländern und sorgt ohne Zweifel auch dafür, daß sie ihren Schülern gründlich eingepflegt werden. Es ist darum auch nicht zu viel gesagt, wenn man die katholischen Schulen als staatsgefährlich bezeichnet. J. B.

**Pastorengehälter in England.** Am niedrigsten sind sie bei den Baptisten, bei denen 15 Prozent der Pastoren weniger als 2000 Mark Gehalt beziehen, 33 Prozent weniger als 2400 Mark, 50 Prozent weniger als 3000 Mark und 66 Prozent weniger als 4000 Mark. Da von diesen Gehältern auch Steuern, Mieten, Alters- und Krankenversicherung zu bestreiten sind, so sind die meisten der Baptistenpastoren auf Nebeneinkünfte aus bürgerlichen Berufen angewiesen. Am höchsten sind die Gehälter bei den Presbyterianern. Der Durchschnitt in den 352 Gemeinden in England und Wales beträgt 6000 Mark. Als Minimum wird 4000 Mark angesehen; doch müssen einige sich mit Einkommen zwischen 3000 und 4000 Mark begnügen. Dagegen steigen die Einkommen bei andern auf mehr als 20,000



Markt. Eine Mittelstufe zwischen diesen beiden Extremen nehmen die wes-  
 lehanischen Methodistten ein, bei welchen 4000 Markt als Minimum und  
 7000 Markt als Maximum gelten. Außerdem pflegen die Methodistten für  
 Kindererziehung besondere Zuschüsse zu zahlen, zwischen 120 und 160 Markt  
 für jedes Kind. In der anglikanischen Staatskirche schwanken die Gehälter  
 bekanntlich zwischen fürstlichen Einkommen und Hungerlöhnen. Eine Sta-  
 tistik über dieselben liegt nicht vor, ist auch wohl unmöglich. Doch findet  
 man auffallend häufig in den Listen der Hinterlassenschaften, die wegen der  
 Erbschaftsteuer veröffentlicht werden, die Namen von anglikanischen Geist-  
 lichen, die als Millionäre gestorben sind. (A. C. L. R.)

**Die Tote Hand.** „Canalejas, der spanische Ministerpräsident, hat sich  
 über die Tote Hand einem Vertreter des ‚Giornale d'Italia‘ gegenüber fol-  
 gendermaßen ausgesprochen: ‚Nach den neuesten statistischen Belegen zählt  
 man in meinem Vaterlande in 3550 Klöstern nicht weniger als 60,560  
 Mönche und Nonnen. Ihre Jahreseinnahme beziffert sich auf 260 Millio-  
 nen Francs. Sie steigt von Jahr zu Jahr um mehr als 10 Prozent. Dieses  
 Kapital geht für den Staat und die bürgerliche Gesellschaft vollkommen  
 verloren. Kein Kloster zahlt auch nur die geringste Abgabe an den Staat  
 oder an eine Gemeinde.‘ Der Minister betonte schließlich, daß, wenn jetzt  
 die von ihm in Bewegung gesetzte Gesetzgebungsmaschine versage, der Staat  
 dem Untergange zutriebe.“ Den Amerikanern suchen Gibbons und andere  
 Jesuiten weiszumachen, daß es sich in Spanien und Portugal um blutige  
 Verfolgungen der „barmherzigen Schwestern“ handle!

**Vergleichende Missionsstatistik.** Welche segensreichen Fortschritte die  
 evangelische Missionsarbeit seit hundert Jahren gemacht hat, zeigt in über-  
 raschender Weise ein vergleichender Rückblick auf das Missionsgebiet, das  
 Missionspersonal, die Missionsanstalten, die Missionserfolge und den Mis-  
 sionsaufwand. Jedes Land der fünf Erdteile steht heute der Mission offen;  
 im Jahre 1810 war ihr fast ganz Asien und Afrika verschlossen. Mehr als  
 5500 ordinierte Missionare stehen heute in der Arbeit, ausgesandt von 338  
 Missionsgesellschaften; 1810 waren es nur 100 Missionare und einige Mis-  
 sionsgesellschaften, die von Herrnhut in Deutschland. Ihnen stehen jetzt  
 über 5000 eingeborene Pastoren und gegen 90,000 andere eingeborene Ge-  
 hilfen zur Seite. Missionschwestern waren im Jahre 1810 noch keine  
 hinausgesandt; heute sind es rund 5000. Missionsärzte und -ärztinnen  
 sind es rund 1000, welche jährlich drei Millionen Kranke behandeln; 1810  
 wußte man von dieser Art Missionsarbeit noch nichts. Dann die Missions-  
 anstalten: nahezu 30,000 höhere und niedere Schulen, rund 500 Waisen-  
 häuser, 400 Krankenhäuser gibt es heute; 1810 gab es von alledem nichts.  
 Man zählt heute sechs Millionen Heidenchristen; 1810 war's ein kleines  
 Häuflein. Die Bibel ist heute in 500 heidnische Sprachen und Dialekte  
 übersetzt, 1810 nur in 65 Sprachen meist christlicher Völker. Die freiwillige  
 Liebessteuer für die Mission, hauptsächlich in England und Amerika, be-  
 trägt heute 103 Millionen Markt, 1810 höchstens  $\frac{1}{2}$  Million. Damals war  
 die Missionsarbeit mit Spott und Schande verknüpft, und lange waren es  
 nur die Gemeinschaftskreise, die für sie wirkten. Heute wird die Mission  
 auch in Deutschland als wichtige Angelegenheit der Kirche erkannt und ist  
 bei der „Welt“ zu Ehren gekommen. Es sollte aber trotzdem Interesse,  
 Gebet und Beisteuer für die Mission noch viel mehr Gewissenssache jedes  
 evangelischen Christen werden. Die Aufgabe ist noch ungeheuer groß: wohl

1000 Millionen Menschen wissen noch nichts vom Evangelium. Aber Völker erwachen da und dort, und die Edinburgher Welt-Missionskonferenz im Juni 1910 richtete den Appell an die Christenheit: „Auf zur Ernt' in aller Welt! Weithin wogt das weiße Feld; Klein ist noch der Schnitter Zahl, viel der Arbeit überall!“ So lesen wir in der „Deutschen Reichspost“. Wenn auch das „Evangelium“, das von manchen dieser Missionare den Heiden gebracht wird, von dem Evangelium, das der Herr zu predigen befohlen hat, vielfach abweicht, so zeigen diese Zahlen doch, wie sich immer mehr das Wort des Herrn erfüllt: „Und es wird gepredigt werden das Evangelium vom Reich in der ganzen Welt zu einem Zeugnis über alle Völker; und dann wird das Ende kommen“, Matth. 24, 14. (E. L. F.)

**Wachsende Ausgaben** und zurückgehende Einnahmen kennzeichnen die Notlage der deutschen Missionsgesellschaften. Überall drängt draußen die Arbeit vorwärts, die Tore der Welt stehen offen; es heißt vorwärts, wenn die Völker nicht der katholischen Mission oder dem Islam in die Hände fallen sollen. Und dabei bei fast allen Gesellschaften — Fehlbeträge: Leipzig an 300,000, die Breklumer Mission an 120,000 Mark, bezugleich die Berliner und Gofner-Mission; selbst die Mission der Brüdergemeinde muß ihre jährlichen Ausgaben um 1500 bis 2000 Mark vermindern. Wäre es in Anbetracht dieser großen Not nicht Pflicht aller, die mit Ernst Christen sein wollen, durch eine einmalige freiwillige Steuer von 3 oder 5 Mark und mehr diese Notlage zu beseitigen? (E. L. F.)

**Die Überlegenheit der evangelischen Mission** wird von dem „Korrespondenzblatt“ für den katholischen Klerus Deutschlands offen eingestanden. Es rechnet aus, daß die 260 Millionen Katholiken im Jahr 20 Millionen Mark für die Mission aufbringen, dagegen die 160 Millionen Protestanten 80 Millionen Mark. Das macht auf den Kopf bei den Katholiken 8 Pfennige, bei den Protestanten mehr als das Sechsfache, nämlich 50 Pfennige. Diese größere Opferwilligkeit auf der evangelischen Seite erklärt man auf katholischer Seite durch die bessere evangelische Organisation. Insbesondere sind es die evangelischen Missionsfeste, die drüben als nachahmenswert erscheinen. Was die Zahl der Missionare (weißer Rasse, eingeborener Missionare, Laienbrüder und Ordensschwestern) beträgt, so seien es auf evangelischer Seite 45,622, auf katholischer nur 34,454. Freilich hätten die Katholiken 30,414 Missionsstationen, die Protestanten nur 3790. Aber dafür besäßen die protestantischen Missionen 18,921 Schulen mit 867,400 Schülern, während die Katholiken nur 17,834 Schulen mit 790,880 Schülern aufweisen könnten.

**Judenmission.** Nach P. L. Meher in New York gibt es 99 Missionsgesellschaften für Ismael mit 222 Stationen, 914 Missionaren, Missionarinnen und Missionarsfrauen und 245 jüdenchristlichen Missionsarbeitern. Diese verteilen sich, wie folgt: Vereinigte Staaten 45 Gesellschaften, England 28, Rußland 4, Deutschland, Niederlande, Skandinavien und Kanada je 3, Schweiz und Australien je 2, Frankreich und Afrika je 1. Im 19. Jahrhundert sind nach der Statistik von Lic. de le Roi 224,000 Juden in christliche Kirchen aufgenommen worden. Jährlich treten ungefähr 5000 über. Das Zionistenblatt „Die Welt“ schreibt: „Namen, die einst in der jüdischen Gelehrtenwelt glänzten, gehören dem Christentum an.“

**Das Evangelium in Frankreich.** Die „Deutsche Reichspost“ berichtet: „Bis vor kurzem betrachtete man die Bretagne als eine der Hochburgen des

Katholizismus in Frankreich, als den Wohnsitz einer Bevölkerung, welche um so mehr am römischen Bekenntnis festhalte, als dasselbe das Mitschleppen altheidnischer abergläubischer Gebräuche, woran das Volk nun einmal hing, begünstige. Aber es stellte sich gerade in den letzten Jahren heraus, daß im Gegenteil unter den Bretonen eine große Enttäuschung bezüglich der katholischen Religion Platz gegriffen hat. . . . Nachdem früher das Land von Wales aus evangelisiert worden war, wird es nun von einer neuerdings in Paris gebildeten, aus Reformierten und Lutheranern bestehenden Gesellschaft bedient. Ergreifend war es, den Redner schildern zu hören, wie wohl da und dort die unter freiem Himmel, etwa am Meeresufer in Fischerdörfern, veranstalteten Volksversammlungen der evangelischen Boten durch das anhaltende Geschrei fanatisierter Weiber gestört wurden, wie aber auch anderwärts diese schlichten Leute die ihnen überbrachte Botschaft mit einem Hunger und Durst aufnahmen, wovon wir uns in unsern vom Evangelium gesättigten Landen kaum einen Begriff machen. Vom offenen Automobil aus wird gepredigt und werden zu Tausenden Bibeln und Schriften verkauft, und was am meisten Ohr und Herz dieser Fischer- und Landleute fesselt, das sind nicht apologetische Vorträge, welche mit Beweisen den Unglauben überwinden wollen, sondern das ist das einfache, in biblisch erzählender Form wiedergegebene Evangelium.“ Eine Seele für Jesum gewinnen kann nur Jesus selber und sein Evangelium. Die Apologetik vermag dabei nur allerlei äußerliche Hindernisse, Vernunftsophismen zc. aus dem Wege zu räumen. Will sie mehr, will sie Jesum dem modernen Menschen dadurch annehmbar machen, daß sie ihm einen modernen Aufpuß gibt, so wird sie dem Evangelium zum größten Hindernis. F. B.

In einem den Mädchenhandel betreffenden Erlaß des österreichischen Ministeriums des Innern heißt es: „Nach den vom Bundesstaatsanwalt in Chicago gemachten Untersuchungen beträgt die Zahl der aus europäischen Ländern (Italien, Deutschland, Frankreich und Ungarn) eingeführten Mädchen jährlich etwa 15,000. Es hat sich ergeben, daß ein regelrechtes, zentral organisiertes Syndikat in allen größeren Städten zwischen dem Atlantischen und Pazifischen Ozean besteht, welches seine Agenten in den Einwanderungshäfen hält und Emisäre nach den vorgenannten europäischen Staaten entsendet. . . . Vonseiten der Behörden ist deshalb mit allem Nachdruck darauf hinzuwirken, die Auswanderung jugendlicher Frauenspersonen in allen jenen Fällen zu vereiteln, wo nicht die sichersten Garantien für das künftige Schicksal derselben geboten werden.“

Der Deutsche Bund für Mutterschutz trat auf seiner Versammlung in Hamburg für folgende abscheulichen Sätze ein: 1. Das Ideal der Ehe ist eine auf Dauer berechnete leiblich-seelische Gemeinschaft. 2. Außer dieser Idealehe sind in Rücksicht auf wirtschaftliche Verhältnisse auch andere Formen des Geschlechtsverkehrs als sittlich berechtigt anzuerkennen und zu achten, vorausgesetzt, daß sie auf seelischer Gemeinschaft beruhen und die Verpflichtung gegen die Kinder erfüllen. 3. Beide Teile (der Eltern) müssen soweit gesund sein, daß gesunde Nachkommenschaft zu erwarten ist, oder sie müssen die Erzeugung von gesundheitlich gefährdeten Kindern vermeiden. 4. Im allgemeinen bietet die auf der sittlichen Ehe begründete Familie, das „Heim“ und das intime Zusammenleben von Eltern und Kindern die besten Bedingungen für die seelische Entwicklung der Kinder. — Frech und scham-

los tritt der Mutterstuhlbund ein für außerehelichen Geschlechtsverkehr, vor-ehehlichen Präventivverkehr und erotisches Sichausleben. F. W.

„Das Schiff des heiligen Petrus braucht einen andern Steuermann. Mit Kardinal Merry del Val am Rad, ist es in einen ganzen Archipel von Schiffsfahrtschwierigkeiten hineingetrieben. Mit Nebelhorn und Senkblei arbeitend, sucht es mühsam seinen Weg, und zwar in der allergefährlichsten Richtung. Wie ist denn tatsächlich die gegenwärtige Lage des Vatikan gegenüber den lateinischen und nichtlateinischen Mächten? Mit Frankreich völliger Bruch. Mit Spanien abwechselnd Verzichteleistung und Protest, und am Ende vielleicht Aufhebung des Konkordates. Mit Italien Krieg bis aufs Messer, der durch die wiederkehrenden Wahlen immer unverföhnlicher wird. Mit Deutschland — und, wie es scheint, jetzt auch mit der Schweiz — Feindseligkeiten, die zwar für den Augenblick wieder beigelegt sind, aber mit welchem Opfer an Würde und Selbstachtung der Kirche? Mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika ein deutlicher Verlust an Ansehen nach dem Roosevelt-Zwischenfall. Ist in der päpstlichen Geschichte je eine größere Anzahl von ‚Fiaschi‘ vorgekommen als während der kaum siebenjährigen Papstherrschaft Pius' X.? . . . Früher rühmten wohl auch protestantische Schriftsteller die ‚Anpassungsgeschmeidigkeit‘ des Vatikan und sein Genie, ‚die Gelegenheiten zu ergreifen‘. Aber Kardinal Merry del Val und sein Landsmann Vives y Tuto und sein venetianischer Bruder, Kardinal de Lai, die ‚verhängnisvollen Drei des Vatikan‘, haben nicht den Geist der Richelieu, Mazarin oder Consalvi, ja nicht einmal der Antonelli oder Rampolla. Unter ihren ungeschickten Händen sehen wir St. Peters Schifflein treiben, schwanken, weiltretreiben — zur Verzweiflung der Gläubigen und zur verstoßenen Freude der Stranddiebe.“ So schreibt ein katholischer Mitarbeiter aus Italien dem *Bootsman*.

Aus der monistischen und atheistischen Presse teilt der „G. d. G.“ (S. 434) folgende Proben mit: Religion sei „immer nur ein Vorwand, unter dem man die Leichtgläubigen am besten beherrschen und ausplündern kann“. „Das religiöse Bedürfnis des Proletariats ist die Tat, der Kampf, der sich gegen die bestehende ‚Ordnung‘ richtet, der Kampf gegen seine geistige und körperliche Unterdrückung.“ „Widernatürliche religiöse Bedürfnisse“ kenne der Proletariat nicht. Kampf gegen den Klassenstaat sei ihm auch der Inhalt des religiösen Programms. „Mit dem kapitalistischen Klassenstaate muß der Wahn von Gott und Jenseits aufhören.“ Los von Gott! sei die Parole für den Arbeiter; denn „der liebe Gott hilft, daß es den armen Arbeitermassen noch länger an Einsicht fehlt; dazu hat er seine Deute, die Pfaffen, die er auf sie losläßt, ihnen die Denkkraft zu vergiften, ihre Widerstandskraft ihnen zu rauben, sie zu willenlosen Ausbeutungsobjekten zu machen“. „Es ist historisch feststehend, daß die Geistlichen die Armen ausbeuten und den Kapitalisten billige Arbeitskräfte zuschänken.“ Darum „Krieg der Kirche“, und zwar gründlich! „Planvoll und auf dem Boden der sozialistischen Arbeiterbewegung diesen Kampf zu führen, ist Aufgabe des Zentralverbandes deutscher Freidenker; deshalb sollte jeder überzeugte Sozialdemokrat Mitglied des Zentralverbandes sein.“ Die Kirche fange bereits an zu wanken und abzubröckeln. Der Pastor oder der von der Kirche besoldete Stadtmissionar sei der geistige Führer im Reiche der Finsternis. Die Superintendenten von heute seien die „plärrenden Pharisäer“ von ehemals zc. Aus der „Bremer Bürgerzeitung“ zitiert das-

selbe Blatt ein Zwiesgespräch, in dem ein Vater seinem sechsjährigen Söhnchen unter anderm auch klar macht, daß die Lehrer in den Schulen nur beten und Katechismus und biblische Geschichte vortragen, „weil sie sonst nichts zu essen kriegen“. Die Erklärung des Kaisers im vorigen Jahre über das Gottesgnadentum seines Regiments beantwortete der Monistenbund mit einer Resolution gegen „derartige überlebte und der religiösen und sittlichen Kultur unserer Zeit zuwiderlaufende Anschauungen“ und fordert dringend auf, solchen Bekenntnissen den Austritt aus der Landeskirche folgen zu lassen, damit der ungerechtfertigten Gleichsetzung von „deutsch“ und „christlich“, „religiös“ und „christlich“ für immer ein Ende gemacht werde. Ihre Beweise für die Behauptung, daß alle Religion Pfaffenbetrug sei, holen die Monisten und Atheisten mit Vorliebe aus der Geschichte der römischen Kirche.

J. B.

„War Paulus Epileptiker?“ Unter diesem Titel hat der bekannte Nervenarzt, Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Seeligmüller in Halle, eine Schrift erscheinen lassen, die gründlich aufräumt mit der sonderlich von dem liberalen Dresdener Privatgelehrten Krenkel als „allein richtig“ aufgestellten Behauptung, daß Paulus an Epilepsie gelitten habe. Die schmerzlichen „Faußtschläge“ sind für Krenkel der Hauptbeweis für seine Annahme. Demgegenüber versichert Seeligmüller: „Von eigentlichen Schmerzen ist bei den epileptischen Leiden, abgesehen von den nach Verletzungen während des Anfalles etwa zurückbleibenden, überhaupt keine Rede, so daß es keinesfalls statthaft ist, die Epilepsie als ein schmerzhaftes Leiden zu charakterisieren.“ Ebenso hat der „Satanseel“ nicht die ihm von Krenkel zugeschriebene Beweiskraft, weil Dämonen im Altertum nicht nur bei epileptischen, sondern auch bei andern Krankheiten als Urheber derselben angesehen werden. Auch ist die Krankheit, vor der man ausspeit, wie Seeligmüller versichert, nicht ausschließlich die Epilepsie, wie Krenkel bestimmt behauptet, sondern der Ausdruck „morbus, qui sputatur“ wird nachweislich im Altertum auch für andere Krankheiten gebraucht; das Ausspucken war ein abergläubischer Gebrauch, galt als ein abwendendes Verfahren bei befürchtetem Unglück. Und endlich der Behauptung Krenkels gegenüber, Paulus habe an einem empfindlichen Augenübel gelitten, „welches unter den nachhaltigen Wirkungen der Epilepsie von den alten Ärzten als eine besonders häufige beschrieben worden sei“, setzt der Professor für Nervenkrankheiten die Vermutung gegenüber, daß dieses behauptete Augenübel wahrscheinlich gar nicht existiert habe, und die Versicherung: „Ein Zusammenhang einer dauernden Sehtörung mit der Epilepsie ist durch die gegenwärtigen klinischen Beobachtungen nicht nachgewiesen.“ Und dann weist er darauf hin, daß die vielfachen Gefahren, denen Paulus auf seinen Missionsreisen ausgesetzt war, sicherlich oft genug Anlaß zu einem status epilepticus gewesen wären, daß aber nirgends etwas auch nur von einem einzigen epileptischen Anfall oder ähnlichen Zuständen beobachtet sei. Seeligmüller selbst ist der Ansicht, daß der Apostel vielleicht an Augenopfweg gelitten habe, und daß die Augenmigräne als Wirkung des Pfahles im Fleisch nicht ganz von der Hand zu weisen sei; auch die Annahme von Malaria hält er nicht für unmöglich. Jedenfalls zeigt diese Schrift eines Arztes einmal wieder, was von den „allein richtigen“ Behauptungen liberaler Theologen zu halten, und wie es um die sicheren Ergebnisse ihrer Wissenschaft steht.

(A. G.)

# Lehre und Wehre.

Jahrgang 57.

Juni 1911.

No. 6.

## EN ΧΡΙΣΤΩ ΙΗΣΟΥ.

Es gibt in der christlichen Sprache wohl kaum eine andere Formel, die so häufig gebraucht wird wie die „in Christo Jesu“, oder „in dem Herrn Christo Jesu“, oder einfach „in dem Herrn“. In Christo Jesu ist Heil, so lautet die Devise des Christentums; der Prediger redet seine Zuhörer an als Geliebte in dem Herrn Jesu Christo; wir reden von unsern Mitchristen als Brüdern und Schwestern in dem Herrn; wir arbeiten in dem Herrn; wir freuen uns in dem Herrn zc.

Der Ausdruck ist nicht von ohngefähr in die christliche Sprache gekommen; er ist auch nicht das Resultat theologischer Reflexion der Christen; er ist, wie ja bekannt, ein Ausdruck der Heiligen Schrift selbst, der im Neuen Testament überaus häufig vorkommt. Und es lohnt sich wohl der Mühe, einmal eingehend die einzelnen Stellen zu betrachten, um ihre Bedeutung und Tragweite in dem betreffenden Zusammenhang und für die christliche Lehre überhaupt zu erkennen. Man wird finden, es sind überaus inhaltsreiche, gehaltvolle Worte, Worte, in denen große, herrliche Wahrheiten an Lehre, Trost und Ermahnung liegen; und wer ihren Sinn recht erkannt hat, der wird sie auch mit rechtem Verständnis und in richtiger Anwendung gebrauchen; es wird auch keine Gefahr da sein, daß sie etwa zu einer leeren, nichts sagenden Formel herabsinken.

Es sei gleich eingehends betont, daß wir uns jetzt also nicht mit allen Stellen befassen, in denen das Wort Christus von einer Präposition abhängt. Das würde uns zu weit führen und auch das Interesse teilen. Wir beschränken uns auf die Fälle, da im Griechischen die Präposition *ἐν* steht. Dabei ist zugleich daran zu erinnern, daß die Übersetzungen dieses *ἐν* nicht immer mit „in“, sondern manchmal auch mit andern Verhältniswörtern, z. B. „durch“, wiedergeben.

Die Wendungen, um die es sich demnach handelt, sind vorwiegend diese: *ἐν Χριστῷ Ἰησοῦ*, *ἐν Χριστῷ*, *ἐν Ἰησοῦ*, *ἐν Κριτῷ*, *ἐν αὐτῷ* (= *Χριστῷ*), *ἐν ᾧ* (= *Χριστῷ*). Nach G. Adolf Deißmann („Die neutestamentliche Formel ‚in Christo Jesu‘“; Marburg, 1892) ist die Statistik über diese Ausdrücke für das Neue Testament — nicht immer nach dem

textus receptus — folgende: johanneische Schriften (Evangelium, Epistel und Offenbarung): 24, Apostelgeschichte und 1. Petribrief: 8, paulinische Schriften: 164. Im ganzen finden wir die Formel hier- nach also 196mal. Die Synoptiker, sowie der 2. Petribrief, die Episteln Jakobi und Judä und die Episteln an die Hebräer und an Titus haben sie gar nicht.

Die ebengenannte Monographie Weismanns ist in mancher Beziehung wertvoll. Sie enthält u. a. auch sonst viel statistisches Material über das Vorkommen der Präposition *ἐν* mit einem singularischen Dativ der Person bei den LXX und den Apokryphen und in der Profanliteratur. In letzterer finden sich sehr wenige Fälle derart; hingegen ist die Konstruktion sehr häufig im griechischen Alten Testament. Interessant und zugleich auch wichtig ist hier das Resultat. „1. *Ἐν* mit dem persönlichen Singular ist bei den LXX ein im Verhältnis zur Profangräzität häufiger Sprachgebrauch. 2. An 253 (von im ganzen 321) Stellen entspricht das *ἐν* einem *א* der Vorlage. 3. In 174 dieser Fälle ist das *ἐν* eine mechanische ungrüchische Nachbildung des *א*. 4. In 79 Fällen dient *ἐν* zum Ausdruck rein lokaler (bei Kollektivsingularen und Personifikationen von Städtenamen) oder psychologischer Beziehungen, ein Gebrauch, der zwar zunächst durch das *א* der Vorlage veranlaßt ist, aber sich ungefähr mit dem Profangebrauche deckt. 5. In 55 Fällen ist *ἐν* durch ein anderes Wort der Vorlage veranlaßt. 6. 12 dieser Fälle stehen auf einer Stufe mit No. 3, 43 mit No. 4. 7. An 13 Stellen ist *ἐν* mit einem pronominalen Dativ ohne Nötigung durch die Vorlage von dem Übersetzer beigelegt, von denen 11 durchaus sinngemäß sind und sprachlich den unter No. 4 genannten Fällen entsprechen, 2 dagegen einen Grund für die Wahl des *ἐν* nicht erkennen lassen. . . . Die aus nicht mehr vorliegenden hebräischen Originalen übersehten Bestandteile der semitisch-griechischen Literatur zeigen genau dieselben Eigentümlichkeiten im Gebrauch des *ἐν* wie die LXX.“ Für die übrigen Apokryphen: „1. Die griechischen Originale der semitisch-griechischen Literatur zeigen im Gebrauch des *ἐν* dieselben statistischen und sachlichen Eigentümlichkeiten wie die Profangräzität: eine große Seltenheit des Vorkommens und die Verwendung des *ἐν* zum Ausdruck psychologischer Beziehungen.“ Gemeint sind solche Ausdrücke wie *ἐν ἑαυτῷ γίνεσθαι*. „2. Trotz der starken Möglichkeit eines Einflusses der ‚LXX-Sprache‘ auf diese Literatur findet sich kein einziges Beispiel des in mechanischer Weise mit *א* identifizierten *ἐν*. 3. Durch diese Beobachtung wird die These, daß jenes *ἐν* der LXX kein Bestandteil des vorher vorhandenen Judengriechisch ist, bestätigt, und die These, daß es auch nicht ein Bestandteil der nach den LXX gebräuchlichen Sprache geworden ist, wahrscheinlich gemacht.“ (S. 55. 56. 59.) Beachtenswert ist ohne Zweifel der Umstand, daß in der griechischen Übersetzung des Alten Testaments ein solch häufiger Gebrauch des *ἐν*, veranlaßt, oft rein mechanisch veranlaßt durch das hebräische *א*, vor-

liegt. Aber die Behauptung, die Deißmann am Schluß des Zitats ausspricht, mag wohl bestritten werden. Das Neue Testament weist einen fleißigen Gebrauch, ein häufiges Zurückgehen auf das Alte Testament, eine starke Abhängigkeit von diesem auf, so daß eine Beeinflussung des ersteren durch das letztere in dem ausgedehnten Gebrauch des *ἐν* gar wohl im Bereich der Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit liegen muß. Wir kommen darauf später noch einmal zurück.

Was nun die Bedeutung des *ἐν* in unserer Formel anbetrifft, so ist es ohne Zweifel richtig, wenn Deißmann u. a. nach dem Vorgang Biner's mit aller Entschiedenheit die willkürliche Erklärungsweise verworfen, nach welcher diese Präposition proteusartig so ziemlich irgendwelchen Sinn haben kann. Wie fast bei allen Präpositionen, so ist auch bei *ἐν* die Grundbedeutung die lokale, und das muß ja festgehalten werden. Aber das Resultat, zu dem Deißmann schließlich bei seiner Untersuchung kommt, ist zu eng gefaßt. Es wird zugestanden: „Für solche Fügungen“ — wie eben die *ἐν Χριστῷ* und ihre Äquivalente — „fehlt es in der vorpaulinischen Literatur durchaus an Analogien.“ (S. 79.) Dennoch heißt es: „Nun wird die Formel aber doch in irgendeiner Weise von dem Gebrauche der Profanschriftsteller aus verstanden werden müssen.“ Das ist in gewissem Sinne richtig. Doch darf nicht übersehen werden, daß für die neuen christlichen Begriffe zwar die vorhandenen Sprachmittel gebraucht, in die alten Formen aber eben vielfach neue Bedeutungen, ein neuer Inhalt gegossen wurde. Darum kann man sich wohl denken, daß zur Erklärung solcher Fälle vielleicht nur wenig aus dem Sprachgebrauch des sonstigen Griechisch gewonnen werden kann. Deißmann fährt fort: „Es ist zu fragen: Wie mußte ein griechischredender Leser dieses *ἐν* auffassen? Die Resultate der Untersuchung des Profangebrauchs berechtigen sogleich, eine Reihe positiver und negativer Allgemeinbestimmungen zu treffen. a. 1. In irgendeinem Sinn muß das *ἐν* lokal gemeint und aufgefaßt werden. 2. Der mit *ἐν* verbundene Personennamen muß eine lebende Person bezeichnen. b. Grundsätzlich a b zu weisen sind in jedem Falle folgende Erklärungen: 1. *Ἐν* vertritt *διά* oder eine andere Präposition. 2. Der Dativ der Formel bedeutet den „historischen Christus“ oder das „Werk Christi“. (S. 79.) „Das Resultat dieser Untersuchungen ist kurz gefaßt dieses: Die von Paulus unter Benutzung eines vorhandenen Profangebrauches geschaffene Formel *ἐν Χριστῷ Ἰησοῦ* charakterisiert das Verhältnis zu Jesus Christus als ein lokal aufzufassendes Sichfinden in dem pneumatischen Christus. Diesen Gedanken, für welchen es in jedem sonstigen Verhältnisse des Menschen zum Menschen an einer Analogie völlig fehlt, können wir uns verdeutlichen durch die Analogie der den Wendungen *ἐν πνεύματι* und *ἐν τῷ θεῷ* zugrunde liegenden Vorstellung des Verweilens in einem der Luft vergleichbaren Pneumaelemente. Die Frage, ob man den lokalen Grundgedanken der Formel im eigentlichen Sinne oder nur als rhetorisches Hilfsmittel aufzufassen



hat, kann nicht mit Sicherheit entschieden werden; doch hat die erstere Möglichkeit den höheren Grad der Wahrscheinlichkeit. In jedem Falle, ob eigentlich oder uneigentlich zu verstehen, ist die Formel der eigentümlich paulinische Ausdruck der denkbar innigsten Gemeinschaft der Christen mit dem lebendigen Christus.“

Wir gehen auf diese Darlegung, die eine eigentümliche Anschauung bietet, nicht im einzelnen näher ein, wie es hier überhaupt nicht unsere Absicht ist, eine eingehende Untersuchung über Deißmanns Schrift anzustellen. Worauf es uns ankommt, ist dies, daß hier, wie ja auch sonst bei manchen Neueren, das *εν* strikt und ausschließlich lokal aufgefaßt wird. Wir fügen noch folgenden Passus bei: „Das paulinische *εν* wird im Deutschen vielleicht dann am richtigsten reproduziert, wenn man zu ‚Christus‘ den Artikel hinzusetzt: ‚in dem Christus‘. Am unmißverständlichsten wäre die Übersetzung: ‚innerhalb des Christus‘.“

Wir sagen, diese Auffassung ist zu eng. Wir meinen, es ist nicht ausschlaggebend, daß das *εν* hier mit dem singularischen Dativ einer Person steht. Dieser Gesichtspunkt läßt uns nicht das ganze Feld überschauen, um alles zu berücksichtigen, was etwa zum richtigen Verständnis der vorliegenden Frage dienen kann. Es muß in Betracht gezogen werden, wie überhaupt die Präpositionen und insonderheit *εν* sonst gebraucht werden. Und es ist dann zu fragen, was nun aus diesem allgemeinen sonstigen Gebrauch in der Verbindung mit dem ganz neuen Begriff Christus in den einzelnen Stellen verwertet worden ist.

Die griechischen Präpositionen haben fast alle ursprünglich lokale Bedeutung; aber aus dieser Grundbedeutung entstehen dann noch andere, nämlich die temporale und die übertragene in mannigfacher Weise. „Die Präpositionen“ — heißt es in der dritten Auflage von Kühners „Ausführl. Griech. Gramm.“ (II. T., 1. Abt., § 438, 2) — „bezeichnen zunächst das räumliche Dimensionsverhältnis. . . Die räumlichen Beziehungen werden sodann auf die Zeit übertragen. Denn die Verhältnisse der Zeit wurden ursprünglich ganz auf dieselbe Weise wie die des Raumes betrachtet. . . Die räumlichen Beziehungen werden drittens auf die Kausalität und die Art und Weise übertragen, indem auch diese Verhältnisse auf sinnliche Weise als Raumverhältnisse angeschaut wurden.“ So müssen die griechischen Präpositionen denn auch oft durch andere als die ursprünglich lokalen Ausdrücke wiedergegeben werden, nicht weil sie von vornherein mancherlei verschiedene Bedeutung haben, sondern weil unsere Anschauungsweise vielfach eine andere ist als die des Griechen. Nehmen wir einige Beispiele. *Ἀπό* heißt von, von weg. So heißt *ἀφ’ ἑπλοῦ* vom Pferd, aber *στράτευμα συλλέγειν ἀπό χρημάτων* übersetzen wir: ein Heer sammeln mit Geld. Der Grieche denkt sich die Sache anders als wir. Für ihn ist das Geld Ausgangspunkt, für uns Mittel. *Εἰς* heißt in, in — hinein, aber je nach dem Wort, das davon abhängig, oder dem Verbum, das damit verbunden ist, wenden wir andere Prä-

positionen an, z. B.: *εἰς τὸ φῶς*: ans Licht; *εἰς τὴν ἡμέραν*: auf den Tag; *χρησθαι εἰς τι*: zu etwas gebrauchen; *εὐδόκιμος εἰς σοφίαν*: angesehen in bezug auf Weisheit; *ἀμαρτάνειν εἰς τινα*: sündigen gegen jemand; *εἰς τὴν πόλιν ἵνα*: in die Stadt hinein, zur Stadt gehen; *εἰς πολεμίους ἵνα*: gegen Feinde rücken. Die Grundbedeutung bleibt wohl, aber wir stellen uns die Dinge oft anders vor. *Ἐκ* heißt aus, aber *ἐκ τῆς εἰρήνης* nach dem Frieden oder infolge des Friedens; *ἐκ τοῦ παρεληλυθότος χρόνου* kann auch heißen in der vergangenen Zeit. Hier nimmt der Grieche den terminus a quo, wir den terminus in quo.

So ist auch *ἐν* schon bei rein lokalen Begriffen verschiedentlich zu übersetzen. *Ἐν τοῖς φίλοις*, unter den Freunden; *ἐν τῷ δήμῳ λέγειν*, vor dem Volk reden. Bei zeitlichen Begriffen kann es wiedergegeben werden mit während; *ἐν νυκτί*, während der Nacht. In übertragenem Sinne bezeichnet es das Verweilen in einem Zustand: *ἐν φόβῳ εἶναι*, in Furcht sein, oder die Abhängigkeit von etwas: *ἐν τινι εἶναι* = *γίγνεσθαι*, in jemandes Macht oder Hand stehen, auf jemand oder etwas beruhen; oder es kommt der Bedeutung einer Ursache, eines Mittels nahe: *ἐν ὀφθαλμοῖς ὄραν*, mit den Augen sehen. „In der Prosa, besonders bei Xenophon, wird *ἐν* [gerade wie das althochdeutsche *in*] vom Mittel gebraucht bei den Ausdrücken: *δηλοῦν*, *δηλον εἶναι*, *σημαίνειν ἐν τινι*, offenbaren in etwas = durch etwas.“ (Kühner, § 431.) Mit einem persönlichen Dativ ist das *ἐν* so gebraucht; Hill, VII, 1, 33: . . . *ἐνόμισαν . . . πλεονεκτηῖν αὐτὸ ἐν ἐκείνῳ*, sie glaubten, daß sie durch jenen irgendeinen Vorteil erlangen würden. Und es ist zu beachten, daß eben Xenophon einer der Schriftsteller ist, die den Übergang zum hellenistischen Griechisch bilden. Die Präposition wird auch gebraucht zur Bezeichnung der Art und Weise, wie auch der Gemäßheit: nach, zufolge, letzteres auch bei Personennamen. (Wege siehe bei Kühner, a. a. O.)

Nach unserer Überzeugung muß man von dieser breiten Grundlage aus, nicht von der engen der rein lokalen Bedeutung, an die vorliegende Frage herantreten und zusehen, was von diesem vielseitigen Gebrauch des *ἐν* für den speziellen Fall des *ἐν Χριστῷ* zu gewinnen ist.

Nun handelt es sich hier ja nicht um verschiedene Begriffe, die von *ἐν* abhängig wären, sondern immer um ein und denselben Ausdruck: *ἐν Χριστῷ* oder seine Äquivalente. Von dieser Seite aus angesehen, könnte man vielleicht meinen, es müßte also auch das Verhältniswort immer dieselbe Bedeutung haben. Aber es ist zu beachten, daß Verbindung und Zusammenhang nicht immer dieselben sind. Manchmal steht der Ausdruck attributiv, manchmal adverbial, und es kommt sehr darauf an, mit was für einem Substantiv oder Adjektiv, mit was für einem Verbalbegriff die Formel verbunden ist. *Ἡ σωτηρία ἡ ἐν Χριστῷ* oder *ἐν Χριστῷ ἔστιν σωτηρία* oder *ὁ ἐν Χριστῷ* wird doch wohl nicht genau auf derselben Linie liegen mit *ἐπιλεῖν ἐν Χριστῷ*, *χαίρειν ἐν Χριστῷ*, *παρακαλεῖν ἐν Χριστῷ*, *ἀσπάζεσθαι ἐν Χριστῷ* und andern Wendungen.

Daß etwas oder jemand *ἐν Χριστῷ* ist, und etwas tun *ἐν Χριστῷ* macht doch wohl irgendeinen Unterschied. Ein präpositioneller Ausdruck bei einem Verbum, bei einem Tätigkeitsbegriff, ist eine adverbiale Näherbestimmung zu dem Verbalbegriff. Und das mag je nach dem Zusammenhang eine Näherbestimmung sein des Orts oder der Zeit oder der Art und Weise oder des Mittels u. Die örtliche Bedeutung, sei es der Ruhe oder der Bewegung von oder nach etwas, mag immerhin die Grundbedeutung sein, aber je nach der Verbindung oder dem Zusammenhang ergeben sich verschiedenartige Vorstellungen. Man wird daher nicht sagen können, daß *ἐν Χριστῷ* überall mit ein und derselben Wendung wiedergegeben werden kann. Das wäre nur dann der Fall, wenn der Zusammenhang immer der gleiche wäre und wenn die Anschauungsweise in der einen Sprache sich allezeit genau mit der der andern deckte. Man muß die einzelnen Verbindungen und den Zusammenhang ansehen und je nachdem die Wendung suchen, die für die Übersetzungssprache die entsprechende ist.

Aber wie kommt es denn, daß gerade *ἐν* so häufig in Verbindung mit *Χριστός* gebraucht wird, oft auch da, wo wir vielleicht *διὰ* oder *μετά* oder eine andere Präposition erwarten würden, wie denn auch Luther oft mit *durch* übersetzt? Es ist hier doch wohl ein hebräisches Kolorit anzunehmen. Die neutestamentlichen Schreiber haben doch alle das Alte Testament, und zwar eben auch in der griechischen Übersetzung, fleißig gebraucht, und wenn dort das *ἐν* so häufig gebraucht wird, vielfach in rein mechanischer Nachbildung des *א*, sollte das nicht einen Einfluß auf die Leser gehabt haben? Die Betrachtung einiger Proben wird das Gesagte verdeutlichen. Wir fügen gleich Luthers Übersetzung bei.

Gen. 21, 12: *ὅτι ἐν Ἰσαὰκ κληθήσεται σοι σπέρμα*, denn in Isaak soll dir der Same genannt werden. — Ex. 14, 4 u. ö.: *καὶ ἐνδοξαδοθήσομαι ἐν Φαραῶν*, und will an Pharaos Ehre einlegen. — Deut. 6, 22: *καὶ ἔδωκε κύριος σημεῖα ἐν Φαραῶν*, und der Herr tat Zeichen über Pharaos. — Deut. 29, 20: *ἐκκαυθήσεται ὄργη κυρίου ἐν τῷ ἀνθρώπῳ ἐκείνῳ*, der Zorn des Herrn wird rauchen über solchen Mann. — Jos. 6, 26: *ἐν τῷ πρωτοτόκῳ αὐτοῦ θεμελιώσῃ αὐτήν καὶ ἐν τῷ ἐλαχίστῳ αὐτοῦ ἐπιστήσῃ τὰς πύλας αὐτῆς*, wenn er ihren Grund legt, das koste ihn seinen ersten Sohn, und wenn er ihre Tore setzt, das koste ihn seinen jüngsten Sohn. — Jud. 6, 32: *δικαίεσθω ἐν αὐτῷ (ἑαυτῷ) Βάαλ*, Baal richte um sich selbst. — Jud. 9, 26: *καὶ ἤλπισαν ἐν αὐτῷ*, und sie verließen sich auf ihn. — Jud. 21, 7 u. ö.: *ὠμόσαμεν ἐν κυρίῳ*, wir haben geschworen bei dem Herrn. — 1 Sam. 16, 9: *καὶ ἐν τούτῳ οὐκ ἐξελέξατο κύριος*, diesem hat der Herr auch nicht erwählt. — 2 Sam. 20, 1: *οὐκ ἔστιν ἡμῖν μερίς ἐν Δαυὶδ οὐδὲ κληρονομία ἡμῖν ἐν τῷ νῆῳ Ἰεσοαί*, wir haben kein Teil an David noch Erbe am Hause Isai. — 2 Sam. 22, 20: *ὅτι ἠδόκησεν ἐν ἐμοί*, er hatte Lust zu mir. — 2 Sam. 23, 2: *πνεῦμα κυρίου ἐλάλησεν ἐν ἐμοί*, der Geist des Herrn hat durch mich geredet. —

1 Reg. 20, 14: καὶ εἶπεν Ἀχαάβ· ἐν τίνι; Abab sprach: Durch wen? — Jer. 12, 6: μὴ πιστεύσης ἐν ἀνθρώποις, vertraue du ihnen nicht.

Dies sind nur einige wenige Stellen aus den vielen, die angeführt werden könnten. Wird man sich wundern, daß die neutestamentlichen Schreiber ähnliche Wendungen gebrauchten, wenn sie solche Vorbilder vor sich hatten? Und wenn man sich einmal an den Ausdruck ἐν Χριστῷ gewöhnt hatte, so daß er gleichsam fixiert wurde, liegt es da nicht nahe, daß er mit Vorliebe immer allgemeiner gebraucht wurde? Diese Erwägungen sind jedenfalls nicht auszuschließen bei der Behandlung der vorliegenden Frage.

Nein, nicht in der Präposition, auch nicht eigentlich darin, daß sie mit dem singularischen Dativ einer Person gebraucht ist, liegt das Besondere, das Eigentümliche unserer Formel, sondern in dem Dativ selbst, eben in Χριστός. Das ist das Neue, das Eigenartige, das Einzigartige, daß es eben heißt ἐν Χριστῷ. Dafür gibt es kein Analogon in der Profanliteratur. Will man dieses ἐν Χριστῷ in seinen verschiedenen Anwendungen richtig verstehen, so muß man sich also zuvor über den Begriff Christus klar werden und dann zusehen, wie er in den einzelnen Stellen verwendet ist.

W. M ö n k e m ö l l e r.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Erleuchtung, nach Schrift, Luther und Bekenntnis.

(Fortsetzung.)

Erkenntnis Christi, Erkenntnis des Evangeliums, ist Glaube. Wir sagen ja gewöhnlich: die Erkenntnis ist ein Stück des Glaubens, und definieren den Glauben als bestehend aus Erkenntnis, Beifall und Zuerficht. Die drei gehören zusammen, und mit jedem der drei Stücke wird in der Schrift auch der ganze Glaube benannt. Der Glaube ist Erkenntnis, der Glaube ist Beifall, der Glaube ist Zuerficht; das ist alles schriftgemäß. Wir können die drei Stücke: Erkenntnis, Beifall und Zuerficht, begrifflich voneinander unterscheiden, aber wir können sie nicht tatsächlich voneinander trennen, ohne daß sie aufhören zu sein, was sie sind. Wir können nicht sagen: Die Pharisäer und Schriftgelehrten waren ein Drittel gläubig; denn sie hatten die Erkenntnis; es fehlte ihnen Beifall und Zuerficht. Nein, sie hatten gar nichts vom seligmachenden Glauben. Sie hatten auch nicht die Erkenntnis. Der Herr nennt sie bei aller Verstandeserkenntnis ein Mal über das andere „blind“. Das ist nicht die vom Heiligen Geiste gewirkte Erkenntnis, sondern eine Frucht des menschlichen Geistes, liegt rein auf natürlichem Gebiet, ist ein actus animalis, ist höchstens das Wissen, das ausbläst, 1 Kor. 8, 1. Damit hat der Heilige Geist nichts zu tun. Sehr gut steht im Katechismus hinter solchen Sprüchen

in Klammern: „Kopf- und Maulglaube.“ An dem hat der Heilige Geist keinen Anteil. Den bringen Kopf und Maul ganz allein fertig. Oder wenn einer gar Jak. 2, 19 so anwenden wollte: Der Teufel bringt es schon weiter, der ist zu zwei Dritteln gläubig, der hält Gottes Wort auch für wahr! Nein, da ist weder Erkenntnis noch Beifall das, was in der Definition des Begriffes „Glaube“ gemeint ist; an beiden hat der Heilige Geist keinen Teil. Beides ist Resultat satanischer Empirie.

So steht es auch mit dem Begriff „Erleuchtung“. Es geht ursprünglich auf den Intellekt, wie dann „Befehung“, unterschieden davon, auf den Willen geht. Aber unter der Voraussetzung, daß die beiden, wenn es wirklich Akte des Heiligen Geistes sind, zusammengehören, wird auch das ganze Werk nach jedem der beiden benannt. Wir können, wie die „Erkenntnis“ vom „Glauben“, so die „Erleuchtung“ von der „Befehung“ begrifflich scheiden, und unser Bekenntnis tut es auch öfters. Aber wir können sie nicht tatsächlich voneinander trennen, ohne daß „Erleuchtung“ aufhört, eben Erleuchtung des Heiligen Geistes zu sein. Dogmatiker haben so geschieden. Sie haben geredet von erleuchteten Ungläubigen und dabei als Beispiele angeführt Bileam, Judas Nischariot, die Schriftgelehrten und Pharisäer. Die Beispiele beweisen das nicht. Judas war entweder bekehrt, oder sein Wissen und Predigen war reine Verstandessache, ebenso wie der Leute in Matth. 7, 22. Die Pharisäer und Schriftgelehrten titulierte der Herr selbst ja oft genug als „blind“. Von Bileam ist entweder mit Luther zu sagen: „Bileam ist ein sehr trefflicher Prophet und im Anfang recht gottselig gewesen; aber hernach hat ihn der Teufel verführt und verderbt“ (II, 385), oder es ist zu sagen: Daß Gott den Mann wider seinen Willen segnen hieß, wo er fluchen wollte, ihm die Augen öffnete und seine Worte ihm in den Mund legte, das war etwas Einzigartiges, eine Machtwirkung Gottes, wie wenn Kaiphas weis sagt. Der Ausdruck „Augen öffnen“ wird auch gebraucht von dem Knaben Elisas zu Dothan, 2 Kön. 6, 17. Aber diese besondere Machtwirkung Gottes ist doch ein ganz anderes Ding als die Erleuchtung des Heiligen Geistes durchs Evangelium zur Erkenntnis Christi und zur Seligkeit. Ja, in Bileams Falle sah seine Feseln mehr als er; auch ihr tat der Herr die Augen und den Mund auf. Und doch reden wir nicht in der Dogmatik von einer *illuminatio asinorum*. Die ganze Unterscheidung von *illuminatio* der Gottlosen als *illuminatio imperfecta, literalis, paedagogica* im Unterschied von der *illuminatio perfecta et spiritualis et complete salutaris* brauchen wir gar nicht, und die Schrift nötigt uns nicht dazu. Seitdem Gott sein Wort in menschlicher Sprache gegeben hat, kann doch auch der Unbekehrte, der Verstand und Sprachkenntnis hat, den *sensus literalis* der Schrift erreichen. Das ist eine Leistung des natürlichen Verstandes, wobei der Mensch ein *ἄνθρωπος ψυχικός* bleiben kann, kein geistliches Verständnis dafür hat und das Aufgefaßte als Torheit verwirft. Wir

reden auf Grund der Schrift nur von einer Erleuchtung, der „interna et efficaciter penetrante intimos recessus cordis humani, ut ex eo tenebrae ignorantiae et errorum expellantur, et lumen supernaturalis cognitionis ipsi infundatur“. (Hollaß, S. 850.) Buddeus hat ganz recht in dem, was Luthardt an ihm tadelte, wenn er sagt: „Quam ob rem regeniti illuminati dicuntur. . . . Unde simul consequitur, qui illuminatus non est, eum quoque non esse regentum, et proprie loquendo neminem, qui regentus non est, dici posse illuminatum.“ (Instit. theol. dogm., p. 883.) So kann man daher so reden: „Gratia mentem illuminat, voluntatem convertit.“ (Chemnitz, Examen, Ed. Preuss, p. 139.) „Illuminatio magis intellectum, regeneratio magis voluntatem respicit.“ (Hollaß.) Oder wieder das Ganze nach dem Teil genannt, mit demselben Hollaß: „Primo et immediate illuminatur peccatoris intellectus, consequenter et mediate etiam voluntas.“ Oder mit Gerhard: „Homo vel animus fidelis vocatur illuminatus, intelligens, sapiens, illustratus.“ (Loci III, Preuss, p. 351. Er zitiert Origenes: „Sicut nihil est delectabile hominibus sine luce, sic similiter nihil est delectabile Deo sine fidei lumine.“ (p. 352.) Und der Grund ist derselbe oben in bezug auf *γνώσκειν* von Cremer gegebene. Calov bemerkt zu Eph. 3, 9: „Etsi τὸ φωτῖσαι per doctrinam fiat, infert tamen non externam tantum informationem verbi, sed internam illuminationem mentis, Act. 26, 18; 2 Cor. 4, 5, 6, et lucem coelestis refocillationis, gratiae, laetitiae, vitae, omnisque boni, ut de Ebraeo ἰδὼν observavit in Concord. Kircherus.“ Darum sagt auch Kübel: „Erleuchtung nicht bloß intellektuell, also bloß als Mitteilung von Erkenntnis zu fassen.“ Intellektuell, aber „unter der steten, für biblische Anschauung ohnedies selbstverständlichen Restriktion, daß es sich um Lebensmitteilung und Lebenserkentnis, nicht um formales Wissen handelt“. (Herzog, Real-Eng.)

Die Heilige Schrift selbst redet so: Erleuchtung = Befehrung; Erleuchtete = Befehrte. Hebr. 6, 4 f.: „Denn es ist unmöglich, daß die, so einmal erleuchtet sind . . ., daß sie sollten wiederum erneuert werden zur Buße.“ Die einmal Erleuchteten, ἀναξ φωτισθέντες, sind befehrte Christen. Das zeigt die Beschreibung. Sie haben „geschmeckt die himmlische Gabe, sind teilhaftig worden des Heiligen Geistes, haben geschmeckt das gültige Wort Gottes und die Kräfte der zukünftigen Welt“. Calov: „Dona coelestia, bonum evangelii verbum et virtutes saeculi futuri non possunt nisi per fidem veram gustari, et qui ita Spiritus S. participes sunt, ut illa gustent, fide vera carere non possunt.“ Diese Leute werden gewarnt vor Abfall. Sie müßten sonst von neuem wieder anfangen (ἀνακαλιῆσαι), und zwar mit Buße; die haben sie also erfahren. Calov: „At qui nunquam stetit, cadere nequaquam dicitur.“ Also: „Sunt ii, qui primum vere fuerant illustrati per verbum et Spiritum S., hoc est, qui veram fidem in Christum habuerant.“ Ebenso 10, 32: „Gedenket der vorigen Tage, in welchen ihr, erleuchtet,

erduldet habt.“ Auch Meyer paraphrasiert: „Nachdem ihr erleuchtet wart, das heißt, nachdem ihr Christum als den Heiland der Menschen erkannt und seinen Bekennern euch angeschlossen hattet.“ Diese Leute hatten um ihres Glaubens willen viel gelitten. Sie werden ermahnt, ihr Vertrauen nicht wegzuverwerfen, B. 35, und damit getröstet, daß „der Gerechte seines Glaubens leben wird“, B. 38, und daß sie von denen sind, „die da glauben und die Seele erretten“, B. 39. Dieselbe Warnung vor Abfall, an dieselben Leute gerichtet, lautet B. 26 so: „So wir mutwillig sündigen, nachdem wir die Erkenntnis der Wahrheit empfangen haben.“ Sie haben Vergebung ihrer Sünden gehabt durch Christi Opfertod. Wenn sie sündigen zum Tode, dann haben sie „für der kein ander Opfer mehr für die Sünden“. Erleuchtete sind Besehrte, Befeligte. Sie sind erleuchtet mit dem Licht und zu dem Licht, das eben in der Schrift ein so geläufiger Ausdruck ist. Aus diesem engen „Zueinandersein“ der Bedeutungen von „Licht“ erklärt und rechtfertigt es sich, daß das Bekenntnis öfters Stellen auf diesen „ethisch-intellektuellen“ Gebrauch bezieht, wo das gerade nicht das im Kontext betonte Moment ist; z. B.: „Also nennet die Schrift den natürlichen Menschen in geistlichen und göttlichen Sachen stracks eine Finsternis, Eph. 5; Act. 26; Joh. 1. Das Licht leuchtet in der Finsternis (das ist, in der finstern, blinden Welt, die Gott nicht erkennt noch achtet), und die Finsternis haben's nicht begriffen. Item, die Schrift lehrt, daß der Mensch in Sünden nicht allein schwach und krank, sondern ganz erstorben und tot sei, Eph. 2; Kol. 2.“ (S. 590.)

Auch im dritten Artikel wird „erleuchten“ gebraucht als Synonymum für „besehren“. Der Gedankengang ist ja der: Im ersten Hauptstück, im Geseß, ist die Finsternis aufgedeckt: die Sünde und ihre Folgen und Strafen. Das zweite Hauptstück bringt die Rettung im Glauben. Der zweite Artikel sagt: es ist das Licht da, das wahrhaftige, beseligende Licht, Christus, der Heiland, der die Sünde wegnimmt und Heil und Seligkeit bringt. Das wird im Evangelium dargeboten, und das Evangelium wird in der Welt gepredigt; alle Kreatur kann und soll es hören. An der *illuminatio objectiva* fehlt es nicht; die Predigt des Evangeliums erschallt. Non intelligitur hic *illuminatio objectiva*, qua lumen verbi divini externe proponitur, sed *effectiva*, qua Spiritus S. lucem notitiae accendit, et *subjective*, qua peccator coecus per operationem Spiritus S. se illuminari patitur. Das Licht: Christus und sein Heil, wird im Evangelium angeboten. Das soll der Mensch glauben und annehmen. Nun sagt der dritte Artikel: Das kann ich aus eigener Vernunft und Kraft nicht. Da setzt das Werk des Heiligen Geistes ein. Der bringt mir das Evangelium; dadurch beruft er mich, ruft mich, lädt mich zu Christo. Ich kann aber aus eigener Vernunft noch Kraft nicht kommen. Da erleuchtet mich der Heilige Geist, zündet das Licht des Glaubens an in meinem Herzen. Daß die Erleuchtung den Glauben schenkt, zeigt das

folgende: nun heiligt und erhält er mich im Glauben, der jetzt da ist. So erklärt Luther selbst im Großen Katechismus: „durch das Wort Gottes, welches er offenbaret und treibet, die Herzen erleuchtet und anzündet, daß sie es fassen, annehmen, daran hängen und dabei bleiben“. (S. 456.) Ganz richtig definiert bestwegen Dietrich Fr. 289: „Was ist die Erleuchtung?“: „Da der Heilige Geist unsern verfinsterten Verstand durch das helle Licht des Evangelii mit seinen Gaben erleuchtet, daß wir Jesum Christum als unsern Heiland erkennen, an ihn glauben und also selig werden.“

Luther gebraucht gewöhnlich die andern Ausdrücke: „Bekehrung“, „Wiedergeburt“; aber wo er von „Erleuchtung“ redet, setzt er sie den genannten Bezeichnungen synonym. Die Stelle 2 Kor. 4, 6 erklärt er von der „Bekehrung der Gottlosen, so durch das Wort geschieht“. (I, 21.) „Es wird aber der Glaube gar wohl das ‚Licht des Antlitzes Gottes‘ genannt, weil er die von Gott eingegebene (inspirata) Erleuchtung unsers Gemütes ist.“ (IV, 376.) „Da er uns selbst durch seine Gegenwart erleuchtet, indem er den Glauben anzündet.“ (377.) „Denn alle, die sein Zeugnis angenommen und an Christum geglaubt haben, sind dadurch erleuchtet und Kinder des Lichts worden, haben ewiges Leben und Seligkeit empfangen.“ (VII, 1603.) Zu Joh. 1, 9 macht und beantwortet er den Einwurf: „Sollen alle von Christo erleuchtet werden? Glauben doch nicht alle an ihn, sondern das kleinere Teil in der Welt glaubt an ihn.“ (VII, 1607.) „über welche nun der Herr nicht aufgehet und leuchtet, die sind in Finsternis, daß Finsternis nichts anderes mag heißen denn Unglaube und natürliche Vernunft, gleichwie das Licht Christus ist oder der Glaube Christi, durch welchen Christus im Herzen wohnet.“ (XII, 299.)

Auch unser Bekenntnis hat keinen eigenen locus von der Erleuchtung, redet aber oft davon, und zwar im Sinne von „Bekehrung“ mit Hervorhebung der Wirkung des Heiligen Geistes auf den Verstand. Teils beschreibt es die Erleuchtung so, teils schreibt es ihr dieselben Wirkungen zu wie der Bekehrung, teils stellt es sie neben „Bekehrung“, „Wiedergeburt“, „Verneuerung“ als synonym in eine Reihe. Heiden, Türken, Juden oder falsche Christen und Heuchler „wissen nicht, was Gott gegen ihnen gedenket sei, können sich auch keiner Liebe noch Gutes zu ihm versehen, darum sie in ewigem Jorn und Verdammnis bleiben, denn sie den Herrn Christum nicht haben, dazu mit keinen Gaben durch den Heiligen Geist erleuchtet und begnadet sind“. (S. 460.) Wir sollen „Gott von Herzen danken, daß er uns aus der Finsternis der Unwissenheit und Gefängnis der Sünden und des Todes durch seinen Sohn freigemacht und durch die Taufe und Heiligen Geist wiedergeboren und erleuchtet hat“. (S. 591.) „Da hilft kein Bitten . . ., ehe er durch den Heiligen Geist erleuchtet, bekehrt und wiedergeboren wird.“ (S. 593.) „Aber zuvor und ehe der Mensch durch den Heiligen Geist erleuchtet, bekehrt,



wiedergeboren, verneuert und gezogen wird, kann er nichts . . . wo nicht der Heilige Geist in ihm kräftig ist und den Glauben und andere Gott gefällige Tugenden und Gehorsam in ihm anzündet und wirkt.“ (S. 594.) „Und keine Bekehrung darauf folgen würde, wo nicht des Heiligen Geistes Kraft und Wirkung dazu käme, welcher durch das gepredigte und gehörte Wort die Herzen erleuchtet und bekehret, daß die Menschen solchem Wort glauben und das Jawort dazu geben.“ (S. 601.) Dem Verächter des Wortes „geschieht nicht unrecht, wenn der Heilige Geist ihn nicht erleuchtet, sondern in der Finsternis seines Unglaubens stecken und verderben läßt“. (S. 602.) Der Mensch widerstrebt „so lang, bis er bekehrt wird“. Und gleich darauf: „Er widerstrebt dem Wort und Willen Gottes, bis Gott ihn vom Tode der Sünden erweckt, erleuchtet und verneuet.“ (S. 602.) „Gott der Herr zeucht den Menschen, welchen er bekehren will, und zeucht ihn also, daß aus einem verfinsterten Verstand ein erleuchteter Verstand und aus einem widerspenstigen Willen ein gehorsamer Wille wird.“ (S. 603.) „Wenn aber der Mensch bekehrt worden und also erleuchtet ist und sein Wille verneuet.“ (S. 603.) „Daß er in denen, die er also beruft, durchs Wort wirken wolle, daß sie erleuchtet, bekehrt und selig werden.“ (S. 710.) Gott will nicht etwa, „daß der größte Teil von denen, so ich durchs Wort berufe, nicht sollen erleuchtet noch bekehrt werden, sondern verdammt sein und bleiben“. (S. 711.) „Durchs Wort berufen, erleuchten und bekehren.“ (S. 712.) Der Glaube ist „nicht ein müßiger Gedanke, sondern ein solch neu Licht, Leben und Kraft im Herzen, . . . neu Licht und Werk des Heiligen Geistes“. (S. 98.) „Dieweil nun der Glaube mit sich bringt den Heiligen Geist und ein neu Licht und Leben im Herzen wirkt.“ (S. 109.) „Der Heilige Geist wird geschenkt, der ein neu Licht und ewiges Leben, ewige Gerechtigkeit in uns wirkt, daß er uns Christum im Herzen zeigt.“ (S. 110.) Die Kirche ist „ein recht Volk Gottes, welches im Herzen erleuchtet wird und neugeboren durch den Heiligen Geist“. (S. 154.) „Der Glaub' ist nicht ein' bloß schlecht' Erkenntnis der Historien, sondern ein neu Licht im Herzen und kräftig Werk des Heiligen Geistes, dadurch wir neugeboren werden.“ (S. 108.) „Daß inwendig der Heilige Geist unsere Herzen erleuchte, reinige, stärke, und daß er ein neu Licht und Leben in den Herzen wirke.“ (S. 277.) „Gott müsse uns seinen Heiligen Geist geben, dadurch wir erleuchtet, geheiligt und also zu Christo durch den Glauben gebracht und bei ihm erhalten werden.“ (S. 598.) — Das kommt auch zum Ausdruck in unsern Liedern. So in dem Lutherliede: „Du wertest Licht, gib uns deinen Schein, Lehr' uns Jesum Christ kennen allein, daß wir an ihm bleiben, dem treuen Heiland.“ (No. 136, 2.) Oder wenn in dem Katechismuslied die ganze Wohlthat des zweiten Hauptstücks kurz zusammengefaßt wird: „Und doch an dich und deinen Sohn glauben, im Geist erleuchtet schon.“ (No. 179, 2.) „O Jesu Christe, wahres Licht, erleuchte, die

dich kennen nicht, und bringe sie zu deiner Herd', daß ihre Seel' auch selig werd'." (No. 175, 1.) „Erleucht', Herr, und belehre, allwissend ewig Licht!“ (No. 169, 2.) „Wohl nun dem, den Gott zeucht und durch sein'n Geist erleucht't, daß er Christum annimmt, wenn er durch sein Wort kömmt.“ (No. 32, 13.) —

Die seligen Folgen der Erleuchtung werden dann mit „Licht“ bezeichnet. Der Erleuchtete hat das wahre Licht, lebt im Licht und vom Licht, wandelt im Licht, bleibt im Licht, ist selbst ein Kind des Lichts, im Reich des Lichts, ist selbst ein Licht in dem Herrn, hat das Erbteil der Heiligen im Licht, freut sich des seligen Lichts im Glauben und freut sich auf das Licht des ewigen Lebens. „Licht in erster Linie immer im soteriologischen Sinne.“ Die erste Frucht der Erleuchtung ist der Glaube, das Heil, Gnadenstand, Vergebung der Sünden, Friede, Gottes Huld, Hoffnung der ewigen Seligkeit. „Die Finsternis ist vergangen, und das wahre Licht scheint jetzt“, 1 Joh. 2, 8. Der Christ ist berufen, und zwar mit Erfolg berufen, aus der Finsternis zu Gottes wunderbarem Licht, 1 Petr. 2, 9. Er ist belehrt „von der Finsternis zum Licht, von der Gewalt des Satans zu Gott“, Apost. 26, 18. Er ist errettet von der Obrigkeit der Finsternis und versetzt in das Reich des Sohnes Gottes, hat Vergebung der Sünden, ist tüchtig zum Erbteil der Heiligen im Licht, Kol. 1, 12. Er glaubt an das Licht und ist des Lichtes Kind, Joh. 12, 36. Das Licht ist in ihm und er ist „im Licht“, 1 Joh. 2, 9. „Die Sonne, die mir lachet, ist mein Herr Jesus Christ.“ Sein Wandel ist im Himmel, sein ganzes Denken und Sehnen, sein Freuen und Hoffen steht nach dem Himmel. „Dann werden die Gerechten leuchten wie die Sonne in ihres Vaters Reich“, Matth. 13, 43. Luther: „Geistliche Finsternis ist das größte Unglück und Unnade, und geistliches Licht ist das größte Glück und Gnade. Denn was kann Greulicheres sein denn Blindheit des Herzens und Unwissenheit in göttlichen Sachen? Was kann Lieblicheres und Edleres sein denn ein erleuchtet Herz und Erkenntnis Gottes? Dort kann nichts denn eitel Böses sein, daß auch Gutes nicht gut ist, ob's schon da wäre. Hier kann nichts denn Gutes sein, daß auch Böses nicht böse ist, ob's schon da wäre. Denn was kann dem schaden, der Gott selber kennt und hat?“ (XI, 1974.)

Licht immer erst soteriologisch, dann aber auch sittlich. Auch so folgt es auf die Erleuchtung. Erst Glaube und Rechtfertigung, dann Heiligung. Mit der Erleuchtung, der ersten Sebung des Glaubens, setzt die Erneuerung ein, der Lichtsinn, der Kampf gegen die Sünde, Freude an Gott und seinem Willen, Wandel im Licht, in guten Werken. Gott ist ein Licht, und in ihm ist keine Finsternis. Wenn wir mit ihm Gemeinschaft haben, dann wandeln wir auch im Licht. Das ist unausbleiblich. Wer sagen wollte, daß er mit Gott Gemeinschaft habe, und doch im Finstern wandle, der würde lügen und nicht die Wahrheit tun, 1 Joh. 1, 5. 6. „Wer da sagt, er sei im Licht, und hasset seinen

Bruder, der ist noch im Finsternis“, 1 Joh. 2, 9. Die Christen sind ein Licht in dem Herrn und nicht mehr Finsternis, wie sie weiland waren. So sollen sie nun auch wandeln wie Kinder des Lichts, die Früchte des Geistes bringen, Eph. 5, 8, 9. Sie sollen sich lossagen vom Sündendienst und von Sündendienern. „Was hat das Licht für Gemeinschaft mit der Finsternis?“ 2 Kor. 6, 14. Sie sollen nun auch scheinen als Lichter in der Welt, Phil. 2, 15. Die Nacht ist vergangen, der Tag herbeikommen. Da gilt es ablegen die Werke der Finsternis und anlegen die Waffen des Lichts, Röm. 13, 12. Sie halten es mit Christo, dem wahrhaftigen Licht, sind selig in ihm. So sollen sie auch ihm nachwandeln. „Ich bin das Licht der Welt. Wer mir nachfolget, wird nicht wandeln in Finsternis“, Joh. 8, 12. Ihr seid Kinder des Lichts und des Tages. Zeigt das auch! 1 Thess. 5, 5. Es ist Tadel und Vorwurf, wenn ihnen gesagt werden muß: „Die Kinder dieser Welt sind klüger als die Kinder des Lichts in ihrem Geschlecht“, Luk. 16, 8. Sie sind doch erleuchtet, Kinder des Lichts, haben bessere Erkenntnis, sind beglückt und beseligt, sind von der Sünde losgekommen. So sollen sie auch eifrig sein in Werken des Lichts, die aus dem Licht sind, des Lichtes Art an sich haben und das Licht nicht zu scheuen brauchen. Das heilige, selige Licht, das sie im Herzen haben, wird ja seine Strahlen zeigen; und die wird man in der herrschenden Finsternis schon sehen.

Die erstmalige Erleuchtung, von der der dritte Artikel redet, die Erleuchtung *κατ' ἐξοχήν*, ist ja dies, daß der Heilige Geist dem in der Finsternis der geistlichen Unwissenheit, der Sünde und der Verlorenheit liegenden Menschen durchs Evangelium ein Licht aufsteckt im Herzen, ihn zur Erkenntnis des Evangeliums und zu Christo bringt, den Glauben in ihm anzündet. Dann ist er ein Kind des Lichts. Aber nun hört der Heilige Geist noch nicht auf mit seinem Leuchten, sondern er erleuchtet auch den Christen, mehrt das Licht bei ihm sein ganzes Leben lang. In dem Sinne redet Luther von Erleuchtung in der Vorrede zu den Schmalkaldischen Artikeln: „Unsere Kirchen sind nun durch Gottes Gnade mit dem reinen Wort und rechten Brauch der Sakramente mit Erkenntnis allerlei Ständen und rechten Werken also erleuchtet und beschickt, daß wir unsferthalben nach keinem Konzilio fragen.“ (S. 297.) Hollaz nennt das die *illuminatio uberior*. Der Heilige Geist lehrt den Christen immer noch, bringt ihn zu immer besserer Erkenntnis Christi und des Evangeliums, stärkt ihm immerfort den Glauben, mehrt die Zuversicht, kräftigt das neue Licht, das neue Leben aus Gott, verklärt immer mehr Christum in seinem Herzen, tröstet im Dunkel der Anfechtung und Trübsal, vertreibt immer mehr die Finsternis der Sünde aus seinem Herzen und macht ihn immer ähnlicher dem Bilde Gottes, der ein Licht ist und in dem keine Finsternis ist. Der Heiland gibt seinen Jüngern die Verheißung von dem Tröster, der bei ihnen bleiben soll ewiglich, Joh. 14, 16, und zwar bleiben und sein Werk in ihnen haben. Und der Apostel wünscht und

erbittet seinen Christen, die also erleuchtet sind, weitere Erleuchtung des Heiligen Geistes. So den Ephefern. Das sind Christen; dafür hält der Apostel sie, so nennt er sie und so behandelt er sie. Sie haben gehört das Evangelium von ihrer Seligkeit, sie sind auch gläubig geworden, sind versiegelt worden mit dem Heiligen Geiste als Pfand ihres Erbes. Ja, sie haben einen Glauben an den Herrn Jesum und eine Liebe, wovon die Leute reden und wovon der Apostel gehört hat und wofür er Gott dankt, 1, 13—16. Und doch bittet der Apostel Gott, daß er ihnen den Heiligen Geist gebe. Und das ist der Geist der Weisheit und der Offenbarung; damit geht er um. Und das soll ausschlagen „zu seiner selbst (Gottes) Erkenntnis“. Und derselbe Heilige Geist möge die Augen ihres Verständnisses erleuchten, daß sie erkennen die Hoffnung ihres Berufes, den Reichtum ihres Erbes und die Herrlichkeit ihres Gottes und Heilandes, R. 17. 18 f. Dasselbe erbittet er den Kolosern: „daß ihr erfüllet werdet mit Erkenntnis seines Willens in allerlei geistlicher Weisheit und Verstand . . . und wachset in der Erkenntnis Gottes“, 1, 10. 11. Also Mehrung der Erkenntnis, natürlich immer Erkenntnis Gottes und Christi, „Erkenntnis des Heils“. So wird ihr Glaube gestärkt und erhalten. Und das wird ihnen auch helfen, „würdiglich zu wandeln dem Herrn zu allem Gefallen und fruchtbar zu sein in allen guten Werken“. Der Heiland verheißt ja seinen Jüngern: „Der Tröster wird euch in alle Wahrheit leiten“, Joh. 16, 13, *ἀληθῆσαι*, Schritt für Schritt eure Erkenntnis erweitern und vertiefen, besser einprägen, verständlicher und in eurem Herzen lebendiger machen. „Derselbige wird's euch alles lehren und euch erinuern alles des, das ich euch gesagt habe“, Joh. 14, 26. Und wenn wir lesen, was sie geschrieben haben, dann können wir daran merken ihren Verstand an dem Geheimnis Christi, Eph. 3, 4. Das sind dieselben Leute, die zuvor, obgleich sie gläubig waren, doch so schwach waren in der Erkenntnis. Sie hatten geglaubt und erkannt, daß Jesus sei der Christ, der Sohn Gottes, und das hatte Fleisch und Blut ihnen nicht geoffenbart. Sie waren erleuchtet, aber ihre Erkenntnis war schwach; sie waren noch so unverständlich, taten so manche törichte Frage, so oft hieß es von ihnen: „Sie aber vernahmen der keines, und die Rede war ihnen verborgen und wußten nicht, was das gesagt war.“ Freilich als Apostel waren sie auch noch inspiriert. Sie redeten und schrieben mit Worten, die der Heilige Geist sie lehrte, 1 Kor. 2, 13. Aber auch ihre habituelle Erkenntnis göttlicher Dinge wuchs und nahm zu. Der Erleuchtung des Heiligen Geistes kann und soll sich ein Diener am Wort auch trösten. „Der Herr wird dir in allen Dingen Verstand geben“, 2 Tim. 2, 7. Wenn er anhält mit Lesen, 1 Tim. 4, 13, das Mittel des Wortes gebraucht und Gott um solche Erleuchtung anruft, dann wird sein Zunehmen in allen Dingen offenbar werden, R. 15. Aber das gilt auch allen Christen. Der Heilige Geist hat ihnen Christum, das wahrhaftige Licht, vor die Seele gestellt und ihre Augen

aufgetan, daß sie Christum als ihren Heiland erkannten und an ihn glaubten. Und das ist nun fort und fort des Geistes Werk, daß er Christum in ihnen verklärt, daß sie ihn immer besser erkennen, ihm immer fröhlicher vertrauen. So wachsen sie in der Gnade und Erkenntnis Gottes, 2 Petr. 3, 18, wachsen in allen Stücken an den, der das Haupt ist, Christus, Eph. 4, 15. Er erhält sie im Licht, in der Gemeinschaft Christi, der selbst Anfänger und Vollender des Glaubens ist, Hebr. 12, 2. So spiegelt sich in ihnen des Herrn Klarheit mit aufgedecktem Angesichte, und sie werden „verklärt in dasselbige Bild von einer Klarheit zu der andern“, 2 Kor. 3, 18. Luther: „Des Heiligen Geistes Amt steht nicht also, daß es schon ausgerichtet sei, sondern daß es von Tag zu Tage immer je mehr und mehr wirke, und währet, solange wir leben.“ (X, 1031.) „Das ist nun der Artifel, der da immerdar im Werk gehen und bleiben muß. Denn die Schöpfung haben wir nun hinweg, so ist die Erlösung auch ausgerichtet. Aber der Heilige Geist treibt sein Werk ohn' Unterlaß bis auf den jüngsten Tag.“ (Gr. Rat., S. 459.) Unter dieser fortgesetzten Erleuchtung entwickelt sich die christliche *γνώσις* und *σοφία*. Da kann man von Stufen der Erleuchtung reden. So redet die Konfessionsformel von Luther als von einem „hocherleuchteten Mann“. (S. 652.)

Diese Erleuchtung ist Gottes Werk. Wir denken dabei besonders an die erstmalige Erleuchtung im Sinne des dritten Artikels, die da geschieht in der Bekehrung. Wir haben ja gesehen, die Erleuchtung und die Bekehrung sind synonyme Ausdrücke. So gilt von der Erleuchtung auch, was von der Bekehrung gilt, nämlich daß sie in solidum Gottes Werk ist. Und gerade diese Redeweise, die Benennung der Bekehrung nach ihrem Anfang, der Erleuchtung, macht das recht klar. Schon daß es überhaupt ein Licht gibt zum Erleuchten, ist einzig Gottes Tun. Das Licht *κατ' ἐξοχήν*, „das wahrhaftige Licht“, ist ja Christus. Daß der in die Welt gekommen, das Licht der Welt geworden ist, dafür gibt es nur die eine Erklärung, und die steht Joh. 3, 16. „Da erschien die Freundlichkeit und Leutseligkeit Gottes, unsers Heilandes“, Tit. 3, 4. Das hat niemand verdient, erarbeitet, erbeten, erklettert etc., wie Luther so oft sagt. Auch daß dieses Licht leuchtet in der Finsternis, offenbar wird, zu erkennen gegeben wird im Evangelium, ist wieder Gottes Gnadengabe. „Das helle Licht des Evangelii“, 2 Kor. 4, 4, ist Gottes Evangelium. Das hat er gegeben, geoffenbart, verkündigen lassen aller Kreatur. Das ist ein Geheimnis, das von der Welt her verschwiegen gewesen ist, die heimliche Weisheit Gottes, die kein Auge gesehen und kein Ohr gehört und in keines Menschen Herz kommen ist, die Gott geoffenbart hat durch seinen Geist, der alle Dinge erforscht, auch die Tiefen der Gottheit. Und auch daß dies Evangelium, wenn es nun gepredigt wird, an dem einzelnen sein Werk tut, ihn erleuchtet, ihm das wahrhaftige Licht ins Licht stellt, ihm die Augen öffnet, daß er es sieht, ihn zur Erkenntnis Christi, zur Er-

kenntnis des Heils bringt, ihn zu einem Kinde des Lichts, zu einem seligen Gotteskinde macht — das ist einzig Gnadenwirkung Gottes des heiligen Geistes. Die Christen sollen je und je die Sache so ansehen: Gott hat euch berufen von der Finsternis zu seinem wunderbaren Licht, 1 Petr. 2, 9. Das Licht ist sein Licht, und es ist ein wunderbares Licht. *Σαμασόν* „bezeichnet die unbegreifliche Herrlichkeit des *φῶς θεοῦ*“. Meyer. Dazu hat Gott euch berufen; berufen, geholt, ihr habt es nicht gesucht; euch berufen, hat sich des einzelnen Befehrung und Seligkeit so hoch angelegen sein lassen. Und er hat euch berufen zum Licht „aus der Finsternis“. Da steht ihr drin, ihr waret Finsternis. „Bezeichnung des ganzen unseligen Zustandes der Sünde und der Lüge, worin sich der natürliche, nicht wiedergeborene Mensch befindet.“ (Meyer.) „Da jammert's Gott in Ewigkeit mein Elend übermaßen“, das ist die einzige Erklärung. Wenn Heiden sich bekehren von der Finsternis zum Licht, von der Gewalt des Satans zu Gott, daß sie durch den Glauben Vergebung der Sünden empfangen und das Erbe der Heiligen, dann geht das so zu, daß Gott ihnen ihre Augen aufthut, Apost. 26, 18. Er sendet den Diener, der es tun soll; er gibt dem das Licht, mit dem er leuchten soll, R. 16, und er gibt den seligen Erfolg. Und wenn es nun geschieht, dann haben Leute, die selbst erleuchtet sind und geistliches Verständnis haben, ja Leute, die selbst im Dienste des Lichtes stehen, Gottes Mithelfer sind bei der Erleuchtung derer, die im Finstern wandeln, keine andere Erklärung dafür als den freudigen Ausruf der Verwunderung: „So hat Gott auch den Heiden Ruhe gegeben zum Leben!“ Apost. 11, 18. Sehr stark wird das ausgedrückt 2 Kor. 4, 6. Luthers Übersetzung gibt vollständig den Sinn der Stelle wieder, wie auch Meyer anerkennt. Gott hat einen hellen Schein in unsere Herzen gegeben. Das hat Gott getan, da haben wir Apostel das Licht her. Uns hat Gott das Licht gegeben *πρὸς φωτισμὸν τῆς γνώσεως* etc., zum Leuchten der Erkenntnis, damit leuchte, durch unser Amt nämlich, die Erkenntnis der Klarheit Gottes in dem Angesichte Jesu Christi. Die Erkenntnis Jesu Christi, Gottes in Christo, des gnädigen Gottes, das ist der *φωτισμός*, das Licht, das zustande kommen soll, Befehrung, Glaube. Und nicht müßig steht dabei: das hat Gott getan, „Gott, der da hieß das Licht aus der Finsternis hervorleuchten“. Damit ist zurückgesehen auf 1 Mos. 1, 3. Gott hat am Anfang das Licht gemacht, und zwar, weil er es so sagte und hieß, *εἶπὼν*, durchs Wort, Licht aus der Finsternis; wo es finster war auf der Tiefe, wüst und leer, finster und nur finster, da hat Gott aus der Finsternis heraus das Licht leuchten lassen. „Aus der Finsternis“ ist selbstverständlich nicht *materia ex qua*, gerade wie bei der Schöpfung aus nichts *das ex nihilo* auch nicht, sondern *terminus a quo*. So hat Gott auch dieses geistliche Licht in uns angezündet; das ist sein Werk, ganz allein sein Werk, sein Wunderwerk, seine Schöpfertat, ein Werk seiner allmächtigen Gnade durchs Wort,

ein analogon zu jener ersten Schaffung des physischen Lichts. Luther: „Doch soll man in diesem Spruch St. Pauli auch merken, daß er aus der Befehring der Gottlosen, so auch durch das Wort geschieht, ein neu Werk der Schöpfung macht.“ (I, 21.) Galob: „Confertur hic opus conversionis cum opere creationis, illuminatio cordis humani cum creatione lucis primigeniae. E tenebris ignorantiae et peccati lucem cognitionis et fidei per verbum gratiae ejus virtute excitatam esse docetur, qui in creatione prima verbo potentiae e tenebris lucem splendescere fecit, Gen. 1, 3.“

Die Erleuchtung ist Gottes Werk, und zwar als opus ad extra ein Werk des dreieinigen Gottes. 2 Kor. 4, 6 wird sie Gott dem Schöpfer zugeschrieben. Dann auch Christo. Er ist „das wahrhaftige Licht, das alle Menschen erleuchtet“, Joh. 1, 9. Luther: „Woher kommt die Erkenntnis Gottes der Gnade und Wahrheit? Der eingeborene Sohn des Vaters, der bringt's; der Sohn Gottes, den Gott inwendig hat und selber Gott ist, der gehört dazu. Denn er weiß, was wahr ist, und er kommt vom Vater; sonst ist kein Doktor, Meister noch Prediger denn der einige Doktor, Christus, der inwendig in der Gottheit ist, in seinem Arme.“ (VII, 1710 f.) Weil des Heiligen Geistes ganzes Werk darin besteht, Christum zu verklären, so wird die Erleuchtung besonders dem Heiligen Geiste zugeeignet. Luther: „Also gibt man nun dem Heiligen Geiste die ganze Schrift und das äußerliche Wort und Sakrament, so unsere äußerlichen Ohren und Sinne rühren oder bewegen. . . . So haben wir gehört, daß dem Heiligen Geist zugeeignet wird in der Schrift und in unserm Glauben die äußerliche Wirkung, da er durch die Propheten, Apostel und Kirchendiener mit uns leiblich redet, tauft und regiert.“ (III, 1890 f.) „Es glaubt's oder weiß es auch sonst niemand, denn wem es durch die Predigt des Evangelii gibt der Heilige Geist. Denn der Heilige Geist muß es geben, daß es gepredigt werde; der Heilige Geist ist auch der Schreiber, der es in unser Herz hinein drückt, daß ich glaube und sage: Ich glaube an Jesum Christum.“ (VII, 1862.)

Die Erleuchtung ist, wie die Befehring, in solidum Gottes Werk, in keiner Weise das Werk des Menschen. Der Mensch ist nicht schon Licht, er erleuchtet sich nicht selbst, er ist ja Finsternis; er hilft auch nichts dazu, er disponiert sich auch nicht zum Licht. Wo sollte die Finsternis das wohl her haben? Es findet auch keine Abstufung statt, kein allmählicher Übergang zwischen Finsternis und Licht. Licht und Finsternis können keinen Augenblick nebeneinander bestehen, sind unvereinbare Gegensätze. Das ist eine selbstverständliche Wahrheit, von der man Schlüsse machen kann: „Was hat das Licht für Gemeinschaft mit der Finsternis?“ 2 Kor. 6, 14. Der Mensch ist von Natur Finsternis, lauter Finsternis, nichts als Finsternis. Der Gott dieser Welt hat der Ungläubigen Sinne verblindet, daß sie nicht sehen das helle Licht des Evangelii Christi, 2 Kor. 4, 4. „Der natürliche Mensch ver-

nimmt nichts vom Geiste Gottes; es ist ihm eine Torheit und kann es nicht erkennen“, 1 Kor. 2, 14. Da wird es nur so licht, daß Gott den hellen Schein ins Herz gibt, das Licht aus der Finsternis hervorleuchten, in die Finsternis hineinscheinen läßt. So wenig am Anfang die Erde, die müßig und leer war, und die Tiefe, auf der es nur finster war, dazu beigetragen hat, daß es hell wurde, sondern ihr Licht einzig von der Schöpfermacht und dem Schöpferwort Gottes hat, der da „sprach: Es werde Licht, und es ward Licht“, so wenig hat der Mensch sich seine Erleuchtung zuzuschreiben. Hier stoßen unvermittelt die Gegensätze Licht und Finsternis zusammen. Luther: „Nicht aus der Kohle ein Fünklein, sondern aus der Finsternis das Licht, sagt er; wie er auch aus dem Tode das Leben, aus der Sünde Gerechtigkeit, aus der Dienstbarkeit des Teufels und der Hölle das Himmelreich und Freiheit der Kinder Gottes machen und hervorbringen kann.“ (II, 1702.) Ja gerade diese Bezeichnung, die Benennung der Befehrung als Erleuchtung, macht es recht klar, daß sie allein Gottes Werk ist. Wo die Heilige Schrift so konstant dem Menschen natürlicherweise nichts als Finsternis zuschreibt, da muß der schon sehr darauf aus sein, die Natur fromm zu machen, das Verderben der Erbsünde abzuschwächen, der da noch ein Bläßlein finden will für menschliche Mitwirkung. Allerdings das tertium comparationis in 2 Kor. 4, 6 liegt, wie Calov sagt, nicht darin, daß der Mensch ein unvernünftiges Ding sei, wie das Chaos, das ohne Bewegung des Verstandes und Willens erleuchtet und befehrt werde, es nicht helfen und sich nicht dagegen wehren könne. Die Erleuchtung ist nicht in dem Sinne ein Analogon zur Erschaffung des Lichtes dieser Welt, nicht in dem Sinne „effectus omnipotentiae divinae, ut homo convertendus resistere nequeat. Potentia eadem est, sed non idem influendi modus“. Der Mensch hat als vernünftiges Geschöpf die *capacitas passiva*, daß er erleuchtet werden kann. Die Leute, die so sehr darauf aus sind, daß das „sittliche Moment“ in der Befehrung gewahrt werde, die so Angst haben vor dem Chaos, dem Stein und Bloß, sind gewöhnlich nicht sauber, haben synergistische Hintergedanken. Das „sittliche Moment“, recht verstanden, ist genügend gewahrt in Schrift und Bekenntnis. Der Mensch hat einen Verstand, der zum Erkennen gebracht werden kann. Und dann ist der Mensch keine tote Maschine; es ist wirklich der Mensch, der erkennt. Der einzelne sagt: „Jetzt erkenne ich“, 1 Kor. 13, 12. Und mehrere sagen: „Wir haben geglaubt und erkannt“, Joh. 6, 69. Der Heilige Geist wirkt eben auf den menschlichen Verstand so ein, daß er erkennt, wie auf den Willen, daß er wirklich will. Wie Chemnitz öfter sagt: „Cum volumus, volumus; cum facimus, facimus.“ Aber die große Frage sei: unde homo habeat, quod velit et faciat. So können wir auch sagen: Cum intelligimus, intelligimus. Aber die Frage ist: unde homo habeat, quod intelligat. „Facit enim Spiritus S., ut velimus et possimus intelligere, cogitare, desiderare, assen-



tire, accipere, operari“ etc. (Exam., p. 133.) Desgleichen Gerhard: „Non quaestio est, an in conversione fiant aliqui motus mentis et voluntatis; fatemur enim, nullam fieri conversionem absque cognitione intellectus et assensu voluntatis, sed tota quaestio est, unde orientur tales motus, sintne divinae gratiae an humanae voluntatis effecta.“ (Loci, Preuss, II, 242.) Er zitiert Augustin: „Certum est nos velle, cum volumus; sed ille facit, ut velimus, de quo dictum est: Deus est, qui operatur in nobis velle. Certum est, nos facere, cum facimus, sed ille facit, ut faciamus, praebendo voluntati vires efficacissimas, de quo dictum est: Faciam, ut faciatis.“ So können wir auch sagen: Certum est, nos intelligere, cum intelligimus; sed ut intelligamus ille facit, qui nos per evangelium illuminat. „Capacitas passiva seu receptivitas spiritualium motuum in hominis intellectu superstes est, sed non activa quaedam *ἐπέγεια* seu activitas.“

Der Mensch ist subjectum patiens, wie unser Bekenntnis sagt, „nicht wie ein Bild in einen Stein gehauen, oder ein Siegel ins Wachs, welches nichts drum weiß, solches auch nicht empfindet noch will, gedruckt wird“. (F. C., S. 609.) Desgleichen wenn gesagt wird: der Mensch verhält sich wie ein „ungehobeltes Block“ und „wildes, unbehändiges Tier“, so soll damit nicht gesagt werden, „daß der Mensch nach dem Fall nicht mehr eine vernünftige Kreatur sei“ zc. (F. C., S. 593), sondern dies: „Da hilft kein Bitten, kein Flehen, kein Vermahnen, ja auch kein Dräuen, Schelten, ja alles Lehren und Predigen ist bei ihm verloren, ehe er durch den Heiligen Geist erleuchtet, bekehrt und wiedergeboren wird, dazu denn kein Stein oder Block, sondern allein der Mensch erschaffen ist.“ Ach, wenn man in dieser Frage, wo der Mensch es her hat, eine offene, deutliche, ehrliche Sprache führen wollte! Es kann doch nur ein Entweder — Oder geben. Entweder ist es ganz Gottes Werk oder wenigstens zum Teil des Menschen Werk. Wenn man sich doch diese Schwindsprache abgewöhnen wollte, daß man des Menschen Tun und Mitwirken mit hineinschmuggeln will, es aber vor sich selbst und vor andern mit vagen, christlich klingenden Reden verhüllt! Dahin gehört alles Gerede von Tun und Lassen, Mitwirken und Verhalten des Unbekehrten „in Kraft der Gnade“, das dann den Ausschlag geben soll bei seiner Bekehrung, von geschenkten geistlichen Kräften, mit denen der geistlich Tote sein Leben zustande bringen soll, von einem „durch die Gnade“ befreiten Willen in dem, den der Sohn noch nicht freigemacht hat. Oder wenn sogar das Tridentinum bei all seinem Verfechten des freien Willens und Verfluchen der Leugner desselben doch redet von „liberum hominis arbitrium a Deo motum et excitatum“. (Sess. VI., Can. 4.) Oder wie Löscher berichtet, daß der Pietist Arnold gelehrt habe: „Im Grunde unsers Herzens ist ein Funke verborgen, der wieder angefaßt werden muß“, und hinzusetze: „Gott wollte, daß in dem gefallenem Menschen etwas durch Christum (?) übrig bleibe, durch welches die zuvorkommende Gnade empfunden, zu-

gelassen und aufgenommen werden könne.“ (Engelhardt, S. 229.) Wie auch Erasmus gegen Luther schrieb: „Lutherus non meminit, hoc ipsum, quod in homine boni residet, esse donum Christi, cujus tanta est benignitas, ut ingratis etiam et impiis non invidet munera sua.“ Auch Bellarmin sagt: „Liberum arbitrium per gratiam praevenientem excitatum et praeparatum potest per vires, quas a Deo recipit, cooperari ad suam ipsius conversionem.“ Dazu bemerkt Gerhard: „Insidiae latent in voce ‚excitandi‘.“ (Loc. II, 245.) Man könnte hinzufügen, daß bei all solchen Reden ein ganz Teil der insidiae auch steckt in dem Ausdruck: gratia praeveniens. Bellarmin kann dabei in Eifer geraten und sich gegen Chemnitz' Darstellung der römischen Lehre als gegen eine Verdrehung verwahren, als ob sie lehrten: die Gnade rege schlafende Kräfte an, die der freie Wille auch vorher schon gehabt habe. „Negat Bellarminus, hanc esse Pontificiorum sententiam, cum agnoscant quidem liberum arbitrium in homine, sed tamen non dicant nec sentiant, liberum arbitrium habere ex se potentiam ullam saltem proximam ad actus pietatis, sed eam accipere a Deo per gratiam praevenientem.“ Nach Augustin hat sogar Pelagius so geredet: „Quod possumus omne bonum facere, dicere, cogitare, illius est, qui hoc posse donavit.“ Da ruft Augustin ihm zu: „Desinat Pelagius ista dicere!“ Daß alles subtrahiert der Wirkung des Heiligen Geistes und schreibt es dem Menschen zu und meint, wenn man nur ab und zu mit Sinn oder ohne Sinn Gnade, Gott, Christum nennt, dann werde es christlich, oder andere hielten es für christlich. Die Schrift redet klar genug; auch unser Bekenntnis führt eine Sprache, die deutlich genug ist, zumal im zweiten Artikel der Konkordienformel. Wer da noch in der lutherischen Kirche ein synergistisches Moment in die Lehre von der Bekehrung eintragen will, der muß sich von der Konkordienformel lösen, wie es Lutherardt tut: „Zwar lautet die Darstellung der Konkordienformel öfter so, als ob Gott allein alles wirke. . . . Man muß allerdings anerkennen, daß sich die Darstellung der Konkordienformel nicht vorsichtig genug innerhalb der Grenzen des nötigen Maßes hält.“ (Zitiert in Baier III, 229.) E. P.

(Schluß folgt.)

## Zur Geschichte der Kindertaufe.

(Fortsetzung.)

Um zu beweisen, daß in der ersten Zeit der christlichen Kirche die Kinder nicht getauft worden seien, weist man hin auf die Schriften und Ermahnungen der Kirchenväter an die Erwachsenen, sich doch taufen zu lassen. Es finden sich nämlich in manchen Schriften der ersten vierhundert Jahre viele Ermahnungen, Predigten, Schriften u. dgl. über die Taufe der Erwachsenen; und das ganz naturgemäß. Denn zu der

ersten Zeit wurden viele Erwachsene bekehrt. Viele Erwachsene schoben, nachdem sie bekehrt worden waren, ihre Taufe hinaus. An diese sind jene Ermahnungen gerichtet.

Es wird von den Gegnern der Kindertaufe auch geltend gemacht, daß manche, welche von christlichen Eltern geboren, doch nicht getauft worden seien, bis sie erwachsen waren. Dazu zählen sie aus der griechischen Kirche: Basilus, Gregor von Nazianz, Nektarius und Chrysostomus; aus der lateinischen Kirche werden genannt: Ambrosius, Hieronymus und Augustin. Auch fünf Kaiser rechnet man dazu: Konstantin, Konstantius, Gratian, Valentinian II. und Theodosius I. Ergo, sagen manche, war die Kindertaufe nicht allgemein im Gebrauche. Andere schließen: es wurde für etwas Indifferentes angesehen und eines jeden Gewissen überlassen. Wären diese Behauptungen wahr, so fiel von hier aus ein Schatten auf die Praxis der ersten Kirche. Man darf mit Recht folgern: wenn alle diese berühmten Männer, obwohl sie von christlichen Eltern stammten, nicht in ihrer Kindheit getauft wurden, wie viele wird es dann nicht gegeben haben, die dasselbe getan. Es ist darum nötig, daß wir uns diese Männer genauer ansehen.

Lassen wir zuerst die genannten Kaiser Revue passieren! Konstantin der Große wurde in seinem Alter in Nikomedien, im Jahre 337, getauft. Sein Vater Konstantius Chlorus war ein Heide. Seine Mutter Helena war ebenfalls eine Heidin, wurde aber später durch ihren Sohn bekehrt und war in ihrem Alter eine eifrige Christin. Hier ist also genügender Grund, warum er nicht als Kind getauft wurde: seine Eltern waren Heiden. So kam es auch, daß sein Sohn Konstantius nicht in der Kindheit getauft wurde. Konstantin hat sich selber erst viele Jahre nach der Geburt des Konstantius entschlossen, sich taufen zu lassen. Die Gattin des Konstantin und Mutter des Konstantius war eine Heidin, die Tochter des blutigsten Verfolgers der Christen, des Maximianus Herkulius. Diese ist ohne Zweifel nie eine Christin gewesen. Konstantin hat sie selber ermorden lassen, sowie seinen Sohn Krispus, seinen Schwager Licinius und dessen unmündigen Sohn. Wir hören nie von Buße. Im Gegenteil, als er in seiner letzten Krankheit von arianischen Bischöfen die Taufe empfing, äußerte er: wenn der Herr über Leben und Tod es wolle, daß er geneset und fortan am Gottesdienst des Volkes teilnehme, so sei er ein für allemal entschlossen, sich selber Gesetze des Lebens zu geben, die Gottes würdig seien. Bischöfe, welche die Gottheit Christi verteidigten, setzte er ab und verbannte sie. Daneben drängte er doch die Heiden, die christliche Religion anzunehmen. Da werden es viele Heiden ihrem Kaiser nachgemacht haben. Außerlich hielten sie sich zur Kirche, aber taufen ließen sie sich nicht. Unsere Frage ist hier nicht, was die Heiden, sondern was die Christen mit ihren Kindern getan haben. Antwort: Sie haben sie taufen lassen. Das Beispiel Konstantins beweist nicht das Gegenteil. Dabei wollen wir aber gar nicht leugnen, daß das Gefühl der Sicherheit

(die Verfolgungen hatten aufgehört) und das schlechte Exempel des Kaisers und vieler andern Heiden, auch in diesem Stücke auf manche Christen einen schlechten Einfluß ausgeübt haben mögen. — Konstantius ist kurz vor seinem Tode, im Jahre 361, von dem arianischen Bischof zu Antiochien getauft worden. Konstantius war auch ein sehr zweifelhafter Christ. Er war ein Anhänger und Beschützer der Arianer und ein Verfolger der rechtgläubigen Christen, besonders des Athanasius. Der Grund, weshalb er nicht als Kind zur Taufe gebracht wurde, ist oben angegeben. Sein Vater Konstantin war damals selber noch nicht getauft; seine Mutter war eine Heidin.

Kaiser Gratian ist wahrscheinlich getauft worden; denn Ambrosius nennt ihn *fidelis*, wie sie nur getaufte Christen nannten. Er wurde aber nicht in der Kindheit getauft. Sein Bruder, Kaiser Valentinian II., ist nie getauft worden. Doch begehrte er die Taufe. Er hatte schon den Ambrosius gebeten zu kommen und ihn zu taufen. Ambrosius hatte sich auch schon auf den Weg gemacht, da wurde er, nur 26 Jahre alt, von Argobaste's ermordet. Nun ist die Frage: Waren ihre Eltern getauft? Von ihrem Vater, Valentinian I., hören wir nicht, daß er je getauft worden ist. Kein Geschichtschreiber erwähnt es. Doch soll er ein Christ und Gönner der Katholiken gewesen sein. Zur Zeit Julians des Abtrünnigen war er ein Offizier in der Leibgarde. Als Julian Befehl gab, daß alle Offiziere den Götzen opfern und an den Opfern mahlzzeiten teilnehmen sollten, legten viele ihr Amt nieder, darunter auch Valentinian und sein Bruder Valens. Drei Jahre später wurde Valentinian von der Armee zum Kaiser gewählt. Dieser machte seinen Bruder Valens zum Mitregenten. Valens wurde später von den Arianern getauft und schwur dabei, die arianische Lehre fördern und alle Katholiken aus den Kirchen vertreiben zu wollen. Von Valentinians Taufe hören wir, wie gesagt, nichts. Er war in Pannonien geboren, wo es nur wenige Christen gab. Seine Eltern waren wahrscheinlich Heiden. Sein Sohn Gratian wurde ihm geboren, ehe er Kaiser wurde. Im vierten Jahre seiner Regierung machte er ihn zu seinem Mitregenten. Valentinian wurde ihm geboren im dritten Jahre seiner Regierung. Dessen Mutter, Justina, war eine rabiate Arianerin. Nach dem Tode seines Vaters proklamierte ihn die Armee zum Kaiser. Valentinian II. war damals neun Jahre alt. Er stand nun ganz unter dem Einfluß der Mutter. Diese veranlaßte ihn zunächst zur Verfolgung der Katholiken. Ambrosius sollte alle Kirchen den Arianern ausliefern. Aber Ambrosius und seine Gemeinde versammelten sich in der Kirche und blieben Tag und Nacht darin. Diese Gelegenheit nahm ein Aufwührer, namens Maximus, wahr. Er erklärte sich für die katholische Lehre und stellte an Valentinian II. die Forderung, von der Verfolgung der Katholiken abzustehen, widrigenfalls er ihn mit Krieg überziehen werde. Er hatte bereits den Gratian erschlagen und sich in Britannien und Frankreich festgesetzt. Valentinian II. bekam Angst und wußte

keinen besseren Mann zu finden als Ambrosius, der mit Maximus um Frieden handeln sollte. Maximus jedoch wollte keinen Frieden. Er suchte einen Vorwand zum Krieg. Er kam. Valentinian II. mußte fliehen. Da eilte ihm Theodosius I. zu Hilfe und schlug den Maximus. Er brachte dann auch den Valentinian ab von seiner Zuneigung zum Arianismus (seine Mutter war gestorben) und versöhnte ihn mit Ambrosius, den derselbe fortan als einen Vater verehrte. Drei Jahre nur hatte er Ruhe. Da regte sich ein neuer Aufriührer, nämlich Eugenius. Als er gegen diesen zu Felde ziehen wollte, geschah es, daß er die Taufe von Ambrosius begehrte und von einem Verräter an seinem eigenen Hofe meuchlings ermordet wurde. Er ist kein Beweis gegen unsere Behauptung. — Theodosius I. wurde getauft während einer Krankheit kurz nach seinem Regierungsantritt im Alter von etwa vierzig Jahren von Ascholius, Bischof zu Thessalonich. Sein Vater wurde getauft, als er, nämlich Theodosius, bereits 31 Jahre alt war. Ob sein Vater bereits vorher dem Christentum geneigt war, wissen wir nicht. Der Geschichtschreiber Sozrates sagt, daß Theodosius' I. Eltern Christen waren. Ja, aber sie waren nicht Christen, als er geboren wurde. Sein Vater ist von dem Kaiser Valens getötet worden. Das Beispiel dieser Kaiser beweist also nicht, daß christliche Eltern ihre Kinder ungetauft ließen.

Wir besehen nun die genannten Männer aus der griechischen und lateinischen Kirche. Da ist zunächst Basilius der Große. Von ihm bezeugt Gregor von Nazianz, daß er in der Kindheit die Taufe empfangen habe. *Φέρε τὰ κατ' αὐτὸν θεωρήσωμεν. Τὰ μὲν δὴ πρῶτα τῆς ἡλικίας ὑπὸ τῷ μεγάλῳ πατρὶ, ὃν κοινὸν παιδευτὴν ἀρετῆς ὁ Πόντιος τηρικαῦτα προβάλλετο, σπαργανοῦται καὶ διαπλάττεται πλάσιν τὴν ὀρίστην τὴ καὶ καθαρωτάτην, ἣν ἡμερινὴν ὁ θεὸς Δάβιδ καλῶς ὀνομάζει, καὶ τῆς νυκτερινῆς ἀντίθετον.* „Wohlan, laßt uns die Dinge besehen, die ihn selbst betreffen. Er wurde zu Anfang seines Lebens von seinem vortrefflichen Vater, der zu dieser Zeit als öffentlicher Lehrer der Tugend in der Gegend von Pontus aufgestellt wurde, eingewidelt und gestaltet mit der vortrefflichsten und reinsten Gestaltung, die der göttliche David schon als zum Tag gehörig bezeichnet und der nächtlichen entgegengesetzt ist.“ Mit dem Ausdruck: „eingewidelt und gestaltet mit der vortrefflichsten und reinsten Gestaltung“ zc. bezeichnet Gregor hier, wie anderwärts, die Taufe. Die Täuflinge wurden in weiße Kleider oder Lächer gewidelt, wenn sie zur Taufe gebracht wurden. Daß Gregor hiermit die Taufe beschreiben will, geht auch deutlich hervor aus seiner Predigt über die Taufe. Da erklärt er, es gebe eine dreifache Geburt: die leibliche, die, welche durch die Taufe geschehe, und die in der Auferstehung. Jene (nämlich die leibliche Geburt) sei die nächtliche und knechtische und leidenschaftliche. Die zweite sei die zum Tage gehörige und freie, mache los von Begierden und befreie von dem ganzen Schleier der Finsternis, den wir in der Geburt uns zugezogen, und führe uns zurück zu dem

leben dort oben zc. (*Τρίσσην γέννησιν ἡμῖν οἶδεν ὁ λόγος, τὴν ἐκ σωμάτων, τὴν ἐκ βαπτίσματος, καὶ τὴν ἐξ ἀναστάσεως. Τούτων δέ, ἡ μὲν νυκτερινὴ τέστι, καὶ δούλη, καὶ ἐμπαθής. Ἡ δὲ ἡμερινή, καὶ ἐλευθέρα, καὶ λυτικὴ παθῶν, πᾶν τὸ ἀπὸ γενέσεως κάλυμμα περιτέμνουσα, καὶ πρὸς τὴν ἄνω ζωὴν ἐπαγάγουσα· ἡ δὲ φοβερωτέρα, καὶ συντομωτέρα, πᾶν τὸ πλάσμα συναγόουσα ἐν βραχεῖ, τῷ πλάσῃ παραστησόμενον.*) Dasselbe geht auch hervor aus dem zweiten Verlauf seiner Rede, wo er Schritt für Schritt sein ganzes Leben erzählt, seine Kindheit, seine Schuljahre, seine Univerſitätszeit und seine Amtszeit zu Cäsarea. Aber er erwähnt nicht, daß er später getauft worden sei. Dies hätte er in dieser Lob- und Gedächtnisrede nicht verschwiegen, wenn er in späteren Jahren die Taufe empfangen hätte. Nachher vergleicht er ihn mit Abraham, Moses und auch Samuel. Samuel sei vor seiner Geburt dem HERRN versprochen und bald nach seiner Geburt zum Tempel gebracht und dem HERRN geweiht worden. Das gelte auch von Basilius. *Ὅστις δέ, οὐκ ἐκ βρέφους θεῶ καθιερωμένος ἀπὸ μητέρας, καὶ μετὰ τῆς διπλοῖδος ἐπιδομένος τῷ βήματι.* „Wurde nicht dieser in seiner Kindheit von Mutterleibe Gotte geweiht und in dem Rock dem Taufbeden übergeben?“ *Βῆμα* bedeutet eigentlich „Stufe“, dann „Ranzel“, weil man auf Stufen hinaufstieg. Es kann aber dann auch das „Taufbassin“ bezeichnen, in welches man auf Stufen hinabstieg. Die letztere Bedeutung allein paßt in diesen Zusammenhang. Gregor führt auch sonst das Beispiel Samuels an, wenn er zur Kindtaufe ermahnt. (Siehe seine *Oratio de baptismo.*) — Gregor von Nazianz wurde nicht in der Kindheit getauft. Sein Vater wurde anno 325 getauft. Seine Mutter war eine Christin und hat ihn von Gott erbeten. Später hat sie auch für ihren Mann um Belehrung gebeten, der dann auch noch ein Bischof geworden ist. Wann nun aber unser Gregor geboren wurde, läßt sich mit Gewißheit kaum feststellen. Er starb um das Jahr 389. Er selber redet öfter von sich als von einem alten Mann, von seinen grauen Haaren zc. Nach etlichen soll er ungefähr neunzig Jahre alt geworden sein. Er wäre demnach um das Jahr 300 geboren und bereits 25 Jahre alt gewesen, als sein Vater getauft wurde. Von anderer Seite wird behauptet, er sei erst nach der Belehrung seines Vaters geboren. Dann ließe sich aber nicht erklären, weshalb er so viel von seinem hohen Alter und seinen grauen Haaren reden sollte. Um seines Alters willen hat er acht Jahre vor seinem Tode sein Amt niedergelegt. Nach der letzten Rechnung wäre er dann 56 Jahre alt gewesen. Doch wir wollen dies dahingestellt sein lassen und nur bemerken, daß, wenn sein Vater schon ein Christ war bei seiner Geburt, er der erste und einzige unter den getauften Christen ist, von dem wir eine Nachricht haben, daß er sein Kind ungetauft heranwachsen ließ. — Gregors Nachfolger im Bischofsamte zu Konstantinopel war Nektarius von Tarſus. Dieser war ein Senator gewesen und noch nicht getauft. Durch des Kaisers Einfluß wurde er zum Bischof gewählt. Nun mußte er sich noch erst taufen

lassen. Ein paar Tage drauf wurde er ordiniert. Er hatte ein schönes Äußeres und war eine stattliche Erscheinung, eine Eigenschaft, die dem Gregor abging. Gregor überragte ihn jedoch weit an Gelehrsamkeit und hatte viel zum Aufbau der Gemeinde getan. Nektarius mit seinem feinen Äußeren war ein schlechter Bischof. Von seinen Eltern wissen wir so wenig wie von den Eltern Hiobs. — Johannes Chrysostomus war wenigstens 21 Jahre alt, als er das Sakrament der heiligen Taufe empfing. Seine Mutter Anthusa wurde erst nach ihm getauft. Sein Vater war bald nach seiner Geburt gestorben. — Ambrosius war Statthalter einiger Provinzen in Gallia Cisalpina, als er zum Bischof von Mailand gemacht wurde. Acht Tage vor seiner Ordination wurde er durch Simplicianus getauft. Sein Vater war ein Edelmann aus Rom und Statthalter in Gallien. Wahrscheinlich war er kein Christ. Ambrosius bezeugt selbst, daß er nicht in der Kirche aufgezogen sei. Er wußte später wohl, daß kleine Kinder zu taufen sind. (Siehe oben.) — Hieronymus wurde geboren in Stridon, Dalmatien, und dort getauft. Dagegen wird angeführt: „Ego igitur, ut ante jam scripsi, Christi vestem in Romana urbe suscipiens“ etc. Mit diesem Gewand Christi meint Hieronymus nicht das weiße Taufgewand, das nur etliche Tage getragen wurde, sondern sein Mönchsgewand, das er stets als das Gewand Christi bezeichnet. Als er alt genug war, zur Schule zu gehen, kam er nämlich nach Rom. Dort fiel er in seinen jungen Jahren in Hurerei. Zur Selbstzüchtigung und als Bußübung wurde er ein Mönch und ging nach Syrien. Er war später wohl der gelehrteste Mann seiner Zeit und hat es sehr scharf beurteilt, wenn Eltern ihre Kinder nicht taufen ließen. — Augustin war ungefähr 33 Jahre alt, als er getauft wurde (anno 388). Possidius schreibt bald nach seinem Tode, daß er von christlichen Eltern geboren sei. Doch wissen wir aus Augustins „Bekenntnissen“, daß wohl seine Mutter eine Christin war, sein Vater aber erst in späteren Jahren bekehrt wurde. Sein Vater war vor seiner Bekehrung ein sehr herrschsüchtiger, jähzorniger Mann. Was konnte seine arme Mutter gegen ihn machen? Er behandelte sie nicht als eine Lebensgefährtin, sondern fast als eine Sklavin. Als er als Knabe von einer gefahrdrohenden Krankheit befallen wurde, verlangte er die Taufe. Die Mutter drang darauf, und der ungläubige Vater gab schließlich seine Einwilligung. Da wandte sich die Krankheit zum Bessern, und der Vater zog seine Einwilligung zurück. Zugleich mit Augustin wurde sein unehelicher Sohn Adeodatus und sein Freund Alipius, dessen Eltern unbekannt sind, getauft.

Alle diese Beispiele sind aus dem vierten Jahrhundert. In diese Zeit fallen auch die vielen Ermahnungen, sich doch taufen zu lassen, die man in der ersten Zeit nicht findet. Woher kam das? Nun, die Ursache ist leicht zu finden. Man bedenke nur, in welchem status die Kirche damals eingetreten war; sie hatte alle Verfolgungen siegreich überstanden, ja, sich trotz derselben immer weiter ausgebreitet; die Macht

des Heidentums war gebrochen. Die christliche Religion wurde nun die vom Staate bevorzugte. Kaiser Konstantin machte seinen ganzen Einfluß geltend, um die noch übrigen Heiden in den Schoß der christlichen Kirche zu führen. Es wurde Mode, ein Christ zu heißen. Die Kirche hatte Ruhe und besaß Macht, Ehre und Reichthum. So traten die Heiden denn haufenweise zum Christentum über. Da dem Uebertritt keine wahre Buße vorherging, so brachte er Gleichgültigkeit und Weltwesen mit sich. Viele gaben sich damit zufrieden, daß sie äußerlich an der Kirche als Katechumenen hingen. Sie wollten noch „auf der fence“ sitzen bleiben. Freilich, kam dann ein öffentliches Unglück, so eilte jedermann zur Taufe. Gegen das eindringende Weltwesen, gegen die Gleichgültigkeit hatten die Bischöfe zu kämpfen. Aber es ist falsch, zu behaupten, daß man zwar schon früher die richtige Theorie von der Kindertaufe gehabt, aber nun erst angefangen habe, sie auch allgemein in die Praxis umzusetzen. Augustin soll sie dann völlig eingeführt haben. Aber da denke man nur an Tertullian, Pelagius und Cölestius. Tertullian hätte nicht gegen eine bloße Theorie also geeifert. Er polemisiert nicht gegen eine Theorie, sondern gegen die Praxis. Ging man zu der Zeit in Afrika erst mit dieser Praxis an, so hätte er ihr das Argument der Neuheit vorwerfen können. Und nun erst Pelagius und Cölestius! Wie sehr wäre es in ihrem Interesse gewesen, wenn man in früheren Zeiten in der Praxis der Kindertaufe lax gewesen wäre! Dann hätte sich die Notwendigkeit derselben dem christlichen Gewissen nicht so fest eingeprägt gehabt. Sie hätten z. B. dem Augustin, der ihnen gerade die Kindertaufe vorhielt, entgegen können: Die ersten Christen haben die Kindertaufe gar nicht für so nötig gehalten, sonst hätten sie auch ihre Kinder eilends taufen lassen, wie es jetzt von der Kirche gefordert wird. Sie hätten die frühere Praxis der Kirche als Argument für ihre Seite gewiß nicht ohne Erfolg verwerten können. Aber damals kannten auch die Ketzer die Geschichte der ersten Kirche noch besser, als es jetzt meistens der Fall ist.

Der genaue Tag für die Taufe war nicht festgesetzt, sondern der christlichen Freiheit überlassen. Doch haben wohl die meisten ihre Kinder eilig zur Taufe gebracht. Darum sagt Tertullian: „*Quid festinat innocens aetas ad remissionem peccatorum?*“ Fidus meinte, man sollte doch warten bis zum achten Tage. Aber Cyprian antwortet ihm im Namen von 66 Bischöfen: „*Quantum vero ad causam infantium pertinet, quos dixisti, intra secundum vel tertium diem, quo nati sunt, constitutos baptizari non oportere, et considerandam esse legem circumcisionis antiquae, ut intra octavum diem eum, qui natus est, baptizandum et sanctificandum non putares; longe aliud in concilio nostro omnibus visum est. — Universi judicavimus nulli homini nato misericordiam Dei et gratiam denegandam.*“ Sirinus stimmt dem bei, wenn er schreibt: „*Sicut sacram ergo Paschalem reverentiam in nullo dicimus esse minuendam, ita infantibus, qui necdum loqui*



poterunt per aetatem, vel his, quibus in qualibet necessitate opus fuerit sacri unda baptismatis, omni volumus celeritate succurri, ne ad nostrarum perniciem tendat animarum si negato desiderantibus fonte salutari, exiens unusquisque de seculo et regnum perdat et vitam.“ Manche mögen auch die für die Katechumenen festgesetzten Taufzeiten: Epiphaniien, Ostern, Pfingsten, abgewartet haben. Chrysostomus und andere sehen sich genötigt, vor dem bedenklichen Abwarten dieser Festzeiten zu warnen. Chrysostomus sagt (Hom. 1. in Acta App.): *Οἱ γοῦν ἀπόστολοι οὐκ ἐν τῷ πάσχα κατηξιώθησαν τῆς χάριτος . . . , καὶ οἱ τρισχίλιοι . . . δι' ἐβαπτίσθησαν, πάσχα οὐκ ἦν καιρός. Μὴ τοῖνυν καιρὸν ἀναμένωμεν, μήποτε μέλλοντες καὶ ἀναβαλλόμενοι ἀπέχρωμεν κενοὶ καὶ κρημοὶ τοσοῦτων ἀγαθῶν.* „Die Apostel wenigstens sind nicht zu Ostern der Gnade für würdig geachtet worden . . . und die Dreitausend . . . als sie getauft wurden, war es nicht Ostern. Laßt uns daher nicht eine Zeit abwarten, damit wir uns nicht einmal von solchen Gütern leer und entblößt ausschließen, indem wir zögern und aufschieben.“ Gregor von Nazianz hält ihnen vor (Orat. 40): *Ἦξει τὸ τέλος ἐξαίφνης ἐν ἡμέρᾳ, ἣ οὐ προσδοκᾷς, καὶ ἐν ὥρᾳ ἣ οὐ γινώσκεις.* „Es wird das Ende plötzlich kommen an dem Tage, an welchem du es nicht erwartest, und zu der Stunde, die du nicht weißt.“ Und dies war wiederum im vier-  
ten Jahrhundert.

## 2. Wie hat man Kinder getauft?

In den ersten Jahrhunderten hat man noch die Erkenntnis bewahrt, daß die Art und Weise des Taufens ein adiaphoron sei. Es tue der Gültigkeit und der Wirkung der Taufe keinen Abbruch, ob der Täufling ins Wasser untergetaucht oder eingetaucht oder bloß mit Wasser besprengt und begossen werde. Hierfür legt die ungefähr um das Jahr 120 verfaßte „Didache“ (*Διδαχὴ τῶν δώδεκα ἀποστόλων*) ein klares Zeugnis ab. Da ich den griechischen Text nicht zur Hand habe, gebe ich eine der vielen Übersetzungen, die man vielerorts finden kann. Eine deutsche Übersetzung findet sich in „Lehre und Behre“ 54, S. 250. Ich gebe hier die Übersetzung, die sich in „The Ante-Nicene Fathers“ (vol. VII, p. 379) findet: „And concerning Baptism, thus baptize ye: Having first said all these things, baptize into the name of the Father, and of the Son, and of the Holy Spirit, in living water. But if thou have not living water, baptize into other water; and if thou canst not in cold, in warm. But if thou have not either, pour out water thrice upon the head into the name of Father, and Son, and Holy Spirit. But before the baptism let the baptizer fast, and the baptized, and whatever others can; but thou shalt order the baptized to fast one or two days before.“ Der Autor dieser Schrift ist ohne Zweifel noch zu der Apostelzeit geboren. Vielleicht lebte er auch in einer von den Aposteln gegründeten Gemeinde. Er erteilt hier eine Anweisung zum Unterricht der Proselyten. Nach geschähenem Unter-

nicht soll die Taufe stattfinden, und zwar wie und wo es am besten paßt, im Flusse oder anderwärts, mit kaltem oder mit warmem Wasser, durch Untertauchen oder Begießen. Gerade wie hier empfohlen wird, haben die Apostel und ihre Gehilfen getauft. Sie taufte, wie und wo sie konnten, wie wir ja schon oben gesehen haben. Wir haben hier also keine Abweichung von apostolischer Tradition, wie Baptisten behaupten. Ferner ist zu beachten, daß das Begießen bei der Taufe nicht nur in Krankheitsfällen, sondern auch bei Mangel an anderm Wasser erlaubt wird.

Inbezug auf den Ort sagt auch Tertullian (De Bapt., c. 4): „Nulla distinctio est, mari quis an stagno, flumine an fonte, lacu an alveo diluatur, nec quicquam refert inter eos, quos Johannes in Jordane et quos Petrus in Tiberi tinxit.“ „Es ist kein Unterschied, ob jemand im Meer oder im Teich, im Flusse oder in der Quelle, im See oder in der Wanne abgewaschen wird, noch ist irgendwie ein Unterschied zwischen der Taufe derer, welche Johannes in den Jordan, und derer, welche Petrus in die Tiber getaucht hat.“ Mit andern Worten also: es ist einerlei, mit welcherlei Wasser und an welchem Orte getauft wird.

Die gewöhnlichste Weise des Taufens war wohl das Eintauchen oder Untertauchen. Tertullian: „Ter mergitatur. Nec semel, sed ter ad singula nomina in personas singulas tingimur.“ Hieronymus: „Ter mergimur, ut Trinitatis unum appareat sacramentum.“ Cyrill von Jerusalem: *Κατεδύετε τρίτον εἰς τὸ ὕδωρ καὶ πάλιν ἀνεδύετε.*

Der *baptismus clinicorum* geschah gewöhnlich durch Begießen. Im Jahre 251 schreibt Kornelius, Bischof zu Rom, an Fabius, Bischof zu Antiochien, wegen des Novatian, den eine Partei in Rom zu ihrem Bischof gewählt hatte, daß das Ministerium und eine große Anzahl der Laien dagegen seien, daß er als Presbyter ordiniert werde, weil es nicht geseflich sei (sagten sie), daß jemand, der in seinem Bette wäh- rend seiner Krankheit begossen (getauft) worden sei (*τὸν ἐν κλίνῃ διὰ νόσον περιχυθέντα*), wie er, zum Pfarramt zugelassen werde. In demselben Briefe heißt es nochmal von ihm: *ἐν αὐτῇ τῇ κλίνῃ ἢ ἐκκεῖτο περιχυθεὶς*, getauft in seinem Bette, in welchem er lag, durch Begießen. Damit wollten sie nun nicht sagen, daß seine Taufe keine rechte gewesen sei. Ein solcher hatte in der Regel sein Katechumenat nicht beendet, und es hatte oft den Schein, als ob der Taufempfang kein freiwilliger, sondern ein durch Todesfurcht ihm abgenötigter war. Auf dem Konzil zu Neocäsarea (314) wurde über solche Fälle eine Bestimmung getroffen. Dasselbst heißt es c. 12: *Ἐὰν νοσῶν τις φωτισθῆ, εἰς πρεσβύτερον ἀγεσθαι οὐ δύναται, οὐκ ἐκ προαιρέσεως ἢ πίστεως αὐτοῦ, ἀλλ' ἐξ ἀνάγκης, εἰ μὴ τάχα διὰ τὴν μετὰ ταῦτα αὐτοῦ σπονδὴν καὶ πίστιν καὶ διὰ σπάνιν ἀνθρώπων.* „Wenn jemand in seiner Krankheit getauft worden ist, so kann er nicht zum Presbyter gemacht werden, denn sein Glaube ist nicht aus freiwilliger Wahl, sondern aus Not, es sei denn wegen

seines späteren Eifers und Glaubens und wegen Mangels an Männern, die zu dem Amte fähig sind.“ — Die Akten des St. Laurentius berichten, wie einer von den Soldaten, die seine Fenster sein sollten, befehrt wurde, und dem Laurentius einen Gießer (pitcher) mit Wasser brachte, damit dieser ihn taufe. Dies war um das Jahr 258.

(Schluß folgt.)

H. Müller.

## Literatur.

**Lebensbilder aus der Geschichte der christlichen Kirche.** Für lutherische Leser Nordamerikas ausgewählt und bearbeitet von E. A. Krauß, Professor am Concordia-Seminar zu St. Louis, Mo. Concordia Publishing House, St. Louis, Mo. Preis: \$2.50.

Dieser Band von mehr als 800 Seiten ist ein ganz vorzügliches Buch mit zahlreichen guten Bildern und Chromotafeln und überaus lebhaft geschriebenem, instruktivem Text. Ohne Freude, Befriedigung und Gewinn wird niemand dies Buch auch nur durchblättern. Und wer erst anfängt, es zu lesen, wird dadurch so gefesselt, daß er es nur ungern wieder aus der Hand legt. Unsere Pastoren und Lehrer sollten dafür sorgen, daß dies herrliche Werk weite Verbreitung findet. Sie erweisen damit nicht bloß unserer Synode einen Dienst, sondern fördern auch die christliche Erkenntnis und das Interesse für Gottes Reich in ihren Gemeinden. Über populäre Kirchengeschichte wüßten wir kein Buch zu nennen, das wir lieber in den Händen unserer Gemeindeglieder sehen möchten, als diese „Lebensbilder“ unsrer verehrten Kollegen Prof. Krauß. F. B.

**Synodalalbum.** Bilder von allgemeinem Interesse aus der Deutschen Ev.-Luth. Synode von Missouri, Ohio u. a. St. Concordia Publishing House, St. Louis, Mo. Preis: 25 Cts.

In sauberer Ausführung werden hier auf 86 Seiten mit begleitendem Text die Bilder der Anstalten und Beamten unserer Synode geboten. In den Händen unserer Gemeindeglieder wird dies Album viel dazu beitragen, Verständnis und Interesse für unsere Synode und ihre große Arbeit zu fördern.

F. B.

**Ein Festgruß zum Ehrengedächtnis des teuren Gottesmannes D. C. F. W. Walther,** zu seinem hundertjährigen Jubiläum dargeboten von der „Abendschule“. Louis Lange Publishing Company, St. Louis, Mo.

Diese hochinteressante und instruktive Walther-Nummer der „Abendschule“ ist zu haben für 15 Cts.; 6 Exemplare für 80 Cts.; 12 für \$1.50; 25 für \$3.10; 50 für \$6.00; 100 für \$10.00.

F. B.

**Evangelisch-Lutherische Katechetik.** Von Prof. J. G. Herzer. Concordia Publishing House Print. 1911. XIII und 314 Seiten 6×9. In Halbfranzband. Zu beziehen vom Verfasser (Concordia Seminary, Springfield, Ill.) oder vom Concordia Publishing House, St. Louis, Mo. Preis: \$1.50.

Mit Freuden bringen wir dies Werk zur Anzeige, das von großem Fleiße zeugt und ein reiches Material übersichtlich ordnet. Neben vielen andern Schriften sind vom Verfasser benutzt worden: Rambach, Röcher, Frötsch, Lehmann, Buddeus, Walsh, Palmer, v. Jesschwitz, Harnad, Schüke, Schöle, Hardeband, Seeberg, Zeller zc. Dargestellt wird die Katechetik als habitus practicus eines Kirchen- und Schuldieners. Und der Zweck des Buches ist, das rechte Katechi-

fiereu in der heilsamen Lehre zu fördern. Was den Inhalt betrifft, so handelt der Verfasser in der Einleitung vom Begriff und von der Einteilung der Katechetik. Im ersten Teil (S. 10—23) bespricht er sodann das Katechumenat nach Wesen, Begriff und Geschichte und handelt von den Gaben und Pflichten des Katecheten, sowie auch von dem verschiedenen Stande und den Stufen der Katechumenen. Den Gegenstand des zweiten Teils (S. 29—73) bildet der katechetische Stoff, und der Verfasser behandelt hier vornehmlich die höchst interessante und erst in der Neuzeit gelöste Frage nach der Entfaltung der beiden Katechismen Luthers. Der dritte Abschnitt (S. 77—314) bildet den Hauptteil und beschäftigt sich ausführlich mit Methode und Form der Katechese und geht dabei ein auf schier alle einschlagenden Fragen. Das Buch ist berechnet für Pastoren und Lehrer, denen es hiermit zum „gejegneten Gebrauch für Kirche und Schule“ empfohlen sei.

Fr. B.

**Philipp Melanchthons letzte Lebenstage, Heimgang und Bestattung** nach den gleichzeitigen Berichten der Wittenberger Professoren. Zum 350. Todestage Melanchthons. Von D. Dr. Nikolaus Müller. Mit zwei Tafeln. Verlag von W. Heinsius Nachfolger. Preis: M. 5.

Von den hier gebotenen Berichten schreibt D. Müller: „Wie der 19. April 1910 den Blick auf den Tag lenkt, an dem vor 350 Jahren Philipp Melanchthon ent schlief, so richtet er auch von neuem wieder die Aufmerksamkeit auf die Quellen, denen die Kenntnis von dem Feierabend des Lehrers Deutschlands verdankt wird. Unter diesen dürfen die zwei Berichte der Professoren der Wittenberger Universität über die letzten Tage, den Heimgang und die Bestattung Melanchthons ein besonderes Interesse beanspruchen. Denn einmal stammen sie von Augen- und Ohrenzeugen, die ihre Glaubwürdigkeit verbürgen. Sodann sind sie weit ausführlicher als ähnliche Aufzeichnungen über das Lebensende anderer hervorragender Persönlichkeiten der Reformationszeit. In der Art eines Tagebuchs gehalten, verbreiten sich die Berichte über das, was die Freunde und Schüler Melanchthons im April 1560 am meisten in Spannung hielt und bewegte, mit einer Gründlichkeit, der auch das Kleinste nicht wertlos erscheint, und mit einer innern Ergriffenheit und einer Liebe, denen auch der neuzeitliche Leser sich nicht zu entziehen vermag. Obwohl die Sprache der lateinischen Fassung zu wünschenswert und die darin gebuchten Umina fremdartig berühren, so liefern doch die Verfasser beider Berichte ein treues und lebenswahrhaftes Bild von ihrem am Lebensziel angelangten Lehrer und Meister und damit einen wertvollen Beitrag zur Kennzeichnung des größten Gehilfen Luthers. Zwar sind die von ihnen überlieferten einzelnen Züge auch dem Lebensbild des in der Vollkraft der Jahre stehenden und schaffenden Melanchthon nicht fremd, aber sie wirken auf dem Hintergrund seines Hauses und Hörsaales und im Licht der Ewigkeit viel unmittelbarer und eindrucksvoller. Dies gilt namentlich von dem Arbeiter, der seine Kräfte im Dienste seines Berufs verzehrt, dem Christen, der wohl vorbereitet seinem letzten Stündlein entgegensteht, dem Väter, der die Kirche und ihre Einigkeit auf fürbittendem Herzen trägt, sowie von der Wittenberger Hochschule Seele und Krone, die nicht nur die Freunde, Amtsgenossen und Schüler, sondern auch die Mitbürger verehren und lieben.“ In der Einleitung (S. I—X) beschäftigt sich D. Müller mit den verschiedenen Ausgaben der mitgeteilten Berichte. Seite 1 bis 46 bietet er sodann die lateinische „Brevis Narratio“ der Wittenberger Professoren, der er S. 49—87 den deutschen „Kurzen Bericht“ von denselben Professoren folgen läßt. Seite 88—156 folgen vortrefflich orientierende historische Erläuterungen zum lateinischen und deutschen Text, aus denen hier nur folgende Bemerkung über Peucer, den Vorkämpfer des Melanchthonismus in Wittenberg, Platz finden möge: „Liegt es auch außerhalb meiner Aufgabe, zu der Frage nach der Schuld oder Unschuld des „Konfessors des Melanchthonianismus“ Stellung zu nehmen, so möchte ich wenigstens das eine erwähnen, daß der Fanatismus Peucers und seiner Gefinnungsgenossen selbst Luthers Lieder aus der Wittenberger Stadtkirche verdrängte. Darüber berichteten im Herbst 1574 die nach Wittenberg entsandten Visitatoren an Kurfürst August: „Zum andern hatt man die Lutherschen Gesenge auch aus der kirchen gethan, daß der Herr D. Caspar [Eberhart, der neue Pfarrer] solche Gesenge widerumb mitt seiner stimme ansahen vmbdt

singen müssen, Darüber er von den Calvinischen Studenten verspottet worden, welche das „Nun bitten wir den Heiligen Geist“ zc. Ein henderisch liedt geheißn Bndt, wien man „Eine feste burg“ zc. gesungen, auff Borkirchen sich darnach gewieget vndt getanget haben.“

F. B.

**Kurzgefaßte Kirchengeschichte für Studierende.** Besonders zum Gebrauch bei Repetitionen. Von Lic. theol. G. Appel. Teil 3. Erste Hälfte. Verlag von A. Deichert, Leipzig. Preis: M. 3; gebunden: M. 3.60.

In überaus knapper, klarer und übersichtlicher Darstellung bietet Appel in diesem Bande die erste Hälfte der neueren Kirchengeschichte, nämlich die „Geschichte der Reformation und Gegenreformation“. — Besonders berechnet hat der Verfasser sein Buch „zum Gebrauch bei Repetitionen“, wofür es sich auch gut eignet. Beigefügt sind verschiedene Tabellen und Karten, sowie auch ein Personen- und Sachregister und ein geographisches Register. Von Zwingli sagt Appel S. 33: „In der Lehre ist Zwingli von Luther abhängiger, als er es selber wahr haben will, wenn er behauptet, schon zu einer Zeit das Evangelium verkündet zu haben, wo Luthers Name in der Schweiz noch nicht bekannt gewesen sei. Denn auch seine reformatorische Lehrverkündigung hat die Lehre von der Rechtfertigung zum Mittelpunkt, und diese ist ihm nachweislich erst durch Luther zugeflossen.“ Als „die hauptsächlichsten Lehrdifferenzen zwischen Luther und Melancthon“ gibt Appel die folgenden an: 1. Luther: „Lehre von einer partikulären Prädestination. Gott tut alles bei der Bekehrung, der Mensch verhält sich rein passiv.“ Melancthon: „Der menschliche Wille wirkt mit dem göttlichen Wort und Heiligen Geist bei der Bekehrung zusammen (Synergismus), nachdem er durch jene angeregt ist.“ 2. Luther: „Die justificatio ist sowohl Gerechtmachung (Gott erweckt den Glauben, und dieser ist an sich etwas Gerechtes) wie Gerechterklärung um Christi willen.“ Melancthon: „Justificatio nur Gerechterklärung, ein rein forensischer Akt.“ 3. Luther: „Das Gesetz hat für den Christen prinzipiell seine Bedeutung verloren. Wenn es ihm nützt, z. B. bei der Bekehrung, so doch nur, wie an sich schädliche Dinge auch nützen können. Gute Werke haben nur dann einen Wert, wenn sie ohne Gesetzeszwang getan werden.“ Melancthon: „Das Gesetz hat auch für den Christen eine bleibende Bedeutung. Es führt den noch nicht Wiedergeborenen zur Buße und leitet den Wiedergeborenen zur nova obedientia an.“ 4. Luther: „Im Brot und Wein haben wir Christi Leib und Blut. Ubiquitätslehre: Die leibliche Gegenwart Christi an vielen Orten ist möglich, weil sein Leib und Blut Gottes Leib und Blut geworden.“ Melancthon: „Leugnung der leiblichen Ubiquität. Nicht in pane, sondern cum pane.“ In Punkt 2, 3 und 4 ist Luthers Stellung nicht richtig und vollständig dargestellt. Luther vertrat in diesen Punkten genau dieselbe Lehre, welche in der Konfessionsformel festgelegt ist.

F. B.

**Schleiermachers kurze Darstellung des theologischen Studiums.** Erste Auflage, 1811. Zweite Auflage, 1830. Kritische Ausgabe mit Einleitung und Register. Von Heinrich Scholz. Verlag von A. Deichert, Leipzig. Preis: M. 2.50.

Schleiermacher ist der eigentliche Vater der modernen „wissenschaftlichen“ Theologie. Auch die liberalen und radikalsten Schulen der Neuzeit können sich auf Schleiermacher berufen und bei ihm Anknüpfungspunkte aufweisen. Die erste Schrift aber, in der Schleiermacher ex professo hervortrat mit seiner von der alten lutherischen toto coelo verschiedenen Grundanschauung der Theologie, war eben die hier von Scholz gebotene „Kurze Darstellung des theologischen Studiums“, die Schleiermacher 1811 zum ersten- und 1830, vermehrt, zum zweitenmal erscheinen ließ. Scholz bringt beide Ausgaben zum Abdruck, die zweite in größerer und gleich drunter die erste in kleiner Schrift. Dem Text läßt er eine längere Einleitung vorausgehen, um das Verständnis der schwierigen Schleiermacherschen Schrift zu erleichtern. Beigefügt ist auch ein entsprechendes Register. Wer sich davon überzeugen will, wach eine unüberbrückbare prinzipielle Kluft besteht zwischen der Theologie, die als „Wissenschaft“ ihre Stellung über der Schrift einnimmt, und der alten Schrifttheologie, die zu Jesu Füßen sitzt und nur nachsprechen will, was die Schrift ihr vorsagt, der findet hier, was er sucht.

F. B.

**Das Evangelium des Johannes unter den Händen seiner neuesten Kritiker.** Von Theodor Zahn. Verlag von A. Deichert, Leipzig. Preis: M. 1.

Es ist dies ein Sonderabdruck aus der „Neuen Kirchlichen Zeitschrift“ von zwei Vorträgen, die D. Zahn im vorigen Jahre auf der „Theologischen Arbeitergemeinschaft“ in Nürnberg gehalten hat, und in denen er sich richtet gegen die Willkürkritik, mit der Wellhausen und Spitta die Echtheit des Johannesevangeliums angefochten haben. Was sie zu ihren negativen Resultaten gelangen läßt, ist nach Zahn nicht etwa Scharfsinn im Interesse der Wahrheit, sondern der Wille zur Verfechtung der eigenen unheiligen Interessen des Unglaubens, wie schon bei Marcion und andern Heterodoxen zur Zeit der alten Kirche. Nach einer gründlichen Erörterung sieht sich denn auch Zahn zu folgendem Schlussurteil mit Bezug auf Wellhausen genötigt: „Ich meinerseits aber muß mit Bedauern bekennen, daß ich bei aller Neigung zu lernen, solange ich lebe, aus diesem wüsten Haufen unbewiesener und unbeweisbarer Behauptungen, nicht durchdachter Hypothesen und launenhafter Geschmacksurteile kein Körnlein neuer Erkenntnis herauszufinden vermocht habe.“ Und von Spittas wilden Träumen sagt Zahn: „Wer uns in bezug auf die Entstehung, und Kanonisation des vierten Evangeliums solche Unglaublichkeiten, wie Spitta, zumutet, sollte auch die Konsequenzen daraus ziehen, daß man ein Buch, wie es nach seiner Kritik dieses Evangelium ist, den heutigen Gemeinden nicht mehr als den glaubwürdigen Bericht eines Jüngers Jesu darbieten darf. Er müßte zu dem Urteil der ältesten Kritiker der johanneischen Schriften, der sogenannten Aloger um 170, zurückkehren, welche sagten: Das Evangelium auf den Namen des Johannes läßt, und es ist, ebenso wie der erste Johannesbrief, nicht wert, in der Kirche zu sein.“ Mag es noch so viele Jahrhunderte als ein kostbarer Schatz der Kirche gegolten und noch so viele gute Gedanken und Taten hervorgerufen haben: das Recht der Wahrheit verzährt nicht. Solange aber nicht besser als bisher bewiesen wird, daß dieses Evangelium eine mit dreifacher Kunst vollzogene und in der Kirche zu hohem Ansehen gebrachte Übermalung und Verkleinerung des ältesten und treuesten Bildes von Jesus ist, wird es der Gemeinde bleiben, was es bisher war. Bis dahin besteht aber auch die Forderung zu recht: Sit ut est, aut non sit.“

J. B.

**Moderne Probleme des christlichen Glaubens.** Von D. Karl Stange. Verlag von A. Deichert, Leipzig. Preis: M. 3.80; gebunden: M. 4.60.

Die Inhaltsangabe dieser Schrift bietet folgende Themata: „1. Christentum und moderne Bildung. 2. Sünde, Schuld und Sühne. 3. Die sittliche Bedeutung des Glaubens an die Person Jesu Christi. 4. Warum glauben wir an den Heiligen Geist? 5. Der eudämonistische Charakter der christlichen Ethik. 6. Der heteronome Charakter der christlichen Ethik. 7. Die Stellung der Heiden in der Heilsgeschichte. 8. Das Gericht der Gläubigen. 9. Vom Mißerfolg der Predigt. 10. Die Versuchung Jesu. 11. Jesu Beweis für die Auferweckung der Toten. 12. Theologie und Wissenschaft.“ D. Stange ist ein energischer Denker, hat aber zu viel Respekt vor Kant und Schleiermacher, was sich selbstverständlich auch in den vorliegenden Reden und Aufsätzen in verschiedener Weise geltend macht. Was das Einzelne betrifft, so weisen wir nur hin auf die falsche Ausdeutung etlicher Aussagen Luthers und unsers Bekenntnisses. Stange schreibt: „Wenn z. B. der Glaube selbst als die vor Gott geltende Gerechtigkeit bezeichnet wird, so wird damit eine wesentlich andere Vorstellung zum Ausdruck gebracht, als wenn es heißt, daß der Glaube das aneignende Organ der Gerechtigkeit sei. Denn in dem ersten Fall scheint das spezifisch Wertvolle der Akt des Glaubens zu sein, während in dem zweiten Fall dem Inhalt des Glaubens der Wert zukommt. In dem ersten Fall scheint die Gerechtigkeit, von der die Reformatoren reden, eine subjektive Qualität zu sein, während in dem andern Fall die Gerechtigkeit als etwas Gegenständliches sich darstellt, was von der subjektiven Beschaffenheit des Glaubens sich unterscheidet. Oder um es in einer kurzen Formel zusammenzufassen: indem die Gerechtigkeit, von der die Reformatoren reden, zu gleicher Zeit eine eigene (propria iustitia) und eine fremde (aliena iustitia) sein soll, wird es deutlich, daß der reformatorische Glaubensbegriff verschiedene Vorstellungsreihen miteinander kombiniert, deren innerer Zusammenhang keineswegs ohne weiteres einleuchtend ist.“ (65 f.) „Das Bekenntnis, daß Christus allein und außer ihm

kein anderer Mensch das Gesetz vollkommen zu erfüllen imstande war, dies Bekenntnis macht uns frei von allem Streben nach eigener Gerechtigkeit. Und damit werden wir frei von der Sünde, weil eben die Sünde in dem Streben nach eigener Gerechtigkeit besteht. Indem wir uns dazu bekennen, daß Christus allein die Liebe und den Gehorsam in vollkommener Weise verwirklicht hat, bekennen wir zugleich unsere Ohnmacht und Nichtigkeit, und indem wir unsere eigene Ohnmacht und Nichtigkeit bekennen, haben wir die Beschaffenheit, welche wir vor Gott haben sollen. Und in diesem Sinne hat es nun allerdings eine verständliche Bedeutung, wenn wir sagen: indem Gott den Glauben an Christus in uns wirft, macht er uns von der Sünde frei.“ (79.) „Sobald wir aber die vollkommene Gerechtigkeit Christi erkannt haben und ihn als den allein Gerechten anerkennen, dann erreichen wir mit solchem Zeugnis nicht bloß, daß auch Gott uns recht geben muß, sondern dann ist auch unser Wille so, wie Gott ihn haben will, nämlich frei von dem törichten Streben, Gott gegenüber etwas sein und etwas leisten zu wollen.“ (81.) Daß die lutherische Kirche aber die fraglichen Stellen anders versteht als Stange, geht hervor aus der Konkordienformel, S. 612, § 10 ff. Wenn unser Bekenntnis den Glauben selbst als die vor Gott geltende Gerechtigkeit bezeichnet, so gilt das nicht vom Glaubenssakt im Gegensatz zu seinem Inhalt und Objekt, sondern zu seinen Früchten. F. B.

**Das neutestamentliche Christentum auf psychologischer Grundlage**, dargestellt von D. Martin Wohlrab. Verlag von L. Ehlermann, Dresden. Preis: M. 2.40.

Der erste Teil dieser Schrift handelt von der Religion in folgenden Abschnitten: „1. Die Anfänge der Religion. 2. Die Griechen. 3. Die Römer. 4. Das Judentum. 5. Von den natürlichen Religionen zu den prophetischen. 6. Die Überlieferung. 7. Jesus Gottes Sohn. 8. Die Mission Jesu und die Apostel. 9. Die Grundlage der Lehre Jesu. 10. Christentum und Philosophie. 11. Christentum und Kunst.“ Der zweite Teil behandelt die Ethik in den Abschnitten: „1. Begriff und Einteilung der Ethik. 2. Von der Wahrnehmung zum Selbst- und Mitgefühl durch Achtsamkeit. 3. Vom Verstande zur Selbständigkeit durch Gemeininn. 4. Vom Gemüt zur Sittlichkeit durch Selbstverleugnung. 5. Vom religiösen Gefühle zur Gotteskindschaft durch Frömmigkeit. 6. Rückblide und Zusätze.“ — Die von D. Wohlrab zugrundegelegte Psychologie ist Wundts Völlerpsychologie und Ethik. Das Ergebnis seiner Untersuchung ist aber nicht, wie der Titel sagt, das „neutestamentliche“ Christentum, sondern das modern liberale „Christentum“. F. B.

**Leben und Lehre des Buddha.** Von Richard Fischel. Verlag von W. G. Teubner, Leipzig. Preis: M. 1.25.

Dies Buch zerfällt in folgende Abschnitte: „1. Einleitung. 2. Das nordöstliche Indien zur Zeit des Buddha. 3. Das Leben des Buddha. 4. Buddhas Stellung zu Staat und Kirche. 5. Buddhas Lehrweise. 6. Die Lehre des Buddha. 7. Die Gemeinde und der Kultus. 8. Literatur.“ Über den Buddhismus ist der Verfasser offenbar gut orientiert, und wer diese Religion kennen lernen will, findet hier, was er sucht. Leider hat aber der Verfasser keine richtige Vorstellung vom Wesen des Christentums. Die Folge ist darum auch, daß das, was er über die Ähnlichkeit beider Religionen sagt, nicht zutrifft. Der Buddhismus ist, wie alle andern heidnischen Religionen, eine Religion der Selbsterlösung, wovon die Gnabenreligion des Christentums das reine Gegenteil ist. Von diesem Standorte aus wäre der Verfasser zu ganz andern Urteilen gelangt. F. B.

Aus dem Verlag von Johannes Herrmann, Zwickau i. S., ist uns zugegangen:

1. „Die missourische Heidenmission in South Travancore, Indien.“ Neun Postkarten nach Originalaufnahmen. Preis: 2 Karten 5 Cts.; 9 Karten 20 Cts.  
2. D. Martin Luthers Großer Katechismus mit Luthers Bild. (15 Cts.; 10 Exemplare \$1.25.)

3. Lutherhefte (Vorboten zum Reformationsjubiläum 1917): Luthers Vorrede zum Römerbrief (No. 4). Von der Freiheit eines Christenmenschen (No. 5. 6). Vom Geheimnis der heiligen Dreieinigkeit (No. 7). Von Christi Person (No. 8).

Vom Heiligen Geist (No. 9). Von der Heiligen Schrift (No. 10). Preis jeder Nummer: 3 Cts.; 12 Expl. 30 Cts.; 100 Expl. \$2.75. — Diese vortrefflichen Schriften, die sich für Massenverbreitung sehr eignen, sind auch zu haben im Concordia Publishing House.

J. B.

Vom Verlag der Agentur des Rauhen Hauses, Hamburg, ist uns zugesandt worden:

1. „Was berühmte Männer über Jesus sagen.“ Von D. M. Hennig. (10 Pf.)
2. „Die Bibel und die Arbeit.“ Von P. Wilhelm. (10 Pf.)
3. „Jesus in der Gegenwart.“ Von A. Cordes. (10 Pf.)
4. „Der Aberglaube.“ Von Joh. Hausmann. (10 Pf.)
5. „Alle Völker suchen Gott.“ Von P. Wurm. (10 Pf.)
6. „Christentum und Kunst.“ Von P. Alberts. (10 Pf.)

C. Bertelsmanns Verlag in Gütersloh hat uns zugesandt:

1. „Was treiben die Freimaurer?“ Kurzer Wegweiser für Laien von Dietrich von Erken. (M. 1.50.) — Diese Schrift von 109 Seiten zerfällt in folgende Abschnitte: „1. Einleitung; 2. Geschichte und Wesen der Freimaurerei; 3. Die Gebräuche; 4. Kritik und Rückblick; 5. Statistische Notizen; 6. Maurerische Poesie.“

2. „Babylonien und die Deutung des Alten Testaments.“ Von D. Dr. Eduard König. (60 Pf.) Auf 84 Seiten behandelt hier König das Thema: „Was hat Babylonien beigetragen zur Deutung des Alten Testaments, 1. die formale Deutung und die Grundsätze der Auslegung und 2. den Inhalt des Alten Testaments betreffend?“ Eine vortreffliche Schrift gegen den Panbabylonismus!

3. „Die Lehre von der Taufe in der lutherischen Kirche nach ihrer biblischen Grundlage.“ Eine biblisch-theologische Untersuchung mit Rücksicht auf die modernen Auffassungen der Gegenwart von D. Dr. L. Schulze. (M. 2.40.) Diese Monographie von 200 Seiten zerfällt in folgende Abschnitte: „1. Das Taufen Johannes des Täufers. 2. Die Taufe Jesu durch Johannes den Täufer. 3. Die Lehre Jesu von der Geistestaufe. 4. Die Anweisung des Auferstandenen an seine Jünger über Predigt und Taufe in seinem Namen. 5. Die Taufpraxis der Kirche in der apostolischen Zeit. 6. Die apostolische Lehrverkündung in den Briefen des Apostels Paulus. 7. Lehraussagen in den übrigen neutestamentlichen Briefen. 8. Die Lehre der Kirche von der heiligen Taufe. 9. Neuere Ansichten. 10. Die lutherische Kirchenlehre. 11. Die Taufe als Kindertaufe.“

J. B.

Eins ist not. Predigten über die Evangelien des Kirchenjahres nebst sechs Passionspredigten über Jes. 53 von Edward L. Arndt. Druck des Northwestern Publishing House, Milwaukee, Wis.

GREEN PASTURES. Sermons on the Gospels of the Ecclesiastical Year. By Edward L. Arndt. Danish Lutheran Publishing House.

Der deutsche Band dieser Predigten bietet auf 467 Seiten 81 Predigten und der englische Band ebensoviele auf 422 Seiten. Neben den Hauptfesten und Sonntagen des Kirchenjahres sind auch berücksichtigt die Passionszeit mit 7 Predigten und mit je einer Predigt die Eröffnung der Gemeindefeule, Missionsfest, Entsestfest, Reformationsfest und Danfsagungstag. Soweit wir diese Predigten gelesen haben, sind sie gesund in der Lehre, klar in der Darstellung und erbaulich für die Gemeinde. Zu beziehen sind beide Bücher vom Verfasser, 1230 St. Anthony Ave., St. Paul, Minn.

J. B.

LIFE OF LUTHER. By Julius Koestlin. With illustrations from authentic sources. Translated from the German. Charles Scribner's Sons, New York. Preis: 90 Cts. und 10 Cts. Porto.

Koestlins „Leben Luthers“, das zuerst 1881 erschien, gehört trotz mancher Schwächen der Darstellung und Beurteilung immer noch zu den besten ausführlicheren Lutherbiographien, die in Deutschland erschienen sind. Die vorliegende englische Übersetzung des Koestlinschen Wertes liest sich fließend, und Charles Scribner's Sons verdienen den Dank der lutherischen Kirche, daß sie dieses Buch dem amerikanischen Publikum zugänglich gemacht haben. Und wenn man be-



denkt, daß diese Schrift 587 Seiten umfaßt und nicht weniger als 58 Abbildungen bringt, so wird man zugeben, daß sie zugleich auch die billigste Lutherbiographie im Markte ist. Insonderheit gebildete Amerikaner, denen Luther zum großen Teil noch eine unbekannte Größe ist, sollte man auf dies Werk aufmerksam machen.

J. B.

**THEOLOGICAL ENCYCLOPAEDIA AND METHODOLOGY.** By *R. F. Weidner*, D. D., LL. D. Vols. I and II. Wartburg Publishing House, Chicago. Preis: \$3.00.

Dieses Werk von 318 und 306 Seiten zerfällt in folgende Hauptabschnitte: „1. Einleitung; 2. Allgemeine theologische Enzyklopädie; 3. Exegetische Theologie; 4. Historische Theologie; 5. Systematische Theologie; 6. Praktische Theologie.“ Gehalten hat sich der Verfasser vornehmlich an das berühmte Buch Hagenbachs, dem er auch in der Methode folgt. Ausgiebig benutzt worden sind außerdem die Enzyklopädien von Rabinger, Schaff, Gave und Heinrich und andere Werke, z. B. D. Krauths „Manuscript Lectures“, Cellériers „Biblical Hermeneutics“. Jedenfalls hat der Verfasser ein großes, interessantes Material in seine beiden Bände zusammengedrängt. Die Literaturangaben jedoch beschränken sich wesentlich auf englische Werke aus nichtlutherischen Kreisen und englische Übersetzungen modern lutherischer Werke. Die alte Literatur der lutherischen Kirche seit der Reformation tritt in den Hintergrund. In dem Abschnitt über Dogmatik begnügt sich z. B. der Verfasser mit der bloßen Angabe der Namen: Luther, Melancthon, Chemnitz, Agidius Hunnius, Gutter, Gerhard, Calovius, Quenstedt und Hollaz, ohne weitere Berücksichtigung ihrer Schriften unter der Literatur. Moderne, zum großen Teil nichtlutherische Schriften werden dadurch ungebührlich in den Vordergrund geschoben. Der Hauptfehler des Buches aber besteht darin, daß Weidner nicht den altlutherischen Standpunkt in der Frage: „Was ist eigentlich Theologie?“ einnimmt und durchführt, und demzufolge es auch gänzlich an der entsprechenden Beurteilung und durchaus nötigen Kritik der angegebenen Schriften, z. B. der dogmatischen Werke Franks und Luthardts, fehlen läßt. Statt überall lutherische Erkenntnis zu fördern, wird darum Weidners Buch, insonderheit auf Anfänger, vielfach verwirrend und irreführend wirken. Auch sonst haben wir uns genötigt gesehen, bei manchen Lehrausführungen Fragezeichen an den Rand zu setzen, z. B. S. 252, wo ohne weitere Bemerkungen zu lesen steht: „Mechanical inspiration. This view has also been known as the Dictation theory, as if man was merely a mechanical instrument, and all things in the Bible were suggested by the Holy Spirit to the sacred writers in the very act of writing, and were dictated as if unto a pen, in a certain definite mode and order. (View of the older Dogmaticians.)“ Daß aber D. Weidner doch besser steht, als diese Bemerkung vermuten läßt, geht hervor aus folgenden Aussprüchen desselben: „As for ourselves, we believe in the authenticity and inspiration of all the books which the Protestant churches receive as canonical.“ „The sacred writings are inspired, and their inspiration is plenary. The Bible as a whole is the Word of God, so that in every part of Scripture there is both infallible truth and divine authority.“ (I, 251.) „We, however, hold the doctrine of plenary inspiration, and believe that all the facts of Scripture are consistent with it. The divine and the human, employed in its composition, are so combined as to produce one undivided and indivisible result.“ (I, 257.) „We hold the doctrine of plenary inspiration, and believe that all the facts of Scripture are consistent with it.“ „But there is absolutely nothing in the Bible which is not inspired.“ „The sacred writers were so guided and influenced by the Holy Spirit that they have been preserved from every error of fact and of doctrine.“ „The Bible is the Word of God, and not simply contains the Word of God.“ (I, 265.)

J. B.

**THE GERMAN LITERARY BOARD, BURLINGTON, IOWA,** hat uns zugesandt:

1. „Are We Justified in Distinguishing an Altered and an Unaltered Augustana as the Confession of the Lutheran Church?“ By *J. L. Neve*, D. D. (25 Cts.)

2. „The Formulation of the General Synod's Confessional Basis.“ By *J. L. Neve*, D. D. (20 Cts.)

## Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

### I. Amerika.

„Die Buffaloeer Lehre von der Kirche bestätigt.“ Unter dieser Überschrift bringt die „Wachende Kirche“ vom 15. März folgenden Artikel: „In dem letzten Synodalbericht der Synodalkonferenz erscheinen die Urtheile der Prüfungskommissionen, deren Aufgabe es ist, die im Laufe des Jahres innerhalb der Synodalkonferenz erscheinenden Synodalberichte zu prüfen und zu bezeugen, daß alles, was in diesen Berichten steht, dem Worte Gottes gemäß sei. In bezug auf den Bericht der zwölften Delegatensynode der Missouriynode aber lautet das Urtheil der betreffenden, aus zwei Wisconsiner Pastoren bestehenden Kommission, wie folgt: Im allgemeinen finden sie (die Unterzeichneten), daß in diesem Bericht dem Worte Gottes gemäß geredet wird. Sie müssen aber auf einen Ausspruch hinweisen, der auf Seite 17 zu finden ist: ‚Die ganze Christenheit auf Erden ist in bezug auf die Gnadenlehre ‚missourisch‘ gefinnt.‘ Dieser Satz erscheint ihnen mindestens mißverständlich, da er an die alte, vielbekämpfte Buffalolehre von der Kirche erinnert. Die Synodalkonferenz nimmt diese Kritik nicht an. Ihre Antwort lautet: ‚Die Versammlung konnte die in diesem Bericht gemachte Ausstellung nicht als begründet erkennen und beschloß, nur die Worte anzunehmen: ‚daß in diesem Berichte dem Worte Gottes gemäß geredet wird.‘ Die ‚alte, vielbekämpfte Buffalolehre‘, auf welche hier Bezug genommen wird, ist die, daß die lutherische Kirche, als die Kirche des reinen Wortes und Sakraments, die wahre Kirche Gottes auf Erden sei. Doch erstreckt sich dieselbe nicht nur so weit, wie der Name ‚lutherisch‘, sondern soweit der rechte Glaube und das reine Bekenntnis desselben reicht. Auch die in falschglaubigen Kirchengemeinschaften durch Gottes wunderbare Gnade etwa sich befindenden Gläubigen sind als solche zu betrachten, die im Grunde des Herzens die rechte Erkenntnis der Wahrheit haben (und da kommt selbstverständlich in erster Linie die ‚Gnadenlehre‘, bzw. die Rechtfertigungslehre in Betracht), also lutherisch gefinnt sind und die vermöge dieser rechten Glaubenserkenntnis, wenn auch nicht der äußeren Verbindung, so doch dem inneren Recht nach Glieder der wahren lutherischen Kirche sind. Und in diesem Sinne ist die ganze Christenheit auf Erden lutherisch. Diese Lehre der Buffaloesynode ist nun allerdings von Missouri stets bekämpft worden; doch, wie schon so oft gezeigt worden ist, kommt auch Missouri zuletzt immer selbst auf diese Anschauungs- und Ausdrucksweise hinaus. Das haben auch die Pastoren jener Prüfungskommission wieder in dem in Frage stehenden Satze erkannt. Derselbe erinnerte sie an die Buffalolehre. Er erschien ihnen mindestens mißverständlich; er erschien ihnen aber augenscheinlich als noch mehr: sie erkannten darin das Buffaloesche Prinzip. Und so ist es auch, nur daß der obige Satz noch um einige Linien über die alte Buffalolehre hinausgeht, indem er sich nicht begnügt, die ganze Christenheit auf Erden in der Gnadenlehre lutherisch sein zu lassen, sondern sie ganz speziell ‚missourisch‘ sein läßt. Nach unserm Dafürhalten hatte jene Prüfungskommission von ihrem Standpunkte aus mit ihrer Kritik des missourischen Satzes ganz recht; denn dieser Satz paßt in das missourische System der Lehre von der Kirche nicht hinein, ist aber, abgesehen von der Identifizierung der Begriffe ‚lutherisch‘ und ‚missourisch‘, ein im Prinzip Buffaloescher Satz. Da

nun die Missouriynode die Kritik abweist und dagegen feierlich bezeugt, daß das in dem betreffenden Satze Gesagte ‚dem Worte Gottes gemäß‘ sei, so ist mithin durch diese Erklärung die ‚alte vielbelämpfte Buffalolehre von der Kirche‘ de facto bestätigt und dem Worte Gottes gemäß erklärt.“ — Missouri hat je und je gelehrt: Wer ein Christ ist, ist es nur dadurch, daß er mit uns und jedem wahren Lutheraner glaubt: Vor Gott gerecht und selig werde ich nicht durch eigene Werke, sondern allein aus Gnaden, um Christi willen. Dasselbe besagt auch der von der „W. K.“ angeführte missourische Satz. Und hätten die Buffaloeer mit ihrer Lehre von der Kirche nur dies behauptet, so wäre gewiß kein Anlaß zur Polemik wider sie vorhanden gewesen. Tatsache ist aber, daß die Buffaloesche Lehre sich mit obiger Wahrheit weder deckt noch verträgt. Im zweiten Buffaloeschen Synodalbrief vom Jahre 1847 steht zu lesen: „Wenn wir also sagen, daß außer der lutherischen Kirche niemand selig werden könne, so ist die Meinung, daß der Mensch ein lebendiges Gliedmaß solcher rechthgläubigen Sammlung sein müsse, daher er denn auch schuldig ist, alle falschglaubige und rottische Versammlungen zu fliehen.“ (S. 24.) Der dritte Synodalbrief vom Jahre 1850 sagt: Die eine heilige christliche Kirche ist „die sichtbare Versammlung der Gläubigen, bei denen das Wort Gottes rein gepredigt und die heiligen Sakramente nach Christi Einsetzung verwaltet werden“. (S. 17.) In demselben Synodalbrief lesen wir: „Endlich kommen sie“ (die Missourier) „bei dem 7. und 8. Satze so weit, daß sie sagen, es gebe auch in irrgläubigen und kezerischen Gemeinen Kinder Gottes; sie behaupten, daß auch da, wo Gottes Wort und Sakramente nicht ganz rein wären, eine heilige Kirche der Auserwählten sich sammle, wenn das Wort und Sakrament nur nicht gar verleugnet würden, sondern wesentlich bleiben. Hier ist offenbar, daß sie auch irrgläubige und kezerische Gemeinen, wo unreine Lehre und Sakramente sind, als den Haufen der Berufenen ansehen, worin Kinder Gottes zu suchen seien. Also einen Haufen verführter Menschen und Kezer halten sie für einen Haufen der Berufenen, wo Kinder Gottes in sind“ zc. (S. 196.) Ferner in demselben Synodalbrief: „Nachdem diese missourische Synode behauptet hat, daß auch in irrgläubigen und kezerischen Gemeinen Gottes Kinder seien, und daß auch da, wo Gottes Wort nicht ganz rein gepredigt werde, sich eine Kirche der Auserwählten sammle, so sagt sie im 9. Satz, nur die Gemeinschaft mit der unsichtbaren Kirche sei zur Seligkeit unbedingt notwendig, machen es aber heuchlerisch zur Pflicht, die Gemeinschaft mit irrgläubigen Setzen und Gemeinden zu meiden. Diese Ermahnung ist Heuchelei; denn wenn die Gemeinschaft mit der unsichtbaren Kirche allein selig macht, was bedarf's dann, daß man von der Setze ausgeht? St. Paulus hat's besser getroffen als diese leichtfertigen Herren; denn der sagt Röm. 10, daß man dann erst selig wird, wenn man aus dem Glauben auch mit dem Munde bekennt, also zur sichtbaren wahren Kirche sich begibt.“ (S. 20.) Der fünfte Synodalbrief vom Jahre 1856 sagt, daß unter der einen heiligen Kirche Gottes „nicht zerstreute Gläubige und Heilige zu verstehen sind, sondern Versammlungen am Wort und Sakrament“, und „daß diese kirchlichen Versammlungen solche sind, wo Wort und Sakrament rein geben im Predigtamt“. (S. 9.) Solche und ähnliche Ausjagen Grabaus, von denen keine identisch ist mit dem von der „W. K.“ angeführten Satz über die „missourische“ Gesinnung der ganzen Christenheit auf Erden in bezug auf die Gnadenlehre, waren es, die unsere Väter nicht gelten lassen konnten als richtige Bestim-

mungen des Wesens der Kirche und nicht gelten lassen konnten gerade auch im Interesse der Wahrheit, daß allein der Glaube selig macht, und daß dieser Glaube, durch den allein jeder selig wird, der überhaupt selig wird, kein anderer ist als der, den die lutherische Kirche lehrt und den, Gott Lob, auch wir lehren, nämlich der Glaube, der allein auf Gnade baut. Denn fügt man zu diesem Glauben, der sich allein auf Gottes Gnade und Christi Verdienst verläßt, noch irgendetwas anderes (die Liebe, die Werke, das Bekenntnis zu den lutherischen Symbolen oder die Zugehörigkeit zu einer sichtbaren, rechtgläubigen Gemeinde) hinzu als notwendig zur Seligkeit und somit auch als unbedingt notwendig zur Zugehörigkeit zur unsichtbaren Kirche, so wird damit der von unserm Bekenntnis verworfene Satz: „Bona opera necessaria esse ad salutem“, restituirt und die Rechtfertigung allein durch den Glauben zerstört. Auch der Artikel in der „W. A.“ ist nicht frei von dem alten Busslosigen Irrtum. Nach demselben ist nämlich die lutherische Kirche identisch mit der ganzen wahren Kirche Gottes auf Erden, und zu derselben gehören auch alle etwaigen Gläubigen in den Sektenskirchen, und doch erstreckt sie sich, zwar weiter als der Name „lutherisch“, aber doch nicht weiter, als das „reine Bekenntnis“ des Glaubens reicht. Wo bleiben dann aber, von andern Erwägungen hier ganz abgesehen, die Kinder Gottes, die zwar den seligmachenden Glauben, der allein auf Gnade baut, haben, das reine Bekenntnis der lutherischen Kirche in allen Artikeln der Lehre aber noch nicht mitbekennen? Gibt es doch selbst in der lutherischen Kirche viele Kinder Gottes, die gerade auch mit Bezug auf die Gnadenlehre zwar im innersten Herzen das „Allein aus Gnaden“ festhalten und es doch mit ihren Lippen nicht rein bekennen. Wie eben bei Heuchlern das Bekenntnis der Lippen oft viel reiner ist als die innerste Gesinnung des Herzens, so ist umgekehrt bei vielen wahren Christen die Gesinnung des Herzens reiner als das Bekenntnis ihres Mundes. Die Berufung der „W. A.“ auf den angeführten missourischen Satz ist ein Griff nach einem Strohhalme, der nicht retten kann.

J. B.

„Der Deutsche Lutheraner“ des Generalkonzils schreibt über die Gemeindefschulen: „Die katholische Kirche besitzt hierzulande überall gorbartige Schulhäuser, die von Tausenden von Kindern besucht werden. In der lutherischen Kirche dagegen sieht es namentlich hier im Osten mit der christlichen Schule immer noch recht traurig aus, und das ist beschämend für uns; denn die christliche Gemeindefschule ist und bleibt ein Hauptmittel der christlichen Erziehung, auf das wir unter keinen Umständen verzichten können, wenn uns das Wohl unserer Kirche am Herzen liegt. Wir treiben Mission, und das ist gewiß eine hochnötige Sache. Wir suchen die Zerstreuten zu sammeln, die Verlorenen zu gewinnen, die Verirrten auf den rechten Weg zu leiten, und das ist gut und heilsam. Aber die allererste und allernotwendigste Aufgabe ist doch die Sorge für unsere Kinder. Wollen wir unsere Kirche recht bauen, so müssen wir vor allem den Grund legen, wir müssen tief graben und nicht von oben, sondern von unten anfangen, mit andern Worten: wir müssen christliche Schulen haben, in denen unsere heranwachsenden Kinder in Gottes Wort und Luthers Lehre unterrichtet und fest gegründet werden. Das ist es, was uns fehlt und was uns tut.“

Probepredigten in der Generalsynode. Die *Lutheran World* schreibt: „It is deplorable that at times we must hear of perhaps a half dozen candidates for one particular pulpit, each one pressed by friends for the place.“

Commonly this unseemly spectacle ends in divisions among the people, who must decide on the respective merits of the rival claimants. It certainly lowers the popular estimate, or what ought to be the popular estimate, of the sacred ministry, and inflates congregations with a sense of their own importance, which holds out slight prospect of comfort to pastors placed in charge of them."

**The Sunday School Times** schreibt über *salvation by character*: "Two kinds of salvation are proposed to us to-day: salvation by character and salvation to character. The former is the old legal salvation by works. The latter is the Christian salvation by grace. The alternative is as old as the Gospel. According to Paul it is as old as Abraham, as old indeed as Cain and Abel. In one view we achieve salvation; in the other we receive it. According to the former, we earn it. According to the latter, it is a gift to us."

**Im Century Magazine** hat McGiffert über Luther eine Reihe von Artikeln veröffentlicht. In dem Abschnitt über den Ablasshandel sagt er: "Clear-eyed and intolerant of all sophistry, Luther hated it with a growing hatred; and the pretended piety of the whole transaction incensed him only the more. Religion was to him the most sacred of all affairs. For its sake he had long ago broken with his father and abandoned a career of great worldly promise, and in his religious life he had passed through the most agonizing and exalted experiences possible to a human soul. To make it a matter of buying and selling, to offer divine grace for gold, and to attempt to purchase the forgiveness and favor of God — all this was to befoul the holiest of all relationships; and, like the prophets of old, his pious soul waxed hot within him."

**Bischof Vincent**, der die Gemeindeschule schlechthin als unamerikanisch beurteilt hatte, sagt dem *Lutheran* zufolge in einem Briefe: "I never thought of the Lutherans when I penned that sentence in my *Autobiographical Notes about Parochial Schools*. That was a reference to the Roman Catholics. I did not know that Lutherans supported parochial schools. If I can't change their mind, I must modify my statements. I love the Lutherans. My mother was baptized and confirmed in old St. John's Lutheran Church in Philadelphia. Your kind and courteous letter warms my heart, and leads me to resolve to be a bit more careful when I write about 'Parochial Schools.' I am an intense Protestant, with centuries of Huguenotic blood in my veins. How carefully we should handle the pen in our days!" Mit Bezug auf papistische Schulen trifft Vincents Urteil insofern zu, als dort allerdings die Freiheit unsers Landes untergraben wird und auch, was das Bürgerliche betrifft, nicht Amerikaner, sondern Papstknechte erzogen werden, die die Ämter des Staates begehren, um sie im Interesse der Papstkirche auszubeuten. F. B.

„**Prof. Garner**, der Erfinder der Affensprache, hält es für nötig, noch einmal von sich reden zu machen. Bekanntlich hat er seinerzeit mit dem Phonographen die Affen belauscht und dabei sehr wunderliche Entdeckungen gemacht, die nur das Üble an sich hatten, daß sie kaum jemand ernst nahm. Jetzt hat er eine fünfjährige Studienreise nach Innerafrika beendet und bringt sechs Affen mit (Schimpansen), denen er das 'Sprechen' beigebracht hat. 'Diesmal', schreibt Garner, 'ist es mir wirklich gelungen, einigen

Affen einige englische Wörter beizubringen, die sie äußern, wenn man ihnen bestimmte Gegenstände vorlegt. Wenn ich meinem besten Schüler einen roten Ball vorlege, erkennt er ihn mit den Worten "redball" (in einem Worte gesprochen) als solchen an. Ich behaupte natürlich nicht, daß irgend- ein Affe ein zusammenhängendes Gespräch führen kann (dafür hat er nicht genug Gehirn); aber ich behaupte, daß einige meiner Affen zusammen- hängende englische Sätze sprechen können.' Die Affen, so erklärt Garner weiter, sind allerdings etwas unzuverlässig, und einer, der eigentlich eine ganze Seite aus dem Wörterbuche beherrscht, beschränkt sich vielleicht tage- lang darauf, nur eine einzige Silbe zu äußern. Diesmal will Garner fünf Jahre lang am östlichen Ufer des Fernan-Vaz-Sees in einem Käfig zuge- bracht haben, wo außer einem Negerjungen zur Aufwartung Affen seine einzige Gesellschaft bildeten. Nach seinen eigenen Angaben hat er die Affen von frühester Kindheit an nach der 'Kindergartenmethode' erzogen. Er gab den Affen bunte Holzklöße zum Spielen, zeigte ihnen, wie man Pyramiden daraus baut, und brachte ihnen dabei einige Farbzeichnungen und das englische Wort 'block' bei, wie er überhaupt mit einfilbigen Wörtern begann." Auch Prof. Witmer in Philadelphia hat einen Schimpansen, der die Worte Mama und Dada sprechen soll. Und dies elende Affenspiel gibt sich als Wissenschaft! „Glauben und Wissen“ bemerkt: „Was diese Amerikaner von ihren Affen behaupten, geht natürlich durchaus nicht über das hinaus, was wir schon von vielen andern Tieren, Hund, Pferd, u., wissen.“  
F. B.

## II. Ausland.

**Zustände in den lutherischen Landeskirchen.** Th. Raftan sagt in einem Artikel in der „A. E. L. R.“, in dem er lebhaft eintritt für die Anerkennung der Vereinslutheraner in Preußen: „Man richte nur den Blick auf die unter uns bestehenden sogenannten rein lutherischen Kirchen! In ihnen allen findet sich Unlutherisches en masse. Man tröstet sich demgegenüber mit der doctrina publica. Nun ja, ich verkenne nicht den Wert, der in dieser doctrina publica steckt. Aber ich frage weiter: Wie steht es mit dieser doctrina publica selbst? Vielleicht in der Richtung ganz gut, daß da, wo sie besteht, die Ordnungen der Kirchen, sonderlich die agendarischen, von ihr bestimmt sind; aber auch die Lehre allenthalben und in allen Stücken? Gewiß gibt es hier zwischen den einzelnen Kirchen große Unterschiede. Trotzdem sage ich: ich bitte, mir die lutherische Landeskirche in Deutschland zu nennen, in der nichts Unlutherisches in der Verkündigung vorkommt, und zwar nicht ohne daß das Regiment es, genau genommen, weiß. So ist es tatsächlich bestellt, und darauf weise ich hier hin, um begreiflich zu machen, daß wir, die wir in diesen Verhältnissen stehen, uns nicht entschließen können, das Verhalten unserer lutherischen Brüder in der Union so zu beurteilen, wie die Altlutheraner das tun.“ Was hier Raftan, der wahrlich nicht ins Schwarze gemalt hat, geltend macht, daß kein wesentlicher Unter- schied vorhanden sei zwischen den Zuständen in der preussischen Union und in den lutherischen Landeskirchen, hat „Lehre und Wehre“ schon seit Dezen- nien nachgewiesen. Wie lange hat es doch gedauert, bis die Führer der lutherischen Landeskirchen zu dieser Einsicht gelangt sind! Und wie lange wird es noch währen, bis auch die Breslauer und andere, die noch treue Lutheraner sein wollen, zu derselben Überzeugung gelangen? Und werden

sie überhaupt je dahin kommen, aus dieser Tatsache nun auch die allein schriftgemäße Folge zu ziehen, daß Christen in solchen Landeskirchen nicht mehr mit gutem Gewissen bleiben können? F. B.

Gegen das Staatskirchentum läßt sich Wilhelm von Bolenz in seinem Buch, „Das Land der Zukunft“, also vernehmen: „Daß unsere Kirche oft den Eindruck macht, als vegetiere sie nur, liegt eben daran, daß sie mit schweren Ketten an weltliche Mächte gebunden ist; sie bietet auf diese Weise auch ihren Gegnern eine viel zu breite Angriffsfläche dar. Zwar schützt sie der Staat in ihrem äußeren Bestande, er verteidigt ihre Diener gegen Raub und Vergewaltigung; aber kann er sie gegen die viel feineren Angriffe schützen, die fortgesetzt auf ihren edelsten unsichtbaren Kern gerichtet werden? Wo der Staat diesen Schutz anstrebt, wird er nur Unheil anstiften. Die Kirche, wenn sie allein stände, würde sich ihrer Feinde wahrscheinlich besser erwehren können. Sie würde geistige Angriffe mutig mit geistigen Waffen bekämpfen.“ Unser caeterum censeo lautet: In den Staatskirchen, wie sie heute tatsächlich sind, können Christen gewissenshalber nicht bleiben, weil sie in denselben gezwungen werden, dem klaren Worte Gottes zuwider mit Ungläubigen und Falschgläubigen brüderliche Gemeinschaft zu pflegen. F. B.

Mit Bezug auf das Irrlehrengesetz und die preußische Oberkirchenbehörde schreibt der „Reichsbote“, das „Organ der besten Freunde der preußischen Staatskirche“: „Viele unter den Bekenntnistreuen im Lande hatten große Hoffnungen auf das neue Irrlehrengesetz gesetzt. Man glaubte, nun werde man ernstlich gegen grundstürzende Irrlehren vorgehen. Als ob der Evangelische Oberkirchenrat nicht schon vorher zum Vorgehen Handhaben genug gehabt hätte! Die Hoffnungen sind bereits stark gesunken. Mit unglaublicher Langsamkeit ist zunächst nach vielen Monaten das Spruchkollegium endlich gebildet worden. In Wirksamkeit ist es überhaupt noch nicht getreten. Man hat nicht gehört, daß von den obengenannten eklatanten Brüstierungen des Christenglaubens durch landeskirchliche Pfarrer auch nur eine vom Evangelischen Kirchenrat dem Spruchkollegium vorgelegt wäre. Oder wartet man darauf, daß einzelne Gemeindeglieder Anklage erheben sollen? Die Behandlungen der früheren Anklagen durch den Evangelischen Oberkirchenrat und zuletzt noch der Beschwerde aus Solingen lassen kaum irgendeinen Erfolg erhoffen. Dort in Solingen ist auf Grund von § 1 der rheinisch-westfälischen Kirchenordnung Einspruch erhoben gegen die mit Hilfe der Sozialdemokratie gemachte Wahl von Presbytern, welche offen und ausdrücklich die Bekenntnisgrundlage unserer Kirche verneinen. Das königliche Konsistorium der Rheinprovinz hat — sicherlich im Einverständnis mit dem Evangelischen Oberkirchenrat — diese Bekenntnisgrundlage unter Angabe nichtssagender Gründe beiseite gesetzt und sich hinter den Buchstaben von § 1 verschanzte, der doch selbstverständlich seine Auslegung durch § 1 empfängt. Man hat die Gläubigen wieder im Stich gelassen und die Gemeinde Solingen Sozialdemokraten und andern radikalen Geistern überlassen. So wird auch den antichristlichen Pfarrern kein Haar gekrümmt werden. Sie dürfen ruhig weiter die Gemeinden zerreißen und die Seelen irreführen. Auch bei Beschwerden wird's, wie vor dem, nur Worte und sanfte Mahnungen geben, die einfach unbeachtet bleiben. Was soll man aber dazu sagen, wenn der Hirte, dem die Herde anvertraut ist, den Wolf fürchtet und ihn mit zarten Mahnungen bedenkt: Lieber Wolf, mach's doch

nicht so dreist und am hellen Tage! Wenn du's heimlich tust, nun ja, man muß dir schon etwas zugute halten. Es ist ja deine Gewissensüberzeugung, daß du die Schafe zerreißen darfst. Wir wollen deine Überzeugung achten. Aber tue es doch nicht so am hellen, lichten Tage, daß die ganze Herde schreit und wir Verlegenheiten bekommen! Oder tun wir unserer obersten Kirchenbehörde unrecht? Ist sie selbst gebunden durch die Abhängigkeit unserer Kirche vom Staat und kann nicht, wie sie will? Wenn der Staat durch die infolge der letzten Pfarrgehaltserhöhungen noch stärker gewordene goldene Kette die Kirche ganz fesselt und zu einem gefügigen Werkzeug feiner schwankenden Politik macht, können die Mitglieder des Kirchenregiments nicht wenigstens dagegen den Mund aufstun? Aber D. Raftan, selbst Mitglied des Evangelischen Oberkirchenrates, hat ja seine innerste Stellung zum Irrlehregesetz verraten, als er es dahin auslegte, daß dem idealen Prinzip der reinen Lehre als gleichberechtigt das andere ideale Prinzip zur Seite trete, den Bestand der Landeskirche zu wahren, und als das Geheimnis oberkirchenrätlicher Politik denjenigen Weg gepriesen, welcher die durch das Parallelogramm dieser Kräfte vorgeschriebene Richtung einhält. Dazu kommt die Verufung Harnads als stellvertretenden Mitglieds des Spruchkollegiums. Der Mann soll also mit Richter in Verhandlungen gegen Irrlehre sein, den man selbst den Vater und Wegbereiter der negativen Theologie in unserer Kirche nennen kann. So viel ist gewiß: Wenn schon während der Beratung des Irrlehregesetzes, als die schier hypnotisierte Generalsynode durch einmütige Annahme desselben dem Oberkirchenrat eine nach allem, was vorangegangen war, geradezu unverständliche Vertrauensfundgebung bewilligte, viele im Lande mit tiefem Mißtrauen saßen, wie der Oberkirchenrat die entscheidende Macht über das Verfahren bei Irrlehre voll und ganz für sich behielt, so ist ihnen jetzt bald der letzte Rest von Vertrauen genommen, daß es der kirchlichen Behörde ernst damit ist, die Herde Christi zu schützen. Denn was heißt D. Raftans Wort, mit der Ernennung Harnads zusammengehalten? Die irdische Schale, die Landeskirche, hat denselben Wert wie der Schatz, den sie birgt, Christi Wort und seine gläubige Gemeinde. In die Wirklichkeit umgesetzt aber bedeutet das: Man gebe den Schatz immerhin preis, wenn nur die Schale erhalten bleibt; es lebe die Landeskirche, wenn auch der Glaube darüber zugrunde geht! Hierzu bemerkt die „E. L. Z.“: „Aber welches Heilmittel empfiehlt nun der Reichsbote? Etwa im Vertrauen auf Gott, seinem Wort gehorsam, die goldenen Ketten des Staates abzuschütteln, aus der verbotenen Staatskirche auszutreten und Freikirchen zu bilden? Nein, nur das nicht, sondern Bund! Bund! Organisation!“

J. B.

„Allgemeiner Positiver Verband.“ Das ist der offizielle Name einer neuen panpositiven Vereinigung in Deutschland. Die „E. L. Z.“ schreibt: „Am 3. Januar trat in Eisenach ein freier Verband positiver-christlicher Organisationen des evangelischen Deutschlands' ins Leben, zu dessen Gründung akademische und praktische Theologen aus allen Gegenden des Reiches herbeigekommen waren. Die Versammlung war von Mitgliedern fast aller positiven Vereinigungen besucht.“ „Die Einmütigkeit in der Hauptsache war groß; die Freude am Zustandekommen des Ganzen überwand leicht alle Hindernisse.“ „Man kann ohne weiteres voraussagen: wenn dieser Geist in dem großen Verbande zum herrschenden wird, dann wird der Verband eine Macht in deutschen Landen werden.“ „Prof. D. Grünmacher betonte



in seinem einleitenden Referat, daß auch jeder Schein vermieden werden solle, als ob bei dem Zusammenschluß irgendeine Organisation ihre Besonderheit aufgeben oder nivellieren lassen solle; es handle sich vielmehr um ein Schutz- und Trutzbündnis gegen die gemeinsame Gefahr.“ „Die Statutenberatung ging glatt vor sich. Wir heben folgende Paragraphen hervor: § 1. Die unterzeichneten und später beitretenden Organisationen schließen sich zu einem freien Verbands zu gemeinsamer Arbeit und gemeinsamer Abwehr unter völliger Wahrung ihrer Selbständigkeit zusammen. (Allgemeiner positiver Verband, A. P. V.) § 2. Zu diesem Zwecke wird ein geschäftsführender Ausschuß gebildet, in welchen die angeschlossenen Organisationen je ihrer Stärke und Bedeutung entsprechend einen oder mehrere Vertreter zu wählen haben. § 3. Der Ausschuß wählt aus seiner Mitte einen Vorstand, bestehend aus dem Vorsitzenden, dessen Stellvertreter, einem Schriftführer, einem Rechner und drei Beisitzern, auf drei Jahre, erstmals für die Jahre 1911, 1912 und 1913, und gibt sich selbst die Geschäftsordnung. § 4. Die Aufgaben des geschäftsführenden Ausschusses bestehen zunächst darin, als Vermittler zwischen den angeschlossenen Organisationen zu dienen, die Stellungnahme zu Fragen und Nöten der Kirche und des kirchlichen Lebens anzuregen und Maßnahmen in die Wege zu leiten, durch welche den einzelnen Organisationen, die sich einem Angriffe oder Stampf ausgesetzt sehen, durch Wertverwertung aller zur Verfügung stehenden Kräfte geholfen werden kann. § 5. In dringenden Fällen ist der Vorstand nach einmütiger Zustimmung des Ausschusses berechtigt, in der Öffentlichkeit selbständig aufzutreten. § 6. Im möglichsten Anschluß an schon bestehende Arbeitsgemeinschaften werden ständige Kommissionen gebildet und deren Mitglieder auf drei Jahre, zunächst für die Jahre 1911, 1912 und 1913, vom Ausschuß gewählt. Als ständige Kommissionen werden zunächst gebildet solche für Schulwesen, Presse, Vortragswesen und akademisch-theologische Fragen. § 7. Zunächst für das laufende Jahr können auch Angehörige solcher kirchlich positiven Organisationen, welche dem Verbands noch nicht angeschlossen sind, in den Ausschuß und die Kommissionen aufgenommen werden. Dierauf wurde ein provisorischer Ausschuß von 35 Mitgliedern gewählt und der aus sieben Gliedern bestehende provisorische Vorstand. Vorsitzender ist Pfarrer Bernbeck, stellvertretender Vorsitzender Dr. Freiherr von La Roche, Rechner P. Dieterich-Berlin, Schriftführer Prof. D. Grüßmacher; Beisitzer sind Pfarrer Laible-Leipzig, P. Müller-Godesberg, Superintendent D. Wegel-Neumark. Sämtliche Wahlen geschahen einstimmig. Es erfolgten dann die Referate über die zu bildenden Arbeitsausschüsse; für die Presse referierten der Herausgeber der „Reformation“ Bunte und der Schriftleiter der „Allg. Ev.-Luth. Kirchenzeitung“ Laible; für das Schulwesen Rektor Adams; für das Vortragswesen D. Grüßmacher; für akademisch-theologische Fragen D. Althaus. Als bald wurden auch die entsprechenden Ausschüsse gebildet, die an demselben Tage zu ihren ersten Beratungen zusammentraten. Mit Gebet und Gesang wurde die Tagung geschlossen.“ Der große panliberale Berliner Weltkongreß für freies Christentum hat den Anstoß zur Bildung dieser allpositiven Liga in Deutschland gegeben. Und daß ihr Ziel nur Bekämpfung des Unglaubens in der größten Form sein kann, geht schon daraus hervor, daß auch dieser Liga viele Theologen angehören, die den gemäßigten Liberalen fast gleichen wie ein Ei dem andern. Das Organ des „Lutherischen Bundes“ urteilt: „Wenn der von

Prof. D. Grützmacher betonte Grundsatz streng festgehalten wird, daß es sich dabei nur „um ein Schutz- und Trugbündnis gegen die gemeinsame Gefahr“ handele, und „auch jeder Schein vermieden werden soll, als ob bei dem Zusammenschluß irgendeine Organisation ihre Besonderheit aufgeben oder niellieren lassen solle“, so mag man diese neue Liga, die praktische Vorteile verspricht, als ein Lebenszeichen begrüßen und ihr guten Erfolg wünschen. Aber viel versprechen wir uns nicht davon. „Organisationen“, das heißt hier Vereine und Konferenzen, sind ein unzulängliches Surrogat für die Kirche. Solange die „Positiven“ sich nicht ermannen, für die Kirche, diese von Gott selbst ins Leben gerufene Organisation der neuen Menschheit in Christo, einzutreten und ihr die Bekenntnisfreiheit und „einheit nach Kräften wieder zu erkämpfen mit Wort und Tat, werden alle solche Zusammenschlüsse keine praktischen Resultate erzielen, weil sie aufs Ungewisse laufen und in die Luft streichen. Schade übrigens, daß diese Liga nicht vier oder fünf Jahre früher zustande gekommen ist; vielleicht hätte dann die Leiterin der Allg. Ev.-Luth. Konferenz nicht für nötig gehalten, um den Preis einer auch unierte Organisation mit umspannenden Weitschaft den kirchlichen Charakter und Beruf daranzugeben.“ Ohne groben Unionismus und vielfache Verleugnung der Wahrheit wird aber auch ein Zusammenarbeiten, wie es dieser Verband aller Positiven beabsichtigt, nicht von staten gehen. F. B.

**Drews und die Leipziger Theologen.** Der sächsischen „Freikirche“ zufolge hielt Ende vorigen Jahres der Monist Drews auch in Leipzig einen Vortrag, und zwar diesmal nicht über das Thema: „Hat Jesus gelebt?“ sondern: „Lebt Jesus?“ Von jedem Lutheraner, der die Wahrheit nicht verleugnen will, fordert offenbar Drews' Thema ein klares, kräftiges Bekenntnis zur ewigen Gottheit Christi. Wie sind aber den Auszügen in der „Freikirche“ zufolge die Antworten der Leipziger Theologen, die in den „Leipziger Neuesten Nachrichten“ neun Spalten füllen, ausgefallen? Prof. Heinrici schrieb: „Andererseits ist im Gange dieser Forschung einleuchtend geworden, wieviel Dunkel in den Anfangszeiten unserer Religion noch aufzuhellen bleibt. Wie lüdenhaft sind unsere Quellen! Hier ist zwischen Tatsache und Hypothese zu unterscheiden.“ „Übereinstimmung aber herrscht darüber, daß die von den gläubigen Christen als Heilstatfachen gewerteten Ereignisse zu ihrer Voraussetzung haben das geschichtliche Wirken Jesu von Nazareth und seiner Apostel.“ Prof. Kirn: „Woran uns liegen muß, ist nur das eine, daß niemand teilnahmlos an diesem Problem vorübergehe.“ „Der gültige Beweis, daß Jesus lebt, kann nur darin bestehen, daß noch heute in Denkweise und Verhalten des religiös und sittlich lebendigsten Teiles der Menschheit seine Impulse maßgebend sind. Und das ist es, was wir der Frage des pessimistischen Philosophen als unsere Antwort entgegensetzen.“ Prof. Ihmels: „Sympathisch berührt die Energie, mit der auch Drews Religion will. Bedeutsam ist die Betonung, daß es keine Religion ohne irgendwie geartete Metaphysik gibt, und bedeutsam ist ebenso das Verständnis für den zentralen Charakter des Erlösungsgedankens. Wertvoll ist endlich, daß Drews mit dem allem zu dem naturalistischen Monismus sich in bewußten, scharfen Gegensatz setzt. Von seinem monistischen Ausgangspunkte aus kann aber Drews das Verständnis der Religion im Sinne des Christentums als einer persönlichen Gemeinschaft des Menschen mit Gott nicht erreichen. Daher kann es auch von vornherein nicht zu der Frage kommen, von der aus allein ein Verständnis der Erlöserpersönlich-

zeit Jesu gewonnen werden kann, zu der Frage nämlich: Wie kommt es zu jener persönlichen Gemeinschaft des Menschen mit Gott? Wo immer diese Frage für den Menschen lebendig wird und er zugleich schmerzlich seine Unfähigkeit durchlebt, von sich aus zu Gott zu kommen, da vermag er auch die Wirklichkeit der geschichtlichen Erlöserpersönlichkeit zu erleben.“ Prof. Schnedermann: „Längst vor Drexl, aber nicht vor vielen andern, sondern im Zusammenhang mit dem Gesamtverlauf von Kirche und Theologie erschien es mir notwendig, daß das christliche, voran das evangelische, namentlich das deutsche Bewußtsein der Gegenwart sich klarer als üblich auseinandersetze mit dem ‚geschichtlichen Christus‘ über den ‚Christus des Glaubens‘, um des Scheins und Vorwurfs lediger zu gehen, als ob uns Christus gegen die wahre Meinung des Christentums zu einem andern Gott neben Gott (2 Mos. 20, 3) und unser Christentum aus dem reinsten Monothetismus zum Dualismus oder Tritheismus geworden wäre. Hiermit ist schon gesagt, wie ganz anders für mich die Frage liegt als für Drexl. Dieser behauptet das Christentum, nachdem er es einer von ihm obenhin aufgenommenen und mißverstandenen Jesusvergötterung irtümlich gleichgesetzt hat; mir ist die Frage eine innerchristliche, weil das Christentum seinem Wesen nach keineswegs Christusverehrung, sondern wahre, nur etwa durch Jesus Christus, trotz Sünde und Tod, zustande gekommene und vermittelte reine Gottesgemeinschaft ist. Daß es dies bleibe und jenes nicht auf die Dauer sei oder werde, das ist des Christentums allereigenstes Anliegen.“ „Wird man aber so den vollklich-israelitischen Ursprung des Christentums klar erkannt haben, so wird man auch zu einer fortgesetzten ‚Verdeutschung‘ des Christentums, nämlich einer Übertragung seines Wesens in die jeweiligen Gedanken und Umstände unsers Volkes, imstande sein.“ Prof. Thieme: „Was schon die ersten Christen darauf“ — auf das Selbstbewußtsein Jesu — „gebaut haben, die Idee der Gottmenschheit Christi, ist eine mythologische Idee. Man kann noch historische Erfahrung davon haben, daß Christus selber eine zu erhabene Idee von Gott und eine zu demütige Idee von sich selbst hatte, als daß er irgendwelche Wesenseinheit mit Gott beansprucht hätte. Freilich der ganzen Menschheit gegenüber war sein Selbstbewußtsein ein ungeheures. Er beanspruchte ihren Glauben an sich als den einzigen, sündlosen Sohn, das heißt, Vertrauten Gottes, der durch Gottes Wunderwirken das Wesen dazu habe, sein Stellvertreter in Gegenwart und Zukunft zu sein. In Zukunft? Lebt Jesus? Jesus lebt und regiert in Ewigkeit. Aber nicht als zweiter Gott. Als solcher gilt er auch nicht im rechten Christusskultus, sondern durch ihn hindurch wird Gott allein angebetet.“ Privatdozent Jeremias: „Im letzten Grunde ist die Antwort auf die Frage: ‚Was dünket dich um Christus?‘ eine Sache der religiösen Erfahrung. Dem Verlangen nach Wahrheit, Frieden und Leben, das in uns als Quelle der Religion ruht, begegnet der Christus der Bibel. Er ist die Wahrheit, in ihm haben wir Frieden, er gibt uns das Leben. Wer das erfahren hat, der hat erlebt: ‚Gott war in Christus.‘“ Privatdozent Windisch: „Auch wenn wir anerkennen, daß in den Evangelien, namentlich in dem spätesten, dem Johannis-evangelium, Legenden enthalten sind, die der modern denkende Mensch nicht mehr für geschichtlich ansehen mag, die ihm vielmehr nur bezeugen, welche Verehrung der geschichtliche Jesus später genoss und wieviel man später ihm zutraute, auch wenn wir meinen, daß manche Worte von Jesus in der mündlichen Überlieferung zufällig oder mit Absicht verändert wurden — dennoch

bleibt ein umfangreicher Bestand an Geschichten und Worten, die keine Macht der Vernunft für ungeschichtlich erklären kann. Es hat einen Menschen Jesus gegeben, der in einer Epoche großer Geistesarmut bei den Juden die reinen Gedanken der Propheten erneuerte, der die Frömmigkeit der Juden neu zu beleben und zu reformieren sich bemühte, der mit damals unerhörter Kraft und Klarheit von dem lebendigen Gott und seiner ernststen Botschaft an die Menschen redete, und der, seinem überprophetischen Bewußtsein folgend, in feierlicher Stunde sich für den Messias Gottes erklärte.“ Deutlicher erklärten sich die Leipziger Pastoren Höltscher, Hartung, Kaiser, Rühlung: Jesus lebe und regiere in Ewigkeit; gewiß werde man dessen aber nur aus der christlichen Erfahrung. — Die „Freikirche“ bemerkt mit Bezug auf diese traurige theologische Lage in Leipzig: „Hier ist alles vertreten, alles in schönster Harmonie: Schnedermann und Thieme, Jeremias und Windisch, Heinrich und Kirn, Hmels und Höltscher, Hartung und Kaiser und endlich Rühlung, der das ‚Blaue Kreuz‘ und Bodenschwinghs ‚Brüder von der Landstraße‘ für den lebendigen Christus ins Feld führt. Hier findet sich der ausgesprochenste Unitarier Arm in Arm mit seinem Herrn Kollegen von der positiven Seite. Hier machen Brüderchaft der Legendenmann und der Erfahrungsmensch. Wir meinen das ‚hier‘ nicht von der Zeitung, sondern von derselben theologischen Fakultät, derselben Kirche, demselben Altar, derselben Kanzel. Hier, hier herrscht diese schreckliche Union, diese gewissenlose Unwahrhaftigkeit. Hier gilt: ‚Weichet von denselbigen!‘ ‚Gehet aus von ihnen und sondert euch ab, spricht der Herr.‘ ‚Einen kezerischen Menschen meide!‘“

J. W.

**Gedankenlose Modesweifer.** D. Hunzinger schreibt: „Merkwürdig, verdächtig ist es, daß die modernen Zweifler zum allergrößten Teile nur darum zweifeln können, weil sie in hohem Maße gläubig sind; sie glauben an ihre Zeitung, an ihre Partei, an ihre Autoritäten, an ihre Professoren. Ein berühmter Name genügt oft schon, um jeden Zweifel am Zweifel zu unterdrücken. Noch nie in der Geschichte war der Zweifel, gerade der religiöse, eine derartige, die Öffentlichkeit und öffentliche Meinung beherrschende Macht, über die sich der einzelne keine Rechenschaft zu geben weiß. Zahllose unter uns zweifeln, machen diese ganze radikale Zweiferei mit, weil es Mode ist, und weil sie gehört haben, daß es des modernen Menschen unwürdig sei, nicht zu zweifeln, wo doch so viele berühmte Männer an allem zweifeln, was sie zufällig nicht gerade selbst glauben. Ja, es muß einmal offen ausgesprochen werden, daß unzählige unserer Zeitgenossen dem skeptischen Radikalismus ohne die geringste Fähigkeit und Selbstständigkeit des eigenen Urteils zufallen und dabei noch sich einbilden, sie seien wer weiß was für freie Geister und selbständige Naturen. Gegentwärtig sind wir in der religiösen Frage einmal wieder — es ist nicht das erste Mal seit hundert Jahren — an einer Grenze der Möglichkeit des Zweifels angelangt, die überhaupt nicht mehr überschritten werden kann. Drei Männer: ein evangelischer Pastor, Kalthoff, ein Aethriolog, Jensen, und ein Philosoph, Arthur Drews, haben die Behauptung aufgestellt und umständlich nachzuweisen gesucht, daß Jesus von Nazareth nie gelebt habe, sondern eine Erfindung der Geschichte sei. Dabei widersprechen sich die Beweismittel der drei wie Feuer und Wasser. Aber das hindert Tausende kritischer Menschen nicht, ihnen allen dreien zuzujubeln.“

**Skaven des Papstes.** Unter dem Titel „Nach dem Modernisteneid“ findet sich im „Neuen Jahrhundert“ eine bittere Klage eines katholischen Geistlichen, der selbst den Eid geschworen hat. In derselben heißt es u. a.: „Was sind wir Priester noch nach dem Eide? Skaven von Rom! Der deutsche Staat hat uns preisgegeben, die spanischen und italienischen Kardinäle, hinter dem Papste stehend, machen mit uns deutschen Priestern, was sie wollen. O daß wir keine deutsche Kirche haben, wie die Russen ihre russische Kirche haben, daß wir deutschen Priester nicht vaterländisch gesinnt sein dürfen, daß wir mit Leib und Seele an Rom verkauft sind! Deutscher Bürger und deutscher Priester, das kann man mit frohem Herzen sein; aber deutscher Bürger und römischer Priester zugleich sein kann niemand, denn eins schließt das andere aus, ein häßlicher Riß geht dazwischen durch. Wir wollen durchaus in der Kirche bleiben, wir wollen nur von der grenzenlos wachsenden Tyranei Roms befreit sein. Wirkliche Hilfe kann uns nur werden durch Eingreifen des Staates, der seine Diener doch von Rechts wegen gegen ein fremdes, ausländisches und despotisches Kirchenregiment schützen mußte. Helfen Sie uns, Herr Staatsminister! Oder sollte das Deutsche Reich so schwach sein, daß es sich nicht einmal dem Vatikan gegenstellen könnte? Unsere Priester sind deutsche Reichsbürger und nicht Skaven des Papstes! Wo ist der Mann in Deutschland, der diesem Papste zuruft: Bis hierher und nicht weiter!? Deutschland ist kein Kirchenstaat!“ Solange jemand glaubt, daß er dem Papste gehorchen muß, wenn er will selig werden, so lange bleibt er unrettbar in der Sklaverei des Papstes, in den Ketten des Antichristen, die keine Wissenschaft, keine Staatsgewalt, sondern nur das Evangelium von der Freiheit eines Christenmenschen, wie es Luther gepredigt, zu zerreißen vermag. F. W.

**über das Zölibat** hat Bischof v. Keppeler in Mottenburg einen Hirtenbrief ausgehen lassen, der in allen Kirchen seiner Diözese verlesen worden ist. In demselben heißt es: „Es kann uns nicht in Erstaunen setzen, daß das Zölibat wieder einmal der Zielpunkt von Angriffen, sogar seitens katholischer Geistlicher, bildet, denn die Zeiten sind überaus traurig. Die Kirche wird sich durch diese Angriffe nicht beirren lassen, sondern auch in Zukunft an ihrer bisherigen Praxis festhalten und von den Priestern ein eheloses Leben verlangen. Sie tut dies nicht aus Eigensinn oder geleitet von der böswilligen Absicht, ihre Diener zu knechten, sondern aus den heiligsten und gewichtigsten Gründen. Der tiefste Grund liegt in dem hohen Werte der Jungfräulichkeit. So hoch die Kirche den Ehestand schätzt, höher steht ihr die Jungfräulichkeit.“ Erzwungene „Jungfräulichkeit“ der Priester mit allen sich notwendig daraus ergebenden Greueln gilt den Papisten immer noch für höhere Heiligkeit als Gehorsam gegen Gottes Willen und gegen seine durch kein Gelübde zu ändernde Schöpferordnung. Freilich erklärte vor etlichen Monaten wieder ein papistisches Blatt in Amerika: „The church, in insisting on an unmarried clergy, is guided by the Holy Ghost.“ Die Schrift aber urteilt anders. Nach ihr läßt sich der Papst auch in diesem Stück nicht vom Heiligen Geist leiten, sondern von Teufeln reiten, denn 1 Tim. 4, 1—3 wird das Verbot, ehelich zu werden, ausdrücklich bezeichnet als Lehre der Teufel. F. W.

# Lehre und Wehre.

Jahrgang 57.

Juli 1911.

No. 7.

## Die Erleuchtung, nach Schrift, Luther und Bekenntnis.

(Schluß.)

Auch Luther redet über das Alleinvertirken Gottes sehr deutlich. Hier nur folgende Aussprüche: „Es mag die Vernunft ihr Licht hoch heben und rühmen, auch Klug damit sein in weltlichen, vergänglichen Sachen; aber sie klettere beileibe damit nicht hinauf in Himmel, oder man nehme sie zu Rat in dieser Sache, so die Seligkeit belangt. Denn da ist die Welt und Vernunft gar starblind, bleibt auch im Finsternis, leuchtet und scheint in Ewigkeit nicht. Aber das einige Licht ist Christus allein; er kann und will raten und helfen.“ (VII, 1600.) „Hier wird kein Werk, kein freier Wille angezeigt, sondern vielmehr ein gefangener Wille; denn wer kann etwas tun in Finsternis? Wer weiß, was er tun soll, der nichts weiß? Spricht nicht Christus im Johanne, Kap. 12, 35: ‚Wer im Finstern gehet, der weiß nicht, wo er hingehet‘? So ist es nun eitel Gnade, daß ein Licht in der Finsternis aufgeht und über das Volk helle scheint.“ (XI, 1976.) „Alle unser’ Vernunft, wie Klug sie ist, ist eitel Finsternis. Denn ob die Vernunft schon kann zählen eins, zwei, drei und auch sehen, was schwarz oder weiß, groß und klein ist, und von andern äußerlichen Sachen richten, so kann sie doch nicht sehen, was Glaube ist. Da ist sie so starblind, daß, wenn gleich alle Menschen ihre Klugheit zusammentäten, sie doch nicht einen einigen Buchstaben von der göttlichen Wahrheit verstehen könnten. Darum redet hie St. Peter von einem andern Licht, das da wunderbar ist, und sagt frei heraus zu uns allen, niemand ausgeschlossen, daß wir alle in der Finsternis und Blindheit seien und auch ewig drin bleiben müßten, wo uns Gott nicht rufete zu seinem wunderbaren Licht.“ (IX, 1186 f.) Das Resultat der Erleuchtung ist nicht, wie Kübel es darstellt: daß dem Menschen „Gott in Christo als der, nach dem er sich seither gesehnt, den er, mehr oder weniger unbewußt, eigentlich hat haben wollen, gleichsam als Echo auf alle Fragen, als Lösung auf alle Rätsel seines Lebens, mit einem Male dasteht“. (Herzog, Realenz.)

„Derhalben ist es unrecht gelehret, wenn man vorgibt, daß der untwiedergeborene Mensch noch so viel Kräfte habe, daß er begehre, das Evangelium anzunehmen, sich mit demselben zu trösten, und also der natürliche menschliche Wille in der Belehrung etwas mitwirke.“ (Symb. B., S. 599.) „Des Menschen Vernunft oder natürlicher Verstand, ob er gleich noch wohl ein dunkel Fünklein des Erkenntnis, daß ein Gott sei, wie auch, Röm. 1, von der Lehre des Gesetzes hat, ist dennoch also unwissend, blind und verkehrt, daß, wenn schon die allersinnreichsten und gelehrtesten Leute auf Erden das Evangelium vom Sohn Gottes und Verheißung der ewigen Seligkeit lesen oder hören, dennoch dasselbige aus eigenen Kräften nicht vernehmen, fassen, verstehen, noch glauben und für Wahrheit halten können, sondern je größeren Fleiß und Ernst sie anwenden und diese geistlichen Sachen mit ihrer Vernunft begreifen wollen, je weniger sie verstehen oder glauben und solches alles allein für Torheit oder Fabeln halten, ehe sie durch den Heiligen Geist erleuchtet und gelehret werden.“ (S. 590.) Ein „kleines Fünklein und Sehnen nach Gottes Gnade und der ewigen Seligkeit“ ist bereits „wahrer Glaube“. (S. 591.) „Sieher gehören auch alle Gebete der Heiligen, darinnen sie bitten, daß sie von Gott gelehret, erleuchtet und geheiligt werden, und eben damit anzeigen, daß sie dasjenige, so sie von Gott bitten, aus eigenen natürlichen Kräften nicht haben mögen.“ (S. 591.)

Gott, und Gott allein, ist die bewirkende Ursache der Erleuchtung. Nun schreibt die Heilige Schrift auch Menschen das Werk der Erleuchtung zu, so den Aposteln, der Kirche, den Dienern der Kirche, ja allen Christen. Der Apostel Paulus sagt von sich: „Mir ist gegeben diese Gnade, zu erleuchten jedermann“, Eph. 3, 9. Ebenso 2 Kor. 4, 6: „daß durch uns entflünde die Erleuchtung“. Das „durch uns“ steht allerdings nicht im griechischen Text. Aber Luther hat durchaus den Sinn der Stelle getroffen. Auch Meher rechtfertigt Luthers Übersetzung. *Πρός φωτισμόν*, zum Leuchten, ist Zweckangabe: damit leuchte die Erkenntnis Gottes. Natürlich nicht bei uns, da ist schon der helle Schein, sondern bei andern. Wir sollen andern zum Licht verhelfen; das ist unser Amt. Und diesen Ausdruck hat der Apostel aus sehr guter Quelle. Der Herr selbst, der ihn bekehrt und zum Apostel gemacht hat, hat ihm gesagt: „Ich sende dich zu den Heiden, aufzutun ihre Augen, daß sie sich bekehren“, Apost. 26, 18. Und derselbe hat den Täufer, der doch nicht das Licht war, sondern nur zeugte von dem Licht, Joh. 1, 8, „ein brennend und scheinend Licht“ genannt, *λύχνος*, aber nicht *τὸ φῶς*, Joh. 5, 35. Daß den Dienern der Kirche die Erleuchtung zugeschrieben wird, wird uns nicht wundern und stoßen, wenn ihnen sogar die Aufgabe gestellt ist, sich selbst selig zu machen, und die sie hören, 1 Tim. 4, 16. Auch in diesem Sinne wird den Christen oft gesagt: „Ihr seid das Licht der Welt.“ Die Auflösung ist natürlich nicht schwer. Es genüge zu sagen, was Calov zu Eph. 3, 9 bemerkt:

„Non quod ipse per se habeat vim illuminandi, sed quod Deus ipso utatur tanquam suo *instrumento*, quo lucem infundat tam gentibus, tam Judaeis.“ Luther: „Er (Johannes der Täufer) ist ein Knecht und Diener, nicht der Herr selbst. Er ist der Anweiser und Führer zum wahren Licht, nicht das Licht selbst.“ (VII, 1604.) „Das ist das andere Teil des Amtes, so er den lieben Aposteln auflegt: daß sie sollen heißen und sein ein Licht der Welt, nämlich die Seelen zu unterrichten und weisen zum ewigen Leben. Damit er die ganze Welt wirkt unter die Apostel, daß sie solle und müsse durch sie erleuchtet werden, und schleußt, daß sie ganz, mit allem, was sie vermag, eitel Finsternis und Blindheit ist.“ (VII, 414.) „Denn zum ersten hat er eine sonderliche Gemeine in der Welt, welche ist die Mutter, so einen jeglichen Christen zeuget und trägt durch das Wort Gottes, welches er offenbaret und treibet, die Herzen erleuchtet und anzündet, daß sie es fassen, annehmen, daran hängen und dabei bleiben.“ (Gr. Kat., S. 456.) Wer Gottes Wort treibt, das Evangelium an den Mann bringt, der ist Gottes Werkzeug bei der Erleuchtung und Bekehrung. Doch ist zu merken, was Luther sagt: „Wenn sie nicht Christum, sondern sich selbst zum Licht setzen, so leuchten sie anders nicht denn wie der Dreck in einer Laterne; der mag wohl stinken, aber leuchtet nicht.“ (VII, 1605.)

Durch welches Mittel Gott die Erleuchtung wirkt, hat ja fort und fort schon gesagt werden müssen. Der dritte Artikel gibt die ganze Antwort: „Der Heilige Geist hat mich durch das Evangelium erleuchtet.“ Da gilt es festhalten, daß Gott nicht ohne Mittel die Erleuchtung wirkt, wie Schwärmer aller Art je und je gelehrt haben, sondern durch das Mittel seines Wortes, durch das Evangelium von Christo. Das lehrt die Heilige Schrift allerorten. Das ganze Vorhandensein der Heiligen Schrift selbst ist der faktische Beweis dafür. Dafür ist sie da: sie kann und soll „unterweisen zur Seligkeit durch den Glauben an Christo Jesu“, 2 Tim. 3, 15. Die ganze Heilsökonomie ist danach angelegt. Das Himmelreich ist gleich einem Säemann. Von dem Samen wird viel vergeblich ausgestreut. Da macht der Herr die bekannten vier Klassen. Aber er setzt keine fünfte Klasse solcher, die überhaupt nicht hören. Das Säen ist für das Ernten die Voraussetzung. „Der Same aber ist das Wort Gottes“, Luk. 8, 11. Wenn darum der Herr seinen Jüngern aller Zeiten ihr Werk aufträgt, Leuten zur Seligkeit zu helfen, dann nennt er als das Mittel: „Predigt das Evangelium aller Kreatur!“ Mark. 16, 15. Alle Christen bis an den jüngsten Tag haben ihre Definition darin, daß sie Leute sind, die durch der Apostel Wort an Christum glauben, Joh. 17, 20, *διὰ τὸν λόγον αὐτῶν*; das ist das Mittel. Demgemäß praktizierten auch die Apostel. Das war ihre Missionstätigkeit: „Sie gingen aus und predigten an allen Orten; und der Herr wirkte mit ihnen und bekräftigte das Wort“, Mark. 16, 20. Und wenn er das tat, und Leute in großen Scharen sich bekehrten, dann heißt es sehr bezeichnend: „Und das Wort



Gottes nahm zu“, Apost. 6, 7. „Also mächtig wuchs das Wort des Herrn und nahm überhand“, Apost. 19, 20. Den Kämmerer aus dem Mohrenlande bringt Philippus zum Licht, indem er anknüpft an das gelesene Wort der Weisagung von Christo und ihm predigt „das Evangelium von Jesu“, Apost. 8, 35. Der Geist rückt Philippum weg; aber er wollte an des Kämmerers Herz nicht unmittelbar wirken. Was wird beim Kornelius alles in Bewegung gesetzt, um seine Belehrung auffällig zu machen, daß auch ein Apostel daran seine Lektion lernen sollte! Aber der Diener des Wortes muß her mit dem Evangelium, Apost. 10. Paulus soll den Heiden „auftun ihre Augen, daß sie sich belehren“, Apost. 26, 18. Und das tat er durch „Verkündigen“, B. 20. Und zwar sagte er dabei nichts außer dem, was die Propheten gesagt haben, B. 22, von Christo, B. 23. Auch die Praxis der ganzen Kirche zu allen Zeiten ist demgemäß. Sie betreibt ihre Mission durch die Predigt. Und es ist, als ob diese Reminiszenz, daß Gott durch das Wort wirkt, nicht totzukriegen ist. Luther sagt oft: Die Schwärmer, die sagen, der Geist kommt nicht durch das Wort, die schweigen doch selbst nicht. Gerade als ob der Heilige Geist durch Gottes Wort nicht kommen könnte, aber durch ihr Wort kommen müßte. Und wenn sie mit ihrem Reden noch Hauptstücke des Evangeliums an den Mann bringen, dann herrscht Christus unter seinen Feinden, dann bringen sie durch eine glückliche Inkongruenz, ohne es zu wissen und zu wollen, den Menschen das Gnadenmittel des Heiligen Geistes.

Auch gerade an den Stellen, wo des Heiligen Geistes Gnadenwert mit dem Ausdruck „Erleuchtung“ bezeichnet wird, steht das Wort Gottes als Mittel dabei. So schon im Alten Testament. Ps. 19: „Das Zeugnis des Herrn ist gewiß und macht die Albernern weise“, B. 8; „die Gebote des Herrn [Gottes Wort] sind lauter und erleuchten die Augen“, B. 9. Ps. 119, 130: „Wenn dein Wort offenbar wird, so erfreuet es und macht klug die Einfältigen.“ Eph. 3, 9: „Mir ist gegeben die Gnade, zu erleuchten jedermann.“ Die „Gnade“, die ihm gegeben ist, ist sein Apostelamt; das ist aber ein Lehramt, ein Amt des Wortes; er ist ein Diener des Evangeliums, B. 7. An der schon oft zitierten Stelle, 2 Kor. 4, sagt er: Wir predigen das Evangelium, „unser Evangelium“, B. 3, das Evangelium, mit dem wir zu tun haben. Das ist denen, die verloren werden, verdeckt. Das Evangelium ist ein helles Licht, B. 4. Das ist das Licht, das der Heilige Geist dem Sünder vor die Seele stellt, und im Evangelium Christus. Aber das Licht sieht er nicht, seine Augen sind verblendet, und der Fürst dieser Welt hält ihm die Augen noch zu, er soll es nicht sehen und selig werden. Da sollen wir die Erkenntnis Christi ins Licht stellen, damit dem Sünder unter die Augen leuchten. Und der Heilige Geist will dabei sein und ihm die Augen öffnen und die Strahlen des Lichts hineinfallen lassen. So ist das Evangelium beides: das Licht, das gesehen werden soll, und das Licht, das die Augen erleuchtet; es ist zugleich das, was erkannt

und geglaubt werden soll, und es ist das Mittel, welches Erkenntnis und Glauben wirkt. Das Evangelium als Gottes Wort und Vehikel des Heiligen Geistes verschafft sich selbst Verständnis, Annahme und Glauben. Dann gehören hier natürlich auch her alle die Stellen, die sagen, daß der Glaube aus dem Wort kommt, die Befehung und Wiedergeburt durchs Wort gewirkt wird. Die Heilige Schrift verweist keinen Menschen in die Geisterei, zum „inneren Wort“, zum „Christus in uns“, in „magnetischen Schlaf“, Einkehr, Bewunderung, Langelweile, quietas, silentium, sabbatum internum und andere Bruchstätten der Mystik und Schwärmerei, sondern zum äußerlichen Wort, wie es gepredigt wird und in Schriften steht. „Das Wort ist dir nahe, nämlich in deinem Munde und in deinem Herzen. Dies ist das Wort vom Glauben, das wir predigen“, Röm. 10, 8.

Das ist eine von den Wahrheiten, die auch Luther immer wieder hervorhebt und festhält, die Lehre von den Gnadenmitteln, daß der Heilige Geist durch Wort und Sakrament und nicht anders wirkt. Auch sooft er vom Licht redet, weist er immer ins Wort als an den Ort, wo man das Licht zu suchen und zu holen hat, und nirgends anderswo. „Das Licht und die Sonne ist Christus; die Strahlen sind das Wort Gottes, das heilige Abendmahl, die heilige Taufe, die Absolution und die Wunder, die er getan hat und noch tut.“ (VI, 118.) „Das Wort (Christus) offenbart sich seinen Auserwählten durch den Heiligen Geist und durchs mündliche Wort und will seines Volkes Licht sein.“ (VII, 1587.) Von den Verheißungen von Christo im Alten Testament sagt er: „Das waren eitel Glänze und Offenbarungen dieses Lichtes.“ (VII, 1588.) „So ist nun dies große Licht und heller Schein das heilige Evangelium oder das Wort der Gnade Gottes; das ist ein geistlich Licht; das zeigt, was Gott ist.“ (XI, 1974.) Den Schwärmern gegenüber, die sagen: Der Geist, der Geist muß es tun! betont er: „Denn Gott hat beschlossen, daß niemand soll und kann glauben noch den Heiligen Geist empfangen ohne das Evangelium, so mündlich gepredigt oder gelehrt wird, wie denn die Erfahrung mit Juden und Heiden es ausweist.“ (VII, 1593.) „Solch Wort muß vorhergehen oder zuvor geredet werden, und danach der Heilige Geist dadurch wirken, also daß man's nicht umkehre und einen Heiligen Geist träume, der ohne Wort und vor dem Wort wirke, sondern mit und durch das Wort komme und nicht weiter gehe, denn so weit solch Wort geht.“ (XI, 1073.)

Auch unser Bekenntnis wird nicht müde, immer wieder einzuschärfen: Wort nicht ohne Geist und Geist nicht ohne Wort! „Darum sollen und müssen wir drauf beharren, daß Gott nicht will mit uns Menschen handeln denn durch sein äußerlich Wort und Sakrament. Alles aber, was ohne solch Wort und Sakrament vom Geist gerühmt wird, das ist der Teufel.“ (S. 322.) „Die Befehung aber wirkt Gott der Heilige Geist nicht ohne Mittel, sondern gebraucht dazu die Predigt und das Gehör Gottes Wort.“ (S. 524.) „Gott will durch

dieses Mittel und nicht anders, nämlich durch sein heiliges Wort, so man dasselbige predigen höret oder liest, und die Sacramente, nach seinem Wort gebraucht, die Menschen zur ewigen Seligkeit berufen, zu sich ziehen, bekehren, wiedergebären und heiligen.“ (S. 600.) „Diese Predigt sollen nun alle die hören, die da wollen selig werden. Denn die Predigt Gottes Worts und das Gehör desselben sind des Heiligen Geistes Werkzeuge, bei, mit und durch welche er kräftig wirken und die Menschen zu Gott bekehren und in ihnen beides das Wollen und das Vollbringen wirken will.“ (S. 601.) Deswegen werden öfter die Enthusiasten verworfen: S. 321 f. 525. 729. Und von ihnen wird diese Definition gegeben: „Enthusiasten heißen, die ohne die Predigt Gottes Worts auf himmlische Erleuchtung des Heiligen Geistes warten.“ (S. 525.) Auch die Dogmatiker halten fest: „Spiritus S. nos non immediate, sed mediante verbo divino illuminat.“

Das Mittel der Erleuchtung ist Gottes Wort, das Evangelium, und zwar nur das Evangelium, nicht auch das Gesetz. Seit Hollaz hat sich der wunderliche usus gebildet, von einer Erleuchtung auch durch das Gesetz zu reden. Man redet auch von einer illuminatio legalis. Hollaz definiert die illuminatio so: „Est actus gratiae applicatricis, quo Spiritus S. hominem peccatorem ad ecclesiam vocatum per ministerium verbi docet et sincero studio magis magisque informat, ut depulsis ignorantiae et errorum tenebris ipsum verbi Dei notitia imbuat, atque ex lege agnitionem peccati, ex evangelio misericordiae, in merito Christi fundatae, cognitionem eidem instillet.“ Er sagt daher: „Illuminatio est duplex: legalis et evangelica.“ Die illuminatio legalis ist, „quae peccatum, iram Dei et poenas peccati temporales et aeternas nobis manifestat“. Dagegen die „illuminatio evangelica, quae gratiam Dei, in merito Christi fundatam, justitiam coram Deo valentem et vitam aeternam nobis revelat“. Er unterscheidet die beiden allerdings gehörig. Er sagt: die illuminatio legalis sei nur paedagogice salutaris, dagegen die evangelica complete salutaris. Aber das ändert und verwirrt doch den Begriff „Erleuchtung“ und bringt ein ganz fremdartiges Element hinein. Aus unserer bisherigen Darlegung aus Schrift, Luther und Bekenntnis geht schon hervor, daß in den Rahmen der Erleuchtung, wie alle drei das Wort gebrauchen, das Gesetz nicht hineingehört. Das Licht, das leuchtet und erleuchtet, ist Christus, das Evangelium, Gnade, Heil („ohne daß die Grenze zwischen der transitiven und objektiven Bedeutung genau einzuhalten wäre“. Cremer). Freilich ist Gesetz und Sündenerkenntnis nötig, unumgänglich nötig. Es wird niemand selig ohne Buße. Das ist gewiß wahr. Aber das gehört nach dem Sprachgebrauch von Schrift, Luther und Bekenntnis nicht in die Erleuchtung, sondern ist dabei vorausgesetzt. Die Erleuchtung hat es mit dem Evangelium zu tun. Das Gesetz bringt nicht zum Licht im Sinne der Schrift, sondern es bringt „Tod und Hölle“ (Schmalk. Art., S. 313),

zeigt recht die greuliche Finsternis der Sünde und der Verdammnis an, damit das Licht des Evangeliums dann Aufnahme finde. Bei aller Sündenerkenntnis steckt ein Mensch immer noch in Finsternis und bleibt darin und geht verloren, und das weiß er; das hat er erkannt, sonst gar nichts. Das Gesetz macht die Sünde nur mächtiger, Röm. 5, 20. Das Gebot macht die Sünde überaus sündig, Röm. 7, 13. Das Gesetz gereicht zum Tode, R. 10. Der Buchstabe tötet, ist das Amt, das die Verdammnis predigt, gibt den Geist nicht, 2 Kor. 3, 7. 9. 8. Die mit des Gesetzes Werken umgehen, sind unter dem Fluch, Gal. 3, 10. Nacht, Nacht der Sünde, der Angst, Gewissensnot, Nacht der Verzweiflung und Verdammnis, das ist alles, was das Gesetz wirkt. Da ist kein Fünklein Licht. Das Gesetz hat sein Werk getan, wenn es den Menschen dahin gebracht hat, wo Judas hingelange. Daß Petrus nicht auch da endete, war nicht des Gesetzes Tun. „Der selbige Glaube zeigt recht an den Unterschied unter der Neuen Judä und Petri, Sauls und Davids.“ (Apol., S. 172.) Der Glaube, das Licht, kommt anderstoßer, aus dem Evangelium. „Als David das Wort (der Absolution) gläubet, empfähet sein Herz wieder Trost, Licht und Leben.“ (S. 176.)

Schon durch die ganze bisherige Darlegung ist die illuminatio legalis abgelehnt; sie paßt nicht hinein. Doch wollen wir noch etliche Stellen aus Luther und Bekenntnis anführen, in denen beide das Gesetz ausdrücklich von der Erleuchtung ausschließen. Luther: „Was ist es aber für ein Licht? Ist es etwa die Weisheit der Welt? Ist es das Gesetz Mosi? Keineswegs; sondern er bringt das Licht vom ewigen Frieden, von der ewigen Gerechtigkeit und vom ewigen Reich.“ (IV, 103.) „Das ist eine Erkenntnis Gottes auf der linken Seite, da man weiß aus dem Gesetze, es sei ein Gott, aber der ihnen den Rücken zukehrt. Darum wende dich herum und laß sehen, was das rechte Angesicht Gottes oder welches sein Wille sei. Denn in Christo wird er allein gesehen.“ (VII, 1711.) Luther redet oft so: Im Gesetz sieht man Gott links, von hinten, da dreht er uns den Rücken zu; da ist kein Licht, da kennt man Gott nicht. „Wer Gottes Angesicht nicht sieht, der kennt ihn nicht, sondern sieht allein seinen Rücken, das ist, einen zornigen und ungnädigen Gott.“ (IX, 1347.) Er sagt: Ja, das Gesetz kann man auch Licht nennen, aber ein furchtbar Licht; das erleuchtet niemand, bringt nicht Licht und Leben, sondern den Tod. „Darum ist das Gesetz auch ein Licht, welches leuchtet und zeigt, nicht die Gnade Gottes, nicht Gerechtigkeit und Leben, sondern die Sünde, den Tod, den Zorn und das Gericht Gottes. . . . Dagegen ist das Evangelium ein Licht, welches erleuchtet, lebendig macht, die furchtsamen Gemüter tröstet und aufrichtet.“ (IX, 414 f.)

So auch das Bekenntnis. „Der Heilige Geist, welcher nicht durch das Gesetz, sondern durch die Predigt des Evangelii gegeben und empfangen wird, Gal. 3, erneuert das Herz.“ (S. 642.) So sehr das Bekenntnis, wie auch Luther, betont, daß das Gesetz, Sündenerkenntnis,

Buße nötig ist, so faßt es doch das alles nicht in den Begriff „Erleuchtung“. Erleuchtung ist ihm des Heiligen Geistes eigenes Werk: lebendig machen, trösten, Christum bringen und ins Herz bilden, zum Glauben bringen. Das alles geschieht durch das Evangelium. Das Gesetz mit seinem Schrecken muß allerdings vorhergehen; das Gesetz muß dem Evangelium den Boden bereiten. Aber das ist nicht Christi und des Heiligen Geistes eigenes Werk; das ist eigentlich Moses Amt. Weil die bloße Predigt des Gesetzes entweder vermessene Leute macht oder in Verzweiflung stürzt, so nimmt Christus das Gesetz in seine Hände, legt es geistlich aus und offenbart den großen Zorn Gottes über alle Sünder, daß sie aus dem Gesetz recht lernen ihre Sünde erkennen. Darum muß der Heilige Geist auch durch das Amt des Gesetzes die Welt strafen um die Sünde. Aber damit tut er noch nicht sein eigentliches Werk, sondern „opus alienum, ut faciat opus proprium; das ist, er muß ein fremd Amt verrichten, welches ist strafen, bis er komme zu seinem eigenen Werk, das ist, trösten und von der Gnade predigen“. (S. 635.) Alles, was Gottes Zorn predigt und den Menschen schreckt, und wenn es die Predigt von dem Leiden Christi wäre, „ist noch nicht des Evangelii noch Christi eigene Predigt, sondern Moses und das Gesetz über die Unbussfertigen“. (S. 636.) Dem Bekenntnis ist, wie der Schrift und Luther, „Erleuchtung“ ein evangelischer, fröhlicher Begriff, das gerade Gegenteil von der „Donneragt, damit Gott alles in einen Haufen schlägt, läßt keinen recht haben, treibt sie allesamt in das Schrecken und Verzagen“. (S. 312.) Die Leute, die Objekt der Erleuchtung sind, sind Leute, an denen das Gesetz sein Werk getan hat und die es in Ruhe lassen soll. Denen ist vielmehr zu sagen: „Darum ist die höchste Kunst und Weisheit der Christen, daß sie das Gesetz nicht wissen, die Werke und die ganze tätige Gerechtigkeit nicht kennen. . . . Denn wenn du das Gesetz nicht unbeachtet lässest und in deinem Herzen fest darauf bestehst, daß kein Gesetz und kein Zorn Gottes da sei, sondern lauter Gnade und Barmherzigkeit um Christi willen, so kannst du nicht selig werden. Denn durch das Gesetz kommt Erkenntnis der Sünde.“ (Luther. IX, 20.) So entwerfen und verwirren wir den schönen freudigen Begriff „Erleuchtung“ nicht, geben ihm keinen bitteren Beigeschmack durch Beimischung des Gesetzes. Wir statuieren keine illuminatio legalis, sondern gebrauchen das Wort im Sinne der Schrift, Luthers und des Bekenntnisses und sagen mit dem Kleinen Katechismus: „Der Heilige Geist hat mich durch das Evangelium erleuchtet.“

Übermeist haben wir uns zu hüten vor der Schwärmerei, daß Gott ohne alle Mittel die Erleuchtung wirke. Alle Schwärmer wissen mit der Lehre von den Gnadenmitteln nichts anzufangen. Sie alle führen Zwinglis Sprache: der Heilige Geist brauche keinen Wagen. Da erwarten die einen Erleuchtung in der Ekstase, im Traum und Schlaf, die andern in heißem Bußkampf und -krampf; die einen gaffen gen Himmel, die andern sehen in sich, ihr „inneres Licht“, ihr Ge-

wissen, selige Gefühle zc. So mannigfache Formen das auch annehmen kann, es ist alles derselbe eine Enthusiasmus. „Enthusiasten, das ist, Geister, so sich rühmen, ohne und vor dem Wort den Geist zu haben.“ (Schmall. Art., S. 321.) Solcher Enthusiasmus ist sehr alt. „Das ist alles der alte Teufel und alte Schlange, der Adam und Eva auch zu Enthusiasten machte, vom äußerlichen Wort Gottes auf Geisterei und Eigendünkel führte.“ (S. 322.) Der Sinn steckt in allen Schwärmern; auch „das Papsttum ist ein eitel Enthusiasmus“. (S. 321.) „Summa, der Enthusiasmus steckt in Adam und seinen Kindern von Anfang bis zum Ende der Welt, von dem alten Drachen in sie gestiftet und gegiftet, und ist aller Kezerei, auch des Papsttums und Mahomets, Ursprung, Kraft und Macht.“ (S. 322.) Luther: „Unsere Schwärmer lassen Wort, Taufe, Sacrament anstehen, Klettern hinauf über die Wolken und suchen Christum im Himmel; aber sie fehlen sein. . . . Doch wirst du ihn im Himmel nicht antreffen; denn es ist beschlossen, daß du kurzum von keinem Gott und Christo wissen sollst denn im Wort. Bleibst du beim Wort, so findest du Gott und Christum und hast gewonnen; bleibst du nicht beim Wort, so fehlst du Gottes und Christi und hast verloren.“ (XIII, 1555.)

Diese Schwärmererei tritt uns ja am meisten vor die Augen im Treiben des Methodismus, in dessen gewaltsamen Bekehrungen. Diese Enthusiasterei steckt in seinem Begründer. Bei allem Dringen auf Bekehrung und „Aus-schaffung seiner Seligkeit“ spielen in Wesley's Predigten die Gnadenmittel eine klägliche Rolle. Immer wieder wird gesagt: Gott kann wirken sowohl mit als ohne Mittel. Das kann er freilich, aber nach seiner Ordnung will er es nicht. Wenn mit solchen Reden Gottes Souveränität betont werden soll, dann sollte doch auch hervorgekehrt werden, daß er selbst seine Wirksamkeit an die Mittel gebunden hat. Danach klingt es aber gar nicht, wenn am Schluß einer Predigt über die Gnadenmittel gewarnt wird: „Hüte dich daher, dem Allmächtigen Grenzen zu setzen! Er tut, was und wie es ihm gefällt. Er kann seine Gnade mit oder ohne seine Gnadenmittel verleihen. Vielleicht will er jetzt — denn wer hat des Herrn Sinn erkannt oder wer ist sein Ratgeber? Erwarte jeden Augenblick seine Erscheinung, sei es in der Stunde, wenn du ein berordnetes Gnadenmittel gebrauchst, oder vor oder nach dieser Stunde, oder wenn du hieran verhindert bist.“ (Predigten, deutsch von Raft. I, S. 258.) Er redet allerdings von Gnadenmitteln, aber man hört es seiner Beschreibung an, daß er den Begriff entleert. „Ich gebrauche den Ausdruck Gnadenmittel, weil ich keinen besseren weiß, und weil er von der christlichen Kirche schon seit Jahrhunderten gebraucht worden ist.“ (S. 244.) Als Gnadenmittel führt er auf: „das Gebet, das Forschen in der Heiligen Schrift, der Genuß des heiligen Abendmahls“. Das sind nicht Gnadenmittel nach lutherischem Begriff: Gottes Mittel, durch die er an uns wirkt, sondern menschliche Tätigkeiten, sein Gemüt an- und aufzuregen. Diese Mittel

sind „an sich unzulänglich und untauglich, solch einen Erfolg hervorzubringen“. (S. 190.) „Ehe du irgendein Mittel gebrauchst, präge es tief in deine Seele ein, daß keine magisch wirkende Kraft darin liegt. Es ist an sich etwas Lotes und Leeres; getrennt von Gott, ist es ein welkes Blatt, ein Schatten.“ (S. 258.) „Törichterweise träumend, daß eine gewisse Kraft darinnen liege, wodurch sie früher oder später gewiß heilig werden.“ (S. 246.) Nirgends ein Hervorkehren der Wahrheit, daß das Evangelium von Christo eine Kraft Gottes ist, selig zu machen alle, die daran glauben, Röm. 1, 16. „Die Worte, die ich rede, die sind Geist und sind Leben“, Joh. 6, 63. Immer nur ein Schelten auf Leute, die „bis auf den heutigen Tag die Gnadenmittel zum Verderben ihrer Seele mißbrauchen“ (S. 246), aber nie ein kräftiges Auffordern, fröhlich zu holen aus den wirklichen Gnadenmitteln. Er verteidigt sich gegen den Einwurf: „Du kannst diese Mittel nicht gebrauchen, ohne dein Vertrauen darauf zu setzen.“ (S. 253.) Und da stellt er sich sehr entrüstet und fordert Schriftbeweis dafür, daß er das müsse. Desgleichen gegen den Einwurf: Gott macht aus Gnaden selig, Christus ist das einzige Mittel. Ein Lutheraner würde sagen: Versteht sich, vertraue ich auf die Gnadenmittel; ich glaube an das Evangelium. Christus und Gnadenmittel sind mir gar keine Gegensätze. Ich weiß von keinem andern Christus als im Evangelium. Die ganze Darstellung zeigt, daß er weniger an Wort und Sakrament selbst denkt als an des Menschen Hantieren mit denselben. Dagegen sagt Hollaz richtig: „Vis illuminandi, qua praeditum est verbum divinum, non praecise alligata auditionis, lectionis aut meditationis actibus, sed verbum Dei auditum, lectum, in animum transmissum, eodemque retentum viribus suis illuminandi semper pollet.“ „Verbum potentiam convertendi in se habet.“ Die von Wesley ausgestreute Saat ist dann in Samen geschossen zu der tollen Lagerversammlungspraxis und den schon mehr idiotischen Gebeten: Lord, come through the roof, through the shingles, etc.

Es gibt aber auch eine praktische Schwärmerei, die heißt auf deutsch Faulheit und Gleichgültigkeit; mit der hat das Bekenntnis auch schon zu tun gehabt, und diese Spezies stirbt auch nicht aus. Die Konfessionsformel klagt, daß Leute, „Enthusiasten und Epikurer“, die Lehre vom natürlichen Unvermögen mißbrauchen zu wüsten, wilden Reden, faul und träge werden und sagen: wenn Gott alles allein tun muß, „wollen sie Gott immerzu gänglich widerstreben oder warten, bis sie Gott mit Gewalt wider ihren Willen befehret, . . . so wollen sie weder Wort noch Sakrament achten, hören oder lesen, sondern warten, bis ihnen Gott vom Himmel ohne Mittel seine Gaben eingieße, daß sie eigentlich bei sich selbst fühlen und merken können, daß sie Gott befehret habe“. (S. 599.) „So geschieht ihm nicht unrecht, wenn der Heilige Geist ihn nicht erleuchtet, sondern in der Finsternis seines Unglaubens stecken und verderben läßt.“ (S. 602.) Da „weist uns diese Lehre zu den

Mitteln, dadurch der Heilige Geist solches anfangen und wirken will". (E. 605.)

Auch wir Christen, die wir im Licht sind, vom Heiligen Geist erleuchtet, sollen nie den Mitteln entwachsen. Wir sollen fleißig mit Gottes Wort umgehen und wissen, „daß der Heilige Geist bei solchem Lesen, Reden und Gebeten gegenwärtig ist und immer neue und mehr Licht und Andacht dazu gibt". (Gr. Kat., E. 377.) Wir sollen uns nicht einbilden, daß wir ausgelernt haben, was Gott selbst nicht auslehren kann. (E. 379.) Wir sollen daran lernen, „bis solange sie erfahren und gewiß werden, daß sie den Teufel tot gelehrt und gelehrt worden sind, denn Gott selber ist und alle seine Heiligen". (E. 380.) Das Wort ist unser Licht. Das ist das „helle Licht des Evangelii". Allerdings dem Schauen im ewigen Leben gegenüber ist es ein Spiegel, ein „dunkles Wort", 1 Kor. 13, 12. Daher: „Jetzt erkenne ich's stückweise; dann aber werde ich erkennen, gleichwie ich erkannt bin." Wenn der Glaube aufhört, der es nur mit dem Wort zu tun hat, und ins Schauen verwandelt wird, dann sehen wir „von Angesicht zu Angesicht". Da werden wir „ihn sehen, wie er ist", 1 Joh. 3, 2. Das ist dann illuminationis Spiritus Sancti a parte hominis finis ultimus.

E. P.

---

## EN XPICTO IHCTOY.

(Fortsetzung.)

Nun ist Christus einmal die wunderbare, einzigartige Person, das fleischgewordene ewige Wort, der menschgewordene Gottessohn, wahrer Mensch wie wir, doch ohne Sünde, und zugleich wahrer Gott, der ewige, allmächtige, allgegenwärtige, allwissende Gott. Sodann ist er seinem Amte nach der Erlöser der Welt, der das Gesetz vollkommen für uns erfüllt und als das Lamm Gottes unsere Sünde getragen hat; er ist unser Hoherpriester, unser Prophet, unser König, der auf Grund seines Erlösungswerkes durch sein Wort und die heiligen Sacramente sein Reich, die christliche Kirche auf Erden, gegründet hat und noch erhält und endlich einführen wird in die ewige Seligkeit.

Behält man also den mannigfachen Gebrauch des *εϋ* im Auge, berücksichtigt man ferner die Verbindung, ob sie attributiv oder adverbial ist, so kommt es dann vor allem darauf an, ob in der vorliegenden Formel die Person oder das Werk Christi gemeint sei, in welcher Hinsicht oder Beziehung also von Christo die Rede ist. Man kann nicht a priori sagen, es muß überall die Person Christi gemeint sein, noch auch, es muß überall das Werk Christi gemeint sein. Auf keinen Fall wird man aus Analogien sonstiger griechischer Schriftsteller hier viel gewinnen können, denn es ist wohl dieselbe Sprache, die der Heilige Geist gebraucht, aber für einen ganz neuen, einzigartigen Begriff. Dazu ist noch ganz besonders die zentrale Stellung zu berücksichtigen, die



Jesus Christus in der christlichen Lehre einnimmt. Er selbst erklärt von der Schrift des Alten Testaments, daß sie von ihm zeugt, Joh. 5, 39. Im Neuen Testament ist er erst recht das A und O und der eine Mittelpunkt, von dem alles ausgeht, zu dem alles hinführt. Und gerade St. Paulus, der zuerst das *ἐν Χριστῷ* in so ausgedehntem Maße gebraucht, bekennt: „Ich hielt mich nicht dafür, daß ich etwas wüßte unter euch ohne allein Jesum Christum, den Gekreuzigten“, 1 Kor. 2, 2; und an einer andern Stelle: „Denn ich dürfte nicht etwas reden, wo dasselbe nicht Christus durch mich wirkte“, Röm. 15, 18. Bei dieser alles umfassenden, alles bestimmenden, alles beherrschenden Bedeutung Jesu Christi wird es klar, wie nun auch alles *ἐν Χριστῷ* ist und *ἐν Χριστῷ* geschieht und *ἐν Χριστῷ* getan werden soll.

Ehe wir aber weiter gehen können, muß erst noch eine grammatische Frage behandelt werden. Es ist die, ob in gewissen Fällen das *ἐν Χριστῷ* attributiv stehe oder adverbial, ob es zum Nomen (Pronomen) oder zum Verbum zu ziehen sei. In den meisten Fällen kann freilich über die Verbindung von vornherein kein Zweifel sein. So ist z. B. in folgenden Stellen die Formel ohne alle Frage adverbial. Zum Vergleich fügen wir hier, wie auch in den späteren Beispielen, Luthers Übersetzung bei, die in der Konstruktion dem Original nicht immer genau entspricht.

Röm. 16, 12: . . . ἦτις πολλὰ ἐκοπίασεν ἐν κυρίῳ, welche in dem Herrn viel gearbeitet hat. 1 Kor. 1, 31: Ὁ καυχώμενος ἐν κυρίῳ καυχάσθω, Wer sich rühmet, der rühme sich des Herrn (in dem Herrn). 1 Kor. 4, 15: . . . ἐν γὰρ Χριστῷ Ἰησοῦ διὰ τοῦ εὐαγγελίου ἐγὼ ὑμᾶς ἐγέννησα, denn ich habe euch gezeugt in Christo Jesu durch das Evangelium. 2 Kor. 2, 17: . . . ἐν Χριστῷ λαλοῦμεν, in Christo reden wir. Gal. 2, 17: Εἰ δὲ ζητοῦντες δικαιωθῆναι ἐν Χριστῷ εὐρέθημεν καὶ αὐτοὶ ἁμαρτωλοί, Sollten wir aber, die da suchen durch Christum gerecht zu werden zc. Eph. 1, 20: . . . ἦν ἐνήργησεν ἐν τῷ Χριστῷ, welche er gewirkt hat in Christo. Eph. 2, 10: . . . κτισθέντες ἐν Χριστῷ Ἰησοῦ ἐπὶ ἔργου ἀγαθοῦ, geschaffen in Christo Jesu zu guten Werken. Eph. 3, 11: . . . κατὰ πρόθεσιν τῶν αἰώνων, ἣν ἐποίησεν ἐν Χριστῷ Ἰησοῦ, τῷ κυρίῳ ἡμῶν, nach dem Vorsatz von der Welt her, welchen er bewiesen hat in Christo Jesu, unserm Herrn. Eph. 3, 12: . . . ἐν ᾧ ἔχομεν τὴν παρόρησιαν, durch welchen wir haben Freudigkeit. Eph. 4, 17: Τοῦτο οὖν λέγω καὶ μαρτύρομαι ἐν κυρίῳ, So sage ich nun und zeuge in dem Herrn. Phil. 4, 4: Χαίrete ἐν κυρίῳ πάντοτε, Freuet euch in dem Herrn allewege. Phil. 4, 10: Ἐχάρην δὲ ἐν κυρίῳ μεγάλως, Ich bin aber höchlich erfreut in dem Herrn. Kol. 2, 11: . . . ἐν ᾧ καὶ περιεμήθητε περιτομῇ ἀχειροποιήτῳ, in welchem ihr auch beschnitten seid mit der Beschneidung ohne Hände. Es liegt auf der Hand, daß in solchen Stellen die Näherbestimmung zum Verbum gehört. Eine andere Beziehung ist nicht möglich, meist schon deshalb nicht, weil sonst nichts da ist, wozu die Bestimmung gezogen werden könnte.

Attributiv steht der Ausdruck, wenn er zwischen Artikel und Nomen oder mit dem Artikel nachgestellt ist. Beispiele sind folgende: 1 Petr. 3, 16: . . . *τὴν ἀγαθὴν ἐν Χριστῷ ἀναστροφὴν*, euren guten Wandel in Christo. Röm. 3, 24: . . . *διὰ τῆς ἀπολυτρώσεως τῆς ἐν Χριστῷ Ἰησοῦ*, durch die Erlösung, so durch Christum IESUM geschehen ist. Gal. 1, 22: . . . *ταῖς ἐκκλησίαις τῆς Ἰουδαίας ταῖς ἐν Χριστῷ*, den christlichen Gemeinden in Judäa. 1 Tim. 1, 14: . . . *ἐν πίστει καὶ ἀγάπῃ τῇ ἐν Χριστῷ Ἰησοῦ*, samt dem Glauben und der Liebe, die in Christo IESU ist. 2 Tim. 2, 10: . . . *ἵνα καὶ αὐτοὶ σωτηρίας τύχωσι τῆς ἐν Χριστῷ Ἰησοῦ*, auf daß auch sie die Seligkeit erlangen in Christo IESU (die Seligkeit in Christo IESU). 2 Tim. 3, 15: . . . *διὰ πίστεως τῆς ἐν Χριστῷ Ἰησοῦ*, durch den Glauben an Christo IESU. Röm. 8, 1: *Οὐδὲν ἄρα νῦν κατάκριμα τοῖς ἐν Χριστῷ Ἰησοῦ*. So ist nun nichts Verdammliches an denen, die in Christo IESU sind. 1 Petr. 5, 14: *Εἰρήνη ὑμῖν πᾶσιν τοῖς ἐν Χριστῷ Ἰησοῦ*, Friede sei mit allen, die in Christo IESU sind. — Die Stellung oder der Artikel gibt in solchen Fällen unmißverständlich an, daß der präpositionelle Ausdruck zu dem betreffenden Substantiv gehört oder substantiviert ist.

Fest bestimmt ist die Zugehörigkeit auch da, wo außer dem Artikel noch das Partizip *ὢν* gesetzt ist. Hier kommen folgende Stellen in Betracht: Röm. 16, 11: *Ἀσπάσασθε τοὺς ἐκ τῶν Ναρκίσσου τοὺς ὄντας ἐν κυρίῳ*, Grüßet, die da sind von Narkissus' Gesinde in dem HERRN. „In dem HERRN“ gehört zu Gesinde. 1 Thess. 2, 14: *Ὑμεῖς γὰρ μιμηταὶ ἐγενήθητε, ἀδελφοί, τῶν ἐκκλησιῶν τοῦ θεοῦ τῶν οὐσῶν ἐν τῇ Ἰουδαίᾳ ἐν Χριστῷ Ἰησοῦ*, Denn ihr seid Nachfolger geworden, lieben Brüder, der Gemeinden Gottes in Judäa in Christo IESU. Hier könnte freilich die Frage entstehen, ob nicht etwa bloß das *ἐν τῇ Ἰουδαίᾳ* zu *τῶν οὐσῶν* gehört. Nebenbei sei darauf aufmerksam gemacht, wie wichtig es auch hier zum rechten Verständnis von Luthers Verdeutschung der Bibel ist, wenn man auf den Grundtext zurückgehen kann. Man vergleiche obige Übersetzungen mit dem Griechischen. Manchmal wird die Beziehung des „in Christo IESU“ erst dann klar, wenn man auf die Vorlage sieht.

Als Attributiv wird der präpositionelle Ausdruck auch dann leicht erkannt, obwohl kein Artikel noch Partizip beigefügt ist, wenn er bei einem Nomen steht, das auch keinen Artikel hat und eine sonstige Verbindung ausgeschlossen ist, weil ein Verbum fehlt, wozu er gezogen werden kann, z. B.: Eph. 1, 1: *Πᾶντος ἀπόστολος . . . καὶ πιστοῖς ἐν Χριστῷ Ἰησοῦ*, und Gläubigen an Christo IESU. 1 Kor. 3, 1: . . . *ὡς ἠγαπίεις ἐν Χριστῷ*, wie mit jungen Kindern in Christo. 1 Kor. 1, 2: . . . *ἡγιασμένοις ἐν Χριστῷ Ἰησοῦ*, den Geheiligten in Christo IESU.

Ist beides vorhanden, Verbum und unbestimmtes Nomen, so ist die Zugehörigkeit der präpositionellen näherbestimmung nicht so leicht zu entscheiden. Phil. 4, 21: *Ἀσπάσασθε πάντα ἅγιον ἐν κυρίῳ*. Hier kann man *ἐν κυρίῳ* an und für sich ebensowohl mit *ἀσπάσασθε* als mit *πάντα ἅγιον* verbinden.

Es ist aber noch insonderheit auf eine Ausnahme von den angegebenen Regeln aufmerksam zu machen. Es gibt nämlich nicht wenige Stellen, wo das *ἐν Χριστῷ* offenbar attributiv steht bei einem durch den Artikel normierten Substantiv oder Adjektiv, obwohl es weder durch die Stellung zwischen Artikel und dem dazu gehörenden Wort noch durch den wiederholten Artikel mit dem Nominalbegriff verbunden ist. Daß das Neue Testament sonst der für das Griechische überhaupt geltenden Regel folgt, haben wir schon oben an mehreren Exempeln gezeigt. Es seien noch folgende Belege, wo es sich auch um unsere Formel handelt, angeführt: 1 Theff. 1, 8: *ἡ πίστις ὑμῶν ἢ πρὸς τὸν θεόν*. 2 Kor. 8, 4: *τῆς διακονίας τῆς εἰς τοὺς ἁγίους*. Gal. 1, 1: *ταῖς φυλαῖς ταῖς ἐν τῇ διασπορᾷ*. Apost. 15, 23: *τοῖς κατὰ τὴν Ἀντιόχειαν . . . ἀδελφοῖς, τοῖς ἐξ ἐθνῶν*. Doch gibt es von dieser Regel auch bei den Profanschreibern Ausnahmen, inwieweit sie selten sind. (Vgl. Kühners Gram., II. T., 1. Abt., § 462 m; Winer, IV. Aufl., § 19, S. 129.) Was nun das Neue Testament anbetrifft, so sagt Winer: „Von dieser Bestimmung — nämlich Stellung des Attributs — finden sich aber auch einige unverdächtige Ausnahmen, wo ein aus Nomen mit Präposition bestehender Zusatz, der mit dem Substantiv im Grunde nur einen Hauptbegriff bildet, bloß durch die Stimme an das vorhergehende Hauptwort anzuschließen ist, das grammatische Bindungsmittel der Schriftsprache (der Artikel) aber fehlt. . . . So vorzüglich a. bei der oft wiederkehrenden apostolischen (paulinischen) Formel *ἐν Χριστῷ Ἰησοῦ* oder *ἐν κυρίῳ*, z. B. Kol. 1, 4: *ἀκούσαντες τὴν πίστιν ὑμῶν ἐν Χριστῷ Ἰησοῦ καὶ τὴν ἀγάπην τὴν εἰς πάντας τοὺς ἁγίους*. Eph. 1, 15: *ἀκούσαντες τὴν καθ' ὑμᾶς πίστιν ἐν τῷ κυρίῳ Ἰησοῦ καὶ τὴν ἀγάπην τὴν εἰς πάντας τοὺς ἁγίους*.“ Offenbar gehören hier die Bestimmungen *ἐν Χριστῷ Ἰησοῦ*, *ἐν τῷ κυρίῳ* zu *πίστις*, obwohl das durch die Stellung nicht bezeichnet ist. Wir nennen noch folgende Stellen: Gal. 3, 26: *Πάντες γὰρ υἱοὶ θεοῦ ἐστε διὰ τῆς πίστεως ἐν Χριστῷ Ἰησοῦ*. Eph. 4, 1: *Παρακαλῶ οὖν ὑμᾶς ἐγὼ ὁ δέσμιος ἐν κυρίῳ*. 6, 21: *πάντα ὑμῖν γνωρίσει Τύχικος ὁ ἀγαπητὸς ἀδελφὸς καὶ πιστὸς διάκονος ἐν κυρίῳ*. Philemon 23: *ὁ συναιχμαλωτὸς μου ἐν Χριστῷ Ἰησοῦ*. Zur Erklärung dieser Erscheinung sagt Winer: „Der Fall schließt sich wohl an die Umgangssprache an, welche, da sie das lebendigere Mittel der Stimme hat, schwerlich überall den Artikel setzte, wogegen die Schriftsprache der Genauigkeit halber diesen weniger entbehren konnte. Im Deutschen hat sie ihn jedoch auch hier ohne Nachteil vermieden.“ (S. 127. 128.) Indes, man darf auch nicht zu schnell sein in der Annahme attributiver Verbindung. Was wir von solchen Stellen wie Phil. 4, 21 gesagt haben, wo sich ein präpositioneller Zusatz findet in einem Satz, der ein artikellofes Substantiv und ein Verbum hat, das gilt auch von manchen Fällen, wo sich Verbum und mit Artikel versehene Substantive finden. Man kann da manchmal über Zusammengehörigkeit im Zweifel sein. 1 Theff. 4, 16: *οἱ νεκροὶ ἐν Χριστῷ ἀναστήσονται πρῶτον*. Wozu gehört hier *ἐν Χριστῷ*, zu *οἱ νεκροὶ* oder zu *ἀναστήσονται*? Heißt es: die Toten

in Christo = die in Christo Gestorbenen werden zuerst auferstehen, oder heißt es: die Toten werden in Christo zuerst auferstehen? Phil. 4, 7: *καὶ ἡ εἰρήνη τοῦ θεοῦ ἢ ὑπερέχουσα πάντα νοῦν φρουρήσει τὰς καρδίας ὑμῶν καὶ τὰ νοήματα ἐν Χριστῷ Ἰησοῦ.* Gehört hier die Näherbestimmung zu den Substantiven oder zum Verbum? Soll hier gesagt werden, wie der Friede Gottes Herzen und Sinne bewahren wird, nämlich in Christo Jesu? Oder heißt es, der Friede Gottes wird die Herzen und Sinne, die in Christo Jesu sind, bewahren? Die Entscheidung kann hier nicht immer durch grammatische Gründe getroffen werden; es kommt auf den Kontext an. Die Frage ist dann nicht eine grammatische, sondern eine exegetische. Der Sinn wird vielfach wesentlich anders, je nachdem man die Näherbestimmung adverbial oder attributiv faßt, wie die angeführten Beispiele zeigen. Wenn man nun aber auch historellen über die Verbindung der Ausdrücke disputieren kann, so wird doch der sicherste Weg in jedem derartigen Falle der sein, daß man die Näherbestimmung zunächst zum Verbum zieht und nur dann eine andere Verbindung annimmt, wenn Zusammenhang, Parallelen oder sonstige Rücksichten es nahelegen. Denn es sind und bleiben doch immerhin Ausnahmen von der Regel, wenn ein präpositioneller Ausdruck attributiv gebraucht ist bei einem durch den Artikel normierten Substantiv, ohne daß er durch die Stellung zwischen Artikel und Substantiv oder mit Wiederholung des Artikels als attributiv gekennzeichnet ist.

Wir müssen aber noch besonders auf die Frage eingehen, wie es sich denn verhält, wenn das *ἐν Χριστῷ* mit einem Pronomen zusammenzufestehen kommt. Es handelt sich da insbesondere um Eph. 1, 4: *καθὼς ἐξελέξατο ἡμᾶς ἐν αὐτῷ.* Manche verbinden *ἐν αὐτῷ* mit *ἡμᾶς* und übersetzen: wie er uns als in ihm Seiende erwählt hat. Ist diese Verbindung möglich oder nicht? Der Vollständigkeit wegen wollen wir hier gleich noch andere Stellen ähnlicher Art anführen. Es sind, abgesehen von solchen, wo Pronomen und präpositioneller Ausdruck durch andere Wörter getrennt sind und man kaum daran denken wird, sie miteinander zu verbinden, folgende: Apost. 5, 32 (doch findet sich hier auch die Lesart *αὐτοῦ*); 1 Kor. 1, 4; 16, 19. 24; 2 Kor. 2, 14; Eph. 2, 7. 13 (Luther übersetzt hier: „Die ihr in Christo seid“); Kol. 1, 14; 2 Tim. 1, 9. Wer sich die Mühe nimmt, in den einzelnen hier angeführten Fällen den Zusammenhang genau anzusehen, der wird finden, daß eben schon der Zusammenhang meistens deutlich genug die Verbindung des *ἐν Χριστῷ* mit dem Verbum erfordert. Besonders aber ist zu beachten, daß es dem Geist der griechischen Sprache widerspricht, zu einem Pronomen eine Apposition zu setzen ohne Artikel oder Artikel und Partizip von *εἶναι*. Es ist wahr, das Partizip, wie auch andere Formen von *εἶναι* werden oft weggelassen, wenn sie aus dem Zusammenhang leicht zu ergänzen sind. So kann auch hier wohl das Partizip fehlen; aber es ist Regel, daß der Artikel steht, wenn eine Be-

stimmung als Apposition zu einem Personalpronomen gemeint ist. Kühner sagt: „Tritt zu einem ausdrücklich gesetzten oder zu ergänzenden Personalpronomen eine Apposition, so erhält sie meist den Artikel (in demselben Sinn, wie sie ihn in veränderter Fügung an sich haben würde).“ (§ 462 a, Anm. 2.) Zur Erklärung der eingeklammerten Worte diene die Fassung, die Koch der Regel gibt: „Die Apposition bei dem Personalpronomen der ersten und zweiten Person hat den Artikel, wenn sie ihn nach Weglassung des Pronomens auch als dritte Person haben würde. Anab. V, 7, 20: *ἡμεῖς οἱ στρατηγοὶ ἠχθόμεθα τοῖς γεγενημένοις* (ohne *ἡμεῖς* würde es lauten: *οἱ στρατηγοὶ ἠχθοντο*).“ (§ 72, 3, Anm. 12.) In dem Ausdruck „meist“ bei Kühner liegt, daß die Regel nicht immer befolgt wird. Sehen wir aber die Ausnahmefälle an, die angeführt sind, so finden wir, es sind einerseits solche, da der Artikel weggelassen wird bei Eigennamen, was leichter zu verstehen ist, was aber übrigens auch nur selten vorkommt, andererseits sind es zwei aus Dichtern: Soph. El. 450: *κάμοῦ ταλαίνης*; Eurip. Or. 185: *τῷ πρόσκειμαι δοῦλα τλαίων*; der Dichtersprache ist aber bekanntlich größere Freiheit gestattet als der Prosa. Immerhin ist aber auch bei den Dichtern der Gebrauch des Artikels die Regel.

Diese Regel wird nun auch im Neuen Testament innegehalten. Wir verweisen auf folgende Belege: Röm. 1, 7: *πᾶσι τοῖς ὁσίν ἐν Ῥώμῃ*; 1, 15: *καὶ ὑμῖν τοῖς ἐν Ῥώμῃ*; 2, 27: *οὐ τὸν διὰ γραμματος*; 8, 4: *ἐν ἡμῖν τοῖς μὴ . . .*; 11, 13: *ὑμῖν γὰρ λέγω τοῖς ἔθνεσιν*; 15, 1: *ὄφειλομεν δὲ ἡμεῖς οἱ δυνατοί . . .*; 2 Kor. 4, 11: *ἡμεῖς οἱ ζῶντες*; Eph. 1, 12: *ἡμᾶς . . . τοὺς προηλεκτότας*; 19: *εἰς ἡμᾶς τοὺς πιστεύοντας*; 1 Theff. 4, 15: *ἡμεῖς οἱ ζῶντες*; 1 Petr. 5, 4: *ὑμῖν πᾶσιν τοῖς ἐν Χριστῷ*; Luc. 6, 24: *ὑμῖν τοῖς πλουσίοις*; 27: *ὑμῖν λέγω τοῖς ἀκούουσιν*; 12, 4: *λέγω ὑμῖν τοῖς φίλοις μου*; 1 Joh. 5, 13: *ὑμῖν τοῖς πιστεύουσιν*.

Es ist auch nicht schwer zu erkennen, warum wohl bei einem Nomen eine attributive präpositionelle Näherbestimmung gesetzt werden kann ohne den Artikel, während hingegen die Apposition bei einem Pronomen dieses Erkennungszeichen haben muß. Es liegt dies, wie D. Stöckhardt in seinem Kommentar zum Epheserbrief sagt, „in der Natur der Sache . . . ein solches Substantiv oder Adjektiv enthält dann eben einen Begriff, der einer Adverbialbestimmung fähig ist.“ (S. 44.) Und wenn es auch im Deutschen, wie in andern Sprachen, in manchen Fällen möglich ist, einem Pronomen eine Apposition ohne Artikel anzufügen, so widerspricht dies eben, wie gesagt, dem griechischen Sprachgefühl. Im Deutschen ist es korrekt zu sagen: Wir Deutschen; wenn aber der Grieche von sich spricht, so drückt er sich so aus: *ἡμεῖς οἱ Ἕλληνες*. Viel mehr aber bedarf er in andern Fällen des Artikels, wenn irgendeine Bestimmung als zum Pronomen gehörend gedacht ist. Demnach erfordert es also der griechische Sprachgebrauch in solchen Fällen wie Eph. 1, 4 und den andern angeführten, daß das *ἐν αὐτῷ* oder *ἐν Χριστῷ* von vornherein zum Verbum und nicht zum Pronomen gezogen wird.

Auch im Deutschen können wir ja die Näherbestimmung nicht ohne Ergänzung zum Pronomen ziehen. Es handelt sich hier nicht um eine exegetische Frage, sondern um eine rein grammatische.

Diese sprachlichen Erörterungen sind etwas länger geraten, als wir beabsichtigten; sie können aber nicht entbehrt werden, wenn man eine sichere, feste Grundlage haben will.

Indem wir nun auf Grund vorstehender Erörterungen die Bedeutung des *ἐν Χριστῷ* und der verwandten Ausdrücke in den einzelnen Fällen zu erkennen suchen, stellen wir die einschlägigen Schriftstellen in Gruppen zusammen. Es sind verschiedene Gruppierungen möglich, je nach dem, was man zum Teilungsgrund macht, ob den Begriff Christus (Person oder Werk), ob die Verbindung des Ausdrucks (adverbial oder attributiv), ob den Gebrauch der Präposition (eigentlich oder uneigentlich, übereinstimmend mit unserer Vorstellung oder nicht). Für unsern gegenwärtigen Zweck wird es am erspriehlichsten sein, nach dem Gebrauch der Präposition zu gruppieren und dabei dann je nach Bedürfnis auf die Bedeutung des Begriffes Christus und auf die Verbindung einzugehen. Grammatische Auseinandersetzungen werden nach dem Vorausgegangenen nur selten nötig sein. Als Hauptgruppen ergeben sich also:

A. Solche Stellen, in denen die Präposition mehr oder weniger übereinstimmend mit unserer Vorstellung lokal gebraucht ist im Sinne von „in“ auf die Frage wo? sei es im engeren oder im weiteren Sinn (Person, Werk, Bedeutungssphäre Christi);

B. solche Stellen, in denen unsere Vorstellung eine andere ist und wir daher auch zumeist eine andere Präposition gebrauchen. Es kommt für die Übersetzung viel auf das Subjekt (das grammatische und das logische) an.

#### A.

Sehr häufig ist die ursprünglich lokale Bedeutung der Präposition streng beibehalten, und wir übersetzen in derselben Vorstellung mit „in“. Es wird davon geredet, wer oder was in Christo ist. Damit wird die wunderbare Person Christi nach einer oder der andern Seite hin beschrieben. Es wird ferner ausgesagt, was für Segensgüter in Christo sind, welche Bedeutung also Christus für uns Menschen hat nach seinem Werk. Sehr zahlreich sind sodann die Stellen, da die Gläubigen bezeichnet werden als solche, die in Christo Jesu sind, die also im Besitz seiner Segensgüter sind, oder wo sie aufgefördert werden, in Christo zu bleiben, zu stehen, also im Besitz des Heils, das in Christo ist, zu verharren. Darauf gründen sich eine ganze Reihe von Fällen, wo wir die Formel unserm Verständnis näher bringen können durch das Adjectiv oder Adverb christlich. Da liegt zum Teil ein weiterer Gebrauch des Ausdrucks vor = in der Sphäre Christi.

Der innigen Gemeinschaft Christi als des Sohnes Gottes mit dem Vater ist Ausdruck gegeben, wenn Christus selbst in seinem hohepriester-

lichen Gebet (Joh. 17, 21) für die Seinen bittet: „Auf daß sie alle eins seien gleichwie du, Vater, in mir und ich in dir“ — *καθώς σὺ, πάτερ, ἐν ἐμοὶ καὶ γὰρ ἐν σοί*. Selbstverständlich ist das Einssein der Gläubigen in dem Vater und dem Sohn nicht genau dasselbe wie das Einssein des Sohnes in dem Vater und des Vaters in dem Sohn. Das *καθώς* ist zu verstehen *mutatis mutandis*. Uns kommt es hier hauptsächlich darauf an, daß der Vater in dem Sohn und der Sohn in dem Vater ist, daß die beiden aufs innigste miteinander vereinigt sind. Ein Abbild, ein Abglanz davon soll die Vereinigung der Gläubigen mit Vater und Sohn sein. — Wenn es 2 Kor. 5, 19 heißt: *θεὸς ἦν ἐν Χριστῷ* so ist damit gleichfalls die innige Gemeinschaft zwischen Gott, dem Vater, und Christo, dem Sohn, bezeugt. So ist die Versöhnung, die Christus erwirkt hat, zugleich des Vaters Werk. Kol. 2, 19 lesen wir: *ἐν αὐτῷ κατοικεῖ πᾶν τὸ πλῆρωμα τῆς θεϊότητος σωματικῶς*. Die ganze Fülle der Gottheit, des göttlichen Wesens, wohnt in Christo leiblich, leibhaftig, als in ihrem Leibe. Die ganze Fülle der Gottheit hat in Christo, in Christi Leib, ihre Wohnung, ihre dauernde, bleibende Wohnung aufgeschlagen. So sollen wir uns denn auch von ihm als unserm Gott und sonst von niemand leiten lassen. Ähnlich heißt es in demselben Kapitel B. 3 von den göttlichen Eigenschaften Christi: *ἐν ᾧ εἰσι πάντες οἱ θησαυροὶ τῆς σοφίας καὶ τῆς γνώσεως ἀπόκρυφοι*. Von der unscheinbaren Fülle der menschlichen Gestalt Jesu sind umschlossen alle Schätze der Weisheit und der Erkenntnis, und zwar als verborgene. Man sah sie für gewöhnlich nicht, aber sie sind da. Und sie haften ihm nicht etwa bloß äußerlich an als etwas Fremdes, sondern sie sind in ihm, sie haben in ihm ihren Sitz. Eph. 4, 21 heißt es: *ἀλήθεια ἐν τῷ Ἰησοῦ*. Wahrheit im vollsten Sinne des Wortes, alles, was Wahrheit ist, hat seinen Wohnsitz in Jesu als ihrer eigentlichen Heimat. So ist alles Hohe, ja das Höchste, Gott selbst, in Christo; aber *ἀμαρτία ἐν αὐτῷ οὐκ ἔστι*, 1 Joh. 3, 5. Sünde, irgendwelcher Fehler, ist in ihm nicht; er ist die Vollkommenheit selbst. Welch eine Fülle von Lehre über die Person Jesu ist also in diesen wenigen Stellen enthalten!

Und welche Segensgüter sind in ihm! St. Petrus bezeugt Apost. 4, 12: *οὐκ ἔστιν ἐν ἄλλῳ οὐδενὶ ἢ σωτηρία*, in keinem andern als in Christo ist die Rettung, die Rettung *κατ' ἐξοχὴν*, das zeitliche und ewige Heil, zu finden. Von diesem Heil sagt St. Paulus, er leide alles um der Auserwählten willen, damit sie selbst erlangen *σωτηρίας τῆς ἐν Χριστῷ Ἰησοῦ*, das Heil, das in Christo ist, 2 Tim. 2, 10. Dieses Heil ist in Christo Jesu, von ihm geht es aus, er hat es erworben, in ihm, als der Quelle des Heils, ist es zu finden. Dieses Heil wird dann genauer beschrieben, wenn Eph. 1, 7 und Kol. 1, 14 gesagt ist: *ἐν ᾧ ἔχομεν τὴν ἀπολύτρωσιν διὰ τοῦ αἵματος αὐτοῦ, τὴν ἄφεσιν τῶν παραπτωμάτων*. In Christo haben wir die Befreiung, nämlich die, welche besteht in der Vergebung unserer Sünden; und dieses Heil haben wir in Jesu nicht durch Gold oder Silber, sondern durch sein Blut. Jesus, aus dessen Seite

das Blut floß zur Versöhnung für unsere Sünden, ist der Brunn des Heils. Etwas anders ist dieselbe Wahrheit ausgedrückt, wenn wir Röm. 3, 28 lesen: Wir werden ohne Verdienst gerecht aus seiner Gnade, *διὰ τῆς ἀπολυτρώσεως τῆς ἐν Χριστῷ Ἰησοῦ*. Erlösung, die in Christo Jesu ist, ist stärker, inhaltvoller als Luthers Übersetzung: „die durch Christum Jesum geschehen ist“. — Auch im einzelnen wird von den Heilsgütern, die wir durch Christi Erlösung haben, gesagt, daß wir sie in Christo haben. Joh. 16, 33 sagt der Heiland zu seinen Jüngern: Solches habe ich zu euch geredet, *ἵνα ἐν ἐμοὶ εὐρήνην ἔχητε*. Eph. 3, 12 bezeugt der Apostel: *ἐν ᾧ ἔχομεν τὴν παρόδησιν καὶ τὴν προσαγωγήν ἐν παιδείᾳ διὰ τῆς πίστεως αὐτοῦ*. In Christo, als dem Born, ist Freudigkeit und Zugang; und wie haben wir diese Segnungen in ihm? In Überzeugung, in Gewißheit durch den Glauben an ihn = durch Glaubensgewißheit. Gal. 2, 4 redet der Apostel von den falschen Brüdern, die mit eingedrungen und neben eingeschlichen waren, zu verkündschasten *τὴν ἐλευθερίαν, ἣν ἔχομεν ἐν Χριστῷ Ἰησοῦ*. Joh. 1, 4: *ἐν αὐτῷ ἦν ἡ ζωὴ*. Er ist nicht nur das Leben selbst, der ewig Lebende, sondern von ihm geht auch aus das Leben, er ist die Lebensquelle, der Spender des Lebens, des neuen geistlichen Lebens und des ewigen Lebens. 1 Joh. 5, 11: *καὶ αὕτη ἡ ζωὴ ἐν τῷ υἱῷ αὐτοῦ ἐστιν*. So nennt auch St. Paulus sein Evangelium, zu dessen Verkündigung er als Apostel berufen ist, Verheißung des Lebens, das in Christo Jesu ist, *ἐπαγγελία ζωῆς τῆς ἐν Χριστῷ Ἰησοῦ*, 2 Tim. 1, 1. Röm. 6, 23: *τὸ δὲ χάρισμα τοῦ θεοῦ ζωὴ αἰώνιος ἐν Χριστῷ Ἰησοῦ τῷ κυρίῳ ἡμῶν*. Es alteriert den Sinn nicht wesentlich, ob man hier *ἐν Χριστῷ* adjektivisch faßt zu *ζωὴ αἰώνιος* oder adverbial zu einem zu ergänzenden *ἐστί*. In jedem Fall ist von dem ewigen Leben ausgesagt, daß es in Christo ist. Alle diese herrlichen Segensgüter hat Jesus nicht als etwas Äußerliches, als äußerlichen Besitz, sondern sie sind in ihm, sie ruhen in ihm, sie gehen von ihm aus, sind in ihm als Himmelschatz zu finden. Die Wendung mit *ἐν* ist ungleich stärker als der bloße Genitiv des Besitzes oder Urhebers, stärker auch als die Präposition „durch“. — Auch die causa impulsiva der Erlösung und alles dessen, was dazu gehört, nämlich die göttliche Gnade und Liebe, wird durch unsere Wendung angegeben. 2 Tim. 2, 1 spornt der Apostel den Timotheus an, stark zu sein in der Gnade Jesu Christi, *ἐνδυναμοῦ ἐν τῇ χάριτι τῇ ἐν Χριστῷ Ἰησοῦ*. In der Gnade, als in seinem Lebenselement, soll Timotheus stark sein, nämlich in der Gnade, die in Christo Jesu ist. Das ist die Gnade, die ihn getrieben hat, unser Heil zu sein, die der Grund unsers Heils ist. Diese Gnade ist in Christo, sie wohnt in ihm, sie hat seine Art, sein Wesen, und sie ist es, die ausstrahlt in all den herrlichen Segensgütern. In der soll nun auch der Diener Jesu stark, wohl bewandert, fest gegründet sein. Röm. 8, 39: Nichts im Himmel und auf Erden *δυνήσεται ἡμᾶς χωρεῖν ἀπὸ τῆς ἀγάπης τοῦ θεοῦ τῆς ἐν Χριστῷ Ἰησοῦ τῷ κυρίῳ ἡμῶν*. Die Liebe Gottes, die unsere Seligkeit bereitet und verbürgt, ist die Liebe, die in Christo Jesu,



unserm Herrn, ist (subj.), die ihn in den Verfühnungstod für uns getrieben hat. Hier läßt sich auch am besten die Stelle Phil. 2, 5 anschließen: *τοῦτο καὶ φρονεῖσθε ἐν ὑμῖν ὁ καὶ ἐν Χριστῷ Ἰησοῦ*. Dieselbe Gesinnung der Gnade und Liebe, die in Christo Jesu wohnt, soll auch in den Christen sein.

So wird also unsere Wendung gebraucht, um die wunderbare Person und das herrliche Werk unsers Heilandes nach verschiedenen Seiten hin zu charakterisieren. Das Verhältnißwort ist an den einzelnen Stellen nicht immer genau in derselben Bedeutung genommen. Denn es ist doch wohl ein etwas verschiedener Begriff, wenn gesagt wird, Gott ist in dem Sohn, und der Sohn ist in Gott, und wenn gesagt wird, Gott ist in Christo, und die göttlichen Eigenschaften sind in Christo, und endlich, wenn es heißt, in Christo ist das Heil, die Erlösung für den Menschen. Wir mögen versuchen, uns diesen Unterschied, der in den verschiedenen Begriffen liegt, klar zu machen, wenn wir z. B. sagen, Gott ist in Christo so, daß in dieser wunderbaren Person Gott und Mensch auf das innigste miteinander vereinigt sind; die göttlichen Eigenschaften sind in Christo, denn sie machen das göttliche Wesen aus und sie kommen der Person zu, insofern die göttliche und die menschliche Natur auf das engste miteinander vereinigt sind; das Heil und was dazu gehört, ist in Christo, weil er es erworben hat und verwaltet und aussteilt als einen Schatz, der nur in ihm und sonst nirgends zu finden ist. Aber schließlich ist doch die menschliche Sprache, die ja auch sonst oft nicht ausreicht, auch nur rein menschliche Gedanken adäquat auszudrücken, zu arm, um göttliche Dinge und Vorstellungen und Vorgänge ganz genau wiederzugeben. Aber das Wörtlein „in“ ist weit genug und allumfassend und gibt hinreichend Bewegungsfreiheit für engere und weitere Vorstellungen.

So ist es auch wieder etwas anders gedacht, wenn von Menschen gesagt wird, sie sind in Christo, und Christus ist in ihnen. Die innige Gemeinschaft der Gläubigen mit sich und dem Vater hat der Herr bezeugt in den schon angeführten Worten aus dem hochpriesterlichen Gebet, Joh. 17, 21. Ähnlich hatte er bereits früher in seinen Abschiedsreden mit Hinweis auf seine Auferstehung gesagt, Joh. 14, 20: *Ἄν δευτερογενῆς ἡμέρας ἐπιφανῆς ἴσῃς ἐν ἐμοὶ καὶ ἐν ὑμῖν*. So spricht denn auch St. Johannes in seiner ersten Epistel (2, 5) von sich und seinen Mitgläubigen: *ἐν αὐτῷ ἔομεν*, und Kap. 5, 20: *καὶ ἔομεν ἐν τῷ ἀληθινῷ, ἐν τῷ νηὶ αὐτοῦ Ἰησοῦ Χριστῷ*. St. Paulus ruft den Korinthern zu (1, 30): *ἐξ αὐτοῦ ὑμεῖς ἐστε ἐν Χριστῷ Ἰησοῦ*. Dergleichen sagt er Phil. 3, 9: *καὶ εὐφρανῶ ἐν αὐτῷ μὴ ἔχων ἑμὴν δικαιοσύνην*. — Und wie von den einzelnen Gläubigen gesagt wird, daß sie in Christo sind, so auch von ganzen Gemeinden und von der Gesamtheit der Gläubigen. Gal. 1, 22 sagt St. Paulus, er war unbekannt von Angesicht *ταῖς ἐκκλησίαις τῆς Ἰουδαίας ταῖς ἐν Χριστῷ*. Luther übersetzt: den christlichen Gemeinden in Judäa. Eph. 3, 21:

αὐτῷ ἢ δόξα ἐν τῇ ἐκκλησίᾳ ἐν Χριστῷ Ἰησοῦ. Luther verbindet gewiß richtig, wenn er dies wiedergibt: dem sei Ehre in der Gemeinde, die in Christo Jesu ist. Dem Zusammenhang nach, wie auch dem sonstigen Sprachgebrauch nach ist der präpositionelle Ausdruck hier attributiv; eine adverbiale Verbindung geht nicht wohl an; und es ist zu beachten, daß das Wort ἐκκλησία eben erst bei den biblischen Schreibern seine spezielle Bedeutung von christlicher Gemeinde bekam. Daher war der erklärende Zusatz nötig. Daß in Christo alle Gläubigen eins sind, bezeugt Röm. 12, 5: οὕτως οἱ πολλοὶ ἐν σώμα ἕσμεν ἐν Χριστῷ. Gal. 3, 28: πάντες γὰρ ὑμεῖς εἰς ἓστε ἐν Χριστῷ Ἰησοῦ. Hierher gehören auch die vielen Stellen, da geredet wird von dem Bleiben in Christo und dem Stehen in Christo. Joh. 6, 56 sagt der Herr von dem geistlichen Essen und Trinken seines Leibes und Blutes: ὁ τρώγων μου τὴν σάρκα καὶ πίνων μου τὸ αἷμα ἐν ἐμοὶ μένει καὶ γὰρ ἐν αὐτῷ. Joh. 15, 2—7 gebraucht er das Bild des Weinstocks und der Rebe: πᾶν κλῆμα ἐν ἐμοὶ (attributiv), der nicht Frucht bringt. . . . Μείνατε ἐν ἐμοὶ καὶ γὰρ ἐν ὑμῖν. . . . Gleichwie der Rebe kann keine Frucht bringen von ihm selber, er bleibe denn am Weinstock, also auch ihr, εἰάν μὴ ἐν ἐμοὶ μένητε. . . . Ὁ μένων ἐν ἐμοὶ καὶ γὰρ ἐν αὐτῷ. . . . Ἐάν μὴ τις μένη ἐν ἐμοὶ. . . . Ἐάν μένητε ἐν ἐμοὶ καὶ τὰ ὄρημά μου ἐν ὑμῖν μένη. . . . 1 Joh. 2, 6: ὁ λέγων ἐν αὐτῷ μένειν; 24: καὶ ὑμεῖς ἐν τῷ νόμῳ καὶ ἐν τῷ πατρὶ μενεῖτε; 27, 28: μένετε ἐν αὐτῷ; 3, 6: πᾶς ὁ ἐν αὐτῷ μένων οὐχ ἁμαρτάνει; 24: καὶ ὁ τηρῶν τὰς ἐντολὰς αὐτοῦ ἐν αὐτῷ μένει καὶ αὐτὸς ἐν αὐτῷ· καὶ ἐν τούτῳ γινώσκομεν ὅτι μένει ἐν ἡμῖν. . . . 1 Theff. 3, 8: εἰάν ὑμεῖς στήκετε ἐν κυρίῳ. Phil. 4, 1: στήκετε ἐν κυρίῳ. In solchen Stellen haben wir die unio mystica, die wunderbare innige Gemeinschaft, in welcher die Gläubigen mit ihrem Herrn und Heiland stehen. Die Gläubigen sind gleichsam in Christo beschloffen, in ihm geborgen. Christus, der Heiland, ist ihre Zufluchtsstätte, ihr Asyl. Und sie sind aufs engste mit ihm verbunden, wie die Rebe mit dem Weinstock, wie die Glieder mit dem Haupt. Dieser Gedanke ist noch erweitert Eph. 1, 10: . . . auf daß alle Dinge zusammen unter ein Haupt verfaßt würden in Christo, ἀνακεφαλαιώσασθαι τὰ πάντα ἐν τῷ Χριστῷ. — Diese Verbindung hat Einfluß auf die Gläubigen. Von Christo geht auch auf sie aus Leben, Geist, Art, Gesinnung.

Auf Grund dieser Ausdrücke vom Sein und Bleiben und Stehen in Christo wird unsere Formel denn auch substantiviert mit dem Artikel und geradezu zur Bezeichnung derer gebraucht, die Christo angehören, wo wir uns jetzt der einfachen Benennung „Christen“ bedienen, und dementsprechend steht sie auch attributiv oder adverbial = christlich. Es liegt aber, um das gleich zu betonen, ein viel tieferer Gehalt in der biblischen Beschreibung als in dem einfachen Namen „Christ“. Der Name Christ, Χριστιανός, war ja freilich damals schon bekannt. Er war, wie wir aus Apost. 11, 26 ersehen, in Antiochia in Syrien zuerst aufgekomen, aber er wurde von den Gläubigen selbst, wenigstens in der apostolischen Zeit, noch nicht allgemein angenommen und gebraucht. Wir

lesen zwar, daß Agrippas zu Paulus sagt, Apost. 26, 28: „Es fehlt nicht viel, du überredest mich, daß ich ein Christ, Χριστιανός, würde.“ Außerdem finden wir die Bezeichnung nur noch 1 Petr. 4, 16: „Leidet er aber als ein Christ, Χριστιανός, so schäme er sich nicht.“ Es sind andere Benennungen oder Umschreibungen, die die Gläubigen von sich gebrauchten, u. a. eben sehr häufig diese: *οἱ ἐν Χριστῷ*. „Die in Christo“ sind die Gläubigen, die Christen, nur daß, wie gesagt, diese Umschreibung entschieden vielsagender ist als der Name Christ. 1 Petr. 5, 14: *εἰρήνη ὑμῖν πάντοις ἐν Χριστῷ Ἰησοῦ*, „Friede sei mit euch allen, die ihr in Christo Jesu seid“ = die ihr Christen seid. Röm. 8, 1: „So ist nun nichts Verdammliches *τοῖς ἐν Χριστῷ Ἰησοῦ*, an denen, die in Christo Jesu sind“ = an den Christen. Röm. 16, 7: *οἱ καὶ πρὸ ἐμοῦ γεγόνασιν ἐν Χριστῷ* = die vor mir Christen gewesen sind; 16, 11: *τοὺς ὄντας ἐν κυρίῳ* = die Christen. 2 Kor. 5, 17: *εἴ τις ἐν Χριστῷ*, können wir wiedergeben: wenn jemand ein Christ ist. 2 Kor. 12, 2: *οἶδα ἄνθρωπον ἐν Χριστῷ*. Der präpositionelle Ausdruck steht hier gewiß adjektivisch; die Verbindung mit *οἶδα* würde schwer verständlich sein. Ein *ἄνθρωπος ἐν Χριστῷ* aber ist ein Christ. 1 Kor. 3, 1: „Und ich, lieben Brüder, konnte nicht mit euch reden als mit Geistlichen, sondern als mit Fleischlichen“, *ὡς νηπίους ἐν Χριστῷ* = als mit jungen, unerfahrenen Christen. Auch viele der obengenannten Stellen können wir uns unserer Vorstellung näher bringen, wenn wir die jetzt übliche Bezeichnung Christen einsetzen. 3. B. Eph. 2, 5: wir sind in ihm = wir sind Christen.

W. M ö n k e m ö l l e r.

(Schluß folgt.)

## Zur Geschichte der Kindertaufe.

(Schluß.)

Anno 255 schreibt ein gewisser Magnus an Cyprian, ob solche, welche in ihrem Bette getauft seien, wiedergetauft werden müßten, nachdem sie von ihrer Krankheit geheilt seien. Cyprian antwortet: „Quaesisti etiam, fili care, quid mihi de illis videatur, qui in infirmitate et languore gratiam Dei consequuntur, an habendi sint legitimi Christiani eo, quod aqua salutari non loti sint, sed perfusi. Qua in parte nemini verecundia et modestia nostra praejudicat, quominus unusquisque quod putat sentiat, et quod senserit faciat. Nos, quantum concepit mediocritas nostra, aestimamus, in nullo mutilari et debilitari posse beneficia divina, nec minus aliquid illic posse contingere, ubi plena et tota fide et dantis et sumentis accipitur, quod de divinis muneribus hauritur. Neque enim sic in sacramento salutari delictorum contagia, ut in lavacro carnali et saeculari sordes cutis et corporis abluuntur, ut aphronitris et caeteris quoque adjuventis et solio et piscina opus sit, quibus ablui et mundari cor-

pusculum possit. Aliter pectus credentis abluitur, aliter mens hominis per fidei merita mundatur. In sacramentis salutaribus necessitate cogente et Deo indulgentiam suam largiente totum credentibus conferunt divina compendia. Nec quemquam movere debet, quod aspergi vel perfundi videntur aegri, cum gratiam divinam consequuntur, quando Scriptura S. per Ezechielem prophetam loquatur et dicat (c. 36.): ‚Et aspergam super vos‘ etc. Item in Numeris, c. 19.: ‚Et homo, qui fuerit immundus, . . . quoniam aqua aspersionis non est super eum sparsa.‘ Et iterum Num. 8.: ‚Circum sparges eos aqua purificationis.‘ Et iterum: ‚Aqua aspersionis purificatio est.‘ Unde apparet, aspersionem quoque aquae instar salutaris lavacri obtinere, et quando haec in ecclesia fiunt, ubi sit et dantis et accipientis fides integra, stare omnia et consummari ac perfici posse majestate Domini et fidei veritate. — Aut si aliquis existimat, eos nihil consecutos, eo quod aqua salutari tantum perfusi sint, si inanes et vacui sunt, non decipiantur, ut, si incommodum languoris evaserint et convaluerint, baptizentur. Si autem baptizari non possunt, qui jam bapt. eccles. sanctificati sunt, cur in fide sua et Domini indulgentia scandalizentur? An consecuti quidem sunt gratiam dominicam, sed brevior et minor mensura muneris divini ac Spiritus S., ut habeantur quidem Christiani, non sint tamen caeteris adaequandi? Quinimo Sp. S. non de mensura datur, sed super credentem totus infunditur.“ „Du hast gefragt, liebster Sohn, was ich dünkte von denen, welche während ihrer Krankheit und Schwachheit die Gnade Gottes empfangen, ob sie für rechte Christen zu halten seien, weil sie mit dem heilsamen Wasser nicht abgewaschen seien, sondern begossen. In diesem Stück entscheidet unsere Zurückhaltung und Bescheidenheit von niemandem im voraus, daß er nicht wohl wisse, was er glaubt, und was er wohl weiß, tut. Soweit unsere Mittelmäßigkeit erkennt, halten wir dafür, daß die göttlichen Wohlthaten in keinem Stücke verkürzt und lahmgelegt werden können, und daß nichts weniger dort eintreten kann, wo mit vollem und ganzem Glauben sowohl des Gebers als des Nehmers empfangen wird, was aus den göttlichen Geschenken geschöpft ist. Denn die Anstredung der Sünden wird nicht so im heilsamen Sakramente abgewaschen wie in einem fleischlichen und irdischen Bade der Schmutz der Haut und des Körpers, daß Aphronitrisseife und auch die übrigen Unterstützungsmittel und Badewanne und Bassin nötig wären, womit das Körperlein abgewaschen und gereinigt werden könne. Anders wird die Brust des Gläubigen abgewaschen, anders wird der Geist des Menschen durch das Verdienst des Glaubens gereinigt. In den heilsamen Sakramenten durch Notwendigkeit gezwungen und dadurch, daß Gott seine Gnade reichlich spendet, wenden die göttlichen compendia, Ersparnisse, den Gläubigen das Ganze zu.“<sup>1)</sup> Auch sollte es

1) Es ist gegen den Zusammenhang, zu übersetzen: "In the sacraments of salvation, when necessity compels, the shortest ways of transacting divine

niemanden beunruhigen, weil die Kranken besprenget oder begossen zu werden scheinen, während sie die göttliche Gnade empfangen, da die Heilige Schrift durch den Propheten Ezechiel redet und spricht: „Und will rein Wasser über euch sprengen, daß ihr rein werdet von aller eurer Unreinigkeit.“ Ebenso 4 Mos. 19: „Welcher aber unrein sein wird und sich nicht entzündigen will, des Seele soll ausgerottet werden aus der Gemeine; denn er hat das Heiligtum des Herrn verunreinigt und mit Sprengwasser nicht besprenget; darum ist er unrein.“ Und wiederum 4 Mos. 8: „Du sollst Sündwasser auf sie sprengen.“ Und wiederum: „Das Sprengwasser ist die Reinigung.“ Woher es offenbar ist, daß die Besprennen des Wassers auch gerade so zu halten ist wie ein heilfames Bad, und daß, weil dies in der Kirche geschieht, wo der Glaube des Gebers und des Empfängers unversehrt ist, alle Dinge durch die Majestät Gottes und die Wahrheit des Glaubens stehen und vollendet und durchgeführt werden können.“

Cyprian weist dann hin auf den Mann im Evangelium, der 38 Jahre lang krank gewesen war und von Jesus geheilt wurde. Für ihn sei die Krankheit kein Hindernis gewesen, die Gnade Gottes voll und ganz zu empfangen. Darum halte er dafür, daß jeder, der die Gnade Gottes in der Kirche empfangt, auch für einen rechten Christen

matters do, by God's gracious dispensation, confer the whole benefit." (Wall I, p. 573.) "When necessity compels, and God bestows His mercy." (Ante-Nic. Fathers, vol. V, p. 401.) Cyprian gibt durch diese Participialsätze an, woher es kommt, daß die göttlichen compendia den Gläubigen das Ganze mitteilen, nämlich 1. necessitate cogente, durch die zwingende Notwendigkeit. Es ist die Notwendigkeit oder Aufgabe gemeint, die im Sakramente liegt. Das Sakrament ist dazu gestiftet und eingesetzt, daß es dem Gläubigen die göttlichen Wohltaten mitteilen soll, und diesen Zweck muß es erfüllen, wo es angewandt wird. 2. Deo indulgentiam suam largiente, dadurch, daß Gott seine Gnade reichlich spendet. Gott selbst handelt und wirkt durch die äußerlichen Mittel im Sakrament. Darum kann der Gläubige bei dem Sakramente nie leer ausgehen. Compendia sind die Ersparnisse als Gewinn, Vorteil und nicht die Ersparnisse an Zeit. Die Abkürzung der Zeit kann den Menschen nichts zuwenden. Aber die göttlichen Ersparnisse und Reichtümer, nämlich das Verdienst Christi, wenden dem Gläubigen alles zu. — Cyprian will hier also nicht sagen, daß jemand nur dann die Segnung der Taufe durch Begießen erlange, wenn solches aus Not geschehe, und wenn ihm Gott besonders gnädig sei. Dann wäre eine solche Taufe jedesmal ungewiß. Denn wie soll der Täufling wissen, ob ihm Gott besonders gnädig sein wolle? Aber Cyprian will eine solche Taufe nicht angezweifelt wissen, wie aus dem Folgenden klar genug hervorgeht. Darum irren viele, wenn sie aus diesen Worten folgern wollen, daß bei den Alten das Besprennen oder Begießen gleichsam nur für eine halbe Taufe angesehen wurde. Siehe Dr. Christian, *Immersion* (p. 151 ff.), wo die Ansichten vieler Historiker zusammengetragen sind. Sogar Höfling sagt: „Selbst Cyprian rechtfertigt ja die aspersion nur für den Fall einer necessitas cogens und hält es für nötig, sich in Beziehung auf sie auf die indulgentia Dei zu berufen.“ (Sakrament der Taufe I, S. 50.)

zu halten sei. Dann fährt er fort: „Aber wenn jemand dafür hält, daß diese nichts erlangt haben, weil sie durch das heilsame Wasser nur begossen seien, also noch leer und entblößt seien, laß sie nicht betrogen werden, daß sie sich taufen lassen, wenn sie aus der Beschwerde der Krankheit herausgekommen und gesund geworden sind. Wenn die aber nicht getauft werden können, welche schon durch die Taufe der Kirche geheiligt sind, warum ärgern sie sich an ihrem Glauben und an der Güte des Herrn? Oder haben sie zwar die Gnade des Herrn erlangt, aber in einem kürzeren und geringeren Maße des göttlichen Geschenke und des Heiligen Geistes, so daß sie zwar für Christen, dennoch nicht als den übrigen gleich gehalten werden? Nein, fürwahr, der Heilige Geist wird nicht mit Maß gegeben, sondern wird ganz über den Gläubigen ausgegossen.“ Gegen Ende seines Briefes weist er noch hin auf die Erfahrung. Manche, die in ihrer Krankheit getauft worden seien, seien frei von dem unreinen Geiste und lebten in der Kirche in Ansehen und Ehren und nähmen täglich zu an Gnade und Wachstum im Glauben. Manche hingegen, die in ihren gesunden Tagen die Taufe empfangen hätten, seien wiederum in Sünden gefallen. Daraus sei es offenbar, daß der Teufel in der Taufe dem Glauben weiche und zurückkehre, sobald der Glaube aufhöre. Manche hielten noch das profane Abwaschen der Ketzer für eine Taufe; die nun in der Kirche getauft worden seien, hätten weniger von der göttlichen Gnade empfangen. Wenn die Ketzer überträten, so frage man sie nicht, ob sie gewaschen oder begossen worden seien; aber unter uns werde die göttliche Wahrheit des Glaubens und die Majestät und Heiligkeit der kirchlichen Taufe herabgesetzt.

Gregor von Nyssa schreibt in der letzten Hälfte des vierten Jahrhunderts: *Ἀντι γῆς τὸ ὕδωρ ἐπιχεόμενος καὶ ὑποδύς τὸ στοιχείον; und abermals: τὸ ὕδωρ τρις ἐπιχεόμενοι καὶ πάλιν ἀναβάντες ἀπὸ τοῦ ὕδατος τὴν σωτήριον ταφήν καὶ ἀνάστασιν τὴν ἐν τριημέρῳ γενομένην τῷ χρόνῳ ἀποκρινομεθα.* Auf alten Bildern wird der Täufling als im Wasser sitzend, der Täufer als ihn von oben aus einem Krüge begießend dargestellt. Vielleicht wurde eine derartige Begießung von den Alten auch als *mersio* oder *immersio* bezeichnet, da hierbei doch ja fast der ganze Körper mit Wasser bedeckt wurde, während man die Benetzung nur eines Teiles des Körpers *infusio* oder *aspersio* nannte.

Athanasius schreibt: *Τὸ γὰρ καταδύσαι τὸ παιδίον ἐν τῇ κολυμβήθρα τρίτον καὶ ἀναδύσαι κτλ.* „Denn das dreimalige Untertauchen des Kindes in dem Badeorte und dessen Herauftauchen“ zc.

Untertauchen war die allgemeinere Art und Weise des Taufens. Die Kranken und Schwachen wurden begossen. Fehlte es an Wasser, so wurde ebenfalls begossen. So handelte man auch wohl bei der Kindertaufe. Waren die Kinder stark und gesund, so wurden sie ins Bad getaucht; waren sie krank und schwach, so wandte man die Besprengung oder Begießung an. Später, als die Taufe Erwachsener fast ganz aufgehört hatte, wurden die Kinder immer mehr als Schwache behandelt,

und das Untertauchen hörte bei der Kindertaufe fast gänzlich auf. Nur in der griechischen Kirche hat sich dieser Brauch bis heute erhalten. Jedoch das gehört nicht mehr in den Rahmen unserer Arbeit.

Der Zweck dieser Arbeit war, durch Zeugnisse aus den Kirchenvätern nachzuweisen, daß seit der Apostelzeit Kinder getauft wurden, und daß die Taufe nicht bloß durch Untertauchen (Eintauchen), sondern auch durch Begießen und Besprengen geschah. Von dem Institut der Taufpaten und anderer Taufgebräuche, wie Weihung des Wassers, Fasten, Entfagungsformeln, Salbung zc., sehen wir hier ab. Zu den meisten Zitaten habe ich auf Wunsch meiner Konferenzbrüder, denen die Arbeit unterbreitet war und auf deren Beschluß sie eingesandt worden ist, versucht, eine möglichst wörtliche Übersetzung zu liefern. Der gelehrte Leser wolle dies gütigst entschuldigen. Schreiber dieses ist sich wohl bewußt, daß er nichts wesentlich Neues zutage gefördert hat; doch hofft er, daß durch die angeführten Zeugnisse manchem Leser dieser Zeitschrift ein geringer Dienst erwiesen worden ist. H. Müller.

---

## Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

### I. Amerika.

**Berichte und Urteile über die Walthersfeier.** In dem vom Concordia Publishing House herausgegebenen „Täglichen Bericht“ sagt P. E. Eckhardt: „Das Coliseum konnte die Menge nicht fassen. Aus Chicago, Milwaukee, Indianapolis, Fort Wayne, Cleveland und vielen andern Städten, namentlich aus Illinois und Missouri, waren große Scharen von Festteilnehmern erschienen, und nicht nur mußten viele stehen, sondern Tausende konnten nicht einmal mehr Eintritt erlangen, und unter diesen waren leider selbst manche Besucher von auswärts. Die Versammlung wird auf rund 20,000 abgeschätzt. Es war eine erhebende Feier, wie man sie vielleicht bloß einmal im Leben genießen kann. Man kann ja sonst auch öfter große Menschenmengen sehen, große Singchöre hören, aber das Einzigartige bei dieser Feier war dies, daß es Lutheraner waren, die hier versammelt waren in einem Geist und Glauben.“ In fast sämtlichen kirchlichen und weltlichen Blättern ist die Zahl der Teilnehmer als 16,000 angegeben, also um 4000 zu tief gegriffen, denn es hatten sich eher mehr als weniger als 20,000 Personen zur Feier eingefunden. Die Milwaukee-, „Rundschau“ leitete ihren ausführlichen Bericht ein mit den Worten: „Die Gedächtnisfeier des 100. Geburtstages des hervorragenden Theologen und Mitbegründers der evangelisch-lutherischen Synode von Missouri, Ohio und andern Staaten, D. C. F. W. Walthers, die Sonntagnachmittag im Coliseum in St. Louis abgehalten wurde, gestaltete sich zu dem bedeutendsten derartigen Ereignis in der Geschichte der lutherischen Kirche in Amerika.“ „Die riesige Menschenmenge in dem mit Girlanden und Palmen geschmückten Coliseum machte einen überwältigenden Eindruck, besonders als diese Festgemeinde in Begleitung des aus 70 Mann bestehenden Seminarorchesters die Jubelhymne „Galleluja, Lob, Preis und Ehr“ anstimmte.“

Die Vertreter der weltlichen Presse konnten es nicht verstehen, wie in unserer Zeit rein religiöse Motive solch eine Begeisterung hervorzurufen und eine so gewaltige Versammlung zustande zu bringen vermöchten. Einem Repräsentanten der Assoziierten Presse mußten wir die Aussage wiederholen, daß es sich bei dieser Versammlung nur um eine religiöse Feier gehandelt habe, und daß keinerlei andere Interessen mit eingespielt hätten. In ihrem Bericht sagte die Assoziierte Presse: "What was declared to have been the largest Lutheran devotional service since the days of Martin Luther was held in the Coliseum this afternoon, where 16,000 persons gathered to celebrate the 100th anniversary of the birth of Rev. Dr. C. F. W. Walther, who is credited with reviving the Lutheran Church in the United States." Das weitverbreitete Jugendblatt, *The Youth's Companion*, schrieb: "Lutheranism in the United States was at a low ebb when the Rev. Carl F. W. Walther came here with a company of self-exiled Saxons, in 1839, and settled in Missouri. Under his leadership the Missouri Synod became large and prosperous, and Lutherans throughout the country were heartened. When the one hundredth anniversary was observed in St. Louis last month, sixteen thousand persons were present at the exercises, including a chorus of four thousand voices. Walther was not merely a great Lutheran; he was one of the most distinguished religious leaders in the middle West." Dafür kann man auch sagen: Walther hat der lutherischen Kirche Amerikas das lutherische Rückgrat gegeben.

Die St. Louiser Tageszeitungen brachten am Montag nach der Feier längere illustrierte Berichte über die Versammlung im Coliseum, aus denen wir hier ebenfalls etliche kurze Auszüge mitteilen. Der *Globe-Democrat* schrieb: "One of the largest gatherings of Lutherans in the history of the church packed the Coliseum yesterday afternoon in celebration of the 100th anniversary of the birth of Rev. C. F. W. Walther, founder of the Lutheran Synod of Missouri, Ohio, and other States. The audience, according to attachés of the Coliseum, broke all previous records for the building. All the seats were filled, and several thousand persons stood in the galleries through the exercises, which lasted three hours." Am 20. Mai brachte der *Globe* noch ein editorial, in dem er Walthers Bedeutung zu würdigen suchte. In demselben heißt es: "It should not be possible to slight the broad significance and value of such a man . . .; he belongs among the intellectual builders of his time, and St. Louis and Missouri should be the last to forget his efforts. That they will not be forgotten nor lessened in the esteem of a later generation was made certain by the spirit with which his centenary has been observed." über Walthers Konservatismus in der Theologie: "In the language of an oration at the Coliseum he could not view as other than a failure the theologian who considers it his primary task to construct a Bible rather than teach the Bible." Das editorial schließt mit den Worten: "There are many shades of theology in St. Louis, but the race itself can be thankful for men as earnest, sincere, learned, and untiring as Walther." Ähnliche Berichte erschienen in sämtlichen St. Louiser Tageszeitungen.

Walther "belongs among the intellectual builders of his time, and St. Louis and Missouri should be the last to forget his efforts." Damit hat der *Globe* nicht übertrieben. Tatsache ist eben, daß St. Louis keinen zweiten Bürger nennen kann, der geistig an Walther heranreichte, und



von dem auch nur annähernd so gewaltige und weitreichende geistige Impulse und Einflüsse ausgegangen wären, wie von D. Walther. Im Staat Missouri hat es wenig Leute gegeben, die so viel dazu beigetragen haben, die Namen St. Louis und Missouri über die ganze Welt hin bekannt zu machen und täglich in der Leute Mund zu bringen, als Walther. Und wir glauben auch der Sache nicht zu viel zu tun, wenn wir sagen, daß es in den Vereinigten Staaten wenig Bürger und Patrioten gegeben hat, die die amerikanische Freiheit nach ihrem Wesen und ihrer innersten Wahrheit so richtig erkannt, so heiß und rein geliebt, so aufrichtig und teuer geschätzt und so hoch gerühmt haben, als D. Walther.

“A Great Walther Celebration.” Unter dieser Überschrift brachte der *Lutheran* vom 18. Mai folgendes Item: “The one hundredth anniversary of the birth of the Rev. Dr. C. F. W. Walther, the Muhlenberg of the Synodical Conference (now 766,281 strong), was fittingly celebrated in the Coliseum in St. Louis on May 14th, and, if reports are correct, the largest gathering of Lutherans ever held in this country must be credited to this celebration. There were said to have been 16,000 Lutherans at that service, including, of course, the large choir of 4000 voices. The students and faculty of the Concordia Seminary, founded by Dr. Walther and now having an enrollment of 284 students, were naturally in evidence, and there can hardly be a doubt that full justice was done to the memory of a truly great man. This celebration proves that there is a remarkable *esprit de corps* in that sturdy body of Lutherans, whose positiveness and definiteness in matters of faith and practice are its most valuable asset. This is not saying that we could not heartily wish there were less inclination in this great body to refuse even the semblance of fellowship with other Lutherans who love the confessions just as truly as they, and who defend the faith and bear witness in its behalf far more wisely. Definiteness is all right, but particularism, and exclusiveness toward Lutherans, who confess the faith and defend it, is all wrong, as the Lutheran Church is learning to its sorrow.”

**Kritik der Waltherkritik des Lutheran.** Nach dem mitgeteilten Zitat aus dem *Lutheran* besteht der Unterschied zwischen Konzil und Missouri samt ihrem Gründer darin, daß beide zwar für ein und denselben Glauben und dasselbe Bekenntnis eintreten, das Konzil dabei aber Weisheit an den Tag lege, was Missouri vermessen lasse. Aber würde, von anderem hier abgesehen, das Urteil des *Lutheran* nicht zutreffender sein, ja, den Nagel wirklich auf den Kopf treffen, wenn für „Weisheit“ eingesetzt würde „Mangel an Entschiedenheit“ und für „particularism“ und „exclusiveness“ „lutherischer Ernst mit lutherischen Lehren“? Sobald das Konzil den Beweis dafür bringt, daß es in Theorie und Praxis das lutherische Symbol und seine Lehren wirklich mit Ernst meint, wird auch heute noch Missouri nicht verfehlen, ihm die volle Bruderhand zu reichen. Dies aber ohne weiteres vorauszusetzen, erlauben uns die bisherigen Erfahrungen nicht. Ja, daß das Konzil immer noch indifferentistisch gesinnt ist, geht hervor gerade auch aus der Kritik, die der *Lutheran* in Verbindung mit seinen Berichten über die Waltherfeier an Missouri übt. In der Nummer vom 8. Juni kommt er nämlich abermals auf die Feier zu sprechen, wiederholt seine Vorwürfe und charakterisiert dann die Lehredifferenzen zwischen den lutherischen Synoden Amerikas und die Stellung Missouris zu denselben also: “For one Lutheran

body to say to another: 'I will have nothing to do with you until we agree doctrinally, even to the dotting of the i and the crossing of the t,' is to render doctrinal unity impossible." Nur Indifferentismus aber kann behaupten, daß es geringfügige Punkte sind, die die lutherischen Synoden Amerikas voneinander trennen! Seiner Kritik fügt der *Lutheran* noch folgende unwahren Beschuldigungen hinzu: "It is wrong for those who do thus refuse to simply abide in the superiority of their refusal, and make no attempt, except by hard words and sneers, to bring Lutherans in error to conviction of the truth. It also is wrong to misrepresent those with whom we differ, and wrong to enter as wolves in sheep's clothing into other people's folds." Wer aber den Friedensmann spielen will, darf nicht der Gerechtigkeit das Wort geben, wie es der *Lutheran* hier tut.

**Walther auch ein Segen für andere Synoden.** Daß der lutherische Ernst, mit dem Walther in Amerika für die lutherischen Lehren eintrat, nicht bloß Missouri zu dem gemacht hat, was es geworden ist, sondern auch von großem Segen für andere Synoden war, wird niemand, selbst der *Lutheran* nicht, bestreiten wollen. Daß die Generalsynode nicht auf den Bahnen C. S. Schmuders weitergegangen und zu einem konfessionell unierten oder reformierten Körper geworden ist, verdankt sie das nicht zum großen Teil dem ernstesten, unablässigen Zeugnis Walthers für wahres Luthertum? Und obwohl bis zum heutigen Tag die entschiedene Stellung Walthers gerade auch im Generalkonzil als Exklusivismus und Unduldsamkeit verschrieen wird, so ist doch auch am Konzil und seinen Synoden die lebende lutherische Kraft, die von Walther ausging, nicht spurlos vorübergegangen. Wäre überhaupt das Konzil zustande gekommen, wenn es keinen Walther gegeben hätte? Ja, es war keine eitle Einbildung, als Walther im Jahre 1866 in einem Briefe nach Deutschland sagte: „Denn was die letzteren [die namenlutherischen Synoden] betrifft, so ist's ja wahr, daß gerade unser zwanzigjähriges Zeugnis durch Gottes Gnade vor allem mitgewirkt hat, daß mehrere Synoden wieder vom Bekenntnis reden und formell sich darauf gründen und verpflichten, z. B. die Ohio-, die Pennsylvanische Synode u.; allein von formeller Anerkennung der Symbole zur rechten Erkenntnis derselben, rechtem lutherischen Geiste und daraus hervorgehenden Lehr- und Lebenszucht ist ein weiter Schritt.“ (C.-L. S. 36, 91.) Muß nicht der *Lutheran* zugeben, daß Walther mit obigem das Richtige getroffen hat? Und ist nicht gerade auch für den zweiten Punkt von dem zweiten Schritt zwischen Theorie und Praxis die Generalsynode und suo modo auch das Konzil bis zum heutigen Tag ein stehender Beweis? Wir wissen, daß die Konziliten ungehalten werden, wenn wir auf die Klust hinweisen, die auch bei ihnen immer noch besteht zwischen der Wirklichkeit und ihrem formellen Bekenntnis. Wie aber in der Vergangenheit Walthers Zeugnis der Wahrheit Frucht getragen hat, so leben wir der freudigen Hoffnung, daß daselbe Zeugnis auch in der Zukunft nicht ganz ohne Segen bleiben wird.

**Auch die Blätter der Generalsynode** sind an der Waltherfeier nicht stumm vorübergegangen. Die *Lutheran World* vom 31. Mai bringt die Aussprache des *Lutheran* zum Abdruck mit der spontanen Bemerkung: "That was something of a meeting, held by the Missourians at St. Louis, in celebration of the one hundredth anniversary of the birth of the late Dr. C. F. W. Walther, the great leader of that body." Vom 9. Juni bemerkt der *Lutheran Observer*: "The Walther memorial celebration was a grand

affair." Und in seiner Nummer vom 23. Juni bringt er folgende Auf-  
forderung seitens der in Washington anfangs Juni versammelten General-  
synode zur Walthersfeier: "On motion of Rev. Dr. Manhart the pastors  
throughout the General Synod were requested to observe in some fitting  
manner the centennial anniversary of the birth of Rev. Dr. C. F. W. Wal-  
ther, who performed so large a part in the history of the Missouri Synod."  
Soffentlich wird aber bei diesen Feiern nicht ganz unerwähnt bleiben, daß  
von der gesegneten Wirksamkeit Walthers gerade auch die von der General-  
synode seit 1895 angenommenen Bekenntnisbeschlüsse zeugen. Die *Lutheran*  
*World* vom 28. Juni kommt abermals auf die Walthersfeier zu sprechen.  
Sie bringt den längeren Bericht aus dem Gemeindeblatt D. Rhodes' über  
die Feier, der also anhebt: "Lord's Day, May 14th, was a great day for  
our Missouri Lutheran brethren in St. Louis from far and wide. In  
a splendid manner the 100th anniversary of the birth of Rev. C. F. W. Wal-  
ther, D. D., was observed. The Coliseum, the largest hall in the city, was  
filled. No spot where a man or a woman could stand was unoccupied."  
Diesen Bericht leitet die *World* ein mit den Worten: "From all that we  
see and hear about it, the recent celebration at St. Louis of the 100th an-  
niversary of the birth of the late Dr. C. F. W. Walther was one of the  
greatest testimonials to the power of Protestantism ever given in this  
land. We cannot agree in all points with our brethren of the Missouri  
Synod, but if there be any more courageous and stalwart body of intelli-  
gent Protestants on this continent, we do not know where to find them.  
They bear an unvarying testimony to the great doctrine of salvation by  
grace, and continue in an age of laxity to bear witness against the un-  
scriptural claims and errors of the papal hierarchy. That body of Chris-  
tians has a unique and deeply interesting history from the days of its  
humble beginnings in Perry County, Missouri. Its growth has been steady,  
until to-day it is one of the most influential factors in the Christian life  
of the Republic. We cherish the hope that, in the good ordering of the  
Head of the Church, changes may yet be effected in that body, not in the  
diminution of its sturdy Protestantism and adherence to the truth, but  
in the line of a more kindly and tolerant attitude toward the rest of the  
Lutheran household in this land." Sollte Missouri in der Zukunft dulds-  
amer werden mit Bezug auf Abweichungen vom lutherischen Symbol und  
somit auch gleichgültiger gegen die Wahrheiten desselben, so würde es gerade  
daß von sich werfen, was Gott ihm durch Walthers geschenkt hat: das luther-  
ische Rückgrat.

**The Lutheran World** vom 5. Juli bringt den in Washington von  
P. Manhart eingereichten und von der Generalsynode angenommenen Wal-  
thersbeschuß, der wörtlich also lautet: "Whereas, the coming twenty-fifth  
of October will be the one hundredth anniversary of the birth of the Rev.  
C. F. W. Walther, D. D., and, Whereas, Dr. Walther, after passing his early  
life in the German Fatherland, the land of his nativity, and after his pro-  
found religious experiences and his university training there, came to  
America in 1838, and, Whereas, Dr. Walther was an ardent lover of his  
adopted land, and of our Evangelical Lutheran Church, and by many years  
of indefatigable labors, with his marvelous gifts as preacher, teacher, and  
leader, became one of the greatest religious personalities the Church in  
America has had, so that his influence is not only paramount in the great

body of Lutherans bearing the name of Synodical Conference, but has been largely felt by all Lutherans and by many others in America; be it, Resolved, That the General Synod, in recognition of the eminent life, character, and services of this great prince of God and of our Lutheran Church, advises its pastors and institutions of learning, during this centenary year of his birth, to take fitting notice of the services of this great historic character in American Lutheranism; and, that it further expresses its pious and Christian desire that there should be a better understanding and more fraternal relations between those Lutherans in America who look directly to Dr. Walther as their great Providential leader, and all other Lutherans in America who share with them the common heritage of name, of historic faith, and of mission in America and the world."

Im iowa'schen „Kirchenblatt“ hat die Waltherfeier folgende Bemerkungen ausgelöst: „Walthers Einfluß ist heute noch der alles beherrschende, und sein Geist trägt die Missouri'synode. So gewiß nun auch dieser Einfluß und Geist segensreich für die lutherische Kirche Amerikas gewesen ist und noch ist, so gewiß ist es auch, daß dies nicht in allen Stücken zutrifft. Nicht nur hat D. Walther seiner Synode den Stempel der Unduldsamkeit aufgeprägt, sondern er hat sie auch auf die gefährliche Bahn calvinisierender Anschauungen auf dem Gebiete der Lehre von der Bekehrung und der Gnadenwahl geführt, und gerade in diesen Stücken folgen seine Schüler ihrem Meister vor allem und überbieten ihn.“ Iowa hat allerdings von Anfang an Walther „Unduldsamkeit“ vorgeworfen, weil er nicht indifferentistisch und unionistisch schriftwidrige und unlutherische Lehren (z. B. von den letzten Dingen) in der lutherischen Kirche dulden und als berechtigt gelten lassen wollte. Die von den Iowaern vertretene Duldsamkeit hat sie aber nicht abgehalten, die Missouri'synode für eine Sekte zu erklären, mit der Lutheraner in keiner Kirchengemeinschaft stehen könnten, weil sie festhalte an Walthers Lehre von der Gnadenwahl, die doch nichts anderes ist als die Lehre Luthers und der Konfordinformel. Was wohl die duldsamen Iowaer mit Luther aufstellen würden, wenn er in ihrer Mitte erschiene und doch fortfahren wollte, wie Anno 1537, sein Buch *De servo arbitrio* zu rühmen statt zu retraktieren? Innerhalb der lutherischen Kirche bedeutet unionistische Duldsamkeit notwendig jedesmal Unduldsamkeit gegen Luther, und die ihm treu bleiben wollen.

Was die ohio'schen Blätter betrifft, so gab sich der *Lutheran Standard*, soweit wir bemerkt haben, zufrieden mit dem Abdruck des Berichtes in der *Associated Press*. Die ohio'sche „Kirchenzeitung“ nahm erst in ihrer Nummer vom 1. Juli Notiz von der Feier. Ihr Item leitet sie also ein: „Die Missourier feierten kürzlich den 100jährigen Geburtstag ihres D. Walther in einer Massenversammlung in St. Louis. Walthers Verdienste sind solche, daß er eine Feier dieser Art, in rechten Schranken gehalten, wohl verdient. Eine Kritik wollen wir hier keineswegs vornehmen, nur darauf hinweisen“ &c. Im folgenden bringt dann die „Kirchenzeitung“ vornehmlich eine dreifache Kritik an: 1. In den Berichten über die Reden bei der Feier habe nur D. Stub erwähnt: Auch Walther war ein sündiger, unvollkommener Mensch. „Die Redner aus der Missouri'synode“, sagt insinuerend die „Kirchenzeitung“, „fanden keinen Anlaß, das zu erwähnen. Es ist immer gut, sich auf die Sündhaftigkeit und Fehlerhaftigkeit der Großen in der Kirche, ob tot oder lebendig, zu besinnen — es schützt vor der allzugroßen Verehrung.“

Hiernach scheint die ohioische „Kirchenzeitung“ ihren Lesern auch weismachen zu wollen, daß die Missourier Walthers für einen fehlerfreien Menschen ausgeben. Wie wir in diesem Stück über Walthers urteilen, ist auch den Ohioern nicht unbekannt, — aber obige Insinuation diene vortrefflich der üblichen Hebel 2. Das zweite, was die „Kirchenzeitung“ zu tadeln hat, tut sie in den Worten: „Walthers wurde in jener Geburtsfeier sehr gelobt als der Bekämpfer aller Irrungen seiner Zeit — nur eine wurde nicht erwähnt. Man hörte von Unionismus, Methodismus, Romanismus, Enthusiasmus, Rationalismus und Synergismus. Leider konnte nicht hinzugefügt werden: Calvinismus!“ Walthers hat die Zeitirrtümer bekämpft, die ihm entgegentraten. Und das waren bei den Ohioern und andern Gegnern vornehmlich der Rationalismus und der Synergismus. Und wenn die Ohioer jetzt nicht ebenso tief in diesen Irthümern stecken wie die krafftesten unter den zahllosen modernen Synergisten in Deutschland und Amerika (denn die theologische Signatur unserer Zeit ist der Synergismus), so verdanken sie das zum großen Teil dem ernststen Kampfe Walthers um das sola gratia. Ja, gerade auch in dieser Beziehung schuldet die Ohioynode dem Manne Dank, den sie als Calvinisten verkehrt. Und doch war indirekt eben dieser Kampf Walthers gegen den Synergismus zugleich auch rechter Kampf gegen den Calvinismus. Während nämlich Arminianer und Synergisten zwar je und je eifrig gegen den Calvinismus zu Felde gezogen sind, aber mit Unverstand, wie Trunkene, indem sie das sola gratia preisgaben, um die universalis gratia zu retten, so hat Walthers in seinem streng dem Worte Gottes gemäßen Kampfe um die Gnade beides festgehalten: die Allgemeinheit und die Allwirksamkeit der Gnade, und beides vermieden: die Charibdis des Synergismus sowohl wie die Skylla des Calvinismus. Walthers, indem er das zweischneidige Schwert des göttlichen Wortes gegen die synergistischen Zeitirrtümer der Zowaer und Ohioer und alle Leugner des sola gratia schwang, kämpfte doch so, daß er zugleich die Calvinisten und alle Leugner der universalis gratia traf. 3. Der dritte, mit albernem Phrasen durchflochtene Punkt der Kritik der „Kirchenzeitung“ besagt kurz: von den beiden missourischen Festrednern sei die ohioische Lehre nicht richtig dargestellt worden. Aber von uns genannt wurden die Ohioer überhaupt nicht, und in Gedanken schwebten uns bei den von der „Kirchenzeitung“ zitierten Worten vor zunächst Fritschel und Schmidt, und ihre Nachfolger, die Ohioer, erst im zweiten Satz. Und daß niemandem mit unserer Aussage Unrecht geschehen ist, insonderheit auch den Ohioern nicht, sind wir jederzeit bereit, mit Dokumenten zu belegen. Einen Schein für ihre falsche Behauptung gewinnt die „Kirchenzeitung“ nur dadurch, daß sie eine Umstellung unserer Sätze vornimmt, ohne dies irgendwie anzudeuten.

In der ohioischen „Kirchenzeitung“ vom 15. Juli schreibt F. S.: „Die Missouriynode feiert in diesem Jahre den hundertsten Geburtstag D. Walthers und wird wohl auch in kommenden Zeiten seiner gedenken. Sie hat ein Recht dazu. Walthers hat sich große Verdienste erworben um die lutherische Kirche. Zu einer Zeit, wo das lutherische Bewußtsein armselig dandierlag, entfaltete er kühn das Banner unsers lutherischen Bekenntnisses. Er erkannte den Segen christlicher Gemeindefchulen und drang auf Errichtung solcher. Er sah in den geheimen Gesellschaften eine Gefahr für das Gemeinleben und zeugte dagegen. Er drang auf christliche Kirchenzucht in den Gemeinden. Der Segen seiner Wirksamkeit floß weit über die Grenzen

seiner Synode hinaus. Walthers hat ungemein viel zur Erhaltung deutscher Sprache und deutscher Sitte in Amerika beigetragen. Doch große Männer fehlen auch. In Walthers Synode wuchs heran und wurde gepflegt ein Geist der Unbulsamkeit, der sich mit dem Geiste der christlichen Liebe nicht gut verträgt. Besonders aber hat Walthers in seinen letzten Lebensjahren eine Lehre von der Gnadenwahl vorgetragen, die von der schriftgetreuen Lehre der lutherischen Kirche abweicht, und seine Nachfolger befestigen diese Abweichung immer mehr. Doch — es mag die Zeit kommen, wo diese Lehre abgetan wird, und wo die treuen Lutheraner dieses Landes als Brüder eines Stammes sich die Hand reichen zum gemeinsamen Werk. Wir hoffen es von Herzen und stehen zu Gott, daß es bald geschehen möge.“ Was in den beiden vorigen Paragraphen steht, könnte hier wiederholt werden. Wir fügen aber nur hinzu: Gemeinsame Arbeit aller Lutheraner in Amerika ist ein herrlich Ding; herrlicher aber und unbedingt notwendig ist die göttliche Wahrheit und Ernst und Einigkeit in derselben.

Unsere Rückblick auf die Walthersfeier schließen wir mit einigen Aussprüchen des *Lutheran Witness* über die Delegatensynode. Er schreibt vom 25. Mai: „Altogether this convention of Synod was most interesting and inspiring and will go down in the history of the Lutheran Church in America as a most momentous one. May the great Head of the Church bestow His blessings upon all that has been resolved during these days, and grant that all that has been done redound to the glory of His holy name and the furtherance and upbuilding of His kingdom in this beloved country of ours!“ Ferner vom 22. Juni: „The cordial spirit of fellowship which pervaded the deliberations of the English Synod at its recent convention, which was displayed on the floor of the German Delegate Synod, and which manifested itself in the consummation of the organic union between the two synods, must hearten everyone who is praying and laboring for the welfare of our Lutheran Zion. Such a spirit of brotherly union augurs well for the future of our synodical work. . . . The resolutions passed by the Joint Synod, and also those of our English District, must be trumpet calls to make known our opportunities and to enlist our consecrated service.“

J. B.

Die Kanadasynode und das Dekret *Ne temere*. Der „Deutsche Lutheraner“ berichtet: „Wie wohl alle protestantischen Denominationen Kanadas, so hat auch unsere Synode sich mit dem päpstlichen Dekret *Ne temere* befaßt und folgende Beschlüsse, deutsch und englisch, passiert: „Die zu ihrer 50. Sitzung in Toronto versammelte Ev.-Luth. Synode von Kanada hält es für ihre gottgebotene Pflicht, gegen das päpstliche Dekret *Ne temere*, welches die nach göttlichem und menschlichem Rechte geschlossenen Ehen zerreißt, sowie den Frieden des Familienlebens, des sozialen und politischen Lebens zu untergraben droht, auf Grund des göttlichen Wortes und des Wortlautes unserer Ehegesetze auf das entschiedenste zu protestieren. Die Ev.-Luth. Synode von Kanada ersucht das Dominion-Parlament um die Einführung eines einheitlichen Ehegesetzes. The Evangelical Lutheran Synod of Canada, convened for her fiftieth session, considers herself under highest and most sacred obligations to most emphatically protest against the papal decree *Ne temere*, which tends to sever the sacred ties of matrimonial union, threatening at the same time to undermine the peace of domestic, social, and political life. The Evangelical Lutheran Synod of Canada would fur-

thermore respectfully request the Dominion Parliament to favor the passing of an act by means of which an equal matrimonial law for all Canadians may be secured.' Dieser Beschluß soll dem Parlament durch Vermittlung eines Parlamentsmitgliedes überreicht werden." J. B.

Im Bericht des Lutheran über die 164. Versammlung des Pennsylvania-Ministeriums lesen wir: "September 6th, the 200th anniversary of the Patriarch Muhlenberg's birth, should be a day of thanksgiving, when we review all that was involved in his coming here as a missionary-pastor and superintendent, and the bond with other synods, growing out of the same foundation, as well as those springing up on new ground. A courteous reference was made to the 100th anniversary of that remarkable church-father, Dr. C. F. W. Walther, the father of the Missouri Synod." Diese Stelle bezieht sich auf den Präsidialbericht D. Horns. Ferner schreibt der Lutheran mit Bezug auf die der Synode vorgelegten Thesen über konstitutionelle Amendments: "These were requested because of their practical bearing upon the status of pastors without a charge, especially through failing health or old age. The theory of the fathers of our Ministerium inclined to the view that the ministry was an order and perpetual, instead of an office or work. Our General Council has cut itself loose from this view, and declares synods to be composed of *pastors* and congregations. As a congregation of congregations, a synod can call men to such a general ministry as a professorship or superintendency. But, even in this position, Dr. Walther regarded himself as merely an advisory member of his synod on questions of doctrine and principle. He refrained from voting on matters relating to its finances, though his paramount influence penetrated to 'every mouse-hole in the synod.' This seemed the generally accepted principle, although some of the brethren lamented the idea of disfranchising our pastors simply because they had grown old and could not serve a parish regularly. The value of pastors, engaged in the wider work of the Church, demands a proper recognition, but it is not just that they should vote for obligations in which they have no share." Dieser Fortschritt in der Lehre von Kirche, Amt und Kirchengesamt ist letztlich auf den Einfluß D. Walthers zurückzuführen. Der Lutheran berichtet noch, daß Ex-Mayor Schieren von Brooklyn \$50,000 für eine Postgraduate-Professur in Mount Airy versprochen habe. J. B.

**Bereinigte dänische Synode.** Vom 7. bis zum 12. Juni hielt die Vereinigte Dänische Ev.-Luth. Kirche dieses Landes ihre 15. Jahresversammlung ab in Blair, Nebr., wo sich auch das theologische Seminar und Business College dieser Synode befindet. Zu gleicher Zeit wurde auch das 25jährige Jubiläum dieser Anstalt gefeiert. Anwesend waren bei Verlesung der Namenliste 89 Stimmberechtigte, von welchen 37 Pastoren waren. Die meisten Versammlungen wurden abgehalten in einem dafür hergerichteten Zelt. Fünf Gemeinden wurden aufgenommen. Die Synode hat im vergangenen Jahre außer \$70,000 für Pastorengelalt \$25,000 für die Synodalkasse aufgebracht, \$40,000 für die Kirchbaukasse und ein Extradanlopfert und eine Jubiläumsgabe von etwa \$25,000. In seinem Jahresbericht wies der Präses darauf hin, daß unsere Gaben wohl freiwillig sein und mit Freuden gegeben werden müssen, daß aber doch gleichwohl mehr System darin sein sollte. Unterhandlungen waren gepflogen worden mit dem Risikionskomitee von der General Synod of the South, um mit dieser Synode

zusammen die Mission in Japan zu betreiben. — Auf dem Trinitatis-Seminar zu Blair bereiteten sich letztes Jahr 11 Studenten auf das Pre-digantat vor, von denen 2 ihr Abgangsexamen bestanden haben. E. S.

Die Generalsynode hielt ihre 45. Versammlung ab in Washington. Ebendasselbst war etliche Tage vorher auch das Federal Council of Lutheran Brotherhoods, das 140 Vereine mit 12,000 Gliedern zählt, zum erstenmal zusammengetreten. Die Fragen, mit denen sich diese general-synodistische Bruderschaft beschäftigte, waren unter andern auch folgende: Wie kann man die Arbeit der Gemeinden und der Sonntagschulen beständig und wirksam vor der Bruderschaft halten? Ist es tunlich, jedes Glied zu beschäftigen, um das Interesse am Werk der Bruderschaft wach zu erhalten? Was für ein Programm wird Männer anziehen? Was kann geschehen, um gleichgültige Männer für die Arbeit der Gemeinde zu interessieren? Warum ist eine synodale Bruderschaft nötig, und wie soll sie beschaffen sein? Wie kann man das Geben für die Mission zc. heben? Die Bruderschaft beteiligte sich an den Versammlungen der Generalsynode, zu deren Präses D. Remensnyder erwählt wurde. Auch Präsident Taft, der leider so oft bei religiösen Versammlungen von Juden, Papisten, Protestanten und Freidenkern Rollen spielt, die sich weder mit seinem Unitarianismus, noch mit seinem Amerikanismus, noch mit seinem Amte, noch auch mit wahrer Männlichkeit vertragen, war zu einer Rede erschienen und sagte der *Lutheran World* zufolge: "I hardly needed an introduction to the audience, because I have known Lutherans ever since I knew anything. I came from Cincinnati. More than one third of our population there are Germans, and a great majority of them are Lutherans. I never think of Lutherans without remembering the only German phrase I know, and that I am not quite sure is grammatical — 'Ein' feste Burg.' That suggests their character and their reliance." "It is unnecessary for me to speak of the strength that the Lutheran Germans and the Germans generally have added to our civilization. In Cincinnati we received what we thought was the 'cream' of Germany in 1848 and 1849. At that time there were disturbances in Germany, and men who advocated the utmost freedom in government found homes here a little more comfortable than they thought they would be if they stayed. They were men of independence, strength, and of high standing in the communities they had left, and they stood for something in the communities into which they came, and they formed the leaders of those Germans who went into the Civil War for the purpose of upholding the Union, vindicating freedom, and eradicating slavery. Therefore, you have a history to which you may look back with intense pride. I am sure the result of the synod will be, as it ought to be, good for the church, good for the people in the church, and good for the country. I am glad to welcome such sturdy members of the community as the Lutherans of this country." Verwechselt Präsident Taft nicht die Lutheraner mit den Freiprotestanten in Cincinnati? Wichtig sind die Resolutionen über die Bekenntnisstellung der Generalsynode, auf die wir im folgenden Paragraphen eingehen. Beschlossen wurde, ein offizielles Organ herauszugeben und, wo möglich, die bestehenden Privatblätter: *Lutheran Church Work*, *Lutheran Observer* und *Lutheran World*, mit demselben zu vereinigen. Ferner beschloffen, das Federal Council of the Churches of Christ in America zu empfehlen, sowie auch die Bildung



von lokalen Föderationen; ferner, für gänzliche Enthaltſamkeit und Heiligkeit des Sonntags einzutreten. Am Sonntag wurde, wie üblich, von den Delegaten auf den Sektentanzeln gepredigt. Und wie die Generalſynode die Delegaten von reformierten Kirchen bewillkommnete, ſo wählte ſie auch wieder Delegaten an die reformierte und preſbiterianiſche Kirche, ſowie auch ein Komitee, um mit den Episkopalen über Kircheneinigkeit zu verhandeln. Von dem Bericht des Sonntagſchulkomitees ſchreibt der *Lutheran Observer*: "The report offered serious criticisms of the International graded system of lessons. The objections specified are, that the system is too complex, is an undue exaltation of pedagogical principles, does not provide for the study of the whole Word of God, introduces nature studies not in harmony with the methods of our church, and that much of the literature contains dangerous teaching. Recommendations were adopted instructing our representatives to join in asking for a modification of the system of graded lessons so as to conform to the methods and principles of our church. The matter of joint Sunday-school literature suggested by the United Synod of the South was referred to the committee with instructions to report in two years." Ähnliche Klagen über die Internationalen Sonntagſchullektionen ſind auch in andern Denominationen laut geworden.

Ihre Lehrbaſis betreffend ſahte die in Waſhington verſammelte Generalſynode wichtige Reſolutionen. Vor zwei Jahren hatte ſie ein Komitee eingefeht zur Kodifizierung der verſchiedenen, von der Generalſynode biſ dahin angenommenen Beſchlüſſe, ihre Bekenntniſtſtellung betreffend. Die Vorſchläge, welche dieſes Komitee in Waſhington vorlegte, wurden von der Synode gebilligt. Nach denſelben ſollen zwiſchen den erſten und biſherigen zweiten folgenden neue Artikel eingeſchoben werden: "Article II. Doctrinal Basis. With the Evangelical Lutheran Church of the fathers the General Synod receives and holds the Canonical Scriptures of the Old and New Testaments as the Word of God and the only infallible rule of faith and practice; and it receives and holds the Unaltered Augsburg Confession as a correct exhibition of the faith and doctrine of our Church as founded upon that Word." "Article III. The Secondary Symbols. While the General Synod regards the Augsburg Confession as a ſufficient and altogether adequate doctrinal baſis for the cooperation of Lutheran ſynods, it alſo recognizes the Apology of the Augsburg Confession, the Smalcald Articles, the Small Catechism of Luther, the Large Catechism of Luther, and the Formula of Concord as expositions of Lutheran doctrine of great historical and interpretative value, and eſpecially commends the Small Catechism as a book of instruction." Mit Bezug auf die York Reſolution von 1864, die biſher als Amendment zur Konſtitution mit abgedruckt wurde, lautet die von der Generalſynode angenommene Empfehlung des Komitees: "As this is ſimply of an explanatory and apoſtolic character, it could not be incorporated into the Constitution. It ſeems to your committee that this reſolution has ſerved its purpoſe, and needs no further repetition, eſpecially as it remains on record for reference. We believe that both the Constitution and the Confession will appear more dignified and will inſpire greater confidence unbuttressed by ſubſidiary ſtatements." Alle dieſe Beſchlüſſe der Generalſynode haben Geltung, ſobald ſie von den Diſtriktſynoden angenommen ſind; und dazu genügt auch eine Zweidrittel-

mehrheit derselben. Die Generalsynode verlangt eben auch in Lehrfragen keine Einstimmigkeit. Die obigen Beschlüsse gelten, selbst wenn in allen Synoden eine Minorität und in einem Drittel der Synoden die Majorität dagegen stimmt. Was insonderheit das Amendement von 1864 betrifft, so hätte dasselbe billig fallen sollen, weil es, gerade auch historisch genommen, so verstanden werden kann, daß durch dasselbe die wahre Gegenwart im Abendmahl und die Kraft der Absolution durch Menschen gezeugnet werden soll, und weil in demselben der Schrift und der Augustana zuwider die göttliche Verpflichtung des Sabbats im Neuen Testament behauptet wird. Solange dies Amendement nicht fällt, kann auch formell noch nicht von einem allseitig klaren und richtigen Bekenntnis der Generalsynode geredet werden. Und wie groß in der Generalsynode immer noch die Kluft selbst zwischen ihren gegenwärtigen, nur teilweise richtigen Beschlüssen auf dem Papier und der realen Wirklichkeit in der Praxis ist, davon zeugt, von anderm abgesehen, die gerade auch von den Konservativen in der Generalsynode überall offen zur Schau getragene und verteidigte, im vorigen Paragraphen genannte Unionisterei, sowie auch die prinzipielle Stellung der Generalsynode, daß in Bekenntnis- und Glaubensfragen Einigkeit nicht nötig sei, sondern Stimmenmehrheit genüge. Dagegen muß aber geltend gemacht werden, daß in einer wahrhaft lutherischen Synode das Bekenntnis nicht nur formell durchweg richtig sein muß und nicht bloß auf dem Papier stehen darf, sondern in der Synode wirklich leben, von allen ihren Gliedern angenommen und auch mit Bezug auf die einzelnen Lehren von allen recht und gleich verstanden werden muß. In welchem Maße es aber gerade auch mit Bezug auf den letzten Punkt in der Generalsynode bisher gefehlt hat, davon zeugen ihre Zeitschriften und die Bücher ihrer bisherigen tonangebenden Theologen bis herab auf Valentine und Richard. Zugaben muß man aber, daß die von der Generalsynode seit 1895 gefaßten Bekenntnisbeschlüsse in den Tagen S. S. Schmuders schlechterdings unmöglich gewesen wären. Wir geben darum auch gerne der Hoffnung Raum, daß durch Gottes Gnade die Generalsynode auch in der Zukunft sich je länger desto mehr in Theorie und Praxis dem wahren Luthertum annähern werde. Eine Frage möchten wir aber hinzufügen: Wie wird es in der Zukunft gehalten werden mit dem Gettysburger Professoreneid? Soll da die zweideutige Wendung: „richtige Darstellung der fundamentalen Lehren des Wortes Gottes“, die als Limitation aufgefaßt wurde, zu Recht bestehen bleiben? Endlich bemerken wir noch, daß ebenfalls in Washington von der Generalsynode beschlossen wurde, in ihr Apostolikum „hell“ einzusetzen für das bisherige „the place of departed spirits“ und „holy catholic church“ für „holy Christian church“.

§. 8.

Das General Assembly der Presbyterianer, versammelt in Atlantic City, hat in einem „heresy trial“ Rev. Grant als schuldig befunden. Grant war angeklagt, daß er falsch lehre von der Gottheit Christi, von seinem Mittleramt, von der Inspiration der Heiligen Schrift, ihren Wundern etc. Grant ist ein Anhänger der aus Deutschland importierten liberalen Theologie und vertritt den Evolutionsgedanken in der Religion und die ihm entsprungene Lehre von der „fortschreitenden Offenbarung“ durch alle Zeiten hin, nach welcher das Spätere, eben weil es das Spätere ist, höher steht als das Frühere, und somit auch die liberale Theologie, eben weil sie die moderne ist, göttlicher und wahrer ist als die Lehre und Theologie der Apostel und

Propheten. Grant ist offenbar ein Erzfeind. Es ist darum erfreulich, daß die Presbyterianer ihm den Prozeß gemacht haben. Gegen den eigentlichen Herd der Irrlehren, die Grant vertritt, Union Seminary, mit Ernst, Entschiedenheit und Erfolg Front zu machen, dazu hat aber das General Assembly bisher noch nicht Kraft und Mut gefunden. F. B.

**Einweihung der Episkopalkathedrale in New York.** Der „Z. u. A.“ schreibt: „Die prächtige, große Episkopalkathedrale St. John the Divine auf Morningside Heights, New York, deren Einweihung wir kürzlich berichteten, ist der erste Versuch, die großen Kathedralbauten Europas auf amerikanischem Boden zu reproduzieren. Der Bau ist schon seit 1891 im Gange; man hoffte, ihn in zwanzig Jahren zu vollenden; aber nur das Chor und zwei der sieben um die Apsis projektierten Kapellen sind fertig. Bis jetzt hat der Bau drei Millionen Dollars gekostet; es erfordert noch zehn Millionen, um ihn zu Ende zu führen. Dann wird er allerdings eins der weltberühmten Baudenkmäler sein, an Größe die vierte unter den Münster der Welt. Nur die St. Peterskirche zu Rom und die Dome von Sevilla und Mailand haben größere Dimensionen. Der Stil ist der spätromanische. Zur Einweihung war nicht nur die episcopale Geistlichkeit, sondern auch Vertreter aller übrigen Kirchen, auch der katholische Erzbischof Farley von New York, eingeladen. Letzterer nahm aber keinen Anteil. Bei der Einweihung predigte Bischof Greer über den Text: „Habt die Brüder lieb; fürchtet Gott; ehret den König!“ Die bei der Feier erhobene Kollekte betrug \$320,000. An der Einweihung dieser Kathedrale beteiligte sich auch der jetzige Präses der Generalsynode, D. Remensnyder. In der *Lutheran World* schreibt er: „I would not have attended, had I not been asked to represent the Lutheran Church and been assured of a representative place among the clergy. Eight were thus invited on behalf of other denominations. Gowned and in academic hoods, we ascended the marble steps to the choir, and took assigned seats in the chancel, back of the pulpit on one side and of the lecturn on the other.“ Was jeder treue Lutheraner als eine Schmach für das Luthertum empfindet, darin erblicken offenbar D. Remensnyder und seine Synode eine Ehrung der lutherischen Kirche. Was sodann den großartigen Bau selber betrifft, so ist allerdings eine gewaltige Kathedrale gleichsam die Verkörperung der Idee des Ewigen, Erhabenen, Stablen und Allesübertragenden. In der christlichen Kirche ist aber die Predigt des Evangeliums die Hauptsache; denn der Glaube kommt aus der Predigt. Großartige Kathedralen, die weniger fürs Ohr als fürs Auge berechnet sind, entsprechen deshalb auch der Idee des Christentums und Luthertums weniger als Kirchen, die vor allem das Gehör berücksichtigen. Es ist darum nicht ganz zutreffend, wenn der *Lutheran* bemerkt: „It is a Protestant weakness to multiply churches, and a Roman Catholic virtue to solidify and strengthen them.“ F. B.

Der Episkopalbischof Brent auf den Philippinen behauptet: das größte Hindernis für seine Arbeit sei das Wort „protestantisch“ in dem Namen seiner Kirche. Er schreibt: „When Spain and Rome held undisputed sway in the Philippines, the terms ‘filibustero,’ ‘insurrecto,’ and ‘protestante’ were used by the friars as synonymous, and synonymous they remain in the minds of the majority of Filipinos at the present day.“ Und wie tritt nun Brent diesen Lügen und Vorurteilen entgegen? Er schreibt: „At St. Luke’s we have torn out the title-page of our Prayer-Books, and insist

on the meaning and significance of the confession of faith in the Prayer-Book itself: 'I believe in the holy Catholic Church.'” Geißt das aber nicht den Teufel austreiben durch Weelgebuh und papistische Lügen und Irrlehren ebenfalls mit Unlauterkeit und Unwahrheit bekämpfen? Mit Unlauterkeit, indem Brent den offiziellen Namen seiner Kirche verschweigt; mit Irrlehre, da nach der Schrift nur die unsichtbare Kirche die allgemeine ist und nicht irgendeine Partikularkirche, geschweige denn die 600.000 Episcopalen in Amerika. Bischof Brent lehrt selbst mit seiner Kirche papistisch vom Wesen der Kirche. Darum ist er auch gegen den Papismus hilflos, ratlos. Wer mit Brent lehrt, daß die eine heilige christliche Kirche wesentlich eine sichtbare Gemeinschaft und Organisation ist, und daß die Schlüssel nicht principaliter et immediate den Christen als solchen gegeben sind, sondern nur mediate, durch die Amtsträger, der ist wenigstens embryonisch ein Papist und muß folgerichtig auch den beiden Fundamentalartikeln des Papsttums zustimmen: 1. daß die Kirche als sichtbare = eine = allgemeine auch ein sichtbares Haupt haben müsse, und daß dies de facto der Papst sei und auch nur sein könne; 2. daß der Mensch nicht selig wird allein durch den Glauben an Christum, sondern daß dazu auch der Gehorsam gegen den Papst und seine Vertreter nötig sei. Diesen Konsequenzen kann sich niemand entziehen, der sichtbare Organisation zum Wesen der Kirche rechnet.

J. B.

**Logentum.** Der vielgenannte Evangelist N. A. Torrey hat vor mehreren Monaten ein Schreiben an W. T. Phillips, den Sekretär der National Christian Association in Chicago, die sich die Bekämpfung des Logentums zur Aufgabe macht, gerichtet, in dem er das Freimaurertum entschieden verurteilt. In den Kirchenblättern zirkulierte auch folgende Nachricht: „Der zweite Assistent des General-Postmeisters richtete am 25. März ein Schreiben an den Superintendenten der Division der Eisenbahnerklerks, worin er ihm die Mitteilung macht, daß Zugehörigkeit zu einer geheimen Loge seitens der Clerks von den Postbehörden als nicht wünschenswert erachtet wird. Der Hilfs-Postmeister sagt, daß alle Clerks beim Eintritt in den Dienst einen Eid leisten müssen, daß sie ihre Pflicht erfüllen und nichts tun werden, was von den Gesetzen verboten wird. Demnach könnten sie nicht als Mitglieder eines Geheimverbandes noch einen Eid leisten, der sie mit ihren Amtspflichten möglicherweise in Konflikt bringen könnte.“ Logentum ist aus vielen Gründen nicht bloß für die Kirche verderblich, sondern seiner Geheimbündelei und Eide wegen auch dem Staate gefährlich. Das war von Anfang an die Stellung unserer Synode. Wie schwer hält es aber, bis selbst viele Lutheraner zu dieser Einsicht gelangen! Man denke nur an die Logenpastoren der General-synode, der Synode des Südens und selbst des Generalkongils!

J. B.

**Papistischer Schulzwang.** Im Auftrage des Papstes haben die Bischöfe der Diözese von Cincinnati folgendes Kirchengesetz erlassen: „Wir ordnen an, daß in Zukunft kein Weichtvater in dieser Diözese Eltern die Absolution spreche, die ihre Söhne und Töchter nicht-katholische Schulen besuchen lassen, es sei denn, daß solche Eltern im Weichtstuhl versprechen, ihre Kinder in eine katholische Schule zu schicken, und zwar sobald der Weichtvater es verlangt, oder daß sie sich der Entscheidung des Bischofs unterwerfen, wenn die Sache vor ihn gebracht worden ist.“ Dieses Edikt ist unterschrieben von dem Erzbischof von Cincinnati und den Bischöfen von Indianapolis, Grand Rapids, Covington, Detroit, Louisville, Fort Wayne, Columbus und Cleveland.

## II. Ausland.

Ein Brief Luthers an Karl V. erreichte bei einer Versteigerung in Leipzig die Summe von 102,000 Mark, und ein Brief der Katharina v. Bora, der Gattin Luthers, wurde verkauft für 6000 Mark. Für ein Exemplar der sechs noch vorhandenen Gutenbergbibeln, eines der ersten Bücher, die mit beweglichen Typen gedruckt wurden, hat vor etlichen Monaten Huntington in New York \$50,000 bezahlt. Das scheint eine geringe Summe, verglichen mit den mehr als \$25,000 für etliche Schriftzüge von der Hand Luthers! Der Käufer war Pierpont Morgan. Und der Brief, um den es sich handelt, ist das bekannte Schreiben vom 28. April 1521 auf der Rückreise vom Wormser Reichstag an Karl V., in dem Luther insonderheit sein Schriftprinzip betont und erklärt, daß weder er noch sonst jemand in der Welt irgendetwas von der Schrift preisgeben könne und dürfe. In die Hände des Kaisers gelangte der Brief nicht, da niemand wagte, das Schreiben eines in Reichsacht befindlichen Mannes zu übergeben. Spalatin, der dies auf dem Original bemerkt, scheint den Brief damals in Empfang genommen zu haben. Ein beigelegter alter Umschlag nennt einen Superintendenten Ringl (?) als den Besitzer des Briefes im Jahre 1801. Pierpont Morgan hat nun den von ihm gekauften Lutherbrief dem Kaiser Wilhelm geschenkt, wofür dieser ihn mit dem „Roten Adler“ dekoriert hat. Zugleich hat Morgan sich mit seiner Gabe das Wohlwollen der Deutschen erworben, die nicht wenig empört waren, als sie hörten, daß der Lutherbrief nach Amerika gehen werde. Das Reformationsprinzip selber, das in diesem Schreiben zum solennesten Ausdruck kommt, hat man in Deutschland nicht bloß ohne Tränen auswandern lassen, sondern geradezu zum Lande hinausgestoßen; und als nun das entsprechende Dokument dem Prinzip nachfolgen wollte, geriet Deutschland aus dem Häuschen! Der Kaiser hat den Lutherbrief in das Luthermuseum zu Wittenberg gestiftet.

F. B.

Die Synode der Ev.-Luth. Freikirche von Sachsen u. a. St. hielt ihre diesjährige Versammlung ab in Chemnitz. P. Wöhling predigte über Eph. 2, 19—22. Die Gesamtzahl der stehenden Glieder der Synode beträgt jetzt 54. Außer den zirka 50 Synodalen waren unter andern auch Gäste zugegen aus Ostindien, Nordamerika und London. Aufgenommen wurden die Pastoren und Gemeinden der Dänischen Freikirche. Verhandelt wurde über die Lehre vom geistlichen Priestertum der Christen und über die wörtliche Eingebung der ganzen Heiligen Schrift. Besonders zeitgemäß war das letzte Thema, weil seit etlichen Jahren auch die Breslauer die Leugnung der wörtlichen Eingebung der Heiligen Schrift in ihrer Mitte dulden. Widerlegt wurde dabei zugleich die landläufige Behauptung, daß Luther eine „freiere Stellung“ zur Bibel eingenommen habe. Aufgefordert wurden die Gemeinden, wo immer möglich, ihren eigenen Haushalt selbständig zu versorgen und Unterstützung aus der Synodalkasse nur zu begehren, wenn ihre Kräfte wirklich nicht ausreichen, das ihnen befohlene Werk auszurichten. Mit dankbarer Freude nahm die Synode Kenntnis von dem Beschluß der Delegatensynode in St. Louis, in jedem Distrikt einen Vertrauensmann zu ernennen, der darauf sehen soll, daß die für die Freikirche bestimmte Summe auch zusammenkommt. Von der Pastoralkonferenz wurde angeregt, den hundertjährigen Geburtstag Luthers am 25. Oktober in allen Gemeinden zu feiern. Gott erhalte der Freikirche von Sachsen u. a. St. das Wohlwollen

und die Liebe der Brüder in Amerika, vor allem aber ihren herrlichsten Schmutz und größten Reichtum: das lautere Gotteswort! F. W.

„Der Alte Glaube“ bittet um einen „Hilfsfonds“, da er sonst nicht weiter bestehen könne. Von Anfang an (seit zwölf Jahren) hätten die Begründer und Herausgeber große pekuniäre Opfer bringen müssen, um das Blatt über Wasser zu halten. Im vorigen Jahre seien 6500 Mark Extrahilfen nötig gewesen. Würden darum jetzt von den Lesern nicht Abonnenten gesammelt und ein Hilfsfonds geschaffen, um die Schulden zu decken, so müsse das Blatt sein Erscheinen einstellen. Die „E. K. Z.“ bemerkt: dieser Werberuf des „Alten Glaubens“, der einst gegründet worden sei, um den positiven Laien das zu bieten, was die „Christliche Welt“ den liberalen bietet, sei ein trauriges Zeugnis dafür, daß die noch gläubigen Christen unserer Lage, insbesondere leider auch die im Herzen noch lutherisch gesinnten, so wenig Verständnis und Teilnahme für die kirchliche, insbesondere die lutherisch-gesinnte Presse haben. „Es wäre doch eine Schmach für unsere positiven christlichen Laien, wenn dies für sie sonderlich bestimmte lutherische Gemeindeblatt wieder eingehen müßte.“ F. W.

Der bekannte Evangelist S. Keller hat in der Nikolaikirche zu Leipzig einen Vortrag gehalten, der in gläubigen Kreisen Anstoß und Betrübniß hervorgerufen und insonderheit die Gemeinschaften abgestoßen hat. Einen Schritt weiter ging Keller in Hannover, wo er die Ewigkeit der Höllestrafen und die Unsterblichkeit der Seele leugnete und gegen die Pastoren loszog. Ein Hauptvorzug der himmlischen Seligkeit sei der, daß es dort keine Pastoren mehr gebe! „Es ist eine Gotteslästerung!“ rief er in den Saal. „Ich sage es noch einmal, es ist eine Gotteslästerung, von ewigen Höllestrafen zu reden. Wissentlich bestehen die Theologen auf der falschen Übersetzung des Wortes *αιών*, das nicht Ewigkeit, sondern einen Zeitabschnitt von beliebiger Länge bedeutet.“ Am nächsten Sonntag nahmen eine Anzahl Pastoren von den Kanzeln Stellung gegen Kellers falsche Lehre. Der Saal war von 1500 Zuhörern gefüllt, denn in Hannover hatte Keller bisher viele treue Anhänger. Der „Alte Glaube“ schreibt: „In dem Vortrag waren viele Einsame und Betrübte, welche mit tiefem Bedauern den überfüllten Saal verließen. Die anwesenden Sozialdemokraten riefen sich triumphierend die Hände: Wieder ein gefallener Engel, den wir bald zu den Unseren zählen können.“ Keller, von dem die „Reformation“ rühmt, daß er überall auf seinen Reisen Verständnis für die theologische Wissenschaft, die geschichtliche Betrachtung der Bibel und die Landeskirche zu wecken suche, erklärte dummdreist in Leipzig: die Worteingebung sei eine unevangelische Anschauung, die erst lange nach Luther in die evangelische Kirche eingeschmuggelt worden sei, damit man sich nicht zu belehren brauche. Die Folge war, daß sich manche Gemeinschaftskreise von Keller abwandten und das „Allianzblatt“ ihn angriff in einem Artikel mit der Überschrift: „Die Masken fallen.“ Keller aber nahm in seiner Antwort den Mund nur desto voller: wer die von allen bibelgläubigen Pastoren und Professoren Deutschlands längst aufgebene Verbalinspiration noch festhalten wolle, dem sei nicht zu helfen! F. W.

Der Fall Jatho hat in den letzten fünf Monaten in Deutschland die Gemüter in großer Aufregung erhalten und zu vielen Federsehden, Resolutionen, Demonstrationen und Gegendemonstrationen, Sympathie- und

Antipathieerklärungen unter Liberalen und Positiven Anlaß gegeben. Nun hat das Spruchkollegium mit dreiviertel Majorität sein Urteil gegen Zatho abgegeben. Und das war auch keine sonderliche Leistung, denn Zatho leugnete offen nicht nur die spezifisch christlichen, sondern überhaupt alle religiösen Wahrheiten, auch die der natürlichen Religion: die Persönlichkeit Gottes, die Unsterblichkeit der Seele, das Leben nach dem Tod zc. Zatho gehört eben, wie Hädel, Kalthoff, Drews und andere Atheisten, Pantheisten und Monisten, zu den allerradikalsten Geistern in den deutschen Landeskirchen. Auch in den Verhandlungen vor dem Spruchkollegium sprach Zatho seinen Unglauben und Pantheismus so offen aus, daß auch seine extrem liberal gesinnten Verteidiger, Baumgarten und Traub, zugaben, daß Zathos Stellung sich nicht mehr mit der Kirchenlehre vertrage. Ohne Umschweife und direkt verwarf Zatho vor seinen Richtern die Persönlichkeit Gottes und behauptete: er könne auch ohne Jesus auskommen, und Christus sei ihm weiter nichts als der Genius der Menschheit. Es ist darum auch kein sonderlicher Akt des Glaubens und Bekenntnisses, wenn endlich nach monatelanger Diskussion das preußische Spruchkollegium unter dem Vorsitz D. Voigts sich gegen das Verbleiben Zathos als Pastor in der preußischen Landeskirche ausgesprochen hat, und das nicht einmal einstimmig. P. Bunke schreibt in der „Reformation“: „Die Absetzung des Pfarrers Zatho durch das Spruchkollegium ist am 24. Juni erfolgt. Die Verhandlungen nahmen zwei Tage in Anspruch. Die Presse war von den Verhandlungen ausgeschlossen. Dagegen hat der Vorsitzende des Spruchkollegiums, Präsident D. Voigts, einer Reihe von interessierten Personen den Zutritt gestattet, die zu der Presse enge Beziehungen haben, bzw. selbst Redakteure sind. Die demokratische Presse mußte daher sofort zu berichten, daß die Rechtsbeistände Zathos, Prof. D. Baumgarten und P. Liz. Traub, Ungerechtigkeiten in der Verhandlung hätten verhindern müssen. Die rechtsstehenden Blätter waren leider nicht in der Lage, dazu sogleich Stellung zu nehmen, da ihnen keine Berichterstatter zur Verfügung standen. . . . Nach den Zeitungsberichten hat Zatho seinen Standpunkt mit großer Offenheit vertreten und dadurch dem Spruchkollegium die Entscheidung erleichtert, falls das Aktenmaterial noch nicht zugereicht hätte. Das Urteil lautet genau nach den Bestimmungen des Zrlehregesetzes in knappster Form folgendermaßen: ‚Das Spruchkollegium für kirchliche Angelegenheiten stellt nach seiner freien, aus dem ganzen Inbegriff der Verhandlungen und Beweise geschöpften Überzeugung kraft § 11 des Kirchengesetzes, betreffend das Verfahren bei Beanstandung der Lehre von Geistlichen vom 16. März 1910, fest, daß eine weitere Wirksamkeit des Pfarrers Zatho innerhalb der evangelischen Landeskirche der älteren Provinzen Preußens mit der Stellung, die er in seiner Lehre zum Bekenntnis der Kirche einnimmt, unvereinbar ist.‘ Nach diesem feststellenden Urteil hat der Oberkirchenrat das Weitere zu veranlassen. P. Zatho verliert sein Amt, erhält aber ein Jahrgeld in der Höhe seines Ruhegehaltes.“ Selbstverständlich sind die Liberalen über dies Urteil des Spruchkollegiums ganz außer Fassung und ihrem Unmut haben sie bereits in großen Protestversammlungen in Köln, Berlin und andern Orten Luft gemacht. Der Spruch — meinen sie — bedeute einen Unglückstag für die evangelische Kirche und ihre Lehr- und Glaubensfreiheit und sei ein Schritt nach Rom! Aus Köln kommt die Nachricht, daß sich die Verehrer Zathos, ohne aus der Landeskirche auszutreten, zu einer freien Kirchengemeinschaft zusammenschließen

wollen, in der Jatho auf Grund des Reichsvereinsgesetzes als Seelforger tätig sein soll. Daß das Urteil über Jatho einen Vorstoß gegen den Liberalismus bedeutet, kann niemand ernstlich glauben, solange Harnack, das Mundstück und der Führer der Liberalen, im Spruchkollegium sitzt. Nur so viel sagt das Urteil, daß ausgesprochene und konsequente Monisten, Pantheisten und Atheisten nicht auf die Dauer Prediger in der Landeskirche bleiben können. Die modernen Christusleugner aber tastet das Urteil des Spruchkollegiums nicht an. Trotzdem jubeln viele Positive: durch den Spruch über Jatho sei die evangelische Landeskirche als Bekenntniskirche vindiziert und behauptet und der Gefahr des Austritts aus der Landeskirche vorgebeugt. Die „A. E. L. R.“ meint: das Urteil des Spruchkollegiums werde von vielen als Erlösung empfunden werden. So wirkt leider wenigstens temporär auf viele Positive, die bisher nur noch mit wundem Gewissen in der Landeskirche blieben, die Absetzung Jathos wie eine Morphiemeinspritzung, obwohl tatsächlich, was die Liberalen betrifft, durch dieselbe nichts geändert worden ist. Selbst Bunte sagt: „über die allgemeine Bedeutung des Spruchkollegiums für die Bekenntnisgrundlage und -ordnung der Landeskirche läßt sich auf Grund des ersten Spruches noch kein Urteil fällen. Denn der Fall Jatho ist ganz abnorm. Dieser Pfarrer hatte nicht nur der evangelischen Heilsverkündigung, sondern dem gemein-schaftlichen Glaubensbekenntnis den Rücken gekehrt. Den Wert des Treu-lehregesetzes werden wir erst richtig einschätzen können, wenn einmal ein Pfarrer vorgeladen ist, der kirchenpolitisch radikal gegen das kirchliche Bekenntnis vorgeht, theologisch aber etwa auf dem Standpunkte Harnacks steht und sich mit besserem Grunde auf diesen berufen kann als Jatho. Ob freilich ein solcher Fall jemals bis zum Spruchkollegium gelangen wird, darüber getrauen wir uns keine Prophezeiung.“ Warum nicht? Auf Grund der Erfahrungen in den letzten 25 Jahren ist doch eine Prophezeiung leicht und auch nur eine möglich. Den letzten Nachrichten entnehmen wir noch folgende Angaben: Die „Nationalzeitung“ sagt, daß die Professoren Voofs und Kahl sowie die Vertreter der Rheinprovinz gegen die Verurteilung gestimmt haben. Die „Reformation“ meint aber, daß diese Nachricht betreffs der Vertreter der Rheinprovinz in obiger Form sicher falsch sei. In einer Protesterklärung bezeichnen 81 liberale Geistliche die Amtsentlassung Jathos als „eine unabsehbare Schädigung der Religion unserer evangelischen Landeskirche“, und unbeirrt durch alle Folgen würden sie auch in der Zukunft allein ihrer Gewissensüberzeugung folgen. Der berüchtigte Traub von Dortmund erklärt: „Ich empfinde die Amtsentsetzung von P. Jatho als eine Schmach für unsere evangelische Landeskirche, aber nicht als eine Niederlage protestantischer Gewissensfreiheit, die gerade jetzt ihr Recht mit aller Entschlossenheit durchzukämpfen hat. . . . Feige Tröpfe wären wir, wenn unser Herz nicht zitterte ob solch religiösen Verbrechen.“ Ähnlich hat sich auch Baumgarten von Kiel ausgesprochen. überall wird von den Liberalen jetzt das Spruchkollegium beschrien als „Rebergericht“. „Inquisitionstribunal“ zc. Aus Jatho dagegen suchen sie einen leidenden Märtyrer zu machen, was aber nicht recht gelingen will, da er einen jährlichen Ruhegehalt von 6000 Mark beziehen wird, und außerdem noch für ihn von seinen Freunden 90,000 Mark gesammelt worden sind. Etwas überschwenglich schreibt die „A. E. L. R.“ vom 7. Juli: „Der ausführliche Bericht eines Augenzeugen . . . läßt erkennen, mit welcher Würde, Klarheit und Gerechtigkeit die Verhandlungen



geführt wurden; ja man hat den Eindruck, daß ein Höherer zugegen war, der Mund und Weisheit denen verlieh, die die Sache seiner Kirche führten.“ Passen solche Worte für die Entscheidung über die Frage, ob ein Pantheist wie Jatho, also im Grunde ein Atheist, in der Kirche als Prediger und Lehrer dienen könne? Verraten sie nicht, daß in den Landeskirchen auch das Selbstverständlichste schon lange nicht mehr selbstverständlich, sondern fraglich ist? Gab doch im Verhör nach Angabe der „A. E. L. K.“ selbst der radikale Traub zu: „Es ist keine Frage, Jatho ist Pantheist.“ Eher berechtigt wären die Worte der „A. E. L. K.“, wenn der Spruch gefallen wäre gegen Harnack, der jetzt im Spruchkollegium Sitz und Stimme hat, obwohl auch dies in evangelischen Kirchen als selbstverständlich gelten sollte, denn Leugner der Gottheit Christi sind Heiden und stehen außerhalb der Kirche. Nüchtern und weniger bewunderungsvoll sagt P. Wunke in der „Reformation“ vom 9. Juli: „So dankbar wir den Männern des Spruchkollegiums sind für die verantwortungsvolle und schwere Arbeit, die sie zu leisten hatten, eine Grobthat darf man aus ihrem Spruch nicht machen. Sie selber werden am wenigsten danach verlangen, daß man einfache Pflichterfüllung überschwenglich feiert.“

J. D.

Von dem Glaubensbekenntnis Jathos sagt die „A. E. L. K.“: Wir glauben Jatho nicht unrecht zu tun, wenn wir sein negatives Glaubensbekenntnis, wie folgt, formulieren (zur Begründung geben wir in Klammern Jathos eigene Worte bei): Ich glaube an keinen Gott. (Es gibt keinen „außerveltlichen“ Gott, sondern nur eine „Immanenz Gottes in der Welt“; er ist „ewiges Werden“, „unendliche Entwicklung des Alls“, „Allsein“.) Ich glaube an keinen Schöpfer Himmels und der Erden. (Gott hat die Welt „nicht von außen her ins Dasein gerufen. Ich kann mir keinen zeitlich bestimmten Schöpfungsakt denken“. Die Welt ist „unendlich und ewig“.) Ich glaube nicht an Jesus Christum, Gottes eingeborenen Sohn. (Jesus „gehört nicht in das Evangelium hinein“; er ist „mit Gegenwartsinteressen belastet“, ist „an seiner Sache verzweifeln gestorben“; in ihm ist „die Gottesoffenbarung nicht vollendet“; er hat für uns nur „pädagogische Bedeutung“; „verdient nur Helbenverehrung“.) — Ich glaube an keine Erlösung durch Jesus Christus. (Alle Erlösung geschieht nach Jesu Lehre selbst, wie Jatho meint, „aus eigener Kraft“. „Es ist von keiner Gotteshilfe die Rede. Im Gleichnis vom verlorenen Sohn wird die Selbsterlösung im entscheidenden Willensakt der Buße offenkundig gelehrt.“) Ich glaube an kein Veröhnungsoffer durch den Tod Jesu. („Der Vater braucht nicht erst veröhnnt zu werden, am allerwenigsten durch das Opfer eines Dritten.“) Ich glaube nicht an den heiligen Geist, der, vom Himmel her kommend, die Menschen erneuern muß. („Wir sind nicht als arme Sünder, sondern als Gotteskinder voll göttlicher Lebensfülle geboren.“ Die sittliche Aufgabe kann jeder selbst lösen, nämlich „die Statue unverlezt zu erhalten“, nicht aber gilt es, „einen Torso zu reparieren“.) Ich glaube nicht an eine heilige christliche Kirche. (Das Christentum ist „nicht die allein wahre oder allein berechtigte Religion“. „Alles ist im Fluß.“ „Alle Religionen der Erde haben in friedlichem Wettstreit an dem Fortschritt der Menschheit zu immer erneuter humaner Regeneration zu arbeiten.“) Ich glaube an keine Vergebung der Sünden. („Ich leugne weder des Menschen Sünde noch seine Schuld“; aber nur durch „Selbsterlösung“ wird er frei.) Ich glaube an keine Auferstehung des Leibes und kein ewiges Leben. (Jatho hat darüber

nachgedacht, ist aber „nie zu einer Gewißheit gekommen“. Der Glaube der Urchristen in diesem Stück ist für uns „Aberglaube“. „Im übrigen lasse ich einem jeden seine Gedanken.“ „Ich spreche von einem Jenseits überhaupt nicht. Sollten wir nicht wieder erwachen, so ist es gut. Gibt es aber noch eine andere Form persönlichen Daseins, so ist es auch gut — dann wird sie irgendetwie eine vollkommener sein.“ Das Wichtigste ist, andern etwas „von unserm gegenwärtigen Leben mitzuteilen“ und eine gute und fruchtbringende Erinnerung zu hinterlassen. „Dann kehren wir im realsten Sinne des Wortes zu Gott zurück, um seine Zeugungskraft zu vermehren und zu vertiefen.“)

Ein charakteristisches Zeichen unserer Zeit ist die solenne Feier von Ad. Harnacks 60. Geburtstag am 7. Mai. Man hatte weithin, auch in den Kreisen der „Christlichen Welt“, die Empfindung einer Übertreibung des Personenkultus. Denn sonst wird der 70. Geburtstag als Lebensstation aufgefaßt; jetzt können die Verehrer nicht mehr warten, und es muß schon der 60. herhalten, als ob Harnack etwa schon am Ende seiner Kräfte wäre und seinen 70. Geburtstag nicht mehr erleben könne. Wir hoffen dagegen, daß er noch recht viel Gutes leisten und besonders auf der von ihm eingeschlagenen Linie der rüchläufigen neutestamentlichen Bibelkritik noch manches geben werde, was für Theologie und Kirche nützlich ist. Die liberale Presse feierte natürlich die Erinnerung an Harnacks mancherlei modern theologisches, dem kirchlichen Glauben gegensätzliches Hervortreten; sie überging mit Schweigen seine starken Abbiegungen von der Parole der Modernen, und wie in eingeweihten Kreisen viel über dessen „Abfall“ geseufzt wird. Nur stöckend redet man dort noch von „unserm“ Harnack. Unter den ihm zuteil gewordenen Ehrungen nennen wir die Glückwunschtelegramme des Reichskanzlers und der preussischen Minister. Prof. D. Krüger-Gießen überreichte als einer seiner ältesten Schüler die Urkunde über die Harnackstiftung, für die bisher ein Fonds von 20,000 Mark gesammelt, eine endgültige Bestimmung bezüglich der Verwendung der Gelder aber seitens des Gefeierten noch nicht getroffen ist. So berichtet die „A. E. Z. R.“. Solange aber Harnack bei seiner Behauptung: Jesus gehöre nicht in das Evangelium, bleibt, gehört er voll und ganz zu den Liberalen, die von allem, was spezifisch christlich ist, auch nicht die Spur übriglassen. F. B.

Harnack und das Spruchkollegium. Während D. Sohm, D. Lenz und Prof. Ratorp feierlich gegen das Spruchkollegium protestierten als eine Vergewaltigung der evangelischen Freiheit, und ihnen die Liberalen in großen Scharen jubelten, hat D. Harnack in der „Christlichen Welt“ eine Lanze für dasselbe eingelegt, was ihm seine liberalen Genossen sehr verübeln, wodurch er sich aber bei vielen Positiven einen Stein ins Brett gesetzt hat. In seiner Rechtfertigung des Spruchkollegiums sagt Harnack: die Landeskirche sei nicht ein Haufe independentistischer Gemeinden verschiedener Charakteres, und solange sie das nicht sei, vielmehr ein Bekenntnis habe, müsse sie imstande sein, dieses zu schützen, sonst sei sie eine hilflose Gemeinschaft. Es liegt aber auf der Hand, daß hier nicht Harnack, der Theolog, sondern Harnack, der Streber und Politiker, zu Worte kommt. Lic. Traub schreibt darum in der „Kieler Zeitung“: „Einem Verehrer der bahnbrechenden Forscherarbeit Harnacks tut es in der Seele weh, das Schauspiel erleben zu müssen, daß gerade er durch sein Eintreten für das Spruchkollegium den Dank der kirchenpolitischen Rechten verdient und die orthodoxe Presse gleich-

zeitig ihn voll Undankbarkeit als Fremdkörper im Spruchkollegium mit alter Leidenschaftlichkeit bekämpft. Wären Sohn und Harnad in dieser Lebensfrage des Protestantismus zusammengegangen, ihre innere Kraft wäre un-  
 widerstehlich gewesen. Harnad, der Kirchenpolitiker, lähmt im Augenblick, ungewollt, aber tatsächlich, die Freude an dem Protestantismus, den der Forscher Harnad Tausenden lieb und wert gemacht hat.“ Harnad, so klagen jetzt manche Liberale, helfe jetzt den Liberalismus todschlagen, dessen geistiger Nährvater er mit gewesen sei. Aber so gefährlich liegt die Sache für die Liberalen nicht. Und wenn die Positiven jetzt Mut schöpfen und meinen, daß Harnad ihnen theologisch näher gerückt sei, so geben sie sich einem Wahne hin. Einerlei welche Schwankungen Harnad in seiner Bibelkritik und Kirchenpolitik macht, solange er festhält an seinem Satze (und das tut er): Jesus gehört nicht ins Evangelium, gehört er voll und ganz zu den Liberalen, die vom Wesen des Christentums auch nicht den Schatten übriglassen. Und wie in der Vergangenheit, so wird Harnad auch in der Zukunft seine Politik schließlich jedesmal in den Dienst des Liberalismus stellen. Wieviel aber der Liberalismus Harnad verdankt, dabon schreibt die „Voss. Zig.“: „Man muß sich den Sturm der Entrüstung in den sogenannten ‚gläubigen‘ Kreisen in die Erinnerung zurückerufen, der bei Harnads Vorstoß gegen das Apostolikum im Jahre 1892 sich erhob, und wiederum die leidenschaftliche Debatte in Schrift und Wort, als Harnad vor einem Jahrzehnt seine Berliner Vorlesungen über das Wesen des Christentums hielt und nach einem Stenogramm veröffentlichte, um die Umwandlung zu würdigen, die in der Berufung desselben Mannes in das neugebildete Spruchkollegium für die ‚Irreligie‘ der Pfarrer sich dokumentiert. Der König von Preußen hat Harnads Wahl in diesen obersten Gerichtshof für die Kezer nach dem Vorschlag des Oberkirchenrats vollzogen. Harnad hat des zum Zeugnis an dem Berliner Religionskongreß 1910 aktiv teilgenommen und in seinem Vortrag jede Formulierung einer Gottheit Christi, die den Rahmen des reinen Menschentums sprengt, rundweg verneint. Er hat den theologischen und den kirchlichen Liberalismus zwar nicht begründet, denn beide sind viel älter als er, und er selbst verdankt ihnen die Wurzeln seiner Kraft; aber er hat ihm in der evangelischen Kirche Preußens und weit über dessen Grenzen hinaus Boden gewonnen und das Bürgerrecht erwirkt; wir wären ohne Adolf Harnad sicherlich noch nicht zur Hälfte da, wo wir heute stehen, und die Gleichberechtigung der verschiedenen Richtungen auf Katheder und Kanzel ist grundsätzlich erreicht, wie leidenschaftlich auch der Kampf im einzelnen noch geführt wird. Wer regt sich heute noch über die Jungfrauengeburt auf, nachdem auch die Orthogonie dies einst als das ‚Zentraldogma‘ ausgerufene Märchen aus uralten Zeiten (!!) selber immer mehr in wohlthätiges Dunkel hüllt, und wer würde noch wagen, sich für die wörtliche, also irrumsfreie Inspiration der Bibel einzusetzen, die selbst von Stöcker und jüngst — unter dem Geschrei der Gemeinschaftschristen — von dem gebildeten Befehungsreisenden P. Samuel Keller preisgegeben worden ist? Die geistige Befreiung der Menschen vollzieht sich spröder und langsamer, als unsere Ungebuld es sich wohl wünscht; aber ein Gedenktag wie der heutige läßt uns dankbar erkennen, daß dennoch im Laufe der Zeiten eingewurzelte Vorurteile schwinden, und das Licht sich nicht dauernd verhängen läßt durch dunkle Ketten.“ Timeo Danaos, wenn der Erzkezer Harnad sich als den Anwalt der Orthogonen aufspielt!

F. B.

Der Grundstein zur evangelischen Kirche in Rom wurde am 2. Juni gelegt. Bauherr ist der deutsch-*evangelische Kirchen*auschuß, der auch seit sieben Jahren das im Jahre 1899 von dem „*deutschen Komitee für Rom*“ angekaufte Grundstück in Besitz hat. Dies liegt an der Via Sicilia, wo der Haupteingang zur Kirche sein soll, und ist etwa 2500 qm. groß. Der Bauplan umfaßt nicht nur das Kirchengebäude mit 350 Sitzplätzen, sondern auch ein Pfarrhaus und ein Gemeindehaus mit Küstertwohnung und ist in italienisch-romanischem Stil von Geh. Daurat Schwedten entworfen. Die Kosten sind auf etwa 450,000 Mark veranschlagt. Zur Grundsteinlegung hat Fanny Stockhausen folgenden Gruß gedichtet: „1511—1911. (1) Der Mönch Martinus Luther zog gen Rom, Vom Augustinerorden hingesandt. Die ‚*ew'ge Stadt*‘ hat er wie ‚*heilig Land*‘ Begrüßt — und ehrfurchtsvoll Sankt Peters Dom. (2) Hoch schlug sein Herz. Voll Inbrunst um sein Heil hat er gekniet an jedem heil'gen Ort; Doch was er sah von Gaudelspielen dort, Das traf sein ehrlich Herz wie Donners Keil. (3) Sehnsüchtig kam er, und voll Schmerz er schied; Sein Kampf mit dem unheil'gen Rom begann. Er foht ihn durch und aus so wie ein Mann Und sang vom Sieg des Herrn ein heilig Lied. (4) Vierhundert Jahre sind dahingeflohn, Seit Luther seine Romfahrt hat gemacht, Von der ein Kleinod er uns heimgebracht, Das werte Kleinod: Reformation! (5) Nun ist nach langem Har'n die Zeit erfüllt. Den Grundstein legt man zu dem Heiligtum, Darin das Wort vom Heil zu Gottes Ruhm gepredigt werden soll rein, unberührt. (6) Wie Paulus ‚*unverboten*‘ einst in Rom Dies Wort (Röm. 1, 15—17) als Gotteskraft verkündigt hat, So soll es wieder durch die ew'ge Stadt Frei rauschen hin, ein heil'ger Geistesstrom!“ Was hier aber von der lutherischen „*reinen, unberührten*“ Predigt des „*Worts vom Heil zu Gottes Ruhm*“ gesagt wird, ist Phrase, denn die Gemeinde in Rom ist evangelisch und hatte zudem bisher liberale Pastoren.

Das 50jährige Jubiläum des Protestantentums in Österreich wurde nach Pfingsten in Wien gefeiert. In dem Aufruf zur Feier hieß es: „Fünzig Jahre sind vergangen, seit das Protestantentum des Jahres 1861 auch die letzten Spuren des Drudes beseitigte, der jahrhundertlang auf dem österreichischen Protestantismus gelastet hatte, und seit das einst mit so viel Freude begrüßte Wort ‚*Duldung*‘ dem viel schöneren Worte ‚*Gleichberechtigung*‘ Platz machte. Nun erst konnte sich der österreichische Protestantismus in der Erfüllung der ihm zugewiesenen Aufgabe mächtig entfalten; nun erst begann ein Aufblühen, das an vielen Orten unsere kühnsten Erwartungen übertraf! Die Zahl der *Evangelischen* und ihrer Gemeinden hat sich in manchen Kronländern verdoppelt und verdreifacht oder selbst verfünffacht, die Zahl der Orte, an denen evangelischer Gottesdienst abgehalten wurde, in manchen Gebieten verzehnfacht. Einst kaum gekannt und wenig beachtet, hat sich der österreichische Protestantismus trotz aller Ungunst der Verhältnisse eine geachtete Stellung im öffentlichen Leben des Reiches erworben — nicht zuletzt dank dem Umstande, daß er, so wenig auch seine einzelnen Bekenner und Glieder dem öffentlichen Leben fernblieben, doch stets als kirchlicher Organismus jede Abirrung auf den Boden der Tagespolitik peinlich und grundsätzlich vermieden hat; nicht zuletzt aber auch dem Umstande, daß die Glieder der evangelischen Kirche auf den verschiedensten Gebieten des Lebens, im öffentlichen Dienst, im Heere, in der Wissenschaft und Kunst, in der Rechtspflege, in der Industrie, im Gewerbe mit Ehren ihren

Mann standen. Wo man die Besten nennt, da werden die Unsrigen mit-  
genannt.“ Leider sind die Protestanten in Oesterreich zum großen Teil libe-  
ral gesinnt! Auch bedeutet in Oesterreich das Gleichberechtigungspatent auf  
dem Papier noch lange nicht Gleichberechtigung in der Wirklichkeit.

§. 8.

Der nächste Zionistenkongreß soll im August wieder in Basel abgehalten  
werden. Man sieht diesen Kongressen nicht mehr mit gleichem Interesse  
wie früher entgegen, da die zionistische Bewegung als solche erloschen und  
die zionistische Organisation eigentlich nur noch eine Art jüdischer Palästina-  
verein ist. Einer der früheren aufrichtigsten Vorkämpfer dieser Bewegung  
sprach kürzlich die Überzeugung ungezählter Juden aus, wenn er schrieb:  
„Die traurigen Erfahrungen, welche ich mir bei meiner ständigen Verüh-  
rung mit den großen jüdischen Massen erworben habe, mußten mich all-  
mählich zu der Überzeugung führen, daß der Zionismus leider nur eine  
Utopie sei. Nicht weil die äußerlichen Hindernisse unüberwindlich sind, son-  
dern — was trauriger ist — weil das jüdische Volk die hierzu unbedingt  
nötige moralische Kraft nicht mehr imstande ist aufzubringen.“ Dem letzten  
Bericht der Britischen Bibelgesellschaft zufolge wandern jetzt die Juden zu  
Tausenden und Zehntausenden in Palästina ein und lassen sich in den frucht-  
barsten Teilen des Landes nieder. Joppe und Jerusalem sind fast ganz  
jüdische Städte; Bethlehern, Nazareth und Gaza, wo vor Jahren noch kein  
Jude sich zeigen durfte, haben jetzt israelitische Quartiere und Synagogen  
und mit europäischem Gelde erbaute prächtige Häuser. Die fruchtbare Ebene  
von Saron zwischen Joppe und Lydda ist von Juden bebaut; der Hauran,  
diese ertragreiche Korngegend, ist in den Händen von israelitischen Syndi-  
katen, und augenblicklich sind diese in Unterhandlungen, um auch das For-  
dantal anzulaufen.

§. 9.

Der Krönungseid des Königs von England erfolgt in Form einer Zwies-  
sprache mit dem Erzbischof von Canterbury. Der Erzbischof, als Primas  
von England, richtet an den auf purpurnem Kissen knienden König nach-  
einander drei Fragen. Die erste lautet: „Wollt Ihr feierlich geloben und  
schwören, das Volk dieses vereinigten Königreiches von Großbritannien und  
Irland und die dazu gehörigen Besitzungen in Gemäßheit der Beschlüsse des  
Parlamentes, der Gesetze und der Überlieferungen zu regieren?“ Der König  
antwortet: „Ich gelobe feierlich, also zu tun!“ Es folgt die zweite Frage:  
„Werdet Ihr in allen Euren Entschliehungen Gesetz, Recht und Milde walten  
lassen?“ Der König antwortet: „Ich werde!“ Und die dritte Frage:  
„Werdet Ihr die göttlichen Gebote, den wahren evangelischen Glauben und  
die gesetzmäßig eingeführte reformierte protestantische Religion mit Daran-  
setzung all Eurer Macht aufrechterhalten? Und werdet Ihr die Grundsätze  
der Kirche von England, ihre Lehre, ihren Gottesdienst, ihre Zucht und ihre  
Herrschaft, wie sie durch Gesetz in England bestehen, mit unverletzlicher Treue  
aufrechterhalten und schützen? Und werdet Ihr die Bischöfe und die Geists-  
lichkeit von England und die ihrer Sorge überlassene Kirche in allen ihnen  
jetzt und in Zukunft gesetzmäßig gewährten Rechten und Vorrechten schützen?“  
Der König antwortet: „Dies alles gelobe ich zu tun!“ Dann erhebt sich  
der König und spricht, zu den Versammelten gewendet, die Worte: „Das  
Gelöbniß, das ich hier abgelegt habe, werde ich unüberbrüchlich halten, so  
wahr mir Gott helfe!“ Und nun erst wird der König zu dem Throne ge-  
leitet, wo die Abzeichen der königlichen Würde ihn schmücken sollen.

(A. G.)

# Lehre und Wehre.

---

Jahrgang 57.

August 1911.

No. 8.

---

## Rede,

gehalten am 22. Juni 1911 bei Gelegenheit des Abiturientenakts des Concordia-Gymnasiums zu Milwaukee, Wis.

Der Ehrw. Fakultät und Aufsichtsbehörde, den Abiturienten und Zöglingen sowie allen Freunden dieser Anstalt Achtung und Gruß zuvor!

Geehrte Festgenossen!

Eine großartige Erscheinung, eine hellstrahlende Persönlichkeit auf dem dunklen Hintergrund einer bösen Zeit ist der Prophet Daniel, dessen Lebensgeschichte Ihnen ja allen bekannt ist. Auf Befehl des Königs Nebukadnezar wurde er mit andern Jünglingen aus den Gefangenen Judas ausgewählt, daß er am Hofe diene. Zu dem Ende wurde er drei Jahre lang in chaldäischer Sprache, Literatur und Weisheit unterrichtet. Diesen Studien lag er mit seinen drei Gefinnungsgegnossen mit allem Fleiß ob, so daß sie unter Gottes Segen nach Beendigung ihrer Studienzeit in dem Examen vor dem König zehnmal klüger erfunden wurden als alle Weisen in dem ganzen Reich.

Daniel studierte an dem Hofe eines Königs, der ein Feind und Verdränger Israels war. Er studierte unter heidnischen Lehrmeistern, und der Gegenstand seiner Studien war heidnische Weisheit. Unter allen diesen verderblichen Einflüssen bewahrte er sich ein gläubiges Herz. Er ließ sich durch die heidnische Weisheit nicht betören, durch die Pracht seiner Umgebung nicht blenden und durch alle weltliche Ehre, die ihm zuteil wurde, um seine Erstgeburt nicht betrügen. Gleich zu Anfang seiner Studienzeit nahm er sich vor, daß er sich mit heidnischem Greuel nicht verunreinigen wolle, und verschmähte daher die Speisen von des Königs Tisch, weil mit deren Genießung viel Götzendienst verbunden war. Und diesem Vorsatz blieb er sein Leben lang treu. Obwohl er so fleißig in seinem Studium war, daß er alle chaldäischen Weisen in ihrer eigenen Weisheit übertraf, obwohl er mehreren Königen mit solcher Treue und Umsicht diente, daß er zu den höchsten Ehrenstellen im Staat

gelangte, so behielt er doch das Gesetz seines Gottes in seinem Herzen und in seinem Munde. Wie uns ausdrücklich berichtet wird, hatte er in dem Obergemach seiner Wohnung nach Jerusalem hin offene Fenster. Hier kniete er dreimal des Tages nieder und betete zu dem lebendigen Gott. Nach Jerusalem war sein Blick gewandt, auf Gott sein Herz gerichtet.

Die Bedeutung dieser flüchtigen Skizze der Lebensgeschichte Daniels für den gegenwärtigen Abiturientenaktus liegt auf der Hand. Erlauben Sie, daß ich, soweit es mir die mir zugemessene Zeit gestattet, einzelne Punkte daraus ein wenig näher ausführe.

In dem Augenblick, da Gott Israel um seiner Sünden willen dahingibt, bereitet er auch die Hilfe für die Zeit der Bedrängnis und die Erlösung aus derselben vor. Und dies tut er, indem er dem König Babels in das Herz gibt, jüdische Jünglinge in aller Weisheit der Chaldäer unterrichten zu lassen. Gott nimmt also die Bildung jenes Landes und jener Zeit in seinen Dienst, um seinen Gnadenrat an Israel hinauszuführen. Durch klassisch gebildete Leute läßt Gott seinem Volk in jenem fremden Lande nicht nur Leiblichen Schutz angedeihen, sondern hält auch durch sie die Hoffnung Israels wach und bewahrt sich so ein Häuflein, das an den Wasserflüssen Babels Zions gedachte und, als die Zeit kam, sich mit Freuden aufmachte, um Jerusalem wieder zu bauen.

Wir erkennen hieraus, daß wir dem Willen Gottes gemäß handeln, wenn wir uns allerlei weltliche Kenntnisse aneignen, um sie in dem Dienst seiner Kirche zu verwenden; und daß es einer Kirchengemeinschaft nicht zum Schaden, sondern vielmehr zum Vorteil gereicht, wenn namentlich die Leute, die als ihre Lehrer und Prediger an ihrer Spitze stehen, eine gute klassische Ausbildung besitzen. Diese gewährt ihnen nicht nur den Vorteil, daß sie imstande sind, die Schrift und die Meisterwerke auf theologischem Gebiet in den Originalsprachen zu lesen und so zu einem selbständigen theologischen Urteil zu kommen, sondern auch überhaupt die Vorteile, die eben nur durch eine derartige Ausbildung zu gewinnen sind.

Welches sind diese Vorteile? Warum pflegen wir auch gerade diese Studien auf allen unsern kirchlichen Lehranstalten je nach Umständen mehr oder weniger? Lassen Sie mich etliche dieser Vorteile namhaft machen!

Gerade das klassische Studium, die tägliche gründliche Beschäftigung mit den Sprachen, der Geschichte und der Weisheit der alten heidnischen Kulturwelt, macht aufs innigste vertraut mit der Weisheit und den Zielen der Kinder dieser Welt, unter denen die Kirche zu allen Zeiten ihre irdische Existenz hat. Wohl haben sich die Zeiten und die Menschen seit den Tagen eines Sokrates, Demosthenes und Cicero vielfach verändert; wohl hat auf allen Gebieten menschlicher Tätigkeit ein gewaltiger Fortschritt stattgefunden; wohl ist im Laufe der Jahrhun-

berte durch die Predigt des Evangeliums der ganze Menschenteig durchsäuert worden, so daß die heutige Kulturwelt einen christlichen Anstrich hat: allein in den Dingen, die Gott und den Weg zu ihm betreffen, steht die heutige Welt als solche noch genau auf demselben Standpunkt wie ehemals. In diesen Dingen ist sie noch um keinen Deut über die Weisheit der alten Griechen und Römer hinausgekommen. Ein christlicher Theolog, der in der Gedankenwelt der alten Griechen und Römer zu Hause ist, versteht daher den Geist, der auch zu dieser Zeit sein Werk hat in den Kindern des Unglaubens; er versteht es, alle Weisheit dieser Welt auf geistlichem Gebiet auf das rechte Maß zu setzen, das ein bekannter Dichter mit den Worten angibt: „Unserer Weisheit höchstes Wissen ist stets zuletzt: wir wissen nichts.“ Während einerseits durch das klassische Studium der Sinn für das menschlich Schöne und Edle geweckt und gebildet wird, wird dadurch dem christlichen Theologen andererseits die Beschränktheit und Nichtigkeit aller menschlichen Weisheit recht handgreiflich vor die Augen geführt. Je tiefer er mit Daniel eingedrungen ist in alle Weisheit der Chaldäer, desto tiefer erkennt er auch, daß die Furcht des wahren Gottes aller wirklichen Weisheit Anfang ist.

Die breite und feste Grundlage einer allgemeinen Bildung schafft ferner den nötigen Raum, um die mancherlei Fragen, wie sie im täglichen Leben an uns herantreten, nach ihren verschiedenen Seiten hin ins Auge fassen und mit Verständnis prüfen zu können. Dieser Unterricht schärft den Blick für die wesentlichen Punkte einer jeden in Frage kommenden Sache, gibt Anleitung, sie logisch zu kombinieren und abzuwägen und so zu einem richtigen Endurteil zu gelangen. Er wehrt der Einseitigkeit der Erwägung, dem Haften am Unwesentlichen und damit dem so verderblichen Eifern mit Unverständnis. Dieser Unterricht bringt die Kräfte unsers Geistes nach Verstand, Wille und Gemüt in tätigen Einklang und reicht eben damit das dar, worin das Wesen einer guten weltlichen Bildung besteht. Durch diesen Unterricht gibt das deutsche Gymnasium seinen Zöglingen einen unbezahlbaren Schatz mit auf ihren Lebensweg, erweist sich ihnen als alma mater, als eine segnenspendende Mutter.

Eine weitere wohlthätige Wirkung einer klassischen Bildung ist, daß sie das Streben nach höheren Lebensidealen an ihrem Teile anregt und wach erhält. Gerade auf den besseren weltlichen Lehranstalten unsers Landes ist man daher in den letzten Jahrzehnten wieder mehr und mehr abgekommen von den seinerzeit so stark befürworteten Spezialkursen ohne die Grundlage einer allgemeinen Bildung. Das Ziel jener Sonderkurse war, einem Zögling möglichst schnell zu einer in finanzieller Hinsicht guten Lebensstellung zu verhelfen. Damit war der Broterwerb zum Ideal des ganzen Strebens gemacht. Die verderblichen Folgen einer solchen Erziehung sind nicht ausgeblieben. Sie hat, von ihren Leistungen ganz abgesehen, die höheren Berufsarten in den Augen



des Volkes und unser Volk in den Augen anderer Nationen erniedrigt. Der Mensch allein hat freilich das einzig rechte Lebensideal, der Christum gewinnen und seinem Vorbild immer ähnlicher werden will. Und dies Ideal hat jeder wahre Christ, ganz abgesehen von seinem weltlichen Bildungsstand. Indem jedoch das klassische Studium die Kräfte des Geistes schärft, mit dem menschlich Edlen und Schönen bekannt macht und die Lust zu allerlei Studien weckt, trägt es an seinem Teile dazu bei, die Gefinnung eines Menschen zu veredeln. Auch aus diesem Grunde ist die christliche Kirche je und je und sonderlich gerade in ihren besten Zeiten eine treue Pflegerin der schönen Künste und Wissenschaften gewesen, und ihre hervorragendsten Glieder sind, wie unter anderm das Beispiel Luthers und Balthers zeigt, mit der ganzen Wucht ihres Einflusses für sie eingetreten.

Und auf noch einen Vorteil sei in diesem Zusammenhang hingewiesen. Eine klassische Bildung trägt auch an ihrem Teile dazu bei, daß man lernt, in rechter Weise allen alles zu werden. Und das ist gerade für den Theologen im praktischen Amt von großer Bedeutung. Sein Beruf bringt ihn fort und fort mit allerlei Leuten in Berührung, mit Leuten, die an Charakter, Temperament, Bildung, Lebensstellung und Interessen voneinander sehr verschieden sind. Da gilt es, sich anzupassen, auf die verschiedenen Interessen mit Verständnis einzugehen, Zeitfragen und Zeitströmungen richtig zu beurteilen und andern zu einem richtigen Urteil zu verhelfen, und was dergleichen mehr ist. Nur so wird es unter Gottes Segen gelingen, überall etliche zu gewinnen. Bei dieser schwierigen Arbeit leistet eine gute Bildung vortreffliche Dienste. Das einzig wirksame Mittel ist freilich auch hierbei Gottes Wort; aber die Art und Weise, wie es an den einzelnen Mann gebracht wird, ist durchaus nicht ohne Bedeutung, und darum ist die Anleitung, die eine gute Ausbildung dazu gibt, von großer Wichtigkeit. Wäre ein Daniel nicht in aller Weisheit der Chaldäer unterrichtet gewesen, so hätte er die Stelle am Hofe des Königs nicht ausfüllen können, die ihm Gott daselbst zugewiesen hatte.

Ist nun aber das Studium, von dem wir reden, nicht mit großen Gefahren für den Schriftglauben verbunden? Allerdings! Wir müssen jedoch bei dieser Antwort gleich von vornherein feststellen, daß es eben auch nur Gefahren sind, daß ein klassisches Studium nicht etwa notwendigerweise zum Unglauben führt. Haben sich doch ein Daniel und seine Genossen bei diesem Studium selbst unter äußerst schwierigen Verhältnissen ihren Glauben und ein gut Gewissen bewahrt. Wenn daher ein neuerer Dichter Christum, den Gott seiner Jugend, mit den Worten anredet: „In des Denkens Triebe schied ich fern von dir“, so spricht er damit eine Unwahrheit aus. Der Trieb zum Denken, die Freude an der Erkenntnis der Dinge dieser Welt, hat noch nie einen Menschen von Christo geschieden. In keinem Fall war „des Denkens Trieb“, sondern in jedem Fall war der böse Wille die Ursache des Un-

falls; denn noch nie hat ein Geschichtsforscher mit dem größten Aufwand von Gelehrsamkeit, noch nie hat ein Physiker mit der schärfsten Linse, noch nie hat ein Astronom mit dem stärksten Fernglas, noch nie hat irgendein Gelehrter auf irgendeinem Gebiet menschlichen Wissens eine Tatsache, eine wirkliche Tatsache entdeckt, die der Heiligen Schrift widerspräche. An Hypothesen, die solches tun, an Hypothesen, die mit dem Schriftglauben schlechterdings unvereinbar sind, ist freilich kein Mangel. Aber Hypothesen sind eben keine Tatsachen. Niemals widerstreiten geschichtliche oder naturgeschichtliche Tatsachen der Heiligen Schrift, sondern stets nur die verkehrten Schlüsse, die aus Tatsachen und noch häufiger aus vermeintlichen Tatsachen gezogen werden. Laß darum gleich mit dem klassischen Studium Gefahr für den Glauben verbunden sein — und womit wäre denn solche Gefahr nicht verbunden? —, so viel steht einmal unter allen Umständen fest: die Möglichkeit, bei solchen Studien im Glauben zu bleiben, ist bei weitem nicht ausgeschlossen.

Als zweite Antwort auf den berührten Einwand diene folgendes: Eben weil Gefahren für den Glauben mit den doch so wertvollen und nützlichen Studien verbunden sind, ist es die Pflicht der Kirche, allerlei Lehranstalten zu errichten und zu pflegen, in denen Gottes Wort, das Wort der Wahrheit, regiert, in denen die Schüler von gläubigen Lehrern unterrichtet werden, in denen der ganze Unterricht durchdrungen und getragen ist von der Liebe Christi. Auf solchen Anstalten werden dann Leute herangebildet, die des Wissens Gut nicht mit dem Verlust eines gläubigen Herzens zahlen. Solche Anstalten sind die Schulen, Hochschulen, Gymnasien und Seminare unserer Synode. Gott segne alle diese Anstalten und alle, die darin als Lehrende oder Lernende tätig sind!

Und nun noch ein kurzes Schlußwort an Sie, werthe Herren, die Sie heute abend der hiesigen Anstalt Lebewohl sagen.

Sie haben in dieser Anstalt unter der treuen und mühsamen Arbeit Ihrer Professoren einen trefflichen Unterricht genossen. Bewahren Sie darum dieser Anstalt und ihrer verehrten Fakultät ein treues und dankbares Andenken und beweisen Sie das in Ihrem ganzen späteren Leben dadurch, daß Sie das Wohl dieser Anstalt sowie das Wohl des ganzen Unterrichtswesens unserer Synode nach Kräften fördern helfen.

Unterlassen Sie ferner nicht, auf dem hier gelegten guten Grund einer allgemeinen Bildung weiter zu bauen; bewahren Sie sich jederzeit ein reges Interesse an den klassischen Studien. Ein solches ist der gedeihlichen Ausübung Ihres Berufs, was immer er sein möge, durchaus nicht schädlich.

Vor allen Dingen aber halten Sie Ihre Fenster nach Jerusalem hin stets offen. Das sei das Endziel, das eigentliche Ideal all Ihres Strebens, daß Sie Christo, dem großen König, und seinem großen Reich dienen wollen, daß Sie, wie ein Daniel in Chaldäa, das Banner des rechten Glaubens vor Freund und Feind an jedem Ort Ihrer Wirksamkeit hochhalten wollen. Wenn sich dann einmal Ihr Tag zu seinem

Ende neigt, und die Nacht sich nieder senkt, dann wird sich an Ihnen in entsprechender Weise das Wort des Propheten erfüllen: „Um den Abend wird es Licht sein“; dann wird Gott zu einem jeden unter Ihnen wie zu Daniel sprechen: „So gehe nun hin und ruhe, daß du auferstehst in deinem Erbteil am Ende der Tage!“

H. Speckhard.

## Taten und Schicksale des erhöhten Joseph in Ägypten.

Im Anschluß an ein Referat über das Leben des Patriarchen Joseph erfolgt hier auf mehrfachen Wunsch der zweite Teil der damasigen Lehrverhandlungen, der in dem dritten Synodalbericht des Texas-Distrikts vom Jahre 1909 nicht mehr Verwendung hatte finden können. Die Betrachtung hatte dort abgeschlossen mit 1 Mos. 41. Sie setzt also nunmehr ein mit

### 1. der ersten Reise der Brüder Josephs nach Ägypten.

(1 Mos. 42.)

Nach drei Tagen waren seinerzeit die Träume des obersten Mundschenken und des obersten Bäckers in Erfüllung gegangen, wie Joseph es ihnen geweissagt hatte. Die beiden späteren Träume Pharaos hatten sich zum Teil auch bereits erfüllt; die sieben fruchtbaren Jahre waren gekommen und nun vorüber, und sie führen fort sich zu erfüllen, indem nun die sieben Hungerjahre begonnen hatten. Jetzt war nun aber auch die Zeit gekommen, wo nach Gottes Rat und Willen Josephs eigene, viel ältere Träume anfangen sollten sich zu erfüllen. Jetzt, nach 21 Jahren wenigstens, sollten seiner Brüder Garben zum erstenmal sich neigen vor seiner Garbe. Wie es dazu kam, das erzählt uns überaus anschaulich das 42. Kapitel der Genesis. Die Teurung im Lande Kanaan hatte den alten Jakob und seine Familie auch schwer getroffen. Das Getreide fing an gar selten zu werden, und zuletzt war es im Lande Kanaan für keinen Preis mehr zu haben. Wohin sollten sie sich dann wenden, um zu leben und nicht zu sterben? Da hat Jakob gehört, in Ägypten ist Vorrat, dorthin ziehen von Zeit zu Zeit Karawanen, und man kann dort Speise kaufen. Er spricht also zu seinen Söhnen: „Was seht ihr euch lange um“, was schaut ihr einander so ratlos an? Zieht nur hinab nach Ägypten und kauft uns Getreide von dort; es wird uns ja nichts anderes übrigbleiben. Denn hier ist nichts, und dort sollen große Vorräte aufgehäuft liegen. Ja, daran hatten die Söhne Jakobs wohl auch schon gedacht, auch schon davon gehört. Aber das Wort Ägypten hatte einen unheimlichen, schlechten Klang in ihren Ohren. Dorthin war ja auch einst die Karawane gezogen, der sie ihren Bruder Joseph um zwanzig Silberlinge verkauft hatten. Darum war es ihnen nicht recht geheuer, dahin zu gehen, so sehr sie für sich und ihre Weiber und Kinder auch Speise begehrten.

Darum muß der Vater sie geradezu auffordern hinzuziehen. Dem sagen sie aber nicht, warum sie nicht gerne dahin gehen.

So machen sie sich denn auf, ihrer zehn; aber den Benjamin läßt Jakob nicht mitziehen; es möchte ihm, fürchtet er, ein Unfall begegnen. Wir sehen, er hat die Liebe, die er einst Joseph geschenkt hat, den er noch nicht hat vergessen können, auf den andern Sohn seiner Rahel, auf Benjamin, übertragen; um den sorgt er sich mehr als um die andern zehn Söhne. Die aber gehen nun auch alle zehn. Je zahlreicher sie sich einfänden, um so mehr Speise hoffen sie kaufen zu können. Denn allzubiel gab man nicht weg in Aegypten an die einzelnen, nicht einmal an die Einheimischen, geschweige an fremde Kauflustige. Man war ja erst am Anfange der teuren Zeit; es standen noch sechs Jahre bevor, in denen keine Ernte zu erwarten war. Es mußte also sparsam zugeteilt und noch für spätere Jahre reiches Vorrat in Aegypten und für Aegypten aufbehalten werden. Sicher hat man davon auch in Kanaan gehört und gewußt. Darum kam auch dem alten Jakob nicht einmal der Gedanke, das Beispiel seines Großvaters Abraham und seines Vaters Isaak nachzuahmen, die in den Zeiten der Teuerung in Kanaan einfach vorübergehend nach Aegypten gezogen waren und sich dort aufgehalten hatten. Jetzt war eben in Aegypten auch Teuerung und nicht Überfluß. Jetzt sah man also Leute, die in Aegypten längere Zeit bleiben wollten, nicht gerne kommen, denn sie vermehrten nur die Zahl der Esser. Man wird also gerade ein Auge gehabt haben auf fremde Leute, von denen man dachte, die könnten sich dergleichen vorgenommen haben. Die zehn Brüder Josephs zogen aber nicht allein, sie mischten sich unter eine größere Karawane solcher, die in der gleichen Absicht, Speise zu kaufen, nach Aegypten hinabzogen. Sie kommen auch glücklich dahin. Und Joseph, er, er eben, so hebt der hebräische Text mit Nachdruck hervor, er eben war der Machthaber über das Land; er war es, der das Getreide verkaufte allem Volk des Landes. So redet die Heilige Schrift nicht ohne Ursache. Sie will sagen: Sie mußten, sie mußten doch kommen, die zehn, und mußten sich vor Joseph verbeugen mit ihrem Angesicht zur Erde. Sie hatten seine Träume verachtet und verspottet, sie hatten ihre Erfüllung ein für allemal bereiteln wollen, und nun müssen sich ihre Garben neigen vor Josephs Garbe, und zwar, ohne daß sie es noch fürs erste wissen, daß es Joseph ist, vor dem sie stehen. Zweimal sagt nun der Text: „Joseph sah seine Brüder an und kannte sie“; und einmal fügt er bei: „aber sie kannten ihn nicht“. Das letztere war ja gar nicht zu verwundern. Siebzehn Jahre alt war Joseph gewesen, als seine Brüder ihn verkauften; nun war er ein 38jähriger Mann. In diesen Jahren verändert man sich gar gewaltig. Aus dem Jüngling, der fast noch ein Knabe gewesen war, war ein reifer Mann geworden. Und Joseph stand ja vor ihnen nicht in hebräischer Hirtenkleidung oder in seinem bunten Rock, sondern in der vornehmen Tracht eines ägyptischen Großen. Dazu rebete er mit ihnen nicht per-

fönllich, sondern durch einen Dolmetscher, gerade als ob er ihre Sprache nicht verstünde. Wiederum auch, daß er sie erkannte, kann uns gleichfalls nicht befremden. Sie waren ja schon Männer gewesen, zum Teil schon verheiratete Männer, als sie ihn verkauften. Bei Männern in reiferen Jahren aber verändert sich das Aussehen weniger. Dazu trugen sie ihre gewöhnliche Tracht hebräischer Hirten. Sie redeten untereinander Hebräisch, und wenn auch Joseph vielleicht den einen oder andern, falls er ihn allein gesehen hätte, nicht so leicht möchte erkannt haben, weil doch eben 21 Jahre vergangen waren, so konnte ihm doch jetzt, da er sie alle zehn beisammen sah, das Erkennen nicht schwer fallen. Er kannte etwa von früher her ihre Gebärden und die ganze Weise der einzelnen, sich zu geben. Es werden also wenige Augenblicke vergangen sein, bis er bei sich selbst heraus hatte: das ist Ruben, das muß Simeon sein, dieser Levi, Dan, Naphthali &c. Ja, er erkannte sie. Und wie muß ihm zumute gewesen sein bei diesem Erkennen! Zunächst heißt es: „Er gedachte an die Träume, die ihm von ihnen geträumet hatte.“ Joseph wird wohl früher und auch seit dem Stande seiner Erhöhung oft an diese Träume gedacht und sich dabei gefragt haben, ob die sich wohl auch noch erfüllen würden. Ja, Joseph mag, wenn jetzt aus den umliegenden Ländern so eine Karawane nach der andern ankam, Speise zu kaufen in Ägyptenland, manchmal bei sich gedacht haben: ob meines Vaters Haus oder meine Brüder und ihre Familien wohl auch Hunger leiden, ob von denen wohl auch der eine oder der andere einmal herabkommt, Speise zu kaufen? Wir dürfen uns ja nicht vorstellen, als ob ein so hoher Beamter wie Joseph jeden Malterfaß Weizen sozusagen persönlich verkauft hätte. Aber er wird Ordre gegeben haben, wenn Fremde, zumal in größerer Anzahl, kämen, um ein größeres Quantum Speise zu kaufen, ihn selbst zu benachrichtigen und auch die Leute ihm vorzuführen. So war es denn auch jetzt geschehen. Und nun sieht er seine Brüder vor sich liegen und seinen Traum in Erfüllung gehen. Wie wird ihm sein Herz gepöcht und geklopft haben bei diesem Anblick!

Was tut er nun aber? „Er stellte sich fremd gegen sie und rebete hart mit ihnen.“ Das ist das nächste, was wir lesen. Und hier gehen nun gleich die Meinungen der Ausleger weit auseinander. Die einen meinen, beim Anblick seiner Brüder sei ihm eben mit aller Macht die große Übelthat gegen ihn selbst in Erinnerung gekommen, und da habe in ihm das Gefühl: Nun habe ich euch in meiner Gewalt, nun sollt ihr mir aber auch von der Angst der Seele, die ihr damals über mich gebracht habt, etwas zu empfinden kriegen! — Dieses Gefühl habe in ihm gestritten mit der Begierde, sich ihnen als ihren Bruder zu erkennen zu geben, bei dieser Gelegenheit etwas von Hause zu erfahren und zugleich über sie zu triumphieren, daß sie nun doch sich hätten vor ihm zur Erde neigen müssen. Das wäre ja alles menschlich und wohl möglich; auch Christen, auch wahrhaft Gläubige sind ja davon nicht frei

und darüber nicht erhaben, daß sie nicht sollten versucht werden können zur Rachsucht, zur Vergeltung des Bösen mit Bösem, zur schadenfrohen Lust an der Seelenqual eines Widersachers. Andere Ausleger meinen, vom ersten Augenblick des Erkennens an habe Joseph jede mögliche böse Seelenerrregung sofort unterdrückt, und er sei sich gleich klar gewesen über seinen Plan und über das ganze Verfahren, das er gegen sie einschlagen wolle, so daß er die Prüfungen, die er seinen Brüdern nachher auferlegte, ohne Schwankungen seiner Seele mit vollem gutem Gewissen über sie gebracht habe. Lassen wir die Frage für jetzt einmal liegen und hören wir, wie er sie behandelt hat.

Hart redet er sie an. Mit ägyptischen Worten — aber sie konnten's am Ton der Stimme hören, noch ehe der Dolmetscher es ihnen übersetzte, daß es keine freundliche Begrüßung war — sagte er ihnen ins Angesicht: Kundschafter seid ihr, Umherspäher; dazu seid ihr gekommen, zu sehen, wo das Land offen ist. Die Höhe des Landes, seine schwachen Stellen auszuspähen, das ist eure Absicht. Das wirft er ihnen vor. Noch heutzutage haben solche, welche von Kanaan aus sich dem Lande Aegypten nähern und etwa topographische Aufnahmen der Gegend oder Photographien nehmen, nicht selten den argwöhnischen Vorwurf zu hören: Ihr seid wohl gar Espione! Für einen Espion hatten die Brüder einst den Joseph gehalten, für einen, der ihrem Leben nachspähe, um sie dann beim Vater zu verklagen, und wie einen Espion haben sie ihn dann behandelt, haben ihm kein freundliches Wort gegönnt. Jetzt müssen sie den gleichen Vorwurf aus dem Munde dieses Mannes hören, der als der Machthaber Aegyptens vor ihnen steht. Espione, Espäher, nein, das waren sie nicht. Darum weisen sie die Beschuldigung zurück, bescheiden zwar, wie sich's einem so hohen Herrn gegenüber gehört, mit dem nicht zu scherzen ist, aber doch auch entschieden. Nein, mein Herr, wir sind keine Kundschafter und sind's nie gewesen; redlich sind wir, alle eines Mannes Söhne. So bringt Joseph sie durch seine Beschuldigung dazu, daß sie von selbst anfangen, von ihrer Familie zu reden. Das würde doch ein Vater nicht tun, daß er zehn Söhne einen so gefährlichen Beruf treiben ließe, bei dem man immer das Leben aufs Spiel setzt. Nein, wir kamen nur, Getreide zu kaufen zur Speise. Aber Joseph wiederholt seinen Vorwurf: „Nicht also, sondern ihr seid gekommen, das Land zu verkundschaften.“ Und nun gehen sie in ihren Familienmitteilungen noch weiter; es ist, als wollten sie durch Offenheit das Vertrauen erwecken, daß man ihnen glaube. „Wir, deine Knechte, sind zwölf Brüder, eines Mannes Söhne im Lande Kanaan, und der jüngste ist noch bei unserm Vater; aber der eine ist nicht mehr vorhanden.“ Das waren ja wenige Worte, aber mit bebendem Herzen wird Joseph sie angehört haben. Wenn das wahr war, was sie jetzt sagten, dann lebten sie ja beide noch, sein alter Vater Jakob und sein lieblicher Bruder Benjamin. Aber durfte er ihnen das glauben? Sie hatten ja auch von ihm selbst geredet: „Der

eine ist nicht mehr vorhanden“, und hatten dabei keine Ahnung, wie nahe er vorhanden war. Da hatten sie ja doch nur so halbwegs die Wahrheit gesagt. Wie würden sie wohl entsetzt gewesen sein, wenn nun Joseph nach dem „nicht mehr Vorhandenen“ weiter gefragt und sich genauer erkundigt hätte: Sagt an, wo ist denn der geblieben? Ich glaube nicht, daß man aus der Rede allein: „Der eine ist nicht mehr vorhanden“ schon den Schluß ziehen dürfte, die Brüder hätten damals über ihre That noch keinerlei Reue empfunden. Denn sie hatten doch nicht an und für sich die Verpflichtung, ohne alle Not diesem ägyptischen Machthaber, den sie nicht kannten, die Sünden ihres vergangenen Lebens zu beichten. Sie mußten sich ja sagen, wenn wir ihm bekennen würden: Den einen Bruder haben wir verkauft, dann hält er uns noch viel mehr in Verdacht, als er schon jetzt tut, und traut uns noch Schlimmeres zu. Darum reden sie so, daß sie zwar der Wahrheit nicht ins Angesicht schlagen, aber sie doch auch nicht ganz herausfagen.

An eben dieser Halbheit aber kann Joseph desto mehr einhaken. Er begreift ja auch, warum sie nicht mit der ganzen Wahrheit herauskommen können; aber das macht ihm auch die halbe verdächtig und unsicher. Wer weiß, ob's auch wahr ist, mag er denken, muß er fast denken; und er will doch in dieser hochwichtigen Sache zu voller Gewißheit und Sicherheit kommen. So gibt er sich denn den Anschein, als glaube er von all dem Gehörten gar nichts, und spricht: „Das ist's, das ich euch gesagt habe: Rundschafter seid ihr!“ Und nun redet er weiter hart mit ihnen: Ihr sollt geprüft werden an dem, was ihr mir von eurem jüngsten Bruder gesagt habt; ich will zu erfahren suchen, ob das wahr ist. Beim Leben Pharaos, ihr kommt mir nicht eher fort von hier, bis euer jüngster Bruder herkommt. Einer von euch, den ihr selber auswählen mögt, soll hingehen und den Bruder holen; ihr andern bleibt so lange gefangen. Kommt euer jüngster Bruder nicht, dann seid ihr als Lügner offenbar, und dann sollt ihr auch nicht anders behandelt werden, als man Rundschafter behandelt; dann geht's euch ans Leben. Nach diesen Worten handelt Joseph nun auch und setzt seine Brüder sämtlich drei Tage lang in Haft, nicht einzeln, sondern zusammen. Jetzt saßen die zehn auch gleichsam in einer Grube, aber nicht, wie einst Joseph, mit gutem Gewissen, sondern mit bösem. Aber Angst des Herzens, Angst wegen der Ungewißheit, Angst wegen der Trennung von ihren Familien hat sie befallen. So, wie es jetzt mit ihnen steht, beruht ja ihre einzige Hoffnung darauf, daß der Vater dem, den sie senden, den Benjamin auch wirklich überläßt, und daß der ihn herbringt. Wenn der Vater ihn nicht ziehen läßt — und er hängt ja so sehr an ihm, daß sie daran wohl zweifelten —, ja, wenn vielleicht gar der Vater den, den sie nach Benjamin senden, auch noch daheim behält, ach, dann stehen sie vor dem Manne, der so hart mit ihnen geredet und der hier alle Macht in Händen hat, ja als Lügner da, dann gelten sie vor ihm als Rundschafter, und dann wartet ihrer ein schmä-

licher und schimpflicher Tod. Eine andere Lösung können sie nicht sehen. Das müssen daher drei Tage großer Angst und Furcht für sie gewesen sein. Drei Tage freilich nur; Joseph hatte mindestens drei Jahre unschuldig im Gefängnis zugebracht.

Als nun der dritte Tag kam, wurden sie abermals vor Joseph beschieden. Sie konnten klein geworden sein, und Joseph redet nicht mehr ganz so streng und hart mit ihnen. Er hat sich auf einen milderen Weg besonnen. Nicht mehr alle will er sie hier behalten bis auf den einen, der den Benjamin holt, sondern einer nur soll hier bleiben, einer als Bürge gleichsam für den jüngsten Bruder, von dem sie geredet haben; die andern alle sollen heimgehen und das Getreide heimbringen, das sie und ihre Familien bedürfen. Sie sollen aber auch alle wiederkommen und dann auf alle Fälle ihren jüngsten Bruder mitbringen, „daß ihr nicht sterbet“, so fügt er zwar auch jetzt noch bei, aber er verspricht ihnen, wenn sie den jüngsten Bruder mitbringen, dann dürfen sie im Lande bleiben und darin werben; und er beteuert ihnen das nicht mehr bei dem Leben Pharaos, sondern sie sollen es wissen, weil er Gott fürchtet, und weil ihm dieser mildere Weg der gerechtere zu sein dünkt, darum hat er sich zu dieser Änderung entschlossen. Das war ja freilich viel gnädiger, als was sie vor drei Tagen gehört hatten, aber es mußte ihnen immer noch hart genug vorkommen. Ihr Gewissen, das sie wohl in den vergangenen 21 Jahren oft mochte gestraft haben wegen der bösen That, daß sie ihren Bruder in die Sklaverei verkauft hatten; ihr Gewissen, das sie wohl auch oft mögen zum Schweigen gebracht haben durch Gedanken wie: Ach, das sind ja alte, längst vergangene Geschichten, die sollen uns doch nicht mehr das Leben verbittern — dies ihr Gewissen machte wieder auf, wie in dem dreitägigen Gefängnis, so jetzt, als sie wieder vor Joseph standen, und es ließ sich jetzt gar nicht mehr einschläfern, es mußte heraus. Trotzdem der Dolmetscher sich auch bei ihnen im Zimmer befand, sprach einer zu dem andern: „Das haben wir an unserm Bruder verschuldet, daß wir sahen die Angst seiner Seele, da er uns flehete, und wir wollten ihn nicht erhören; darum kommt nun diese Trübsal über uns.“ Ja, wie frisch war da auf einmal vor ihrem Gedächtnis die Erinnerung an die längst begangene Missethat! Es war also doch kein Gras darüber gewachsen. Es war ihnen, als wenn es gestern gewesen wäre. Auch vor Ruben wird der ganze unselige Tag wieder lebendig, und er, obwohl er auch nicht frei von Schuld war, hält doch seinen Brüdern die größere Schuld vor: „Sagt' ich's euch nicht, da ich sprach: Verjündiget euch nicht an dem Knaben, und ihr wolltet nicht hören? Nun wird sein Blut gefordert.“ Ja, sie empfinden es jetzt alle: hier in dieser Sache, die Joseph ihnen vortwarf, waren sie unschuldig; Rundschafter waren sie nicht, Böses gegen Ägypten hatten sie nicht vor; aber für alte, längst begangene Missethat uns heimzuzufuchen, schickt Gott diese Trübsal über uns. So kommen denn die Gedanken bei ihnen zutage, die sich



untereinander verklagen oder entschuldigen. Und Joseph hört das alles mit an, und sie wissen nicht, daß er sie versteht. Er aber weiß jetzt, ihr Gewissen ist nicht stumpf und tot; sie erkennen ihre Sünde, und ihre Missethat drückt sie hart. Das geht ihm selbst zu Herzen, und er befürchtet, er möchte sich verraten, darum wendet er sich von ihnen, geht hinaus und weint. Es waren Freudentränen darüber, daß seinen Brüdern ihre Sünde zu Herzen ging, und Tränen des Mitleids über die Traurigkeit, die seinen Brüdern nicht erspart werden konnte, wenn sie wieder zu einem friedlichen Gewissen kommen sollten. Aber als er sich nun wieder zu ihnen wandte, da hat er nicht etwa törichterweise seiner Nührung nachgegeben und sich gleich als ihren Bruder bekannt, sondern er blieb bei dem, was er als seinen in der Furcht Gottes gefaßten Beschluß ihnen kundgetan hatte. Er nahm aus ihnen einen, den Simeon, und band ihn vor ihren Augen. Der sollte also im Gefängnis bleiben, bis sie wiederkämen mit ihrem jüngsten Bruder. Warum gerade Simeon? Wohl darum, weil er am meisten Schuld trug. Denn Ruben, das haben wir ja gehört, war der Schuldigste nicht unter den Schuldigen. Simeon aber war der, an dem es vor andern gewesen wäre, in Abwesenheit Rubens den Verlauf Josephs zu verhindern. Das hatte er nicht getan. Keiner, wenn Joseph einen andern genommen hätte, hätte sagen dürfen, daß ihn eine unverdiente Strafe treffe, sie hätten diese Strafe wohl verdient gehabt. Aber am wenigsten hätte Simeon sich beschweren dürfen. Er trug, was ihn traf, mit vollem Recht und verdientermaßen.

Dann wird uns noch erzählt, daß Joseph seiner Brüder Säcke mit Getreide füllen ließ. Er mochte sich nicht von seinem Vater das Getreide bezahlen lassen, und doch konnte er auch diesen Männern das Geld nicht offen zurückgeben, ohne in irgendeiner Weise zu verraten, daß hier etwas Besonderes vorgehe. So ließ er es heimlich in ihre Säcke tun. Dazu ließ er ihnen Zehrung mitgeben auf den Weg. So wurde ihr Vorrat nicht unterwegs schon geschmälert, und er hatte wohl auch die Absicht dabei, daß sie nicht vorzeitig die Säcke öffneten, in denen das Geld verwahrt war. Einer aber unter ihnen, der es beim Nachlager doch that, um seinem Esel Futter zu geben, wurde dabei des Geldes gewahr. Bei dem lag es gleich oben im Sack, vielleicht durch ein Versehen des Schaffners. Wie nun ein erschrockenes Gewissen leicht noch erschrockener und ein ängstliches Herz noch ängstlicher wird, so verursachte das ihm und allen seinen Brüdern großen Schrecken, als er ihnen sagte: „Mein Geld ist mir wieder worden; siehe, in meinem Sack ist es.“ Sie merkten, dahinter steckt auch die Hand Gottes, und bange fragten sie sich: „Warum hat uns Gott das getan?“ Aber keiner von ihnen scheint mehr unterwegs einen Getreidesack geöffnet zu haben.

So kommen sie denn endlich heim zu ihrem Vater Jakob ins Land Kanaan und betroffen und betrübt erzählen sie ihm alles, was ihnen begegnet ist, und wie der Herr im Lande mit ihnen gehandelt hat. Sie

leeren auch vor Jakob jetzt die Säcke mit Getreide, und jeder findet bei dieser Gelegenheit sein Bündlein Geld in seinem Sack. Säcke ihres Geldes waren es, und sie hatten doch eben dieses Geld für das Getreide bezahlt. Das konnte kein Zufall, kein Irrtum sein; das mußte etwas zu bedeuten haben. Aber was? Das machte ihnen bange, denn ihre Gewissen waren unruhig. Mit Sorge, mit Angst schauten sie in die Zukunft, dachten an die Zeit, wo sie wieder nach Ägypten sollten. Ganz besonders traurig war bei dem Gedanken daran ihr alter Vater Jakob. Als sie so heimkommen ohne Simeon, da wacht in ihm zum neuen Schmerz der alte wieder auf, und er spricht zu seinen Söhnen: „Ihr beraubet mich meiner Kinder; Joseph ist nicht mehr vorhanden, Simeon ist nicht mehr vorhanden, Benjamin wollt ihr hinnehmen; es gehet alles über mich.“ Wenn man ihn so reden hört: „Ihr beraubet mich meiner Kinder“, so kommt es einem vor, als hätte der alte Vater doch manchmal eine starke Ahnung davon gehabt, als wären die Brüder vielleicht nicht so ganz unschuldig daran, daß Joseph nicht mehr vorhanden ist. Alles, was die Brüder sagen, um ihn zu bewegen, Benjamin mitzulassen, will beim Vater nichts, rein gar nichts verfangen. Ruben, sein ältester Sohn, sagt zum Vater mit mehr gutem Willen als verständlicher Einsicht: Ich bringe ihn dir gewiß wieder; du darfst meine zwei Söhne erwürgen, wenn ich ihn dir nicht wiederbringe. Was kann darin für den alten Vater für ein Trost liegen? Es würde ja sein Alter noch mehr vereinsamen! Joseph, seinen liebsten Sohn, nochmal wiederzusehen, darauf hat er ja längst im Herzen verzichtet, aber um so fester hält er an Benjamin. Dabei bleibt er: „Mein Sohn soll nicht mit euch hinabziehen, denn sein Bruder ist tot, und er ist allein überblieben; wenn ihm ein Unfall auf dem Wege begegnete, da ihr reiset, würdet ihr meine grauen Haare mit Herzeleid in die Grube bringen.“ Nein, lieber mag Simeon dort sitzen bleiben im Gefängnis in Ägypten; den andern Sohn der Rachel, der ihm allein übriggeblieben ist, gibt er nicht auch noch her. Mein Sohn Benjamin soll nicht mit euch hinabziehen.

## 2. Die zweite Reise der Brüder (mit Benjamin).

(1 Mos. 43—45.)

### A. Benjamin zieht mit hinab, und Joseph ist mit seinen Brüdern.

Das war trotz des mitgebrachten Getreides ein trauriger Tag gewesen für Jakob und sein ganzes Haus, als die neun Söhne von ihrer ersten Reise nach Hause gekommen waren mit dem Bescheid: Ja, Simeon ist nicht mehr vorhanden; der liegt vorläufig in Ägypten im Gefängnis, und wenn wir nicht demnächst Benjamin mitbringen, muß er immer darin bleiben; und wir dürfen uns nicht einbilden, daß wir ohne Benjamin weiterhin Gnade finden vor dem Manne, der in Ägypten Getreide feil hat; ja, wir dürfen uns gar nicht mehr vor ihm

bliden lassen; ohne Benjamin kann es uns in Ägypten als Hundschafftern sogar ans Leben gehen.

Wir kommen jetzt aber zur zweiten Reise der Brüder Josephs. Wenn sie von der wieder heimkommen, dann gibt es einen Freudentag im Hause des alten Israhel, so groß und herrlich, wie er ihn nicht mehr für menschenmöglich gehalten hätte nach so viel böser Zeit seines Lebens. Aber das ist jetzt ihm und seinen Söhnen noch verborgen. Bevor aber Gott diesen Freudentag aufgehen lassen kann, müssen die Brüder Josephs noch in eine Zeit der Angst und des Schreckens, noch in ein schweres Feuer der Prüfung und Läuterung kommen und müssen darin bewährt erfunden werden. Von dem allem haben sie jetzt noch keine Ahnung.

Wohl ein Jahr mag zwischen der ersten und der zweiten Reise verstrichen sein. Das Getreide, das die Söhne Jakobs aus Ägypten mitgebracht hatten, war verzehrt. Mehr, als die Lasttiere, die sie nach Ägypten mitgenommen hatten, tragen konnten, hatten sie ja nicht nach Kanaan mitgebracht, und das Haus Jakobs zählte 66 Seelen, ausgenommen die Weiber seiner Kinder. Das war eine große Haushaltung, und Joseph mag wohl bei sich berechnet haben, wie lange seines Vaters Haus wohl mit dem Vorrat reichen könnte. Die Teuerung und Hungerstnot aber hielt an, auch im Lande Kanaan. Da hätten sie gewiß auch nicht einmal so lange mit dem Vorrat gereicht, wenn sie sich nicht dadurch hätten helfen können, daß sie fleißig vom Vieh ihrer Herden schlachteten; denn für ihr Vieh wurde ja das Futter auch karg und spärlich. Wiederholt haben sie schon daran gedacht, daß sie wieder nach Ägypten müßten, aber sie haben es immer und immer wieder aufgeschoben; denn wie eine schwere Wolke hing über ihnen das Wort Josephs von ihrem jüngsten Bruder. „Wo wir nicht hätten verzogen“, hören wir nachher Juda sagen zu Jakob, „so wären wir schon wohl zweimal wiederkommen.“ Sie wußten aber, ohne Benjamin können wir nicht gehen, und ihn mitzugeben, das bricht dem Vater das Herz. Darum fangen sie nicht von selber wieder vor dem Vater von Ägypten an, so weh es ihnen auch tat, ihre Weiber und Kinder Not leiden zu sehen, sondern sie ließen es darauf ankommen, bis der Vater davon anfang und sagte: „Zieheth wieder hin und kaufet uns ein wenig Speise!“ Der Vater wird schließlich gemerkt haben, daß es die höchste Zeit war. Aber sie können ihn nicht schonen; was sie ihm vor einem Jahr von Benjamin gesagt haben, das muß nun wieder aufs Tapet. Und Juda übernimmt es nun, und es gelingt ihm auch schließlich, den alten Vater dazu willig zu machen, daß er ihnen Benjamin mitgibt. Zwar fängt Jakob wieder an: Ach, warum habt ihr denn dem Manne gesagt, daß ihr noch einen Bruder habt? Wie habt ihr damit doch so übel an mir getan! Aber Juda verantwortet sich und seine Brüder. Wir können dafür nichts, der Mann fragte und fragte und forschte so genau; er hat uns gefragt: „Lebt euer Vater noch? Habt ihr noch einen Bruder?“ Wir mußten uns doch vor ihm verantworten und ihm Rechenschaft geben

über unsere Familienverhältnisse. Er hätte uns ja sonst nicht getraut, wenn wir damit zurückgehalten hätten. Wir konnten ja doch auch ganz gewiß nicht wissen und ahnen, daß er sagen würde: Bringt euren jüngsten Bruder mit hernieder, wenn ihr wirklich einen habt. Und als Jakob immer noch nicht dran will, da erklärt ihm Juda kurz und gut: Vater, entschließe dich jetzt! Gibst du ihn mit, dann gehen wir, und wenn nicht, dann gehen wir nicht, dann bekommen wir aber auch nichts Getreide, und dann mußt du mit ansehen, wie wir und unsere Kindlein Hungers sterben, und dir selbst samt Benjamin wird ja zuletzt auch nichts anderes übrigbleiben; denn ohne Benjamin dürfen wir nicht kommen, ohne ihn kriegen wir den Mann nicht einmal zu sehen. Ist es denn nun besser, wenn wir alle sterben müssen? Laß ihn doch mit! Und dann bietet Juda sich an zum Bürgen: „Laß den Knaben mit mir ziehen. . . . Ich will Bürge für ihn sein.“ Juda redet nicht so töricht wie im Jahr zuvor Ruben: Bringe ich ihn nicht wieder, so ertürge meine zwei Söhne. Aber er sagt, fest wie ein Mann: Ich will die Verantwortung für ihn übernehmen; von meinen Händen sollst du ihn fordern. Wenn ich ihn dir nicht wiederbringe und vor deine Augen stelle, so will ich mein Leben lang die Schuld tragen, dann magst du mir immer und immer Wortwürfe machen und die Schuld zumessen, daß ich es gewesen bin, der dir die letzte Freude deines Lebens, den einzigen von der Rachel noch übrigen Sohn, geraubt und genommen hat. Der alte Israel merkt, es ist wirklich nicht mehr auszuweichen, es muß doch schließlich Gottes Wille sein, daß er Benjamin ziehen lasse. Und so entschließt er sich dazu, endlich, endlich, damit nicht die ganze Familie untergehe. Aber wenn er schließlich seine Einwilligung gibt mit den Worten: „Nehmt euren Bruder, macht euch auf und kommt wieder zu dem Manne. Aber der allmächtige Gott gebe euch Warmherzigkeit vor dem Manne, daß er euch lasse euren andern Bruder und Benjamin. Ich aber muß sein wie einer, der seiner Kinder gar beraubt ist“, so sind diese letzten Worte („ich aber, bin ich kinderlos, so bin ich kinderlos“) gerade so zu verstehen und gerade so gefühlt und gemeint wie später das Wort der Esther: „Komme ich um, so komme ich um“, als sie es wagte, trotz des königlichen Gebotes vor dem König Ahasverus zu erscheinen, um für ihr Volk zu bitten. Ich muß es eben riskieren, will auch Israel sagen; will Gott, der mir doch einst den Segen Abrahams verheißen hat, wonach mein Same groß werden soll und nicht zu zählen — will er mir alle meine Kinder, eins nach dem andern, wegnehmen, so muß ich es annehmen; er nehme sie hin! — Aber nachdem er sich innerlich entschlossen hat, seinem Herzen diesen Stoß zu geben und Benjamin ziehen zu lassen, tut er dann doch, was er kann, um einem Unglück zuvorzukommen, und gibt den zehn Brüdern noch allerlei nützliche Weisungen, ehe sie wegziehen. Er hat es erfahren, als er einst Esau begegnen sollte und ihm so bange ums Herz war, daß es eine gute Wirkung hat, jemand, der mächtig und dessen Zorn zu fürchten ist,

durch Geschenke für sich einzunehmen. So weist er denn seine Söhne an, sie sollen auch für den Mann, den sie alle so sehr scheuen, ein Geschenk mitnehmen. Ach, kein so großes, wie er es damals zu bieten hatte, aber doch ein Geschenk vom Allerbesten, was das Land Kanaan bot, von seinen edelsten Früchten, deren Lieblichkeit man in Liebern zu besingern pflegte, und deren hohen Wert man auch in dem fruchtbaren Ägypten, wo sie nicht fort kamen und gediehen, zu schätzen wußte. „Ein wenig Balsam und Honig und Würze und Myrrhen und Datteln und Mandeln“, übersetzt Luther, Dinge voll Wohlgeschmades oder Wohlgeruches. Und außer diesem Geschenk sollen sie auch zu dem alten Geld, das ihnen in ihren Säden wieder geworden ist, anderes Geld mitnehmen und es benutzen zum Ankauf des neuen Getreides. Vielleicht hat es da ein Versehen gegeben, sagt er, und kann es doch, wie seine Söhne, selber nicht glauben.

So zogen sie denn endlich dahin mit den Geschenken, mit dem zwiefältigen Gelde und, was die Hauptsache war, mit Benjamin, machten sich auf und kamen in Ägypten vor das Haus Josephs. Der hat sie vom Fenster aus gesehen. Gleich hat er sie wiedererkannt, schnell hat sein Blick sie überzählt. Es sind wieder zehn, wie das vorige Mal, aber anstatt Simeons, der in seinem Gefängnis verwahrt ist, ist diesmal ein anderes, ein jüngeres Gesicht dabei. Das wird, das muß, das kann nur sein Bruder Benjamin sein, sein leiblicher Bruder. Also haben ihm die Brüder das letzte Mal doch nichts vorgemacht, als sie ihm sagten: der ist noch daheim beim Vater; also lebt er doch noch, also haben sie ihn doch nicht, wie einst ihn selbst, um die Erde gebracht, daß er für den Vater nicht mehr vorhanden war. Das hatte Joseph im stillen immer noch gefürchtet, ob sie ihm gleich gesagt hatten: Er ist daheim, aber er kann nicht kommen, denn der Vater hat ihn lieb und gibt ihn nicht her, weil er noch der einzige ist, den er von dieser Mutter hat. Also wirklich, Benjamin lebt, und der Vater hat ihn ziehen lassen! Alle diese Gedanken müssen Joseph blitzschnell durch die Seele ziehen, wie er die Zahl seiner Brüder überblickt und darunter das jugendliche Gesicht Benjamins sieht. Doch Joseph tritt den Brüdern nicht gleich persönlich entgegen, er muß das erst in sich verarbeiten. Aber er spricht sofort zu seinem Haushalter: „Führe diese Männer zu Hause und schlachte und richte zu; denn sie sollen zu Mittag mit mir essen.“ Das haben nun die Brüder wohl gehört, aber sie haben noch nicht Gelegenheit gefunden, sich vor Joseph niederzuwerfen und ihn zu begrüßen.

Nun, war das nicht schon vor dem Willkommen ein herzlicher Willkommen, daß sie wußten, wir sind heute mittag seine Gäste? So hätte man denken sollen, und so freundlich war es von Joseph auch gemeint. Aber die Brüder Josephs saßen es nicht so auf. Denen war das, was sie hörten, unglaublich, seltsam, unheimlich. Das konnte doch nicht ernst gemeint sein? Das letzte Mal hat er sie so hart behandelt und jetzt ladet er sie gar zu Tische, in sein eigenes Haus! Dieses Haus

war doch nicht die Getreidelammer, und andere ladet er doch nicht ein, denen er Getreide verkauft. Das war eine gar zu große Ehre. Dahinter steckt etwas, und zwar nichts Gutes. Das ist eine Falle, denken sie; das Essen wird uns schlecht bekommen. Sicher, das geschieht wegen des Geldes, das wir in unsern Säcken gefunden haben. Daraus wird man uns einen Strick drehen, das wird man uns in eine Übelthat umdeuten wollen. Sind wir einmal im Haus, dann fällt die Klappe zu; dann wird man über uns herfallen; dann wird man uns berauben und zu Sklaven machen und uns auch unsere Esel wegnehmen. So denken sie allen Ernstes. Darum treten sie jetzt heileibe noch nicht in das Haus selbst, sondern vor dem Hause Josephs machen sie sich an dessen Hausverwalter, nehmen den auf die Seite und erzählen ihm ausführlich, wie es ihnen mit dem Gelde gegangen ist, das sie wider ihr Vermuten in ihren Säcken hernach gefunden haben. Aber sie sagen ihm auch gleich: Wir haben dieses Geld nach seinem vollen Gewicht und Betrag wieder mitgebracht und natürlich auch anderes Geld, neue Speise zu kaufen. Der Hausverwalter merkt ihnen ihre Angst und Besorgnis an, daß sie fürchten, man hält sie für unredlich, da sie doch das letzte Mal so nachdrücklich gesagt hatten: „Deine Knechte sind redliche Leute.“ Er sieht ihren Eifer, diesen Verdacht, der des Geldes wegen auf ihnen ruhen könnte, zu widerlegen; und da er selbst damals auf Josephs Befehl das Geld in ihre Säcke hat stecken lassen, so beruhigt er sie darüber gutmütig, nimmt ihnen ihre Besorgnis und sagt zu ihnen: Friede sei mit euch! Fürchtet euch nur nicht; ich weiß ja, daß ihr das letzte Mal bezahlt habt; euer Geld ist an mich gekommen. Habt ihr es wiedergefunden in euren Säcken, so hat euer Gott und eures Vaters Gott euch heimlich einen Schatz in eure Säcke gegeben. Zweimal braucht ihr mich nicht zu bezahlen. Seid also darum ohne alle Sorge! Ja, das lautete wirklich tröstlich, und ihre Herzen wurden viel leichter durch diesen freundlichen Zuspruch. Und als nun gar der Hausverwalter den Simeon zu ihnen herausführt, der gewiß nicht in so harter, schwerer Gefangenschaft gewesen war wie anfangs Joseph (die Füße im Stock und der Leib in Eisen), als sie diesen ihren Bruder, um den sie sich im vergangenen Jahre, wie ihr Vater auch, gewiß oft Sorgen gemacht hatten, unverfehrt und wohlbehalten bei sich sahen, da fiel ihnen wieder ein Stein vom Herzen. Jetzt war ihnen schon nicht mehr so bange, als der Hausverwalter sie nun in Josephs Haus führte, ihren Eseln Futter geben ließ — sie brauchten das nicht selber zu besorgen — und ihnen dann, wie willkommenen Gästen, selbst Wasser geben ließ, sich die Füße zu waschen. Nein, das alles ließ sich jetzt schön und erfreulich an, viel besser als das letzte Mal. Darum waren sie auch von ganzem Herzen dabei, das Geschenk schön herzurichten, das sie Joseph mitgebracht hatten, damit es ihm, wenn er nun kam, angenehm in die Augen fiel.

Als Joseph nun wirklich zur Mittagszeit heimkam, grüßten sie ihn mit tiefer Verbeugung bis zur Erde und brachten ihm ihre Geschenke

dar. Und siehe, jetzt redete er nicht hart mit ihnen, sondern grüßte sie recht freundlich und fragte sie weiter: „Gehet es eurem Vater, dem alten, wohl, von dem ihr mir sagtet? Lebet er noch?“ Und sie sagen darauf: „Es gehet deinem Knechte, unserm Vater, wohl und lebet noch“, und sie verbeugen sich dabei abermals. Da sieht Joseph sich den Benjamin, seiner Mutter Sohn, seinen leiblichen Bruder, genauer an und fragt die Brüder: „Ist das euer jüngster Bruder, da ihr mir von sagtet?“ Und diesmal wartet er die Antwort gar nicht ab, sondern setzt gleich in tiefer Bewegung hinzu: „Gott sei dir gnädig, mein Sohn!“ Und nun kam es mit Macht über ihn, nun konnte er sich nicht mehr helfen, beinahe hätte er sich schon verraten, daß er Joseph sei, denn sein Herz entbrannte ihm gegen seinen Bruder. Er mußte hinausgehen, damit niemand seine Bewegung merkte und wie nahe ihm die Tränen in die Augen kamen. In seine Kammer ging er, und da hat er sich dann ordentlich ausgeteint, gewiß vor allen Dingen vor Freuden darüber, daß er seinen Bruder Benjamin wieder hatte, seinen einzigen leiblichen Bruder, nach so sehr langer Zeit, und dann auch darüber, daß er jetzt seine Brüder nicht mehr in dem Verdacht zu haben brauchte, sie hätten am Ende Benjamin auch verkauft oder ihm sonst Schaden zugefügt.

Wenn man so daran denkt, daß die Brüder Josephs daheim dem Vater erzählt haben: Der Mann forschte so genau nach uns und unserer Freundschaft, wie kommt es doch, daß es ihnen dabei nie aufgefallen ist, daß er immer nur nach dem Vater und nach dem jüngsten Bruder gefragt hat, daß er sie nie gefragt hat nach Mutter oder Schwester, ob sie die haben, ob die noch leben, und ob es denen wohl gehe? Und jetzt wieder — mußte ihnen eigentlich das nicht auffallen, daß er sie fragt nach ihrem Vater, dem alten, ob er noch lebe und ob es ihm wohl gehe? Was konnte denn einem Machthaber in Aegypten viel an einem alten, fremden Mann liegen, den er doch nicht kannte? Und doch fiel ihnen das nicht auf; das macht, ihre Gemüther waren so eingenommen von Sorge und von der Erinnerung an ihre alte Schuld, daß sie das nicht beachteten. So nehmen sie es auch jetzt nicht wahr, wie nahe Joseph das Weinen war.

Der aber hat in seiner Kammer sein Angesicht gewaschen, und als er wieder herauskam, hielt er sich fest. Das mußte er ja nun, am Leben war Benjamin noch, und darüber freute er sich inniglich. Aber damit mußte er noch nicht, wie Benjamin wohl zu seinen Brüdern stand, wie die ihn bisher behandelt hatten, ob er vielleicht auch von ihnen als der andere Sohn der Rachel und jetzige Liebling des Vaters gehaßt wurde. Wer weiß, was die Brüder für Künste oder für Gewalt hatten brauchen müssen, um Benjamin von dem Vater loszukriegen. Dahinter wollte Joseph noch kommen, das mußte er noch herauskriegen, wie seine Brüder zu Benjamin standen und wie zum Vater. Darin sollten sie noch von ihm geprüft werden, das nahm er sich fest vor, und darum hielt er sich jetzt auch fest, als er wieder in ihre Mitte trat.

Und nun sprach er: „Leget Brod auf!“ Das war gleichsam die Tischglocke zur Eröffnung der Mahlzeit. Und eine fröhliche Mahlzeit sollte es werden; er wollte die Brüder froh sehen, die er jetzt beisammen hatte, ohne daß sie ihn kannten, die Brüder, die dem Benjamin nichts Böses angetan hatten, wie er im stillen manchmal gefürchtet hatte. Und eine Mahlzeit der Ehrung sollte es ganz besonders werden für seinen leiblichen Bruder Benjamin, den einzigen, der ganz frei war von der schweren Schuld seiner Brüder. Dabei hielt sich Joseph über Tisch ganz genau nach der Weise und Sitte des ägyptischen Landes. Man trug für ihn besonders auf und für seine Brüder besonders und für die Ägypter, die mit ihm aßen in demselben Zimmer, auch besonders, denn es war den Ägyptern nach ihres Landes Sitte streng untersagt, mit Gebräuern zu essen, zumal noch mit solchen aus dem Hirtenstande. Das wäre in ihren Augen ein Greuel gewesen, ähnlich wie jetzt noch in Ostindien kein Sudra mit einem Paria ißt, kein Mann höherer Kaste mit einem Manne niedrigerer Kaste. Daß für Joseph besonders gedeckt wurde, verstand sich ohnehin von selbst; der aß, wie ein Mann der Priesterkaste, nicht mit gewöhnlichen Leuten oder Laien. Aber saßen die Brüder auch nicht an seinem Tische, so wurden sie doch dadurch geehrt, daß ihnen Ehrengerichte von der Tafel Josephs zugetragen wurden auf ihren Tisch. Sie saßen an ihrem Tische, lesen wir; die Ägypter auch. Damals lag man noch nicht zu Tische, wie später bei den Römern und Griechen und auch bei den späteren Gebräuern. Aber das Sitzen also wunderten sie sich nicht, das waren sie gewohnt. Aber wohl darüber wunderten sie sich, wie man sie an der Tafel ordnete, nämlich den Erstgeborenen nach seiner Erstgeburt und den Jüngsten nach seiner Jugend. Darüber verwunderten sie sich. Ja, wie der Mann das nur wußte und es so genau traf, wie sie nacheinander zur Welt gekommen waren! Wirklich merkwürdig! Und ebenso mögen sie sich darüber gewundert haben, daß dem Benjamin fünfmal mehr als irgend-einem von ihnen zugebracht wurde von Josephs Tisch. Sie merkten es wohl, damit sollte Benjamin besonders geehrt werden. Denn nach den Sitten der Alten ehrte man den Gast auch besonders dadurch, daß man ihm die Speise reichlich vortrug. Bei den alten Spartanern bekam der König, wo er Gast war, immer die doppelte Portion, bei den Leuten auf Kreta die vierfache, und den Ägyptern galt, wie wir sonstwoher wissen, die Fünfzahl besonders viel. Lesen wir es doch später auch, wie Samuel dem Könige Saul das größte und schönste Stück vorsezen ließ, als er ihm zu eröffnen hatte, daß er König über Israel werden solle.

Joseph aber mag ja wohl aufgeschaut haben, was die andern Brüder zu dieser Ehrung Benjamins für ein Gesicht gemacht haben. Aber er bemerkte an ihnen gar kein Zeichen von Neid und Mißgunst. Er hatte dem Benjamin durch diese Ehrung auch gleichsam einen bunten Rock angezogen; aber seine Brüder sahen nicht scheel dazu. Ihr Herz war ihnen froh und leicht geworden. Der Tag war so viel schöner



und herrlicher geworden, als sie je hätten denken und erwarten mögen. So ließen sie es sich denn wohl sein bei Tisch. „Und sie tranken und wurden trunken mit ihm“, übersetzt Luther, oder, wie wir auch übersetzen können: „Und sie tranken und tranken sich fröhlich mit ihm.“ Gewiß hat mancher der Brüder, ein Araber, ein Jude, sich schon im stillen die Freude Jakobs ausgemalt, die er haben würde, wenn sie wieder heimkämen mit dem Getreide und mit Simeon und mit ihrem Bruder Benjamin. Es ließ sich ja alles so herrlich und hoffnungsvoll an.

### B. Die zweite Prüfung der Brüder Josephs.

Das waren Stunden der Erquickung gewesen, die Josephs Brüder bei dem Mahl verlebten, das er ihnen gegeben hatte. Aber man wird der Folgen der alten Sünde nicht so bald ledig, als man in Stunden der Erquickung vielleicht denken mag. Das mußten Josephs Brüder erfahren. Die Stunde war noch nicht gekommen, in der er sich ihnen als ihren Bruder offenbaren konnte. Sie mußten vorher noch eine Prüfung, eine schwere Prüfung, bestehen. Von dieser Prüfung ist Kap. 44 die Rede.

Joseph befiehlt seinem Haushalter, er solle die Säcke dieser hebräischen Männer — daß es Josephs Brüder sind, weiß der Haushalter noch nicht — mit Speisevorrat anfüllen, soviel sie führen können. Auch soll er jedem sein Geld in seinen Sack legen, und zwar obenauf, so daß sie es beim ersten Öffnen des Sackes sehen müssen. In des Jüngsten Sack aber soll er außerdem noch den silbernen Becher Josephs legen. Diesen silbernen Becher hatten sie gewiß bei der Mahlzeit in Josephs Händen gesehen und mögen im stillen dessen Kostbarkeit bewundert haben. Wohl mochten sie auch davon gehört haben, daß es in Ägypten Leute gebe, die aus solchen Bechern wahr sagten und geheime Kunst trieben. Man nannte das Ahlikomantie. Dabei suchte man aus den Lichtstrahlen, die im Wasser oder im Wein des Bechers sich spiegelten, Vorzeichen der Zukunft zu erkennen oder sonst Verborgenes zu erforschen. War es am Ende der silberne Becher gewesen, aus dem dieser hohe ägyptische Fürst ihr Alter erraten hatte, nach welchem sie bei der Mahlzeit gekostet wurden? Wir wissen nicht, ob sich die Brüder Josephs solche Gedanken machten. Wohl kaum. Nun, der Hausverwalter tat, was ihm Joseph befohlen hatte. Vor dem Morgengrauen war er schon damit fertig geworden. Als nun der nächste Morgen aufleuchtete, ließ er die Männer wegziehen mit ihren Eseln der Heimat zu. Sie konnten aber noch nicht weit zur Stadt hinausgekommen sein, da gab Joseph seinem Haushalter schon wieder einen neuen Auftrag: „Auf und jage den Männern nach, und wenn du sie ergreifst, so sprich zu ihnen: Warum habt ihr Gutes mit Bösem vergolten? Ist's nicht das, daraus mein Herr trinkt und damit er weis sagt? Ihr habt übel getan!“ Eilen soll der Haushalter, nicht als ob Joseph befürchtet hätte, wenn er den Brüdern den Kleinen Vorsprung von ein paar Stunden lasse,

könne er sie nicht mehr einholen. Die zogen mit ihren schwerbeladenen Eseln gar langsam dahin, und in Ägypten hatte man Wagen und Rosse, mit denen man einen Flüchtigen auch bei großem Vorsprung schnell einholte. Aber es hätte doch sein können, daß der eine oder andere seinen Sack geöffnet und sein Geld gefunden hätte, und wenn sie dann nachher alle nachgesehen und Geld und Becher gefunden hätten, dann wären sie am Ende wieder umgekehrt, und der Haushalter hätte sie schon auf dem Rückwege zu Josephs Haus befindlich angetroffen. Dann wäre die Prüfung vereitelt gewesen, und Joseph hätte doch nicht gewußt, was er jetzt von seinen Brüdern noch erforschen wollte. Nach dem Geld sollte sie der Haushalter gar nicht fragen. Er sollte auch gar nicht so tun, als wenn er das für gestohlen hielte, oder als wenn es ihn nur wundernehme, es in ihren Säcken zu finden. Nur nach dem Becher sollte er forschen als nach gestohlenem Gut. Das Geld sollte, das war Josephs Meinung, dann um so mehr zum Beweis dienen, wie sehr sie seine Güte mit Bösem vergolten hätten. Ihr voriges Geld hatte der gütige Haushalter ihnen gar nicht mehr abgenommen; das neue hatte er ihnen gleichfalls wieder in ihre Säcke legen lassen; und nun ist doch einer von ihnen so ruchlos gewesen, auch noch Josephs Becher zu entwenden, sein kostbares tägliches Tafelgerät beim Trinken, ja sein Heiligtum, das er zum Wahrsagen benutzte! Um so größer mußte die Übelthat, deren sie beschuldigt wurden, erscheinen, je mehr Güte sie bei der Mahlzeit erfahren hatten und durch die freiwillige Schenkung und Rückgabe des Getreidepreises. Die elf Brüder waren darum auch wie vor den Kopf geschlagen, als der Haushalter solche Worte zu ihnen redete. Sie wußten sich ja dieser Anklage gegenüber ganz unschuldig, und darum haben sie mit großem Freimuth, ja mit Unwillen geantwortet: „Warum redet mein Herr solche Worte? Es sei ferne von deinen Knechten, ein solches zu tun!“ Haben wir denn nicht das Geld aus dem Lande Kanaan wieder mitgebracht, das wir in unsern Säcken gefunden haben? Das ist doch ein hinreichender Beweis dafür, daß wir redliche Leute sind. Nicht im Traum wäre es einem von uns eingefallen, aus deines Herrn Hause Silber oder Gold zu stehlen. Ganz gewiß nicht. Da suche nach bei uns! Bei wem der Becher gefunden wird unter deinen Knechten, der sei des Todes — er hat nichts anderes verdient! Und wenn's wirklich so wäre, dann wollen wir außerdem alle miteinander meines Herrn leibeigene Knechte sein. So ganz gewiß sind sie ihrer Unschuld in dieser Sache gewesen. Der Haushalter nimmt ihre lebhafteste Unschuldsbeteuerung entgegen: Ja, ja, es sei, wie ihr gesagt habt; ich will nachsuchen. Aber gerechter als sie sprach er, jedenfalls nach der Anweisung Josephs: „Bei welchem der Becher funden wird, der sei mein Knecht; ihr aber sollt ledig sein.“ Von der Todesstrafe also redet er nicht. Das wäre ja wohl zu viel für Diebstahl — aber Sklave, leibeigener Knecht soll der Schuldige werden. Aber auch nur er; wer nichts getan hat, der soll los und ledig sein. „Und sie

eilten“, heißt es weiter, „und legte ein jeglicher seinen Sack ab auf die Erde, und ein jeglicher tat seinen Sack auf. Und er suchte und hub am Größtesten an bis auf den Jüngsten.“ Sie eilten; das konnte ihnen gar nicht schnell genug festgestellt werden, daß sie unschuldig waren. Und sie werden wohl schon daran gedacht haben, was sie dem Haushalter alles für Worte sagen wollten, wenn er nichts gefunden haben würde. Jeder hätte gewünscht, daß man bei ihm anfängt, jeder hatte seinen Sack schnell dazu parat gestellt. Aber der Haushalter nahm die Sache kälter und ganz ruhig und gründlich und hub an am Größten bis auf den Jüngsten. Auch das tat er natürlich absichtlich und auf Josephs Geheiß, um desto mehr zu verdecken, daß er schon wußte, wo er den Becher finden würde. Er sucht bei Ruben — nichts vom Becher. Das neue Geld wohl, aber das hat nichts zu sagen, danach hat man ihn nicht suchen heißen. Bei Simeon — nichts. Bei dem konnte der Becher noch am ersten sein, der hat für nichts und wieder nichts ein Jahr in der Gefangenschaft zubringen müssen. Wenn der sich für die unschuldig erlittene Beraubung seiner Freiheit hätte schadlos halten wollen, das wäre ja gewiß nicht recht gewesen, aber seine Brüder hätten es noch am ersten verstanden. Bei Levi, bei Juda — nichts. Und so immer weiter. Die Gesichter der Brüder werden immer freier und kühner, je näher die Untersuchung zum letzten Sack kam. Schon ist der Haushalter dabei. Siehe, siehe, da fand sich der Becher in Benjamins Sack! Ein Blitzstrahl, der mitten unter sie gefahren wäre und ein paar von ihnen erschlagen hätte, hätte sie nicht so entsetzen können wie diese schreckliche und ganz unerwartete Entdeckung. „Da zerrissen sie ihre Kleider; und lud ein jeglicher auf seinen Esel und zogen wieder in die Stadt.“ Das sind ja recht kurze Worte in diesem 13. Verse, aber wer mag ermessen, was für eine Scham und Angst, was für ein Schrecken und welche Seelenqual jetzt alle die elf Brüder, jeden in seiner besonderen Weise, befallen hat. Keiner von ihnen hätte ja an Benjamin gedacht, jeder eher noch an einen andern. Und wohl keiner hat auch nur einen Augenblick wirklich geglaubt, daß Benjamin den Becher entwendet habe; aber sie alle außer ihm fühlten, Gottes strafende Hand ist jetzt über uns wegen des verkauften Joseph. „Gott hat unsere Missetat funden“, so mußten sie außer Benjamin alle denken. Und das warf sie fast zu Boden, so daß sie gewiß eine ganze Weile wie erstarrt und sprachlos dagestanden haben.

Was hat aber wohl der Haushalter jetzt gesagt? Wir hören gar nichts davon. Die Heilige Schrift schweigt sich ganz aus darüber. Der mag wohl dem Benjamin die Hände auf die Schulter gelegt und zu ihm gesagt haben: „So, du gehst jetzt mit und wirst meines Herrn leib-eigener Knecht, und deine Freiheit ist für immer dahin“; und zu den andern: „Ihr andern könnt meinetwegen gehen, wohin ihr wollt; euch will ich nicht aufhalten.“ Aber den Brüdern fiel es nicht ein, sich voneinander und von Benjamin zu trennen. Ja, wenn sie Benjamin wirk-

lich in ihrem Herzen gehaft hätten, wie sie vorzeiten Joseph wirklich gehaft hatten, dann hätte es sich jetzt wohl zeigen müssen, dann hätten sie zum Haushalter gesagt: „So nimm ihn denn hin, unsern jüngsten Bruder! Ist der Becher bei ihm gefunden worden, so wird er ihn wohl auch genommen haben, und dann mag er seine Strafe tragen und ewig deines Herrn Knecht bleiben.“ Und dann wären sie heimgezogen und hätten sich unterwegs darauf besonnen, wie sie es dem alten Vater beibringen könnten, daß nun auch Benjamin für ihn nicht mehr vorhanden sei. — Aber daran, wie gesagt, denken sie gar nicht. Denn sie haben ihren Bruder Benjamin wirklich lieb und sie haben auch ihren Vater Jakob lieb. Sie sind ganz sicher, Benjamin ist unschuldig; darum verlassen sie ihn nicht. Vor allem aber fühlen sie, wie gesagt: Gottes Hand ist über uns, Gott hat unsere Missetat gefunden.

Und so geht es denn jetzt in betrübttem Zuge zurück in die Stadt hinein in Josephs Haus. Luther spricht in seiner Genesis seine Vermutung darüber aus, wie sie auf diesem Wege miteinander mögen gestritten und gezankt haben. Sie werden dann, weil sie alle wußten, Ruben und Juda haben vergleichsweise die geringste Schuld gehabt beim Verkauf Josephs, mit ihren Vorwürfen ganz besonders hergefallen sein über Simeon und Levi, die gewiß damals die eifrigsten und wildesten gewesen sind. Und dann werden sie abwechselnd Weh und Leid über sich geschrieben haben einmal über das andere. So wird's auch wohl gewesen sein. Besonders aber haben wir jetzt auf ein Wort der Heiligen Schrift zu achten in Vers 14: „Und Juda ging mit seinen Brüdern in Josephs Haus.“ Ja, jetzt tritt Juda auf den Plan, Juda, der für seinen Bruder Benjamin Bürge geworden ist beim Vater, und der seine Bürgschaft ernst nimmt. An ihm ist es jetzt vor allem zu handeln. Wenn alle Brüder jetzt weggingen und nach Hause zögen, er nicht, er am wenigsten. Er weiß, er muß jetzt Mann sein, und er will eintreten, und an der Spitze aller seiner Brüder geht er in Josephs Haus; denn Joseph war noch daselbst. „Und sie fielen vor ihm nieder.“ Sie, sie alle. Keiner hat davon Gebrauch gemacht, unbelästigt heimzukehren zum Vater. Sie fühlen in dieser Stunde, sie gehören zusammen, zusammen wegen ihrer gemeinsamen Unschuld an dem Becherdiebstahl und leider auch wegen ihrer gemeinsamen Schuld am Verlaufe Josephs. Und sie gehören zusammen wegen des gemeinsamen Blutes, das auch in Benjamins Adern fließt, ihres jüngsten Bruders. So neigen sie sich denn jetzt wieder vor Joseph, die elf Sterne, die er im Traum gesehen hat. Und nun spricht er zu ihnen: „Wie habt ihr das tun dürfen? Wisset ihr nicht, daß ein solcher Mann, wie ich bin, erraten könnte?“ Eine Missetat wirft er ihnen vor und eine solche, die zugleich ein Anzeichen großer Torheit ist. Daß er erraten kann, haben sie das nicht schon gestern gesehen, als er ihr Alter erriet, da er sie zu Fische setzte? Sind sie solche Toren, daß sie meinen, er bedarf dazu des Bechers, um diesen Diebstahl auszufinden? Wer ist denn außer

den Ägyptern, auf deren Treue er sich verlassen kann und mit denen er täglich speist, gestern beim Mittagessen gewesen als nur sie; und seitdem erst fehlt der Becher. Wer kann ihn also nur genommen haben als einer von ihnen? So verstellt er sich vor ihnen. Ihnen aber will nun die Zunge am Gaumen kleben. Ja, ja, nun können sie nicht mehr selbstgerecht sagen wie das letzte Mal: Deine Knechte sind ehrliche Leute. Das Gegenteil lag ja auf der Hand; es sprach alles, alles gegen sie und am meisten gegen Benjamin, an dem ihnen schon des Vaters wegen am meisten gelegen war. Juda sprach nur die vollständige Ratlosigkeit und Trostlosigkeit und Hilflosigkeit aus, in der sie sich alle befanden, indem er zu Joseph sagte: Ja, „was sollen wir sagen meinem Herrn oder wie sollen wir reden, und was können wir uns rechtfertigen?“ Wir lassen's lieber ganz bleiben; es spricht ja alles gegen uns. Gott hat eine Missethat deiner Knechte gefunden (welche Missethat, sagt er nicht). Siehe da, wir und der, bei dem der Becher gefunden ist, sind meines Herrn Knechte. Behalte uns nur gleich alle da als deine leibeigenen Knechte. Keinen von uns verlangt es danach, heimzukehren ohne die andern und ohne den jüngsten Bruder, bei dem der Becher gefunden ist. — Aber Joseph blieb noch in seiner Verstellung, in seiner Rolle. Gerade wie er das vorige Mal nach drei Tagen sich anders besonnen hat auf das, was ihm das gottesfürchtigere und gerechtere schien, so will er auch jetzt vor den Männern dastehen als der, der nicht nach Willkür, sondern nach Gerechtigkeit handelt. Darum spricht er: Das sei ferne von mir, solches zu tun! Die Unschuldigen will ich nicht strafen. Der Mann soll mein leibeigener Knecht sein, bei dem der Becher gefunden ist, ihr aber zieht mit Frieden hinauf zu eurem Vater. So spricht er. Ja und jetzt, jetzt muß es heraus, so daß Joseph es selbst hören kann, was im Herzen seiner Brüder steckt. Und es kam heraus. Es kam heraus in hebräischer Sprache vor Joseph, vor dem Dolmetscher und vor andern Ägyptern, die mit in dem Zimmer waren, in welchem jetzt Josephs Brüder verhört wurden. Und Juda hat bei diesem trial den Advokaten und Bürgen zugleich herausgehört und eine Rede gehalten, ohne daß er auf irgendeiner Akademie einen Kursus über Rhetorik und Redekunst genommen hätte, eine Rede, von der jedes Wort wie ein Pfeil und wie ein Spieß auf das Herz Josephs getroffen hat, so daß es ganz weich geworden und geschmolzen ist, und er sich nicht mehr länger hat halten können, sondern seinen Brüdern hat sagen müssen, wer er ist, und woran sie mit ihm sind. Ja, diese Rede war ein Meisterstück der Beredsamkeit der Unstudierten, die von Herzen kommt und zu Herzen geht. Die Ägypter, die ihr zuhörten, haben, wenn es ihnen etwa hernach der Dolmetscher übersetzte, nichts anderes herausgehört, als daß da Leute sind, die sich gut verantworten gegen einen Verdacht, den man auf sie gebracht hat. Aber Joseph, der ihre Rede nicht nur verstand, sondern ihnen auch ins Herz schaute, und den die Sache so nahe anging, daß es näher nicht möglich ist, der hat unendlich

viel mehr aus dieser Rede herausgehört: daß seine Brüder einander alle herzlich liebten; daß aus Liebe einer für den andern eintrat; daß sie gegen seinen Bruder Benjamin nicht im geringsten Haß und Groll trugen; daß sie auch ihren Vater Jakob herzlich liebten und jetzt nichts mehr fürchteten, als ihm Herzeleid zu bereiten. Ja, er hat in seiner Brüder Herzen, wie in einem aufgeschlagenen Buche, lesen können.

Da fängt Juda an, demüthig und bescheiden und auch klug zugleich. Er erzählt Joseph, was der ja zum Theil schon weiß, wie er das letzte Mal gefragt habe nach Vater und Bruder, und wie sie ihm geantwortet, und wie er schließlich verlangt und gedroht habe: Wo euer jüngster Bruder nicht mit euch herkommt, sollt ihr mein Angeßicht nicht sehen. Nun, wir haben dann unser Bestes versucht, als wir heimkamen zum Vater, wir haben ihm alles vorgestellt, daß er unsern jüngsten Bruder mitlasse. „Ihr wißt“, hat er zu uns gesagt, „daß mir mein Weib zween Söhne geboren hat“ (ja, so hat Jakob geredet, gerade als wenn es nie eine Lea gegeben hätte). „Einer ging hinaus von mir, und man sagt, er ist zerrissen; und habe ihn nicht gesehen bisher.“ (Was muß Joseph dabei empfunden haben!) „Werdet ihr diesen auch von mir nehmen, und ihm ein Unfall widerfähret, so werdet ihr meine grauen Haare mit Jammer hinunter in die Grube bringen.“ Ja, Herr, will Juda sagen, so ist's; kommen wir heim ohne unsern jüngsten Bruder, der Vater überlebt es nicht. Weil seine Seele an dieses Jüngsten Seele hängt, so wird ihn vor Schrecken der Schlag treffen, wenn er ihn nicht bei uns sieht. Ach, laß ihn doch heimziehen, und ich muß dich noch ganz besonders herzlich darum bitten, nimm mich an meines jüngsten Bruders Statt zum leibeigenen Knecht hin. Ich bin für den Knaben bei meinem Vater Bürge geworden; ich habe es ihm so gewiß versprochen: Ich komme nicht heim ohne ihn, und käme ich jetzt heim, nein, ich könnte den Jammer meines Vaters nicht mit ansehen. O laß mich dableiben an seiner Statt, ihn aber laß heimziehen; ich will es für eine Gnade halten, wenn du mich behältst an seiner Statt. Ja, das ist der herrliche Inhalt von Judas Rede. Und nachdem er sie gehalten hatte, brach bei Joseph, dem schon gestern das Herz entbrannte gegen seinen Bruder Benjamin, auch der letzte Damm nieder, der seine Liebe zu seinen übrigen Brüdern bisher noch gehindert hatte, auf sie auszufließen. Jetzt war die Stunde der Prüfung für sie zu Ende.

K.

## EN XPICTO IHCTOY.

(Fortsetzung statt Schluß.)

Dementsprechend wird der Ausdruck auch, wie schon angedeutet, adjektivisch gebraucht, und wir können ihn wiedergeben durch „christlich“. So übersezt auch Luther, wie bereits angeführt, Gal. 1, 22 ταῖς ἐκκλησίαις τῆς Ἰουδαίας ταῖς ἐν Χριστῷ, den christlichen Gemeinden in Judäa.

1 Theß. 2, 14: Ihr seid Nachfolger geworden, lieben Brüder, τῶν ἐκκλησιῶν τοῦ θεοῦ τῶν οὐσῶν ἐν τῇ Ἰουδαίᾳ ἐν Χριστῷ Ἰησοῦ. Wir verbinden mit οὐσῶν. So haben wir eine doppelte Näherbestimmung. Die Gemeinden sind Gottes, eben weil sie in Christo Iesu = christliche Gemeinden sind. Vgl. auch Eph. 3, 21. Verwandt hiermit ist 1 Theß. 1, 1: Paulus und Silvanus und Timotheus τῇ ἐκκλησίᾳ Θεσσαλονικέων ἐν θεῷ πατρὶ καὶ κυρίῳ Ἰησοῦ Χριστῷ. Offenb. 14, 13 sind οἱ νεκροὶ οἱ ἐν Χριστῷ ἀποθνήσκοντες die christlichen Toten, die verstorbenen Christen. Nehmen wir hier gleich um des verwandten Gedankens willen die Stelle 1 Kor. 15, 18 hinzu: οἱ κοιμηθέντες ἐν Χριστῷ, die christlich Entschlafenen, die entschlafenen Christen. Röm. 16, 3: Grüßet die Priska und den Aquila, τοὺς συνεργοὺς μου ἐν Χριστῷ; 8: τὸν ἀγαπητὸν μου ἐν κυρίῳ; 9: τὸν συνεργὸν ἡμῶν ἐν Χριστῷ; 10: τὸν δοκιμὸν ἐν Χριστῷ; 13: τὸν ἐκλεκτὸν ἐν κυρίῳ. Philemon 23: Es grüßt dich Epaphras, ὁ συναϊμάλωτός μου ἐν Χριστῷ. Es gibt Stellen, wo unsere Wendung bei ἀσπάσῃ offenbar adverbial steht = christlich grüßen. In den hier angeführten Stellen werden wir jedoch sehr wohl adjektivisch verbinden können. Die Genannten sind charakterisiert als Mitarbeiter zc. des Apostels nicht in irgendwelcher Beziehung, sondern eben in dem Kreis, der durch Christum bestimmt ist = christliche Mitarbeiter, Mitarbeiter zc. im Christentum. Eph. 6, 21: Auf daß aber ihr auch wisset, wie es um mich stehet, und was ich schaffe, wird es euch alles kundtun Τηχίτις, ὁ ἀγαπητὸς ἀδελφὸς καὶ πιστὸς διάκονος ἐν κυρίῳ. In der Parallelstelle, Kol. 4, 7, wird noch hinzugefügt: καὶ συνοῦλος. Die Bestimmung steht offenbar attributiv, obwohl der Artikel fehlt, denn zu γνωρίζει kann man sie doch nicht ziehen. Die Bezeichnungen „geliebter Bruder“, „treuer Diener“ und „Mittnecht“ sind näher bestimmt durch ἐν κυρίῳ. Τηχίτις ist geliebter Bruder zc. nicht in irgendwelchem Sinn, sondern in der Sphäre Christi: christlicher Mitbruder, christlicher Diener, christlicher Mittnecht, Mitchrist und Mitarbeiter im Christentum. Kol. 1, 2: τοῖς ἐν Κολοσσαῖς ἁγίοις καὶ πιστοῖς ἀδελφοῖς ἐν Χριστῷ = treuen christlichen Brüdern. Eph. 1, 1: τοῖς ἁγίοις τοῖς οὖσιν ἐν Ἐφέσῳ καὶ πιστοῖς ἐν Χριστῷ Ἰησοῦ = christlichen Treuen und Gläubigen, den treuen, gläubigen Christen. 1 Kor. 4, 17: Aus derselben Ursache habe ich Timotheus zu euch gesandt, ὃς ἐστὶ τέκνον μου ἀγαπητὸν καὶ πιστὸν ἐν κυρίῳ. Timotheus ist treuer und geliebter Sohn nicht leiblicher Weise, sondern geistlicher Weise, christlicher Sohn, als Christ. Und wenn es in derselben Stelle weiter heißt: ὃς ὑμᾶς ἀναμνήσει τὰς ὁδοὺς μου ἐν Χριστῷ, so sind die Wege des Apostels, die in Christo Iesu sind, die Wege, die in dem Kreis liegen, in welchem Iesus herrscht, seine christlichen Wege, die Wege, die er als Christ geht. Auch Eph. 4, 1: Παρακαλῶ οὖν ὑμᾶς ἐγὼ ὁ δεσμός ἐν κυρίῳ, verbinden wir ἐν κυρίῳ mit dem Substantiv, obwohl auch die adverbiale Verbindung, vermahnen in dem Herrn = christlich vermahnen, guten Sinn gibt. Aber die andere Verbindung liegt näher. Paulus ist Gebundener in dem Herrn. Er gibt damit den Grund an

für sein Gebundensein. Er ist nicht ein politischer Gefangener, auch nicht einer, der eines bürgerlichen Vergehens beschuldigt wäre, sondern er ist ein christlich Gebundener, gebunden, weil er ein Christ ist, um Christi willen. Ein ähnlicher Gedanke liegt vor Phil. 1, 13: *ὥστε τοὺς δεσμοὺς μου φανεροὺς ἐν Χριστῷ γενέσθαι*. Es ist Nat., der Nachdruck liegt auf *ἐν Χριστῷ*, und dies muß zu *φανεροὺς* gezogen werden. Was sollte die adverbiale Verbindung heißen: die Bande wurden offenbar, bekannt in Christo, etwa durch Christum? Nein, des Apostels Bande wurden offenbare in Christo, offenbar als solche, die in Christo sind, als christliche Bande, die getragen wurden in dem Reich des Christentums, als Christ. Es wurde allen offenbar, daß der Apostel gefesselt sei nicht wegen eines politischen Vergehens oder als sonstiger Übeltäter, sondern als Christ. Im folgenden Vers heißt es: *καὶ τοὺς πλείονας τῶν ἀδελφῶν ἐν κυρίῳ πεποιθότες τοῖς δεσμοῖς μου περισσώτερος τολμᾷ ἀφ᾽ ὅβως τὸν λόγον λαλεῖν*. Auch hier ist wieder die Schwierigkeit der Verbindung. Es liegt aber wohl am nächsten, mit Luther adjektivisch zu verbinden = Brüder in dem Herrn, Mitchristen. Phil. 1, 1: Paulus und Timotheus, Knechte Jesu Christi, *πᾶσι τοῖς ἁγίοις ἐν Χριστῷ Ἰησοῦ*. Der Ausdruck Heilige ist genauer erklärt durch *ἐν Χριστῷ*. Die Heiligen sind eben die, welche in Christo sind, die christlichen Heiligen, die durch Christum geheiligt sind. Ähnlich ist Eph. 2, 21: *ναὸν ἅγιον ἐν κυρίῳ*, ein heiliger, christlicher Tempel, ein Tempel, der seinen Charakter von Christo hat. — Und wie von den Wegen in Christo geredet wird, so auch von dem Wandel in Christo. 1 Petr. 3, 16: *τὴν ἀγαθὴν ἐν Χριστῷ ἀναστροφὴν*. Der gute Wandel im Sinn der Heiligen Schrift ist eben einer, der sich in der Sphäre Christi bewegt, ein christlicher Wandel. Ähnlich ist zu fassen Phil. 2, 21: *Εἰ τις οὖν παράκλησις ἐν Χριστῷ* = christliche Ermahnung. 1 Kor. 16, 24: *Ἡ ἀγάπη μου μετὰ πάντων ὑμῶν ἐν Χριστῷ Ἰησοῦ* = christliche Liebe. Die *πολλὴ ἐν Χριστῷ παρρησία*, Philemon 8, ist christliche Freudigkeit, Freudigkeit, die in und mit Christo gegeben ist, die aus Christo geboren ist. Auch 1 Kor. 4, 15 ist *ἐν Χριστῷ* eine ähnliche Näherbestimmung, mag man sie nun adjektivisch oder adverbial konstruieren. Der Sinn ist dieser: Wenn ihr auch zehntausend christliche Buchtmeister hättet = Buchtmeister auf dem Gebiet, da Christus herrscht.

Im vorstehenden ist also an manchen Stellen sowohl adjektivische als auch adverbiale Verbindung möglich. Wir führen nun noch die Stellen auf, in welchen offenbar adverbiale Verbindung vorliegt, und wir übersehen können mit „christlich“, „christlichertweise“. Es sind das Stellen, in denen von den Christen etwas ausgesagt wird. 1 Kor. 16, 19: *Ἀσπάζονται ὑμᾶς ἐν κυρίῳ πολλὰ Ἄκυλας*. . . Aquila und die andern Genannten lassen die Korinther sehr grüßen nicht mit irgendeinem Gruß, nicht mit bürgerlichem Gruß, sondern christlichertweise, mit christlichem Gruß. So auch Phil. 4, 20: *Ἀσπάσασθε πάντα ἅγιον ἐν Χριστῷ Ἰησοῦ*. Phil. 3, 1: *Χαίρετε ἐν κυρίῳ*; 4, 4: *Χαίρετε ἐν κυρίῳ*



πάντοτε; 4, 10: Ἐχάρην δὲ ἐν κυρίῳ μεγάλως. Sich in dem HERRN freuen heißt, sich christlich freuen, mit solcher Freude, die in den Kreis, in welchem Christus herrscht, paßt. Philemon 20: Ναί, ἀδελφέ, ἐγὼ σου ἀναίμην ἐν κυρίῳ. Der Apostel will des Philemon genießen, will Freude an ihm haben christlicherweise, wie ein Christ am Christen sich freut. Röm. 15, 17: Ἐχω οὖν καύχησιν ἐν Χριστῷ Ἰησοῦ. In Christo, in dieser Sphäre, habe ich Ruhm = christlicherweise, als Christ, als christlicher Prediger. 1 Kor. 1, 31 und 2 Kor. 10, 17: Ὁ δὲ καυχώμενος ἐν κυρίῳ καυχάσθω. Wer sich rühmt, der rühme sich christlicherweise mit dem Ruhm, der im Christentum gilt; das ist dann gleichbedeutend mit „sich des HERRN rühmen“. Vgl. 1 Kor. 15, 31: ἢ τὴν ἡμετέραν καύχησιν, ἣν ἔχω ἐν Χριστῷ Ἰησοῦ τῷ κυρίῳ ἡμῶν. Phil. 1, 26: ἵνα τὸ καύχημα ὑμῶν περισσεύῃ ἐν Χριστῷ Ἰησοῦ ἐν ἡμοῖς διὰ τῆς ἐμῆς παρουσίας πάλιν πρὸς ὑμᾶς. Es ist ein Begriff καύχημα περισσεύειν = sehr rühmen. Die Philippier sollen sich sehr rühmen wegen der Wiederkunft Pauli aus dem Gefängnis, aber nicht fleischlicherweise, sondern christlicherweise; es wird ein Ruhm sein auf dem Gebiet des Christentums. Kol. 2, 6: Wie ihr nun angenommen habt den HERRN IESUM Christ, ἐν αὐτῷ περιπατεῖτε. In Christo wandeln ist christlich wandeln, wie es sich für Christen ziemt. Eph. 6, 1: Τὰ τέκνα, ὑπακούετε τοῖς γονεῦσιν ὑμῶν ἐν κυρίῳ. Das Gehorchen soll geschehen in dem HERRN, christlich, nicht aus Furcht oder aus fleischlichen Gründen, sondern wie es sich für die Kinder als Christen ziemt. Kol. 3, 18: Αἱ γυναῖκες, ὑποτάσσεσθε τοῖς ἰδίοις ἀνδράσιν, ὡς ἀνήκεν ἐν κυρίῳ = christlicherweise, wie es sich im Christentum ziemt. 1 Kor. 7, 39: Ein Weib ist gebunden an das Gesetz, solange ihr Mann lebt; so aber ihr Mann entschläft, ist sie frei, sich zu verheiraten, welchem sie will, μόνον ἐν κυρίῳ. Die Freiheit ist nicht eine absolute, sondern begrenzt durch den HERRN. 2 Tim. 3, 12: καὶ πάντες δὲ οἱ θέλοντες εὐσεβῶς ζῆν ἐν Χριστῷ Ἰησοῦ διωχθήσονται. Es ist jedenfalls das Richtige, ἐν Χριστῷ Ἰησοῦ mit ζῆν zu verbinden. So haben wir denn eine doppelte Näherbestimmung. Gottesfürchtig leben ist noch näher erklärt durch „in Christo IESU“. Das rechte gottesfürchtige Leben ist ein Leben, bestimmt durch Christum, ein christliches Leben. Ähnlich Röm. 6, 11: ζῶντες δὲ τῷ θεῷ ἐν Χριστῷ Ἰησοῦ τῷ κυρίῳ ἡμῶν. Wenn Röm. 16, 12 von Tryphena und Tryphosa gesagt wird: κοπιώσας ἐν κυρίῳ und von Persis: ἥτις πολλὰ ἐκοπίασεν ἐν κυρίῳ, so ist damit das Arbeiten näher erklärt als ein christliches Arbeiten, ein Arbeiten im Weinberg des HERRN. Ähnlich 1 Thess. 5, 12: Wir bitten euch aber, lieben Brüder, daß ihr erkennet τοὺς κοπιῶντας ἐν ὑμῖν καὶ προϊσταμένους ὑμῶν ἐν κυρίῳ καὶ νοουστούντας ὑμᾶς. Vorstehen in dem HERRN ist christlich vorstehen, vorstehen im Gebiet des Christentums. Wenn der Apostel Phil. 4, 2 die Evodia und die Syntyche ermahnt, τὸ αὐτὸ φρονεῖν ἐν κυρίῳ, so ist damit genauer bestimmt, in welcher Beziehung das Gleichgesinntsein gemeint ist. Nicht überhaupt, nicht in der Politik, nicht in rein menschlichen Fragen, nicht in allen Dingen müssen sie gleichgesinnt

sein; aber in dem HERRN, christlichertweise, im Bereich des Christentums sollen sie gleichgesinnt sein. Röm. 16, 2: *ἵνα αὐτὴν προσδέξησθε ἐν κυρίῳ ἄξιως τῶν ἁγίων.* Jemand aufnehmen in dem HERRN heißt, ihn christlich aufnehmen, wie es sich von einem Christen, für einen Christen gehört. Das zeigt auch der Zusatz: „würdig der Heiligen“. Eph. 6, 10: *Τὸ λοιπὸν, ἀδελφοί μου, ἐνδυναμοῦσθε ἐν κυρίῳ καὶ ἐν τῷ κράτει τῆς ἰσχύος αὐτοῦ.* Der letzte Zusatz ist epegegetisch. Stark sein in dem HERRN heißt, christlich stark sein, wie es im Reiche Christi sein soll, nämlich in der Kraft, die von ihm ausgeht, die er gibt, stark sein im christlichen Glauben und Leben. So können wir auch Kol. 2, 10 verstehen: *καὶ ἔστε ἐν αὐτῷ πεπληρωμένοι.* Vollkommen sein in Christo ist gleich christlich vollkommen sein, vollkommen sein in dem, was zum Christentum gehört. So bezeugt der Apostel auch Kap. 1, 28, daß sie jeden Menschen ermahnen und belehren in aller Weisheit, damit sie jeden Menschen vollkommen darstellen in Christo Iesu, *τέλειον ἐν Χριστῷ Ἰησοῦ;* vollkommen nicht in irgendwelcher Beziehung, sondern christlich vollkommen. Etwas erweitert ist der Ausdruck Phil. 1, 8: Verlangen nach jemand *ἐν σπλάγγνοις Ἰησοῦ Χριστοῦ* = mit christlichem Erbarmen nach jemand verlangen. Ähnlich Philemon 20: *ἀνάπαυσόν μου τὰ σπλάγγνα ἐν κυρίῳ.* Kol. 2, 11: *ἐν ᾧ καὶ περιμήθητε περιτομῇ ἀχειροποιήτῳ.* Die Christen sind christlichertweise beschnitten, so wie es im Christentum geschieht, nämlich ohne Hände, geistlicherweise. 1 Kor. 4, 10: *Ἡμεῖς μαρτοὶ διὰ Χριστόν, ἡμεῖς δὲ φρόνιμοι ἐν Χριστῷ.* Warum der Wechsel der Präposition? Die Apostel sind Narren um Christi willen, weil sie nur Christum predigen; die Korinther aber sind Klug in Christo, in diesem Kreis, auf diesem Gebiet, sie wissen alles in der christlichen Lehre. —

Mit dem hier Dargelegten soll keineswegs Inhalt, Umfang und Tragweite des Ausdrucks an den einzelnen Stellen erschöpft sein; auch behaupten wir nicht, daß in jedem Falle das Rechte getroffen sei. Wo verschiedene Verbindungen möglich sind, sind auch mehr oder weniger verschiedene Auslegungen möglich. Insbesondere wird man vielleicht in manchen der zuletzt behandelten Stellen die Übersetzung mit „durch“ vorziehen. So weit haben wir zu zeigen versucht, wie die Präposition in unserer Formel in ihrer ursprünglichen lokalen Bedeutung gebraucht ist im engeren oder im weiteren Sinn teils von der Person Christi, teils von seinem Werk, teils von der Sphäre seines Einflusses, seiner Bedeutung. Der Gesamteindruck, den wir schon hier aus dem Gebrauch dieser einen Wendung bekommen, ist der: Alles ist in Christo, alles geht von ihm aus, führt zu ihm; nur das gilt etwas, was in Christo ist.

Es sei noch darauf aufmerksam gemacht, daß es sich in den bisher behandelten Stellen, außer in denen der letzten Unterabteilung, um ein Sein in Christo handelt, und in der letzten Unterabteilung, wo der Verbalbegriff eine Tätigkeit bezeichnet, sind Menschen das Subjekt.

W. M ö n k e m ö l l e r.

(Schluß folgt.)

## Literatur.

**Jm Concordia Publishing House, St. Louis, Mo., ist erschienen:**

1. Synodalbericht des Süd-Illinois-Distrikts mit Verhandlungen über das Thema: „Samuel, der Reformator des Volkes des Alten Bundes.“ (15 Cts.)
2. Synodalbericht des Westlichen Distrikts mit einem Referat über die „Sorge für die konfirmierte Jugend“. (10 Cts.)
3. Synodalbericht des Oregon- und Washington-Distrikts mit einem Referat über das Thema: „Daß die Bibel Gottes Wort und als solches fleißig zu gebrauchen ist.“ (12 Cts.)
4. Synodalbericht des Nebraska-Distrikts mit Verhandlungen über den Gegenstand: „Kirchliches Interesse.“ (15 Cts.)
5. „Memorial Sketch of Dr. C. F. W. Walther.“ For the Children of Our Schools. Translated from the German of W. Wegener. (5 Cts.)
6. Katalog der Lehranstalten der Deutschen Ev.-Luth. Synode von Missouri, Ohio u. a. St. für das Schuljahr 1910/11.
7. „Revidierter Lehrplan für die Gemeindefschulen der Ev.-Luth. Missourisynode zu Milwaukee, Wis.“ (10 Cts.) Allen Lehrern und Pastoren empfehlen wir dieses Heft des „Schulblatt“. Es ist das Beste, was über den „Lehrplan“ zu haben ist. Wer ihn studiert, wird nach den Ferien klarer und ziel- und zweckbewußter wieder an seine Arbeit gehen. F. B.

**Homiletisches Reallexikon nebst Index Rerum.** Von E. Eckhardt, Blair, Neb. H—L. Success Printing Co., St. Louis, Mo. Preis: gebunden \$2.35 und Porto 21 Cts.; in Heften \$1.95 und Porto 23 Cts. Zu beziehen vom Verfasser, sowie auch vom Concordia Publishing House.

Es ist dies ein weiterer, der vierte, Band des Lexikons, das wir bereits wiederholt den Lesern von „Lehre und Behre“ haben empfehlen dürfen, und das jetzt im Buchstaben L bis zu „Lutherische Christen“ vorgeschritten ist. Zwei weitere Bände sind noch nötig, um das großartig angelegte Werk zu vollenden, wozu wir dem Verfasser Gottes Segen wünschen. F. B.

**D. Conrad Dietrichs INSTITUTIONES CATECHETICAE,** das ist, gründliche Auslegung des Katechismus D. Martin Luthers in Frage und Antwort und mit Anmerkungen versehen. Aus dem Lateinischen übersezt von Dr. F. B. A. Noß. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Concordia Publishing House. Preis: \$2.00.

Gerne machen wir die Leser von „Lehre und Behre“ darauf aufmerksam, daß dieses von F. Dette wieder herausgegebene Werk in den Besitz des Concordia Publishing House übergegangen ist. Es enthält dies Buch in klarer, knappster und doch fließender Sprache eine so große Fülle theologischer Weisheit, daß es in der lutherischen Kirche nicht vergessen und unter den Schefel gestellt, sondern immer noch von Pastoren und Lehrern fleißig studiert werden sollte. Selbstverständlich hat auch Dietrich seine Schwächen. Neben andern Zusätzen von D. Roß ist darum auch dem Artikel von der Gnadenwahl eine entsprechende Anmerkung aus der Feder D. Hünedes beigelegt worden. F. B.

**Das Weltbild im Wandel der Zeit.** Von Prof. Dr. E. Dennert. Agentur des Rauhen Hauses, Hamburg.

Dies Büchlein von 71 Seiten zerfällt in elf Abschnitte mit folgenden Überschriften: „Zum Eingang; Grundlagen des Weltbildes; Babylonier; Chinesen; Ägypter; Perser, Indier, Germanen; Griechen; Juden; Mittelalter und Araber; Neuzeit; Weltbild und Weltanschauung.“ Selbstverständlich sind alle diese Thematika nur ganz kurz behandelt. Das Prinzip der Darstellung und Beurteilung ist aber der Entwicklungsgebante, ohne welchen Dennert in der Apologetik nicht fertig werden zu können glaubt. Natürlich gibt er dabei die Schriftlehre von der

Inspiration und Irrtumslosigkeit der Bibel preis. Auch wiederholt hier Dennert wieder seine Behauptung: „Das moderne Weltbild an sich“ (die wirklichen Resultate der wissenschaftlichen Erfahrung, Beobachtung und Experimentation) „ist völlig neutral; es läßt sich zu einer theistischen oder atheistischen Weltanschauung ausbauen.“ Nach Dennert ist es also vom Standpunkt der Erfahrung und der Vernunft aus ebenso möglich und vernünftig, die Welt atheistisch wie theistisch zu erklären. Nach Schrift und Erfahrung hätte er aber statt dessen betonen sollen: An der atheistischen Weltklärung kann nur ein Narr festhalten. Übrigens weiß Dennert selber Gründe der Erfahrung anzuführen (Zielstrebigkeit, Zweckmäßigkeit zc.), die auf Gott als den Urheber der Welt hinweisen. F. B.

**FOLLOW JESUS!** By *William Dallmann*. Northwestern Publishing House, Milwaukee, Wis. Auch im Concordia Publishing House zu haben. Preis: \$1.00.

Es sind dies Predigten, welche im *New York Lutheran* und im *Lutheran Witness* erschienen sind. Die erste Predigt zeigt, was Jesus durch sein heilig Leben, Leiden und Sterben für uns getan hat. In den folgenden wird dann Jesus hingestellt als Vorbild in: manliness, work, temptation zc. Die Sprache ist aphoristisch, lebendig, packend. F. B.

**THE FUNDAMENTALS.** A Testimony. Vol. V. Compliments of Two Christian Laymen. Testimony Publishing Co., 808 La Salle Ave., Chicago, Ill.

Dieser fünfte Band der Fundamentals, der an mehr als 275,000 Pastoren, Missionare zc. frei versandt worden ist, hat folgenden Inhalt: 1. „Life in the Word.“ By Philip Mauro, Attorney-at-Law, New York City. 2. „The Scriptures.“ By Rev. A. C. Dixon, D. D., London. 3. „The Certainty and Importance of the Bodily Resurrection of Jesus Christ from the Dead.“ By Rev. R. A. Torrey, D. D., Montrose, Pa. 4. „Observations on the Conversion and Apostleship of St. Paul.“ By Lord Lyttelton. 5. „A Personal Testimony.“ By Rev. H. W. Webb-Reploe, London. Die bisher erschienenen fünf Bände der „Fundamentals“, die zu 15 Cents das Stück zu haben sind, gehören zu den besten populären apologetischen Schriften der Gegenwart. F. B.

**THE LIFE AND LETTERS OF MARTIN LUTHER,** by *Preserved Smith*, Ph. D. With Illustrations. Boston and New York; Houghton Mifflin Co. Preis: \$3.50 netto.

Wer ein Leben Luthers schreiben will, dem empfehlen wir, daß er sich die Form dieser Biographie zum Muster nimmt, in der Luther in idiomatischer englischer Übersetzung überall selbst zu Worte kommt, insonderheit durch seine Briefe. Das vorliegende Buch ist zugleich ein neuer Beweis dafür, daß oft Amerikaner es besser verstehen, einem Buche Durchsichtigkeit und gefällige Form zu geben, als die meisten deutschen Gelehrten. Was man aber vornehmlich vermißt, ist die gründliche Darstellung der Lehren, für die Luther eintrat, und die ihn zu dem gemacht haben, was er ist. Aber der Verfasser erklärt selber, daß er dies nicht beabsichtigt habe, sondern vielmehr Luther als Charakter darstellen wollte. Sein Interesse war weniger ein theologisches als ein psychologisches. Smith ist ja auch kein positiver, sondern ein moderner Theolog, der die Lehrstellung des Reformators wesentlich für einen überwundenen Standpunkt hält. Und obwohl Smith seinen Liberalismus hier nicht sonderlich zur Schau trägt, so kommt er doch zuweilen stark genug zum Ausdruck, z. B. S. 185. 207. 267. 336. 339. 341. Uns wundert es darum auch nicht, wenn Smith Luthers Aussprüche über Jakobus und andere Stellen, welche von modernen Theologen in bekannter Weise angeführt werden, um Luthers sogenannte „freiere Stellung“ zur Schrift zu beweisen, in derselben Weise und in demselben Interesse verwertet. Doch fühlt sich Smith dabei zu der Erklärung genötigt: „But we must not make Luther more in advance of his time than he really was. He naively accepted all the miracles of the Bible,“ etc. (267). Wie Smith theologisch zu Luther steht, bringt er also zum Ausdruck: „Luther is greater than his work. His dogmatic system has lost part of its hold upon mankind, and seems likely to lose still more, but his influence, or the ideals and culture of many an age to come, will

remain" (336). Man versteht es darum auch, wenn Smith daraus einen Vorwurf macht, daß Luther noch an einen persönlichen Leibtel glaube und an das nahe Bevorstehen des jüngsten Tages (339. 341). Luthers Lehre vom Abendmahl bezeichnet Smith als "consubstantiation" (90. 238), obwohl Luther allen Lokalismus aus der Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im Abendmahl ausschloß. Zwar lehrte Luther auch die Allgegenwart Christi nach seiner menschlichen Natur, aber nicht, wie Smith behauptet: "that Christ's body may be extended through space" (241). Eine Ausspannung des Leibes Christi durch den Raum hin lehrt Luther nicht. Von Philipp von Hessen behauptet Smith: "He had a clearer comprehension of Zwingli's opinion than had Luther, and was, perhaps, inclined to adopt it himself" (243), wovon das zweite richtig ist, aber nicht das erste. Über Luthers Taufformular schreibt Smith: "The baptismal service is strikingly different from that in use in most churches now. The evil spirit was first exorcised from the child, who was then asked a number of questions on its religious attitude, answered by the sponsors, of whom there were a considerable number" (235). Smith scheint das heutige lutherische Taufformular nicht zu kennen und übersieht auch wohl, daß Luther zwar eine geistliche Befessenheit lehrte, aber keine leibliche. Die Lehre Luthers vom freien Willen im Jahre 1520 und 1521 betreffend sagt Smith: "Since the fall of man, says the Wittenberg professor, free will is simply a name; when a man does what is in him, he sins mortally. He cites Augustine to the effect that free will without grace is able to do nothing but sin" (101). Ferner: "Luther argues at length, in the 36th Article, for his opinion that free will is but a name. The Reformer himself had selected this as the foundation of all his theology, being, in fact, no more than another form of the famous doctrine of justification by faith alone" (204). Und über Luthers Schrift vom Jahre 1525 wider Erasmus lesen wir: "This bulky volume has been acclaimed by most Protestant biographers of Luther as his ablest polemic and a work of extraordinary power. It is needless to remark that much of this ability is wasted on a generation for which the question then so passionately disputed has sunk almost into oblivion. In point of earnestness he is a striking contrast to Erasmus. What for the latter is the subject of an interesting discussion is to him matter of life and death. It is in this sense that he attributes eloquence and mastery of speech to his opponent, but to himself substance and real understanding of the issue. Luther takes his former stand for extreme predestinarianism. His determinism is not founded, as that of a modern philosopher might be, on any conception of the immutability of natural law, but is simply and solely the logical deduction from his doctrine of justification by faith alone, or, as it is technically called, of the monergism of grace. Man is a simple instrument in God's hands, and the Almighty arbitrarily saves whom He wills, and damns whom He wills" (207). Für seine Behauptung läßt Smith dann etliche Stellen aus Luthers Schrift folgen. Eine gerechte und richtige Darstellung der Lehre Luthers vom freien Willen läßt sich aber in etlichen einseitigen Zitaten nicht geben. Sie will vom Ganzen aus verstanden, erfährt und dargestellt sein. Die entgegengesetzte Lehre des Erasmus charakterisiert Smith kurz also: "Finally he sums up, 'those please me who attribute something to free will, but much to grace;' both must cooperate to save a man; one may assign as small a part as one likes to the former factor, only it must be some part" (207). Und von Erasmus selber urteilt Smith: "Erasmus is an evolutionist and a rationalist, to whom all truth does not come through the Bible, but much from reason. He believes, moreover, that men have a natural trend to the good" (210). über Luthers Stellung zur Bigamie in dem Rat an Heinrich VIII. und an Philipp von Hessen sagt Smith: "The proposal to commit bigamy, rather than to divorce, shocks an age accustomed to regard the latter as the preferable alternative. The general opinion of the sixteenth century was exactly opposite to that of the twentieth on this point, for the simple reason that polygamy, practiced in the Old Testament, was never expressly forbidden by the New, which discountenances divorce. Luther's good conscience in giving this advice is shown by its disinterestedness — for by complying with the king's wish for divorce he might have won a powerful convert —

as well as by the previous statement in the Babylonian Captivity of the same opinion. That his views were shared by a large number of his contemporary divines, both Protestant and Catholic, has been demonstrated in a very careful study by Dr. Rockwell" (196. 373 f.). Was Luther über Tanz und Theater sagt, wird von Smith verallgemeinert und somit falsch ausgedeutet (350). Von andern abgesehen, vermissen wir in dem Kapitel "Character and Habits" insonderheit die Betonung der Tatsache, daß, obwohl Luther gar manches sagte und schrieb und zu seiner Zeit auch sagen und schreiben konnte, was man in unserer Zeit nicht mehr sagen und schreiben kann, dies von Luther nie in schlüpfriger Weise und im Interesse der Lüsterheit geschah. Auch sonst geht Smith in diesem Abschnitt über Maß und Billigkeit hinaus. Von Melanchthons abweichender Stellung mit Bezug auf die in den Schmalkaldischen Artikeln vorgetragene Ansicht Luthers über den Primat des Papstes schreibt Smith: "Melanchthon modified this statement by adding that if the Pope left the Protestants to rule themselves, they would not interfere with his *de facto* supremacy in other parts" (307). Daß Smith sich hier irrt, geht hervor aus Melanchthons Unterschrift zu den Schmalkaldischen Artikeln (Müller, S. 326). Zum Schluß lassen wir noch einige Aussprüche aus dem Buche Smiths als Proben folgen. Über Luthers Römerbrief-Kommentar von 1515/16: "Luther was one of the first to show what Paul really felt, thought, and taught, though some others, like Lefevre and Colet, had preceded him by a few years in applying the new learning to the elucidation of Scripture" (23). Von Luther in Worms: "When he reached his lodgings, he joyfully exclaimed: 'I am through! I am through!' He had indeed done the great deed he had set out to do, and spoken the words which will ring through ages" (118). Luthers Aufenthalt in der Wartburg betreffend: "In all his letters from the Wartburg, Luther never once mentions any supernatural experience, nor even in his work On the Abuse of the Mass, where he makes special mention of such apparitions in general, does he say one word of his ever having seen any himself. That he occasionally spoke of them long afterwards is due rather to an hallucination of memory than of the senses at the time. He heard some noises in the old spooky castle, so slight that he hardly noticed them, but they gradually grew in memory, so that he could say, just ten years later: 'Satan has often vexed me with visions, especially at the Wartburg. One night while I was there, he took some walnuts from the table and kept snapping them at the ceiling all night'" (125). Über Luthers Stellung im Bauernkrieg: "No government in the world could have allowed rebellion to go unpunished; no sane man could believe that any argument but arms would have availed. Luther first tried the way of peace, he then risked his life preaching against the rising; finally he urged the use of the sword as the *ultima ratio*. He was right to do so, though he put himself in the wrong by his immoderate zeal. It would have been more becoming for Luther, the peasant and the hero of the peasants, had he shown greater sympathy with their cause and more mercy. Had he done so, his name would have escaped the charge of cruelty with which it is now stained" (166). Hier wird Smith ungerecht gegen Luther und läßt sich in seinem Urteil von seinen Gefühlen leiten. Luthers wegwerfendes Verhalten gegen Erasmus und andere Gegner rechtfertigt Smith also: "Every great leader of a new and struggling movement must feel that he who is not with him is against him, and that he who gathereth not, scattereth. The citizen who refuses to take arms in wartime is a public enemy. His scruples may be honorable, but one can hardly blame the general for expelling him from the ranks. In the American Civil War no character was so much detested as the 'copper-head,' the Northern man who refused to fight for the Union" (212). Den Widerstand gegen den Kaiser betreffend: "The proposition that one might resist the emperor only when and because he himself commanded it, is not really quite so absurd as it seems when thus baldly stated. The sixteenth century had no word for the idea 'constitution,' so familiar to us. Had Luther written four hundred years later, he would have said that the imperial laws might be resisted when they were unconstitutional, for it must be remembered that the Holy Roman Empire had a constitution, mostly unwritten, like that

of England, but consisting partly of ancient charters like the Golden Bull" (217). Über Luther als Dichter: "It is one of the most surprising phenomena in literary history that a man of forty should suddenly develop considerable poetic talent in response to a definite practical requirement. Yet such is the case" (230). Von den Koburgbriefen: "Among these epistles are many of the finest he ever penned; in some the depths of his religious faith are sounded; in others the chinks and crannies of his deep love are searched. Whatever he wrote is full of humor, of fancy, of an idyllic love of nature, and a childlike trust in God" (248). Über Luthers Bibelübersetzung: "The English Bible has also become a classic, but hardly attains the exalted position of the German in this respect. Luther's influence, exerted chiefly through this work, has been so enormous on the literature of his people that it is sometimes said that he created the modern written language. Other scholars are inclined to see in him rather the culmination of a literary activity which began some centuries before" (265). Über Luther als Schriftsteller: "Whatever his faults, however, Luther remains one of the greatest of writers. His fury and his mirth are alike Titanic. His polemics are informed with matchless vigor, and his musings over the cradle of his baby are in the grand style" (334). Mitgeteilt werden hier von Smith auch die begeistertsten Aussprüche Carlyles und Michelets über Luthers Stil (359). Endlich über Luther als Reformator: . . . "had he not been such a man, he would not have been the leader of the great Revolt" (407). "The new culture, the fresh spirit, the glorious life he imparted to Europe has become as commonplace as the alphabet, whereas the fierce wars he waged are remembered to his discredit, and have made him, especially in recent years, the object of misunderstanding and dislike" (408). "One may estimate the Reformation as one pleases, but to think of it without Luther is as unhistorical as to fancy that Christianity might have grown up without its great Founder, or that Islam could have been born in the deserts of Arabia without the Prophet" (213). In einem Epilog beschreibt Smith kurz die letzten Jahre und den Tod der Frau Luthers. Der lange Appendix (S. 429 bis 475) bietet 1. chronologische Tafeln des Lebens Luthers, der damaligen Päpste, Kaiser und Fürsten und 2. eine ausführliche Bibliographie der Schriften Luthers sowie anderer Quellenchriften und Schriften über Luther. Ein guter Index bringt die in vieler Beziehung vorzügliche Biographie zum Abschluß. F. B.

---

## Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

### I. Amerika.

Aus welcher Zeit und von wem stammt das fünfte Hauptstück des Kleinen Katechismus? Auf diese an uns gerichtete Frage lassen wir Gillschhoff und Kolde antworten. Johannes Gillschhoff sagt in seiner Schrift: „Zur Sprache und Geschichte des Kleinen Katechismus“ (1909): „Das sogenannte sechste (fünfte) Hauptstück, vom Amt der Schlüssel, das noch von manchen Katechismen mitgeführt wird, stammt nicht von Luther, findet sich darum auch in keiner der Originalausgaben. Doch tritt es z. B. in Lüneburg und Magdeburg schon zu Luthers Lebzeiten auf, um nach seinem Tode allmählich weiter vorzubringen. Allgemeine Anerkennung hat es wohl nie gefunden. Seine Fassung in den Katechismen ist sehr verschieden. Der Verfasser ist unbekannt.“ D. Th. Kolde sagt in seiner 1907 erschienenen „Historischen Einleitung in die Symbolischen Bücher“: „Der Kleine Katechismus, von dem wahrscheinlich zu Luthers Lebzeiten im Jahre 1543 die letzte Originalausgabe erschien, hat mehrfache Veränderungen erfahren. In der Ausgabe von 1531 trat, um das Wichtigste zu erwähnen, an die Stelle der

kurzen Weise zu beichten', und zwar jetzt zwischen dem vierten und fünften Hauptstück, das Lehrstück: 'Wie man die Einfältigen soll lehren beichten.' Hier findet sich auch zuerst die Anrede zum Vaterunser mit der Auslegung. Mancherlei sprachliche Änderungen, namentlich auch durch Umgestaltung der Bibelsprüche nach Luthers Übersetzung, zeigt die Ausgabe von 1542, wo auch das erste Mal beim vierten Gebot die Verheißung auftaucht und die Haupttafel erweitert ist. Da man für die Wiedergabe im Konkordienbuche auf die ältesten Nachbrude der Urausgabe zurückgriff, so fehlten darin zum meist die später von Luther vorgenommenen Änderungen, doch hat man die Anrede im Vaterunser nebst Auslegung und das Stück von der Beichte: 'Wie man die Einfältigen soll lehren beichten' mit aufgenommen." Hierzu vergleiche man J. L. Müllers Einleitung in die Symbole (S. XCVII), nach welcher sich das Stück vom Amt der Schlüssel zuerst finden soll in den Nürnberg-Brandenburger Katechismuspredigten. F. W.

Vom Concordia-Seminar in St. Louis sagt T. E. S. im *Lutheran*: "This great institution presents its announcement in five ordinary pages, of which two and a half are devoted to the names of the students, and nearly two pages to the subjects of the lectures and class work. Evidently it is not the attractiveness of its catalogue that draws hundreds of students annually to St. Louis." "It will be noticed that the instruction in Concordia is chiefly exegetical, systematic, and confessional, with some stress on practical homiletics. The men become well-grounded in Scripture, keen reasoners, thoroughly acquainted with the facts on their side of a case, able preachers as a rule, and zealous in the practical upbuilding of the Church for whose work they have been educated." "Well-grounded in Scripture, keen reasoners," — das ist ein hohes Lob! Ihren letzten Grund hat die Festigkeit der Position und die Sicherheit und Schärfe der Argumentation der Konkordianer aber nicht etwa in absonderlicher dialektischer Schulung und Kunst, sondern darin, daß sie die Wahrheit für sich haben. Wer eine gute Sache vertritt und mit beiden Füßen auf der Schrift steht, bedarf der sophistischen Kunst nicht, hat leicht argumentieren und braucht sich auch vor den Großen in der Welt nicht zu fürchten. F. W.

**The Second Lutheran Educational Conference.** Die zweite freie Konferenz von Vertretern lutherischer Lehranstalten wurde Ende April zu Gettysburg abgehalten. Vertreten waren das Seminar in Mount Airy, Mühlensberg und Thiel-College, die Seminare in Gettysburg, Selinsgrove und Springfield, O., und das Newberry-College der Vereinigten Synode des Südens. Folgende Themata wurden behandelt: von D. Haas: Wie man christliche Grundsätze vereinigen kann mit der Richtung in der modernen Erziehung; von P. Gold: Die religiöse Pflege lutherischer Studenten auf nichtlutherischen Anstalten; von Prof. Harms: Probleme der Collegeleitung; von D. Jacobs: Der ideale theologische Lehrplan etc. Verhandelt wurde auch über die Möglichkeit einer lutherischen Universität. Hauptthemata für die Versammlung in 1912 in Pittsburg. sollen sein: 1. Die Möglichkeit der Vereinigung lutherischer Erziehungsinteressen; 2. Harmonie in der Erteilung akademischer Grade. Ein Komitee soll den Versuch machen, Vertreter von sämtlichen lutherischen Lehranstalten im Osten zur Teilnahme heranzuziehen. Daß ein Hauptzweck dieser Konferenzen auch der ist, für den Unionismus Propaganda zu machen, geht aus dem *Lutheran Church Visitor* hervor, der sich also vernehmen läßt: "That conference was a prac-



tical demonstration of the possibility of bringing the Lutherans of this country *together* for practical work. Where there were differences of opinion, it was more frequently between members of the same general body than between representatives of different bodies. But, really, no one seemed to think about the synodical connections of the men who participated in the conference. . . . Our forward march depends upon our coming together. Faith in each other is the one thing which seems to be lacking. Our faith in God, even on the objective side, is essentially one. The differences do not consist in the degree of denial or acceptance of essentials, for all the Lutheran bodies in this country accept a full Gospel; but the differences arise out of the question of the desirability or necessity for a fuller or an abbreviated confession. Association between leaders in the Church promotes faith in each other, and removes ground for suspicion and fear, and consequent censure and exclusiveness. "Face to face" contact is a cure for many evils," etc. Der *Visitor* ist das Organ der Vereinigten Synode des Südens, die sich mit der Generalsynode identifiziert.

J. B.

The Second All-Lutheran Missionary Conference wurde ebenfalls in Gettysburg abgehalten. "All-Lutheran" steht auch hier, wie so oft, für Generalsynode, Konzil und Vereinigte Synode des Südens, deren Professoren und Schüler auf dieser Konferenz vertreten waren. Besonderen Anklang fand die Rede D. Frehs über das Thema: "Uniting Our Forces", in der er ausführte: Alle Lutheraner in Amerika hätten denselben Ursprung, dasselbe Blut, denselben Namen, dieselben Vorfäter, dieselben Glaubensbekenntnisse, dieselben Traditionen, dieselben geschichtlichen Antezedentien, dieselben Aufgaben, dieselben Probleme und dieselbe Bestimmung. Darum sei es ihre heilige Pflicht, Einigkeit zu pflegen, wenngleich noch nicht zu einem Körper sich zusammenschließen. Das Gebiet, auf dem man am leichtesten mit gemeinsamer Arbeit beginnen könne, sei die auswärtige Mission. Die Arbeiter auf den jetzigen Gebieten (des Konzils und der Generalsynode) ständen der Vereinigung nicht im Wege. Alle Hindernisse kämen aus Amerika. Und würden die Männer sich nicht rühren, so würden die Frauen den Anfang zur Föderation machen. "Why should we men need any stimulus along this line? Tell me, what are the arguments against uniting our forces, in this year of grace, 1911?" — Außer den lutherischen gebe es nur etwa zwei oder drei theologische Seminare in Amerika, in denen noch die Menschwerdung und Auferstehung Christi im Volkssinn der göttlichen Bedeutung gelehrt werde. Auch diese Tatsache fordere gebieterisch Vereinigung. "It is not an optional matter. We simply must unite. There is absolutely no alternative. The stewardship of truth is the most sacred of all trusts." — Wer aber gerade diese letzte Wahrheit auf sich wirken läßt, wird auch keine Vereinigung befürworten können hinweg über die Lehrdifferenzen, die die lutherischen Synoden Amerikas trennen. "The stewardship of truth is the most sacred of all trusts": in dieser Wahrheit wurzelt die Stellung der Missourier zu allen unionistischen Vereinigungsbestrebungen, die eben immer nur durch ein Opfer der Wahrheit zustande kommen.

J. B.

Das Organ der Vereinigten Synode des Südens, der *Lutheran Church Visitor*, schreibt vom 15. Juni: "While the United Synod believes that her standards of Lutheranism are pure, historic, and ecumenical, the Missouri

Synod does not so consider them. And while the United Synod believes herself to be as strictly Lutheran in her standards of practice as in faith, the Missouri Synod is dissatisfied with the methods by which the United Synod seeks to bring her actual practice up to her standards, and the cases where actual practice does not conform to the standards are pointed out as inconsistencies so serious as to make the United Synod, in the eyes of the Missouri Synod, actually un-Lutheran." Was es aber mit der vor-  
geblüht streng lutherischen Stellung der Synode des Südens auf sich hat, zeigen folgende Auslassungen derselben Nummer des genannten Blattes: "As to the General Synod's practice, there has been, and is, much latitude allowed. One characteristic of the synod is its fellowship with non-Lutheran denominations. At its general conventions it receives delegates from the Reformed and Presbyterian bodies, and sends delegates to the conventions of these churches. Dr. Neve puts it right when he says: 'This fellowship practiced by the General Synod is extended to all neighboring churches or any evangelical denomination which hold a positive attitude toward the fundamental truths of Christianity. It also allows the members of such churches to come to the Lord's Table as guests. And this pulpit and altar fellowship is practiced not only by those who lay all emphasis on the doctrines held in common by Lutherans and Reformed, and who reveal an antipathy to strict Lutheran doctrine, but also by the constantly growing conservative party, which in all the fundamental points of the Lutheran Confession takes a positive position, and has no thought of an approach to the Reformed Church in doctrine.' While this practice is indulged in by the synod, it has brought no harm upon the great cause of Lutheranism in this country, but certainly much good." Kirchengemeinschaft mit den Sekten, die im Grunde nichts anderes als schwachvolle Selbstpreisgabe des Luthertums ist, betrachtet der *Visitor* und seine Synode als ein Merkmal des echten Luthertums und eine Segensquelle für dasselbe. Solange als die Vereinigte Synode des Südens diese Stellung einnimmt, können wir dieselbe nicht als eine treulutherische Synode anerkennen, einerlei wie schön auf dem Papier sich ihr Bekenntnis ausnehmen mag. Was aber das Amt ihrer Pastoren betrifft, so versteht es sich ganz von selbst, daß wir dasselbe respektieren. Es ist eine Verleumdung, wenn der *Visitor* schreibt: "Upon this ground" (weil Missouri die Lehrstellung der Synode des Südens nicht anerkennt) "the Missouri Synod feels called upon to push her home mission work in United Synod territory as if the United Synod did not exist." Freilich geben wir nicht zu, daß der ganze Süden der „Synode des Südens“ gehört; aber das Vorhandensein dieser Synode werden wir, wie in der Vergangenheit, so auch in der Zukunft nicht ignorieren. J. V.

**Willy Sunday und der Lutheran Observer.** Wie sehr das Luthertum der Generalsynode vom Sektentum durchtränkt ist, geht auch daraus hervor, daß der *Observer* nicht müde wird, Willy Sunday wiederholt überfchwengliches Lob zu spenden. Seite 563 bringt er wieder ein solches Eulogium aus Lima, O., nach welchem der P. Schwab mit seiner generalsynodistischen Gemeinde sechs Wochen lang sich eifrig beteiligt hat an dem dortigen revival Sunday und so seine 150 Glieder auf 275 vermehrt hat, von denen 229 sich Ostern am Abendmahl beteiligten. "Who will dare say", fährt der Berichterstatter aus Lima fort, "such a campaign is not of God? Who that loves God and the souls of the thousands of dying sinners would

hinder such a work as this? It must be of God or the devil—a house divided against itself cannot stand. If it is of God, how about some of our own beloved Lutheran churches, theological professors, ministers, etc., who resolute against it and, as the writer knows, will not even allow cottage prayer-meetings held in the homes of their people? Let the thousands of souls go to hell—keep hands off! Can the Lutheran Church afford to do this?” Eine ganze Anzahl solcher Berichte und Urteile hat bereits der *Observer* veröffentlicht, und zwar ohne ein Wort der Kritik. Die *Lutheran World* schrieb darum vom 12. April: “It is soon time that the *Observer* editor should rise up and say for himself whether or not he approves this business his contributors are advocating. We are opposed to the Billy Sunday methods, and are going to keep on saying so.” Von den Predigten Billy Sundays sagt daselbe Blatt: “If any man can find in these dissertations any clear setting forth of what repentance is, what faith is, what forgiveness is, or salvation, or grace, we cannot discover any such thing.” über die Art und Weise Billy Sundays berichtete vor etlichen Monaten die „*Germania*“: „Sunday kam per Extrazug nach Columbus, und in seiner Begleitung befanden sich 500 Kämpen für die Mäßigkeitszeit. Das Gastspiel, das er dann in der Memorial-Halle gab, stellt wohl alles in den Schatten, was selbst die Prohibitionisten je auf diesem Gebiete geleistet haben. Nach einer Schilderung des Clevelander ‚Wächter und Anzeiger‘ nahm er, ehe er zu reden begann, Kragen und Kratmatte vom Hals, zog Rock und Weste aus und warf sie unter den ‚Hohen Rat‘ auf der Bühne, stülpte die Hemdärmel zurück und öffnete das Hemd, so daß die Brust bloß war. Mit leidenschaftlichen Gebärden rannte er über die Bühne, sprang in die Höhe, fiel auf das Gesicht nieder, sprang auf die ‚Kanzel‘ hinauf, lachte und weinte, schwang bald ein Sternenbanner, dann das Taschentuch. Und je leidenschaftlicher er sich auführte, desto mehr wurde ihm zugejauchzt. Als die Wurzel alles Übels stellte Sunday den Saloon hin. Leute, die für den Saloon stimmen, sind so gemein, daß ich sie nicht einmal‘ . . . (Das Weitere ist zu unfein für unsere Leser. D. Red.) Als Sunday seine Ansprache unter einem wahren Orkan des Beifalls geschlossen hatte, betraten mehrere Pastoren und Richter die Bühne und setzten die Anklagen gegen den Saloon fort. Selbst unter lutherischen Pastoren zählt Sunday begeisterte Bewunderer. Ein solcher aus Waterloo, Iowa, nennt ihn ‚einen der hervorragendsten Kanzelredner des Tages‘. Ein anderer schreibt: ‚Sunday ist der größte Prediger seiner Generation. Wenn man sich vorstellen will, was Pfingsten war, muß man an einer sechsstöchigen Kampagne Sunday teilnehmen.“

F. B.

Zum Andenken an die Salzburger. In der Jerusalemskirche zu Ebenezer, Ga., wurde am 21. April eine von den Colonial Dames gestiftete Tafel enthüllt mit folgender Inschrift: “To the Glory of God, in Memory of the Salzburger Lutherans Who Landed at Savannah March 12, 1734, and Built This Jerusalem Church as a House of Worship 1767—1769. Erected by the Georgia Society of Colonial Dames.” Diese Jerusalemskirche soll im ganzen Staate Georgia das einzige öffentliche und überhaupt das einzige unveränderte Gebäude aus der Kolonialzeit sein. Daher die Stiftung der Colonial Dames.

F. B.

Religiöse Zustände auf den Philippinen. Das katholische Blatt *The Tablet* schreibt: „Das Inselreich ist immer noch in einem traurigen Zustand

wegen Mangels an Priestern. Nur etwa 1100 Priester sind vorhanden für die sieben Millionen katholischer Einwohner, und Hunderte von Pfarreien sind schon jahrelang vakant. Auf der andern Seite strömen jedoch Agenten der amerikanischen Methodisten in das Land und arbeiten mit Eifer und nicht ohne Erfolg. Viele waren unter dem Eindruck und sind es vielleicht noch, daß die Kirche auf den Philippinen ungeheuer reich sei. Gerade das Gegenteil ist der Fall. Das Inselreich ist arm, arm an Priestern, an Kirchen, an katholischen Schulen, und das Leben der Bischöfe und der Priester ist ein Leben endloser Mühen und Ängste.“ Warum hat aber der Papst nicht dafür gesorgt, daß die vielen Millionen Dollars, die Roosevelt und Taft den Mönchen für ihr Land verschafft haben (dreimal so viel, als das Land wert sein soll), auf den Philippinen geblieben sind? F. B.

**Kritik der Missionskonferenz in Edinburgh.** Der „Apologete“ schreibt: „Bei aller Anerkennung der erfreulichen Resultate der Welt-Missionskonferenz in Edinburgh, besonders der darin zum Ausdruck gekommenen Einigkeit des Geistes unter den verschiedenen dort vertretenen Zweigen der evangelischen Christenheit, ließen sich schon von vornherein einige Stimmen des ernststen Mißfallens darüber vernehmen, daß die evangelische Mission in päpstlichen Ländern von jedweder Vertretung oder auch nur Erwähnung ausgeschlossen wurde. Dieses Nachgeben erregte nicht wenig Unzufriedenheit unter den amerikanischen evangelischen Benennungen, und die letzteren fügten sich darein nur, weil es hieß, daß die englische Staatskirche ihre Beteiligung an der Konferenz zurückziehen würde, wenn man auf einer Vertretung solcher Missionen bestehen würde. Es ist aber kaum anzunehmen, daß die romanisierende Tendenz in der englischen Staatskirche bei der nächsten Welt-Missionskonferenz eine ähnliche Berücksichtigung finden wird. Das heißt mit andern Worten, die Grenzlinie zwischen dem Papsttum und dem evangelischen Christentum ist zu scharf, und die Differenzen zwischen denselben sind zu wesentlich, als daß es zu einer zweiten Welt-Missionskonferenz kommen könnte, in welcher dieselben wieder gänzlich ignoriert und verschwiegen würden. Eine solche tatsächliche Verleugnung des Wesens des evangelischen Protestantismus wäre ein zu teurer Preis für eine solche angebliche Allianz der Missionskräfte der heutigen evangelischen Christenheit. Wir zweifeln sehr, ob unsere Kirche an einer solchen Konferenz sich zum zweiten Male beteiligen würde. Daß diese Gesinnung betreffs der Edinburgher Konferenz sich seither nur noch verschärft hat, erhellt aus einem Artikel in dem Märzheft der von der ‚Bibelliga von Nordamerika‘ in New York herausgegebenen Monatschrift: *The Bible Student and Teacher*. In diesem wird eine dreifache Kritik an der jüngst gehaltenen Missionskonferenz in Edinburgh geübt, wie folgt: 1. Die dort zum Ausdruck gekommene Anerkennung Roms als einer Schwesterkirche anstatt als einer von dem lauterem Evangelium abgewichenen Kirche, als eines Freundes anstatt als eines Feindes der evangelischen Wahrheit und als eines echten Zweiges der christlichen Kirche anstatt als einer Verkörperung des Antichristen. Es war ein Stück jesuitischer Schlaubeit, als die evangelischen Missionen in päpstlichen Ländern aus dem Programm der Verhandlungen gestrichen und dasselbe auf „nicht-christliche Völker“ beschränkt wurde. 2. Das bei dieser Konferenz gemachte Kompromiß mit der zersplitternden und zersetzenden Bibelkritik. Schon im Frühherbst griff die *Missionary Review* die Missionskonferenz in folgender Weise an: Viele

Missionare haben der Konferenz ihre Überzeugungen und ihre Erfahrungen in bezug auf die furchtbare, zerstörende Wirkung der höheren Kritik unter den Heiden auf ihren Missionsfeldern unterbreitet. Aber zu ihrem Erstaunen und ihrer starken Entrüstung fanden ihre Briefe keine Beachtung, während diejenigen, welche die Ansichten der modernen (liberalen) Richtung vertreten, in dem gedruckten Bericht der Kommission bereitwillige Aufnahme fanden. Trotz der reichhaltigen Beweise von dem schrecklichen Unheil, welches die höhere Kritik auf dem auswärtigen Missionsfeld angestiftet hatte, welche Beweise in dem Besiz der Kommission waren, schreibt Rev. L. Wright Hay nach einer sorgfältigen Prüfung des gedruckten Berichts der Konferenz: „Wir suchen vergeblich nach einem Wort des Protestes seitens der Konferenz gegen die Bibelkritik, welche solche Verstörung angerichtet hat.“ 3. Das Verschweigen bei dieser Konferenz von dem Dasein und dem Werk des Satans. Ein Missionar äußert seine Gefühle über diese Schwäche der Konferenz in einem Artikel in dem *Bombay Guardian*, wie folgt: „Wir schreiben diese Zeilen in der tiefen Überzeugung, daß kein großer Fortschritt gegen die Mächte des Heidentums zu verzeichnen sein wird, bis dessen satanischer Ursprung und Anregung klarer erfaßt werden. Dr. Mabie hat sehr treffend gesagt: Man vergesse niemals, daß der zu erringende Kampf nicht ein bloßer Kampf zwischen nebeneinanderlaufenden Religionsystemen ist, sondern es ist ein Kampf zwischen dem Reiche Jesu Christi, des Herrn der Herrlichkeit, und dem Reich des Satans, des Erzfeindes Christi. Es ist einer der größten Siege Satans in der Gegenwart, daß er es dahin gebracht hat, daß man ihn ganz ignoriert. Ja, bei der jüngsten Welt-Missionskonferenz hat einer der Redner sich erlöhnt, die Konferenz darüber zu beglückwünschen, daß der Glaube an Satan und an böse Geister, welcher einst ein so prominentes Merkmal der christlichen Religion war, heute nun glücklicherweise fast ganz verschwunden sei. Man kann sich leicht vorstellen, wie eine solche Rede in der unteren Welt aufgenommen worden sein mag, sicherlich nicht mit Schreden! Eine solche selbstgefällige und leichtfertige Beseitigung des Daseins und der Macht des Satans ist aber weder in der klaren Lehre der Schrift begründet, noch wird sie durch die nicht minder klaren Tatsachen in der heutigen Heidenwelt gerechtfertigt.“ Ähnliche Kritiken sind im *Evangelical Christian and Missionary Witness* von Toronto und andern protestantischen Blättern in Kanada und den Vereinigten Staaten erschienen.

F. B.

## II. Ausland.

Wie die Breslauer nicht mehr einmütig festhalten an der Lehre von der Verbalinspiration und Irrtumslosigkeit der Schrift, so ist auch ihre Stellung zu den Symbolen eine gebrochene. Auf der letzten Tagung des Lutherischen Bundes hielt Seminardirektor Lic. D. Stier einen Vortrag über den „unlöslichen Zusammenhang zwischen Kirche und Bekenntnis“, der jetzt auch in Sonderdruck erschienen ist. In demselben steht S. 36 zu lesen: „Kirchlich verbindlich ist, was unter das credo, bzw. credimus, konstemur und unter das damnant, bzw. damnamus fällt. Das heißt also: Kirchlich verbindlich ist, was einerseits unmittelbar und direkt den Lutherischen Glauben zum Ausdruck bringt, und was andererseits ebenso unmittelbar und direkt den unlutherischen Irrglauben, Aberglauben und Unglauben abweist.“ Ist dem nun so, . . . so ist damit implicite abgelehnt, daß irgendetwas, was

diese Substanz begleitet, irgendein Abzidens dieser Substanz in diese Verbindlichkeit hinüber- und aufgenommen zu werden vermag.“ Das ist dieselbe Lehre, die D. Walther an der Synode bekämpfte. Auch seine falsche Stellung zur Schrift bringt D. Stier in diesem Vortrag wieder zum Ausdruck. Die „E. L. Z.“ schreibt: „Der Vortrag sagt schon bei der 9. These den Theologen der Bekenntnisschriften eine atomistische Schriftauffassung und Schriftwertwertung nach, soll heißen: Die Bekenntnisschriften versteifen sich auf die einzelnen Schriftausagen. Das mißbilligt er also. Und so heißt es dann bei der 10. These, bei der auch die ‚Mängel‘ des Bekenntnisses behandelt werden: ‚Eine Lehrauffstellung über die Inspiration in Bekenntnismäßiger Weise scheint ferner kaum umgangen werden zu können. Unsere Bekenntnisse bieten hier nur die traditionelle Wertwertung der Heiligen Schrift und kaum mehr, jedenfalls keine direkte und unmittelbare Bekenntnisaussage über die Heilige Schrift als solche und über ihr Verhältnis zu Gottes Wort.‘ (S. 38.) Hier wird offenbar die Wahrheit geleugnet, daß die ganze Heilige Schrift das Wort Gottes ist, die wörtliche Inspiration. Es ist eine Losfrage von der alten Theologie des ‚Es steht geschrieben‘, durch das die Väter mit dem Formalprinzip der Theologie Ernst machten.“ Dem letzten preussischen Gesetze gemäß trägt die Synode offiziell nach außen hin das Attribut „evangelisch-altlutherisch“. Die Stellung der Breslauer und des Lutherischen Bundes zur Schrift und zum Symbol ist aber weder lutherisch noch altlutherisch, sondern modern. J. B.

Präsident D. von Wessel hat für die Verpflichtung der bayerischen Kandidaten folgenden Wortlaut vorgeschrieben und verordnet: „Ich, N. N., verspreche, daß ich in den mir übertragenen oder von mir übernommenen Predigten, Unterrichtsstunden und sonstigen mir zustehenden Funktionen, welcher Art sie seien, sorgfältig die geoffenbarte Lehre des heiligen Evangeliums nach dem Bekenntnis unserer evangelisch-lutherischen Kirche rein und lauter verkündigen, in keinem Stück mit Wissen von ihr abweichen, geschweige ihr widersprechen, oder durch unsichere und zweifelhafte Lehren, die dem Bekenntnis meiner Kirche nicht gemäß sind, Anstoß geben will. Dabei will ich nichts unterlassen, um mich in der Erkenntnis der schriftmäßigen Wahrheit und in dem Bekenntnis meiner Kirche immer tiefer zu begründen und zu voller Glaubensgewißheit darüber zu gelangen, wonach ich mit Wort und Tat in meinem Studium und meinem Wandel eifrig zu trachten mich hiermit ausdrücklich und mit Namensunterschrift verpflichte.“ Wie Kandidaten, die gesinnt sind wie Geyer und Mittelmeyer, dies unterschreiben können, ist unerfindlich. Und doch soll gerade auch in Bayern das heranwachsende Theologengeschlecht dem Liberalismus geneigt sein. J. B.

Drei deutsche evangelische Missionsgesellschaften feiern in diesem Jahre ihr 75jähriges Jubiläum, nämlich die Norddeutsche, die Leipziger und die Gohnersche Mission, die sämtlich 1836 gegründet worden sind. Die Norddeutsche Missionsgesellschaft zählte nach dem letzten Jahresberichte 8 Haupt- und 143 Nebenstationen, 7635 Christen und 5627 Schüler; die Leipziger in Indien 40 Hauptstationen und 21,604 Gemeindeglieder sowie in Afrika 14 Stationen und 1169 Gemeindeglieder; die Gohnersche Mission 77,275 Gemeindeglieder und circa 18,000 Taufbewerber, aber leider nur 47 Missionare und 34 eingeborene Pastoren. Alle drei Missionsgesellschaften sind in ihre Jubiläumsjahre mit einem zum Teil recht bedeutenden Defizit eingetreten. Der Norddeutschen Missionsgesellschaft hat der Bremer Senat

„in voller Anerkennung ihrer erfolgreichen Bestrebungen, die ebenso sehr im kolonialen wie im kirchlichen Interesse liegen“, zu ihrem Ehrentage eine Jubiläumsgabe von 2000 Mark bewilligt. An Stelle des heimgegangenen D. Hölischer ist Hmels zum stellvertretenden Vorsitzenden des Kollegiums der Leipziger Mission, dem er schon seit Jahren angehörte, gewählt worden.

Die Leipziger Mission, die am 17. August ihr 75jähriges Jubiläum feiert, hatte von dem letzten 1887 verstorbenen Hallenser Missionar Gämmerer in Indien 1400 Christen auf 2 Stationen, Trankebar und Poreiar, übernommen. Nach einem Vierteljahrhundert hatte sie auf 9 Stationen 4800 Christen in der Pflege von 9 Missionaren und 2 Landpredigern. Nach einem halben Jahrhundert zählte man auf 21 Stationen 18,700 Christen bei 25 europäischen Missionsarbeitern und 11 Landpredigern; 3300 Schüler besuchten die Schulen. Heute sind es 54 europäische Missionsarbeiter und -arbeiterinnen, 28 eingeborene Pastoren, 40 Stationen, 21,900 Gemeindeglieder und 11,700 Schulkinder — allein 3000 Mädchen. Die Gaben für Indien sind von 233,000 Mark vor 25 Jahren auf 436,000 Mark heute gestiegen. Dazu kommt noch Afrika. 1886, im Jubiläumsjahre, hatte die indische Synode sich für eine Arbeit in Afrika ausgesprochen. Nach 7 Jahren wurde sie in Angriff genommen, und sie war auch in dem harten Wamba nicht vergeblich. 1800 Christen und fast 300 Katechumenen werden von 41 europäischen Missionsarbeitern dem Lichte entgegengeführt, und in neuerer Zeit mehren sich die Meldungen zur Taufe über alles Erwarten. Jetzt bringt die afrikanische Missionskonferenz unter Vorsitz des dort weilenden Bisitors, Missionsinspektors Weisshaupt, ihren Jubiläumsdank dar durch den am 25. Februar d. J. einstimmig gefaßten Beschluß, „daß sie jetzt den Zeitpunkt für die Besetzung eines neuen Missionsgebietes für gekommen halte und daß sie bereit sei, dafür zwei Missionare und einen Missionshandwerker zur Verfügung zu stellen“. So soll Traku als drittes Missionsgebiet in Angriff genommen werden, wohin schon 1909 eine Erkundungsexpedition unternommen worden war. Die Missionsleitung rechnet auf die Teilnahme ihrer lutherischen Missionsgemeinde. Leider hat sich der seit 1891 in großem Segen wirkende Missionsdirektor D. von Schwarz auf ärztlichen Rat veranlaßt gesehen, seine Stellung dranzugeben und in ein Pfarramt seiner Heimat Braunschweig zurückzulehren. Die Einnahmen betragen 1910 rund 647,000, die Ausgaben 648,000 Mark.

Die Rheinische Mission hat im letzten Jahre auf ihren verschiedenen Missionsgebieten nicht weniger als 10,523 Heiden und 5680 Christenkinder taufen dürfen. Am Anfang des Jahres betrug die Zahl ihrer sämtlichen Heidenchristen 158,621 gegen 144,929 im Vorjahre. In Sumatra sind 7421 Heiden getauft (gegen 3600 im Vorjahre), im Hererolande 1610 (gegen 736 im Vorjahre). Dazu betrug die Zahl der Taufbetreiber Anfang dieses Jahres 19,642 (gegen 13,119 im Vorjahre), und zwar allein in Sumatra 11,240. Neben 203 europäischen Arbeitskräften (darunter 24 Missions-schwester) standen zu Anfang dieses Jahres 1010 besoldete eingeborene Kräfte (darunter 31 ordinierte) im Dienste der Rheinischen Mission.

Hauptpastor Gehborn in Burg auf Fehmarn, dessen radikaler Unglaube in „Lehre und Wehre“ bereits charakterisiert worden ist, hat auf die ihm getwordene Zurechtweisung seitens des Schleswig-Holsteinischen Konsistoriums nicht nur Beschwerde beim Minister eingelegt und in derselben behauptet, daß seine Behandlung durch das Konsistorium „unfachlich“ und „unwürdig“

sei, sondern auch eine öffentliche Erklärung gegen die ihm vorgefetzte Behörde erlassen, die deutlich zeigt, wie groß die Verwirrung der einfachsten Begriffe bei diesem Manne ist, und daß solchen Leuten gegenüber Milde nicht mehr am Platze ist. Die in verschiedenen politischen Zeitungen veröffentlichte Erklärung lautet: „Das königliche Konsistorium hat gesprochen. Soweit sein Erlaß mich persönlich betrifft, verbietet es mir meine Würde, auch nur ein Wort dazu zu sagen. Aber die Eröffnung beschränkt sich nicht auf die Feststellung meiner persönlichen Unreife und Unfähigkeit, sondern sie verurteilt mit der Erklärung, daß meine in ‚Leben und Licht‘ enthaltenen Gedanken dem Evangelium widersprechen, zugleich die Christlichkeit der Tausende, die sich von mir in Kiel, in Breslau und in Burg zu einer neuen Erfassung des Evangeliums haben leiten lassen; sie stempelt diese Tausende, die zu den treuesten und aufrichtigsten Gliedern der Kirche gehören, zu Gliedern zweiten Grades, zu nur geduldeten Gliedern. Die Verwirrung und Bekümmernng, die dadurch hervorgerufen ist, fordert von mir, dem Verursacher, daß ich öffentlich Zeugnis ablege davon, daß das reine Evangelium, wie außer mir eine stets wachsende Zahl von Geistlichen es vertritt und eine stets wachsende Zahl von Laien es als ihren Untergrund und Lebensquell erfährt, durch keinerlei behördliche Worte und Taten getötet werden kann. Nur eine größere und edlere Frömmigkeit vermöchte es zu überwinden. Aber es gibt keine größere und edlere Frömmigkeit als die Jesu Christi, eben die, die wir als seine Nachfolger uns aneignen müssen. Darum müssen wir alle fest und treu bleiben, uns nicht irremachen lassen. Wir sind nicht Glieder der katholischen Kirche, die ein ‚unfehlbares Lehramt‘ besitzt, auch nicht Glieder irgendeiner Sekte, die mit irgendeinem formulierten Lehrbekenntnisse steht und fällt, sondern wir sind Glieder der evangelischen Kirche. In der evangelischen Kirche aber darf nie und nimmer gefragt werden: Hältst du dies für wahr, hältst du das für wahr? sondern darf nur gefragt werden: Ist dein Gesinnensein und dein Handeln von der Art Jesu? Dieses Gesinnensein und Handeln allein entscheidet über die Berechtigung des Ehrennamens ‚evangelischer Christ‘, und dieses Gesinnensein und Handeln immer von neuem darzustellen und zu pflanzen, ist die Hauptaufgabe des evangelischen Geistlichen. Darum nicht irremachen lassen und nicht müde werden in diesem Werke! Nicht streiten wollen wir, wo es sich um evangelische Frömmigkeit handelt, weder mit der Feder noch mit dem Schwerte. Und doch ist es ein Kampf, ein edler Wettkampf der Frömmigkeit, ein Kampf, in dem der Sieg dem zufällt, in dem am meisten heiliger Geist ist.“ Gehdorn vertritt das sogenannte „undogmatische Christentum“, das aber ebensowenig vorhanden und möglich ist wie ein rundes Dreieck. Selbst die sozialdemokratische „Schleswig-Holsteinsche Volkszeitung“ urteilt: „Ein Mann, der“ (wie Gehdorn) „alle Glaubenssätze der christlichen Religion für ganz nebensächlich und unbeträchtlich erklärt und den Nachdruck allein auf das ‚Gesinnensein und Handeln von der Art Jesu‘ legt — ein solcher Mann hat unsers Erachtens nichts mehr in der offiziellen modernen Staatskirche zu suchen und sollte auch, anstatt sich von dem Hochwürdigen Konsistorium wie ein Schuljunge abblanzeln zu lassen, mutig und mannhaft die Konsequenzen aus seiner Überzeugung ziehen und den frummen Herren den ganzen Kram vor die Füße werfen.“ Denselben Rat hat ihm D. Wohlenberg gegeben. Gehdorn aber erwidert: „Nein, ich versehe mein Amt nicht als von Konsistoriums Gnaden, sondern als von Gottes Gnaden und weiß fürwahr, daß



mein Predigtamt der göttlichen Majestät wohlgefalle.“ So wird Liberalismus zum fanatischen Enthusiasmus!

J. B.

Die liberale „Leipziger Lehrerzeitung“ schreibt: „Wir wissen ganz genau, was wir wollen. Es gilt, unser deutsches Volk von der Macht Roms und Wittenbergs zu befreien; es gilt, ein neues Geschlecht heranzubilden, das nicht mehr in den Maschen der Priestergefeße gefangen gehalten, sondern hin zu dem von Menschenfessungen ungetrübten Evangelium Christi geführt wird; es gilt, den Bund (1) zwischen der Hierarchie Roms und Wittenbergs zu zersprengen und ein deutsches Christentum zu schaffen. . . . Unsere Kämpen vom Evangelischen Bund und Schulverein werden weiter mit papiernen Waffen gegen Rom fechten, gegen uns aber alle ihre politische Macht ausspielen. Es wird und muß aber die Zeit kommen . . . , wo das ganze Volk zur Erkenntnis kommen wird, daß die konfessionelle Trennung des deutschen Volkes aufhören muß. Zubor aber müssen Rom und Wittenberg ausgeschaltet werden.“ Das ist eine Sprache, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Früher wurde auch von den liberalen Lehrern Sachsens meist nur betont, daß sie aus formalen Gründen gegen den Gebrauch des lutherischen Katechismus in den Schulen seien. Seitdem ihnen aber durch den „Roten Katechismus“ die Maske vom Gesicht gerissen ist, erklären sie offen: „Der inhaltliche Bestandteil des kirchlichen Bekenntnisses ist für die Kinder ein Dogma, das sie nicht verstehen, weil ihnen die Lebenserfahrungen abgehen. Das ist fast ohne Ausnahme mit dem gesamten Inhalte des kirchlichen Bekenntnisses der Fall. Darum lehnen wir Lehrer nicht bloß die Form, sondern auch den Inhalt des kirchlichen Bekenntnisses für den Religionsunterricht in der Volksschule ab.“ Schwindel ist es auch mit dem Argument der Liberalen, daß Schulkindern die nötigen Lebenserfahrungen abgehen, um den Katechismus zu verstehen. Die ganze Theologie dreht sich um die beiden Pole: Sünde und Gnade. Und wer weiß, was Sünde ist, dem ist auch klarzumachen, was Gnade ist. Jedem normalen Schulkind aber kann aus eigener, reicher Erfahrung gezeigt werden, was Sünde ist. Nur Gedankenlosigkeit oder Verhärtung gegen die einfachsten Tatsachen der Erfahrung kann das leugnen.

J. B.

Die Bemühungen der „Positiven“ in Elsaß-Lothringen, die dahin gerichtet waren, einen Professor ihrer „Richtung“ an die Straßburger Universität zu bekommen, sind abermals umsonst gewesen. Auf den Lehrstuhl für Neues Testament ist nicht der von ihnen gewünschte Prof. Hausleiter (Greifswald) berufen worden, sondern Prof. Erich Klostermann aus Kiel, der Sohn des bekannten dortigen Alttestamentlers. Er wird als „stark modern kritisch gerichtet“ bezeichnet. 74 evangelische Pfarrer und 191 Kirchenräte in Elsaß-Lothringen haben, wie eine Zeitungskorrespondenz berichtet, Stellung genommen zum Falle Zatho. Sie haben der evangelischen Gemeinde in Köln ihre lebhafteste Teilnahme wegen der Bedrohung durch das Spruchkollegium ausgedrückt und der Genugtuung Ausdruck gegeben darüber, daß für Elsaß-Lothringen eine solche Gefahr nicht besteht. In der elsass-lothringischen Landeskirche können die reißenden Wölfe noch ungestörter als in Preußen wüten und morden. Darüber empfinden diese Pfarrer und Kirchenräte Genugtuung! Die beiden „evangelischen“ Kirchen Elsaß-Lothringens haben zusammen knapp 250 Pfarreien. (E. L. F.)

Der bayerische Prinzregent und die Kniebeugungsorder. Die „E. R. Z.“ schreibt: „Bei Gelegenheit seines 90. Geburtstages sei auch einer ritterlichen

Tat des bairischen Prinzregenten gedacht, die einst in schwerer Zeit, als das ultramontane Ministerium Abel regierte, den bairischen Protestanten in böser Bedrängnis und härtestem Gewissensbrud Hilfe brachte. Die berüchtigte Kniebeugungsorder, die auch evangelische Soldaten zwang, ihr Knie auf Kommando vor dem ‚Allerheiligsten‘ der römisch-katholischen Kirche zu beugen, hatte unter den Protestanten die größte Erregung hervorgerufen; aber alle Versuche, sie auf geföhllichem Wege zu beseitigen, prallten an der unduldsamen und gewaltthätigen Gesinnung des Jesuitenministeriums Abel ab. Selbst die verbrieften Rechte der 1844 zu Bayreuth und Ansbach tagenden Generalsynoden wurden mit Füßen getreten. Die Beratung der 97 gegen die Kniebeugungsorder eingelaufenen Petitionen wurde verboten, und eine Immediateingabe der Synodalen an den König wurde abgewiesen. Als die Angelegenheit in der Staatsratsitzung vom 26. Februar 1845 zur Sprache kam, stellte ein katholischer Staatsrat sogar den Antrag, der König möchte den Synodalen öffentlich sein Mißfallen aussprechen, und Abel stimmte zu, während selbst die protestantischen Staatsräte schwiegen. Da war es, wie eine Münchener Korrespondenz vom 4. März 1845 mittheilte, der jüngste der Anwesenden, der in seinem 24. Lebensjahre stehende Prinz Luitpold, der mit inniger Wärme seine Stimme zugunsten der Bedrängten erhob. ‚Er setzte in klarer und lebendiger Rede auseinander, wie er in der Adresse der Ansbacher Synode keine Spur von Aufreizung zu erkennen vermöge und überhaupt nichts erbliden könne als eine ehrfurchtsvolle Darlegung der unter den Protestanten bestehenden Beschwerden und Befürchtungen, die gründlich gehoben werden müßten, wenn nicht die Eintracht, der Friede und die Kraft des Staates darunter leiden sollen.‘ Diese Worte machten tiefen Eindruck; Kronprinz Max schloß sich ihnen an, und König Ludwig I. wurde an dem Ministerium Abel irre. Am 12. Dezember 1845 wurde die Kniebeugungsorder aufgehoben. Die bairischen und mit ihnen die deutschen Protestanten haben dieses mannhafte Eintreten des Prinzregenten für die Gewissensfreiheit nie vergessen. Mit Recht schreibt man der ‚Augsb. Abendztg.‘ (No. 73) aus protestantischen Kreisen: ‚Wir Protestanten wissen uns in diesem Danke eins mit allen jenen Volksgenossen unsers engeren und weiteren Vaterlandes, welche — ohne Unterschied der Konfession — in Erhaltung der durch die Staatsverfassung garantierten Gewissensfreiheit aller und in der gegenseitigen aufrichtigen Toleranz eine der höchsten Garantien für die Wohlfahrt eines Volkes erblicken.‘ Konsequenter Papist war hier aber nicht Prinz Luitpold, sondern der ultramontane Abel.

**Fronleichnamsprozessionen.** Mit dem vorigen Jahr hat das Zentrum ein Stück seines allrömische Ziele verfolgenden, sogenannten „Toleranzantrages“, die Auslieferung der Straße für Fronleichnamsprozessionen, auch in ganz protestantischen Städten, in Bayern einzuführen begonnen. Eine sehr „weitherzige“ Auslegung der bestehenden Bestimmungen durch die bairische Regierung hat diesen Sieg des ultramontanen „Toleranzgedankens“ ermöglicht. Die Protestanten haben sich nunmehr wehrlos eine Prozession gefallen zu lassen, die nach dem kirchlichen, jedem Katholiken heiligen Dogma, wie es das Tridentinum festlegt, eine Demütigung der Ketzer vor der ecclesia triumphans bedeutet. Und nicht genug damit, seit dem Urtheil, daß im vorigen Jahr in Augsburg über einen Bürger wegen groben Unfugs gefällt wurde, weil er durch Nichtgrüßen einer Prozession Argerniß gegeben habe, sind die Protestanten und andersdenkende Katholiken unter Umständen in ihren ele-

mentarsten staatsbürgerlichen Rechten bedroht. Das heißt moderne Religions- und Gewissensfreiheit im 20. Jahrhundert. Daß es sich tatsächlich um ein aggressives Vorgehen des Ultramontanismus handelt, vor dem der Staat der Wittelsbacher zurückweicht, nicht aber um wahre Toleranz, die entgegenstehende verbürgte Rechte der andern Konfession schon, kann man aus einer Eingabe ersehen, die die protestantischen Kirchenvorstände von Ansbach, wo ebenfalls in diesem Jahre eine öffentliche Fronleichnamsprozession stattfinden soll, an den dortigen Magistrat gerichtet haben. Sie fragt an, ob die „Allerhöchste Entschliebung“ vom 7. März 1807, die bei Gründung der katholischen Pfarrei in Ansbach erfolgte und in § 9 „Prozessionen außer der Pfarrkirche ausdrücklich untersagt“, noch in Geltung ist. Die Duldsamkeit gerade jener Zeit um die Wende des 18. zum 19. Jahrhundert kann schlechterdings nicht bestritten werden. Auch war es eine katholische Regierung, die vor hundert Jahren so verfügte. Heute heißt Bayern ein paritätischer Staat, und wenn man nun auch meinen sollte, daß die Rechte der großen protestantischen Minderheit jetzt erst recht geschützt wären, so herrscht eben das Zentrum in Bayern, und die Ansbacher Evangelischen werden keine andere Antwort erhalten als die von Erlangen und Bayreuth.

(E. R. 3.)

**Fronleichnamsprozessionen in Bayern.** Die „A. E. L. R.“ schreibt: „In Bad Kissingen, das ein Weltbad ist, und unter dessen Kurgästen mindestens die Hälfte evangelisch ist, kam im vorigen Jahre die Fronleichnamsprozession an einigen Protestanten vorbei, die von ihr gar nichts wußten. Als diese sich passiv verhielten, sagte der amtierende Geistliche zu den Schulkleuten: ‚Sagen Sie doch den rohen Menschen, daß sie den Hut abnehmen!‘ Die Betroffenen, die den Gruß verweigerten, wandten sich darauf am 1. Juni mit einer Beschwerde an das Finanzministerium als die oberste Badebehörde. Von dort kam am 30. Juli der Bescheid, das königliche Staatsministerium der Finanzen sei nicht zuständig, sich mit der Angelegenheit zu befassen. Diese Antwort wurde nun mit einer Abschrift der Beschwerde an den Ministerpräsidenten von Podewils gesandt, um sie der zuständigen Behörde zu überweisen. Erst am 24. Oktober traf von dort der Bescheid ein, welcher lautete: ‚Auf Ihre Vorstellung habe ich Ew. Hochwohlgeboren im Auftrage Sr. Erzellenz zu eröffnen, daß Ihre Beschwerde dem zuständigen bischöflichen Ordinariat in Würzburg zugeleitet worden ist. Dieses hat sein Verdauern über den geschilderten Vorgang und die durch denselben veranlaßte scharfe Äußerung des katholischen Pfarrers von Bad Kissingen ausgedrückt. Man beachte den Wortlaut der Würzburger Entscheidung! Die ‚Gothaische Zeitung‘, welche in einem an hervorragender Stelle befindlichen Artikel über den Vorfall berichtet, hat denn auch das Verdauern des Ordinariats darauf bezogen, daß jene Protestanten die Prozession nicht begrüßt haben, und fügt daran kritische Bemerkungen über das Verhalten der bayerischen Regierung. Wir unsererseits sind der Meinung, daß Protestanten um des lieben Friedens willen entweder solchen Prozessionen aus dem Wege gehen oder aber, wo sich dies nicht bewerkstelligen läßt, aus Achtung vor den religiösen Gefühlen der Andersgläubigen den Gruß nicht verweigern sollten; wir wollen aber den vorliegenden Fall nicht verschweigen, weil er ein neuer Beitrag zu der Geschichte der Unannehmlichkeiten ist, die sich für uns Protestanten in Bayern an die immer arroganter werdenden katholischen Prozessionen anknüpfen. In dasselbe Kapitel gehört, was die Leipziger Neuesten Nach-

richten' über den militärischen Prozeßionszwang in Bayern schreiben. Danach müssen nicht nur protestantische Offiziere im Gefolge des königlichen Hofes sich an der Prozeßion beteiligen, sondern es werden auch protestantische Mannschaften zur Spalierbildung kommandiert und müssen selbstverständlich die Ehrenbezeugung vor dem katholischen Sanktissimum mitmachen. Das Leipziger Blatt spricht die Vermutung aus, daß das protestantische Oberkonsistorium bei der gegenwärtigen Lage der Dinge sich kaum über jenen Zwang beschweren werde. Trifft dies zu?" Es ist charakteristisch für den Mangel an Zeugenmut der Lutheraner in Bayern, daß die „A. E. L. R.“ rät: aus Achtung vor den religiösen Gefühlen der Andersgläubigen dem katholischen Sanktissimum den Gruß nicht zu verweigern, mit andern Worten: Menschen zu Gefallen den römischen Götzendienst quasi zu billigen und mitzumachen. F. B.

Die angekündigte päpstliche Enzyklika wider die portugiesische Regierung ist nunmehr erschienen. In derselben heißt es, der Papst habe lange geschwiegen, dürfe nun aber nicht mehr länger schweigen, da das Trennungsgesetz den Abfall von Gott verkündige und mit der katholischen Religion breche, zu der sich fast die Gesamtheit der Bürger bekenne. Das Gesetz sei ein Raubgesetz gegen die katholische Kirche, was die materiellen Güter angeht, und ein Gesetz tyrannischer Unterdrückung auf geistlichem Gebiete. Die kirchliche Hierarchie sei vollständig ausgeschlossen von jedem Einfluß auf die Organisation des Kultus, mit der man Wohltätigkeitsvereine beauftrage. Andererseits rufe das Gesetz Korruption des Klerus und Empörung gegen die rechtmäßigen Oberen hervor, indem es den Priestern, die von den kirchlichen Behörden dispensiert worden sind oder sich verheiratet haben, sowie ihren Witwen und Kindern Vergünstigungen gewährt und die portugiesische Kirche von der Verbindung mit Rom zu lösen bestrebt sei. Infolgedessen erklärt der Papst jenes Trennungsgesetz für null und nichtig und ermahnt den portugiesischen Episkopat und Klerus, die Verbindung mit dem Heiligen Stuhle zu wahren. (E. R. B.)

Hat Walther widerrufen? In den „Theologischen Zeitblättern“ der Ohioynode, Juli 1911, findet sich der erste Teil eines „Nachlasses des sel. D. Allwardt“. Am Schluß desselben, S. 317, lesen wir folgendes: „Da übrigens die Heilige Schrift nicht allein von schweren Sündenfällen der Heiligen, sondern auch von der aufrichtigen Buße derselben erzählt, so sei hier auch noch folgendes erwähnt: Ich erfuhr schon vor mehr als zwanzig Jahren aus zuverlässiger Quelle, daß D. W. während seiner langen Krankheit zweimal widerrufen wollte, daß aber sein Seelsorger, der jetzige D. Stöckhardt, das verhindert habe. Vor drei Jahren hörte ich wieder fast zu gleicher Zeit von zwei verschiedenen Seiten, daß D. Walther schwere Anfechtungen erlitten habe, daß kein Zuspruch noch Trost in seiner Seele haftete, daher sein alter Freund, Prof. Crämer von Springfield, hinggerufen wurde, der aber auch nichts ausrichten konnte und später zum zweiten Male hinabreiste; daß D. W. zweimal sagte: ‚Crämer, ich muß widerrufen.‘ Das alles kann ich nun freilich nicht beweisen; ich halte es aber für wahr, da ich es für undenkbar halte, daß ein Mann wie D. W. mit solchen groben Verfündigungen auf dem Gewissen ruhig sterben könnte; auch weiß ich bestimmt,

daß ähnliche Gerüchte unter missourischen Pastoren in Umlauf waren, und es bestärkt mich hierin noch ein Brief, dessen ich mich erinnere, in welchem D. Stöckhardt der gerade tagenden Synode das Ableben D. W.'s mittheilte, und der im „Lutheraner“ veröffentlicht wurde. Endlich glaube ich die Sache um so lieber, weil ich so hoffen darf, daß D. Walthers selig gestorben ist; das müßte ich sonst für unmöglich halten, weil die Schrift sagt: Gott bringt die Lügner um. Trotz alledem aber würde ich hiervon nichts vor die Öffentlichkeit bringen, wenn nicht D. Stöckhardt noch am Leben wäre, der ja um alles am besten Bescheid wissen muß und nur sagen darf: Es ist nichts dran! Ich kann zwar nicht erwarten, daß er den ganzen Sachverhalt darlegen werde, traue ihm aber auch nicht zu, daß er kurzweg alles ableugnen werde, wenn die Sachen sich so verhalten, wie ich berichtet bin.“ Der Unterzeichnete hat hierauf folgendes zu erwidern. Es ist ein eigen Ding, daß hier Mittheilungen veröffentlicht werden, von denen der Autor, D. Allwardt, selbst eingesteht, daß er sie nicht beweisen könne. Hätte D. Stellhorn, der dies berichtet, nicht vor der Veröffentlichung nähere Erkundigungen einziehen oder überhaupt über Dinge, für die er keine Weise in Händen hat, schreiben sollen? Was die Sache selbst betrifft, so verweise ich auf das, was nicht nur von mir in dem oben erwähnten Brief an die Synode, sondern auch von dem damaligen Herausgeber des „Lutheraner“ über D. Walthers letzte Krankheit und sein seliges Ende berichtet worden ist. Vgl. Lutheraner 1887, S. 87. 88. Wenn ich in jenem Briefe den Ausdruck „düster“ gebrauchte, so dachte ich besonders an die Depression der Leibes- und Seelenkräfte, welche Walthers schwere Krankheit, die Nervenschwindsucht, im Gefolge hatte. Ich füge noch hinzu, daß ich mit Walthers während seiner letzten langen Krankheit auch über verschiedene Artikel der Lehre gesprochen, ihm auch öfter den Trost der Gnadewahl vorgehalten habe, ohne daß er seinerseits irgendwelchen dissensus äußerte. Von einer Absicht Walthers, einen Widerruf zu leisten, oder einem Versuch meinerseits, ihn daran zu hindern, weiß ich rein nichts. Auch habe ich weder von Prof. Krämer noch sonst jemand gehört, daß D. Walthers etwas Ähnliches beabsichtigt und erklärt habe. Ich wiederhole, was schon längst bekannt ist, daß D. Walthers die letzte Frage, die ich an ihn richtete, ob er auf die Lehre, die er bekannt habe, auch sterben wolle, mit einem deutlichen, bestimmten Ja beantwortete. — Jener „Nachlaß“ des sel. D. Allwardt“, soweit er bis jetzt mitgeteilt worden ist, beschäftigt sich hauptsächlich mit „persönlichen Verunglimpfungen“. Hierzu sei nur kurz das eine bemerkt, daß wir nicht jedes Wort und Urtheil, wie über die persönlichen Motive seiner Gegner, welches bei Walthers in der Hitze des Kampfes mit untergelaufen ist, gutheißen und verteidigen, wie denn Walthers selbst sich nicht für einen vollkommenen Mann gehalten, der mit keinem Worte fehlt, vielmehr auch noch auf seinem Sterbebett sich als einen aufrichtigen Christen gezeigt, sich als einen armen Sünder bekannt hat, der nur durch die Gnade Jesu Christi selig werden wolle. übrigen könnten wir unsererseits, wenn wir dazu Lust hätten, „persönliche Verunglimpfungen“, in denen wir insonderheit der Unehrllichkeit geziehen werden, aus der obigen polemischen Literatur anführen. G. S. t.

# Lehre und Wehre.

Jahrgang 57.

September 1911.

No. 9.

## Die Assyriologie und das Alte Testament.

„Wozu diese Mühen im unwirtlichen, gefährvollen Lande? Wozu dieses kostspielige Umwühlen vieltausendjährigen Schuttes bis hinab auf das Grundwasser, wo doch kein Gold und kein Silber zu finden? Wozu der Wettstreit der Nationen, sich je mehr, je lieber von diesen öden Hügeln für die Grabung zu sichern? Und woher andererseits das immer steigende opferfreudige Interesse, das diesseits und jenseits des Ozeans den Grabungen in Babylonien und Assyrien zuteil wird?“ „Auf diese Fragen nennt eine Antwort, wenn auch nicht erschöpfend, so doch zu einem guten Teil Ursache und Zweck: die Bibel.“ Dies sind die einleitenden Worte des „Babel und Bibel“ betitelten Vortrages, den Prof. Friedrich Delitzsch im Jahre 1902 gehalten und veröffentlicht hat, und der bekanntlich in den folgenden Jahren eine wahre Hochflut von Babel-Bibel-Literatur jeglicher Färbung und Schattierung ins Dasein rief. Auf die in diesem und den folgenden Vorträgen über denselben Gegenstand vertretene Position, daß nämlich die alttestamentliche Gedankenwelt, einschließlich des Monotheismus, sich in den Hauptpunkten von Babylon herleite, wollen wir jetzt nicht näher eingehen. Das wird weiter unten zur Sprache kommen. Wir haben die Anfangsworte jenes Vortrages nur deshalb an die Spitze dieser Abhandlung gestellt, weil Delitzsch darin wenigstens den eigentlichen Punkt getroffen hat. Denn wenn auch die Ausgrabungen in dem Zweistromland, die Bloßlegung von Tempeln und Palästen, die Entdeckung und Entzifferung von Tausenden mit Keilschrift beschriebenen Tontafeln eins der fesselndsten Kapitel in der Geschichte des vergangenen Jahrhunderts bilden, wenn auch dadurch der geschichtliche Horizont sich plötzlich in ungeahnter Weise erweitert hat, so daß längstvergessene Zeiten und Völker nunmehr ins helle Tageslicht getreten sind — dies alles würde lange nicht so viel Interesse und Teilnahme erwecken, wenn nicht das Alte Testament unsere Blicke so oft auf das Euphrat-Tigris-Gebiet lenkte, wenn die Geschichte des Volkes Israel sich nicht an so vielen Punkten mit Babylonien und Assyrien berührte. Wie oft wird nicht

auf diese Länder im Alten Testament Bezug genommen! Schon in der sogenannten Völkertafel, Gen. 10, treten uns Babel und Ninive als mächtige Hauptstädte des Ostens entgegen. Jener Turm, dessen Spitze den Himmel erreichen sollte, wird nach dem folgenden Kapitel in der babylonischen Tiefebene gebaut. An dem Punkte, wo die biblische Erzählung, ihr spezielles Ziel verfolgend, die Geschichte des auserwählten Volkes anzubahnen beginnt, wird uns die wichtige Mitteilung gemacht, daß Abraham, der Stammvater des Volkes Israel, der auf göttlichen Befehl nach Westen zog, um der Träger der Verheißung und der Verkünder einer reinen Gotteserkenntnis zu sein, aus Ur in Chaldäa stammte, das heißt, wie man jetzt weiß, aus einer Stadt am unteren Euphrat. Redor=Raamor und seine drei Bundesgenossen, die nach Gen. 14 eine Empörung ihrer Vasallentönlige im Jordantal unterdrückten, um dann selbst von Abraham geschlagen zu werden, kamen ebenfalls aus dieser Gegend. Allerdings gibt es auch lange Zeiträume, wo der Vorhang fällt und Babel von dem Schauplatz der alttestamentlichen Geschichtserzählung verschwindet. Doch auch da finden sich zuweilen beiläufige Erwähnungen von Sitten und Gebräuchen, die babylonischen Ursprungs sind und die den biblischen Bericht zugleich illustrieren und bestätigen. So z. B. in der Familiengeschichte Abrahams und Jakobs, worauf wir später am passenden Ort zurückkommen werden. Wie ganz unerwartet und unvermittelt wird im Buch Josua, Kap. 7, 20, ein babylonischer Mantel erwähnt, der die Habgier des unglücklichen Achan reizte! Im Lichte der assyriologischen Forschung ist jedoch diese Notiz ganz am Platze. Kommen wir aber erst in die Königszeit hinab, so sind die Fäden der israelitischen und der assyrisch-babylonischen Geschichte oft aufs engste miteinander verflochten. Da entwerfen uns Geschichtsschreiber und Propheten ein lebendiges Bild von den beiden Großmächten im Osten, deren gewaltige Könige, von maßloser Herrschsucht getrieben, ihre Eroberungszüge so oft über ganz Vorderasien ausdehnten, schwächere Völker mit brutaler Gewalt und unmenschlicher Roheit zertraten und schließlich auch als die Zuchttrute Gottes die beiden Häuser Israels mit eiserner Faust zermalmten. Wir wollen hier zwei Abschnitte aus Jesaias einschalten, worin er Assyrien und Babylonien aufs trefflichste charakterisiert. Dem assyrischen König, der wegen seines grenzenlosen Hochmuts dem Strafurteil Gottes verfallen ist, legt er folgende Worte in den Mund: „Durch die Kraft meiner Hand . . . verriichte ich die Grenzen der Völker und plünderte ihre Vorräte und wie ein Allmächtiger stieß ich die Thronenden hernieder. Und meine Hand griff nach dem Reichtum der Völker wie nach einem Nest, und wie man verlassene Eier sammelt, so sammelte ich die ganze Erde, und keiner war da, der den Fittich regte oder den Mund aufsperrte oder zwitscherte“, Kap. 10, 13 ff. Hierzu liefern die heilschriftlichen Annalen der assyrischen Könige den besten Kommentar. Über Babel, dessen Sturz der Prophet mit erleuchtetem Blick voraus-

schaut, finden wir Kap. 14, 12 ff. folgendes Urteil: „Wie bist du vom Himmel gefallen, du strahlender Morgenstern! Wie bist du niedergehauen zum Boden, der du die Völker niederstrecktest! Du dachtest freilich bei dir: zum Himmel will ich emporsteigen, hoch über die Sterne Gottes empor will ich meinen Thron errichten und auf dem Götterberg mich niederlassen im äußersten Norden. Ich will zu den Wolkenhöhen emporsteigen und mich gleichstellen dem Allerhöchsten.“ Auch dies Urteil entspricht durchaus den keilschriftlichen Zeugnissen, worin Babel sein eigenes Bild gezeichnet hat. Ähnlich wie bei Jesaias klingt es oftmals wider aus den prophetischen Schriften. Auch wird uns eine ganze Reihe assyrischer und babylonischer Könige mit Namen genannt. Wer denkt nicht an Sanherib und Salmanassar, an Tiglathpilesar und Nebuchadnezzar, an Assarhaddon und Belsazar? Vergewärtigen wir uns nun diese Tatsachen und betrachten wir noch ferner, daß auch auf babylonischer Seite von den Beziehungen mit Israel mehr als einmal in den Tontafeln geredet wird, daß z. B. der Name Israel selbst sowie die Namen der Könige Omri, Jehu, Ahab, Hiskia und anderer erwähnt werden, so kann es uns nicht wundernehmen, wenn man die alten Schutthügel in den Euphrat-Tigris-Ländern so eifrig ausgräbt, um womöglich inschriftliches Material zu finden, das uns eine genauere Kenntnis der gegenseitigen Beziehungen zwischen diesen Herrschern und ihren Ländern vermitteln könnte. Ja, Delitzsch hat recht, wenn er sagt, daß das Wort „Bibel“, wenn auch nicht erschöpfend, so doch zu einem guten Teile Ursache und Zweck der rastlosen Tätigkeit in den Trümmern Babyloniens angibt. Freilich müssen wir hier gleich hinzufügen, daß die Zeugnisse der Keilschrift von verschiedenen Parteien auch verschieden gebraucht werden, je nach ihrem Standpunkt. Was rein geschichtliche Tatsachen anbelangt, so ist da oft kein Raum für Meinungsverschiedenheit gelassen. Kommt man aber auf das religionsgeschichtliche Gebiet, so sucht bekanntlich die eine Partei (und dazu gehört Delitzsch) zu beweisen, daß die Bibel, speziell das Alte Testament, ihre Wurzeln in Babel habe, während die andern behaupten, daß die einzigartige Stellung der Bibel durch die Keilschriftfunde nicht nur nicht erschüttert, sondern dadurch erst recht befestigt werde. So erklärt sich der Kampf um Bibel und Babel, der in dem verflochtenen Dezennium unaufhörlich gewütet hat. So ist es auch im letzten Grunde zu verstehen, wenn gesagt wird, daß das Wort „Bibel“ Ursache und Zweck der Ausgrabungen in Babylonien angibt. Es handelt sich nicht lediglich um die Förderung der Geschichtskennntnis, sondern um die Wahrheit des alten Bibelbuches. Der aufgefundenene Stoff wird nicht immer objektiv betrachtet und gewertet, sondern tendenziös verwendet und zu ungunsten der Bibel gedeutet.

Welchen Wert die Keilschrifttexte wirklich haben, wollen wir hier nur kurz angeben. Es ist unleugbar, daß wir an ihnen oft, wie bereits angedeutet, einen unschätzbaren Kommentar haben, der erklärend, er-



gänzend oder bestätigend zu dem alttestamentlichen Bericht hinzutritt. Durch sie wird die biblische Erzählung oft recht anschaulich und lebendig gemacht, und Licht in manche dunkle Ecke geworfen. Was im Alten Testament vielleicht nur flüchtig erwähnt oder mit wenigen, kurzen Worten abgetan wird, wird auf den Tontafeln zuweilen umständlicher geschildert. Um hier nur ein hervorragendes Beispiel dieser Art anzuführen, so lesen wir Jes. 20 von einem König Sargon, der seinen Feldherrn nach Asdod geschickt hat. Neben dieser kurzen Notiz hören wir nichts weiter von diesem König. Auch mußte die gesamte außer-biblische Literatur nichts von einem König Sargon. Die Nationalisten der früheren Zeit hatten ihn mit der größten Gemütsruhe als eine rein fingierte Persönlichkeit hingestellt. Aber kaum hatte der französische Konsul Emile Botta im Jahre 1843 seine Ausgrabungen in der Nähe von Mosul begonnen, da stieß er auf den Palast eben dieses Sargon, der damit plötzlich seinen Platz als geschichtliche Person behauptete. Wir besitzen jetzt nicht nur ausführliche Berichte über seine ganze Regierung und seine großen Kriegstaten, sondern an den Wänden seines Palastes tritt er uns sogar im Bilde vor die Augen. Und dies ist ein typisches Beispiel; denn es gibt noch andere von derselben Art. Und nicht nur in einzelnen Punkten und Tatsachen wird in dieser Weise unsere Kenntnis durch die Keilschriftforschung ergänzt und erweitert, es kommt auch vor, daß auf ganze Perioden Licht geworfen wird, so daß der Hintergrund, auf dem die Geschichte Israels sich abspielt, in deutlichen, farbigen Zügen erscheint. So in bezug auf die Zeit des Auszuges aus Ägypten und der Einnahme des Gelobten Landes. Hier haben die vielgenannten Amarnabriefe eine mächtige Lichtflut über die Mittelmeerländer und besonders über Kanaan, über die politischen und Kulturzustände um 1500 bis 1400 v. Chr. ergossen. Darüber Näheres später.

Aber nicht nur als Illustrationsmittel kommen die Zeugnisse der Tontafeln in Betracht. Schon das ebenerwähnte Beispiel des „fingierten“ Sargon zeigt, daß die Hauptbedeutung der Assyriologie darin bestehen wird, daß wir an ihr eine gewaltige Waffe besitzen zur Bekämpfung der willkürlichen Bibelkritik. Es ist ja bekannt, wie radikale Kritiker mit dem Alten Testament umgehen, wie man besonders in früherer Zeit Persönlichkeiten und Tatsachen, ja ganze Episoden, Völker (z. B. die Hethiter) und Perioden mit einem kurzen Federstrich oder einem bloßen Machtpruch ins Fabelland zu verweisen pflegte. Aber an der Spitze der archäologischen Forschung ist manche Lieblings-theorie ein für allemal gescheitert. Was man früher für mythischen, sagenhaften Dunst und Nebel erklärte, hat sich trotz aller Widersprüche als fester, historischer Boden erwiesen. Behauptungen und Hypothesen wurden von unerbittlicher geschichtlicher Tatsachen aus dem Felde geschlagen. So hat z. B. der große Hebraist Heinrich Ewald in seiner Geschichte des Volkes Israel im Jahre 1843 es in Zweifel gezogen,

ob die Schreibkunst überhaupt bis in die mosaische Zeit hinaufreiche. Wäre das begründet, so hätte natürlich Moses die ihm zugeschriebenen Bücher nicht verfaßt. Und dieser Gedanke hat Ewald wahrscheinlich jene Zweifel eingegeben. Ewald äußert sich in folgender Weise: 1) "The question stands briefly thus: Was there a system of writing already current in the time of Joseph or Abraham, or at least in the days of Moses? We are entirely without evidence to decide this question. . . . The narratives of the patriarchal ages bear no trace of a certain tradition of the use of writing in that ancient period." In ähnlicher Weise suchte ja auch bekanntlich Wolf die Unechtheit der homerischen Gedichte zu beweisen, weil nämlich die Schreibkunst in Griechenland nicht vor dem sechsten Jahrhundert bekannt gewesen sei. Aber die Ausgrabungen Schliemanns haben die Unhaltbarkeit dieser Theorie vor aller Welt gezeigt. Was würde nun der Historiker Ewald heute sagen, seitdem im Jahre 1902 ein babylonischer Gesetzeskodex aufgefunden wurde, 260 Einzelbestimmungen enthaltend, worin alle Verhältnisse eines reichgegliederten sozialen und bürgerlichen Lebens aufs genaueste geregelt sind, nämlich das Gesetz Hammurabis, des Zeitgenossen Abrahams? Ja, wie würde er staunen zu hören, daß man in Babylonien ganze Bibliotheken mit Tausenden von Tontafeln anlegte, lange ehe der göttliche Ruf an Abraham erging, aus Ur in Chaldäa nach Kanaan zu wandern! Während also früher der bibelgläubige Forscher jenen Vorwurf von dem späten Erscheinen der Schreibkunst in Israel durch kein außerbiblisches Zeugnis widerlegen konnte, ist er jetzt einer solchen Widerlegung völlig enthoben, und die Theorie ist geplatzt wie eine Seifenblase. So sehr hat sich jetzt die Sachlage geändert, daß das onus probandi auf den Schultern des Kritikers liegt, der seinem Gegner zu beweisen hat, warum Moses nicht habe schreiben können, da doch die mosaische Zeit erwiesener- und anerkanntermaßen eine literarische Zeit gewesen ist. Und dies Beispiel ist wiederum charakteristisch sowohl für die Art und Weise, wie die Radikalkritik verfuhr (und noch gerne verfahren möchte), als auch für die Grundlosigkeit ihrer Aufstellungen im Lichte der neueren Entdeckungen.

Die Tragweite der letzteren wird uns dann erst recht klar, wenn wir die Methode der historischen Kritik und die chronologische Stellung des Alten Testaments als ein Stück der Weltliteratur etwas näher ins Auge fassen. Noch vor hundert Jahren war das Alte Testament das älteste bekannte schriftliche Denkmal der Menschheit, abgesehen etwa von der Literatur der Chinesen, die hier nicht in Betracht kommt. Es bildete sozusagen eine Welt für sich, eine isolierte Insel inmitten des Meeres. Die älteste Geschichte, von der man wußte, war die Geschichte Roms und Griechenlands, deren Anfänge noch überdies ins Sagenreich gehören. Erst etwa um das sechste vordringliche Jahrhundert, er-

1) Ich zitiere nach der englischen Übersetzung. Das deutsche Original liegt mir nicht vor.

Märte die historische Forschung, befinden wir uns auf der terra firma authentischer Geschichte. Nun war aber das Alte Testament um diese Zeit beinahe zum Abschluß gekommen. Die Stimme des letzten alttestamentlichen Propheten war verhallt, ehe Herodot, der sogenannte „Vater der Geschichte“, die Feder ergriff. Welch ein verlockendes Feld bot demnach das Alte Testament für die subjektive Spekulation und Phantasie! Welch weiter Spielraum war hier eröffnet für willkürliche Geschichtskonstruktion! Man fragte: „Wie kann dies alte Buch seine Ansprüche, echte und glaubwürdige Geschichte zu erzählen, begründen? Es gibt kein gleichaltriges, zeitgenössisches Material, das seine Überlieferungen bestätigte. Was demnach den Stempel der Unwahrheit oder Unwahrscheinlichkeit deutlich an der Stirn trägt, muß vor einer wahrheitsliebenden und vorurteilsfreien Untersuchung weichen.“ So ließ sich der Kritiker durch nichts die Hände binden. Was sich nicht ohne Zwang seinem fertigen Geschichtsschema einfügte, was seinem subjektiven Geschmack widersprach, wurde kurzerhand als Fiktion entfernt. Wie leicht war es da, solche Erzählungen, wie wir sie etwa Gen. 14 finden, als die Erfindung eines spätlebenden Juden hinzustellen, der damit den Abraham, den Stammvater seines Volkes, habe verherrlichen wollen!

Dies alles ist jetzt anders geworden. Das Alte Testament ist nicht mehr eine in chronologischer Hinsicht isolierte Größe. Drüben in den Trümmern Babels, unter dem Schutte der Jahrtausende verborgen, lagen unbewußtliche Dokumente, die dem Alten Testament an Alter nicht nur gleichkamen, sondern zum Teil in eine noch weit graueren Vorzeit hinaufreichten. Diese harrten nur der Ausgrabung, um die Annahme, daß der Anfang der eigentlichen Geschichte im Gegensatz zur Mythé und Sage in eine verhältnismäßig späte Zeit falle, als völlig bodenlos zu betweisen. Wir wissen jetzt, daß auch in der außerbiblischen Welt das Nebelland der Dichtung und Phantasie nicht anfängt, sobald wir die Grenzen der römischen und griechischen Geschichte überschritten haben, sondern daß mächtige Reiche und Völker ihre Rolle in dem weltgeschichtlichen Drama bereits vollendet hatten, ehe Hellas und Rom am Horizont auftauchten. Rein historisch und chronologisch betrachtet, bildet demnach das Alte Testament durchaus keine abnorme Erscheinung. Assyrier und Babylonier schrieben Geschichte, Gesetze, Gebichte und Gebete und noch anderes mehr, ehe der Grund zum alttestamentlichen Kanon gelegt wurde. Dank diesen Tontafelfunden ist jetzt der Wertediger des Alten Testaments in der Lage, seinen Gegner vielfach mit dessen eigenen Waffen zu schlagen. Zwar ist jenes Axiom des kritischen Geschichtsforschers, daß nur das als glaubwürdige Geschichte anzunehmen sei, was sich auf zeitgenössisches Material stützen könne, nichts weniger als wissenschaftlich; aber selbst diese an das Alte Testament gestellte Forderung wird jetzt durch das Zeugnis der Steine zum guten Teil befriedigt.

Doch damit ist der Kampf um Bibel und Babel noch nicht zu Ende gekommen. Die sogenannte vergleichende Geschichtswissenschaft hat zwar viele früher angezweifelte Angaben des Alten Testaments auch vor dem Forum einer schonungslosen Kritik als unumstößliche Tatsachen erwiesen; aber gegenwärtig gebraucht man eben jene vergleichende Methode hauptsächlich dazu, die Abhängigkeit des Alten Testaments, namentlich in der sogenannten Urgeschichte (Gen. 1—11), von Babylonien zu beweisen. Es handelt sich hierbei vornehmlich um die gesamte, vom Alten Testament vertretene Weltanschauung, die man gerne als eine Läuterung und Umgestaltung babylonischer Stoffe hinstellen möchte. Sogar seine Gottesvorstellung, den Monotheismus, soll das Volk Israel dem östlichen Nachbar am Euphrat verdanken. Für das erste Blatt der Bibel diente ein babylonischer Mythos als Vorlage. Auch auf Gesetzgebung und Prophetie sollen babylonische Ideen ihren Einfluß geltend gemacht haben. Wie weit man nach dieser Richtung geht, läßt sich am besten erkennen, wenn wir hier einige Aussprüche der Hauptwortführer des Panbabylonismus einschalten. Friedrich Delitzsch ruft in seinem zweiten Vortrag über die Beziehungen zwischen Israel und Babylonien aus: „Wie so ganz gleichartig ist alles in Babel und Bibel!“<sup>2)</sup> Windler, wohl der bedeutendste Vertreter des Panbabylonismus, drückt sich so aus: „Die Betrachtung des alten Orients als eines großen Kulturorgans nötigt dazu, auch die geistigen Bewegungen, die auf seinem Boden sich abgespielt haben, unter dem Gesichtspunkt der Einheit dieses Kulturbereiches zu beurteilen.“<sup>3)</sup> Hier haben wir ein gutes Beispiel davon, wie ein moderner Religionsgeschichtler an seinen Stoff herantritt. Hier legt Windler den Hauptgrundsatz nieder, der ihm bei Beurteilung des alten Orients, einschließlich des Volkes Israel, mit allen seinen geistigen Erscheinungen maßgebend ist. Und was ist diese Norm der geschichtlichen Beurteilung? Kurz dieses: Es kann nichts Isoliertes, nichts Einzigartiges geben, sondern alle Erscheinungen der Kultur und Religion müssen aus einer gemeinsamen Quelle fließen. Da gibt es freilich manche Gelegenheit, den historischen Spürsinn, die historische Phantasie und die Kombinationsgabe zu zeigen, bei dem Versuch nämlich, „den genetischen Zusammenhang“ u. dgl. aufzudecken. Die „Ergebnisse“ lassen sich aber von vornherein denken; denn tritt man mit einer solchen fertigen Schablone an die Beurteilung des Alten Testaments, das ja ein Produkt jenes „Kulturbereiches“ ist, heran, so muß ihm jeder spezifische Charakter geraubt werden. Ob das aber objektive Forschung ist, ist eine andere Frage. Windler erklärt ganz unumwunden, daß jene gemeinsame Quelle, woraus die Weltanschauung aller Völker geflossen ist, nirgends zu finden ist als in Babylonien. Er sagt: „Diese gemeinsame Quelle für die Anschauungen aller Mensch-

2) Babel und Bibel, zweiter Vortrag, S. 16.

3) Die Keilschriften und das Alte Testament, 1903, S. 208.

heit, welche die niedrigste Stufe verlassen hat, kann nur dort gefunden werden, wo die Weltlehre, die gesamte Auffassung der Welt, also die Weltanschauung, auch wirklich die Erklärung aller solcher Einzelheiten gibt. Wenn ein gemeinsamer Ursprung aller Mythen und aller Weltanschauung der Menschheit angenommen werden muß, so kann nur dort die Heimat sein, so können nur dort die Lehren ihre erste Ausprägung erhalten haben, wo . . . die Lehren von Gottheit und Welt, welche sie jetzt in unzähligen Varianten widerspiegeln, in ihrer ursprünglichen Reinheit begegnen. Das aber ist im alten Babylonien der Fall.“<sup>4)</sup> Wesentlich in demselben Fahrwasser bewegt sich Alfred Jeremias, Pfarrer an der Lutherkirche und Privatdozent an der Universität Leipzig, der in seinem Werk, „Das Alte Testament im Lichte des alten Orients“, eine Gesamtdarstellung bietet von den Anschauungen der altorientalischen Welt, zu der auch Palästina gehört. In der Einleitung des über 600 Seiten umfassenden Buches finden sich folgende Äußerungen: „Die altorientalische Lehre ist durch die ganze Welt gewandert und hat, je nach der Beschaffenheit der Kultur, die von ihr beeinflusst wurde, verschiedene Ausprägungen gefunden.“ (S. 4.) Auf der nächsten Seite wird diese Lehre weiter so charakterisiert: „Diese Lehre fragt nach dem Urgrund der Dinge und umfaßt das Werden des Weltalls von den ersten Anfängen aus einem ‚Chaos‘ bis zur jetzigen Welt und deren Weiterentwicklung in künftigen Äonen bis zur Welt-erneuerung. Sie ist identisch mit Religion, und zwar im Sinne eines latenten Monotheismus.“ Diese gemeinorientalische Welterklärung und Weltanschauung liegt natürlich auch der biblischen zugrunde. Trotzdem müssen wir es hier zugunsten dieses Gelehrten erwähnen, daß er bis zu einem gewissen Grade den Offenbarungscharakter des Alten Testaments vertritt in bewußtem Gegensatz zu Delitzsch und andern. Er erklärt, daß „die Ausgrabungen am Euphrat nie zur Totengräberarbeit für die religionsgeschichtliche Prärogative der Bibel werden.“<sup>5)</sup> „Das Alte Testament ist uns die Urkunde göttlicher Offenbarung.“<sup>6)</sup> „Zehn fettgedruckte Stellen in der Lutherbibel genügen, um zu zeigen, wie erhaben der Geist des Alten Testaments über Babylon steht.“<sup>7)</sup> Ganz rückhaltlos und rücksichtslos spricht sich Otto Weber aus, dessen Buch „Theologie und Assyriologie“ wir folgende Stellen entnehmen: „Babel und Bibel sind Ausfluß einer einheitlichen Weltanschauung.“ (S. 5.) „Babel und Bibel sind Ausstrahlungen eines gemeinsamen Kulturherdes, verschieden wohl in der Entwicklung und Ausgestaltung, aber doch deutlich eines Bodens Früchte.“ (S. 10.) Und nun gar folgendes: „Die in der Großstadt die Herrschaft haben“ — er meint die Panbabylonisten, die in dem großen Babel regieren — „die sagen, das

4) Die babylonische Kultur in ihrer Beziehung zur unsrigen, S. 7.

5) Im Kampf um Bibel und Babel, S. 22.

6) A. a. O., S. 23.

7) A. a. O., S. 51.

Dörflein draußen<sup>8)</sup> — er meint das unscheinbare Israel — hat Babels Art, Babels Kultur; nur durch Babel ist es, was es ist;<sup>8)</sup> sie wollen ihre Gesetze der Verwaltung und der Lebensführung auch über diesen organischen<sup>8)</sup> Teil ihres Gemeinwesens ausdehnen, auch für ihn soll es keine Ausnahmegesetze mehr geben.“ (S. 10.) Von Jensen, dem Marburger Assyriologen, wird es genügen, den Titel einer vor zwei Jahren erschienenen Broschüre anzugeben, um seine Stellung zu kennzeichnen. Der Titel lautet nämlich: „Moses, Jesus, Paulus: drei Sagenvarianten des babylonischen Gottmenschen Gilgamesch.“ Diese Schrift ist „ein Appell an die Laien und eine Anklage wider die Theologen“, weil die letzteren „fast ohne Ausnahme“ sein im Jahre 1906 erschienenes Werk: „Das Gilgameschepos in der Weltliteratur“, „mit Schrift- und Katheder Gewalt“, „Machtprüchen und olympischen Donnerworten“ niederhieben. In diesem über 1000 Seiten starken Band hat sich nämlich Jensen keine geringere Aufgabe gesetzt, als den Beweis zu liefern, „daß der größte Teil der alttestamentlichen Geschieden sowie die Geschichte Jesu Sagen babylonischen Ursprungs sind, daß sie sich aus babylonischen Sagen entwickelt haben“.

Aus obigen Aussprüchen können wir uns eine Vorstellung machen von dem Geist, der den Panbabylonismus beherrscht, und von den Zielen, die er verfolgt. Kein Wunder, daß selbst ein so radikaler Kritiker wie Budde mit Bezug auf solche Babylonisierungsversuche der alttestamentlichen Offenbarung den „Panbabylonismus“ verurteilt, „der seine Niesenfaust auf das Alte Testament legt“, daß er erklärt, nach dem Verfahren eines Windler sinke „alles in nichts zusammen, was wir vom Alten Testament zu besitzen stolz waren“.

Ehe wir nun auf die nähere Untersuchung und Wertschätzung des teilinschriftlichen Materials eingehen, dürfte es wohl nicht unpassend sein, zunächst zur Orientierung einen kurzen Überblick über die Geschichte der Ausgrabungen und Entzifferung der Keilschriftdenkmäler zu geben, woran sich dann naturgemäß eine Charakteristik der Schrift, Sprache und Literatur der Assyrer und Babylonier anschließen wird. Dies soll in den folgenden Artikeln geschehen. C. G ä n z l e.

## Laien und Schicksale des erhöhten Joseph in Ägypten.

C. Joseph gibt sich seinen Brüdern zu erkennen und heißt den Vater nach Ägypten kommen.

(1 Mos. 45.)

Als Joseph einst von seinen Brüdern in die Grube geworfen wurde, und sie überlegten und berieten, was sie mit ihm anfangen wollten, und als sie ihn dann für zwanzig Silberlinge verkauften, da mag er wohl auch geweint haben, als er sie flehte, das doch ja nicht zu tun.

8) Von uns hervorgehoben.

Als er auf Betrieb des gottlosen Weibes Potiphars ins Gefängnis geworfen wurde, seine Füße im Stod eingespannt waren, und sein Leib in Eisen liegen mußte, da wird es wohl auch nicht ohne Tränen abgegangen sein, wenn er an das dachte, was er nun alles verloren hatte. Aber auch seitdem Joseph erhöht ist, haben wir ihn schon zweimal in Tränen gesehen: das erste Mal, als seine Brüder untereinander sprachen: „Das haben wir an unserm Bruder Joseph verschuldet“; das andere Mal, als ihm sein Herz entbrannte gegen seinen Bruder Benjamin. Diese beiden Male aber hat er die Bewegung seines Herzens vor seinen Brüdern verborgen, hat sich von ihnen abgekehrt und ist in seine Kammer gegangen, um da seinen Tränen freien Lauf zu lassen. Jetzt aber, nachdem er Judas Rede vernommen hatte, ist der Sturm in seinem Innern so mächtig geworden, daß der Strom seiner Gefühle durch keinen Damm mehr zurückgehalten werden konnte — er mußte überfließen. „Joseph konnte sich nicht länger enthalten.“ Gerade so viel Kraft hatte er noch, daß er allen Aegyptern, die um ihn herstanden, zurief: „Lasset jedermann von mir hinausgehen!“ und daß er wartete, bis das geschähen und er mit seinen Brüdern allein war. Dann übermächtigte es ihn. „Er weinete“, und er weinte so „laut, daß es die Aegypter und das Gesinde Pharaos hörten“, die soeben das Zimmer verlassen hatten. Sie mußten es noch hören, so mächtig war Josephs Bewegung. Die Aegypter mögen ganz stille gewesen sein, gehorcht und gedacht haben: Was geht denn wohl da drinnen vor, daß unser Herr Joseph so laut weint? Es muß ihn etwas, was diese Männer und ihn selbst angeht, ganz gewaltig angegriffen haben, etwas, was wir nicht wissen sollen. Und freilich war das, was jetzt kam, nicht auf ihre Gegenwart berechnet. Sie sollten nicht zugegen sein und seine Bewegung nicht sehen, wenn er sich nun seinen Brüdern zu erkennen gab. Sie sollten nichts hören von der großen Veründigung seiner Brüder, die ja nun zur Sprache kommen mußte; sie sollten nicht Zeugen sein ihrer tiefen Beschämung, nicht Zeugen der brüderlichen Veröhnung, die jetzt auch vor sich gehen sollte. Und für ihre Ohren war auch das nicht berechnet, was Joseph seinen Brüdern zu sagen hatte über die Wege und Fügungen Gottes.

Aber als er nun unter lautem Weinen die Worte herausgebracht hatte: „Ich bin Joseph; lebet mein Vater noch?“ da war es den Brüdern doch gerade, als hätten sie den Donner des Jüngsten Gerichtes gehört; „sie konnten ihm nicht antworten, so erschrafen sie vor seinem Angesichte“. Und doch zeigten seine Züge gewiß nicht das Aussehen eines Mannes, der an seinen Feinden Rache nehmen wollte. Aber das war das böse Gewissen in seinen Brüdern, was sie so erzittern und erschrecken machte, daß sie vor ihm zurückwichen. Man liest öfters, daß, wenn ein Scheintoter im Sarg aus seiner Erstarrung erwacht und anfängt, sich zu regen, meistens Entsetzen diejenigen ergreift, die davon Zeugen sind; sie laufen wohl gar — so sehr hat das Unerwartete sie

bestürzt gemacht — davon, und es dauert eine ganze Weile, bis sie sich gefaßt haben und daran denken, daß sie dem aus dem Scheintode Erwachenden zur Hand gehen und Hilfe leisten sollten. Ja, nicht anders, als wäre wider alles Erwarten Joseph vom Tode auferstanden, sahen seine Brüder den Mann an, der vor ihnen stand und sprach: „Ich bin Joseph.“ Für sie war er ja tot gewesen. Obgleich sie den Vater hatten glauben machen wollen, ein reißend Tier habe Joseph zerrissen, so mußten sie sich doch sagen, er kann recht wohl noch am Leben sein, ist er ja doch fast der Jüngste von uns. Darum sagen sie auch, wenn sie nicht gerade mit dem Vater darüber reden, sondern sonst von Joseph sprechen: „Er ist nicht mehr vorhanden.“ Aber sie haben doch nie darauf gerechnet, ihn je wieder zu sehen. Für sie war er tot. Und nun ist es doch nicht wahr, sondern er lebt und steht vor ihnen. Und er kennt sie und weiß ihre Missethat und hat Macht, sie zu offenbaren und zu strafen und sich zu rächen. Das alles macht, daß sie vor ihm zurückweichen, so daß er zu ihnen sprechen muß: „Tretet doch her zu mir!“ „Lebet mein Vater noch?“ Das hatte er gleich hinzugesetzt, als er sich ihnen nannte. Warum denn? Er hat es ja schon ein paar-mal von ihnen für ganz gewiß gehört: „Es gehet deinem Knecht, unserm Vater, wohl und lebet noch.“ Da sieht man aber, wie er seinen Vater liebte. Das war ihm jetzt noch eine rechte Hauptsache, daß der Vater noch lebe. Er hat ja eben aus dem Munde Judas gehört, daß es nicht mehr viel Kummers bedürfe, beim Vater das letzte Fünkchen Leben vollends auszulöschen; und er hat gesehen, die Brüder wollen dieses Fünkchen hüten, daß es nicht erlösche. Wenn seine Probe anders ausgelaufen wäre, hätte es nicht wirklich den Vater töten können? Wenn nun die Brüder keine Liebe zu Benjamin gehabt, wenn sie zum Haushalter gesagt hätten: So nimm nun Benjamin hin und laß ihn deines Herrn Knecht sein; wir aber ziehen wieder heim zu unserm Vater und zu unsern Weibern und Kindern — ja, dann hätte er gewiß Benjamin bei sich behalten und sicher nicht als Knecht, sondern als lieben Bruder und hätte ihn zum großen Herrn gemacht und hätte dem Vater bald Bescheid geschickt, daß er geborgen ist samt ihm selbst. Aber wenn es so mit dem Vater stand, wie er eben jetzt von Juda gehört hatte, dann hätte die Kunde der Brüder den Vater inzwischen schon längst getötet gehabt. Daran muß Joseph jetzt denken, und dabei überfällt ihn eine fliegende Angst um des Vaters Leben, das so wenig Stöße mehr erleiden mag, so daß Angst und Liebe zugleich ihm die Worte austreiben: „Lebet mein Vater noch?“ Brautleute fragen ein-ander wohl sechsmal des Tages: „Hast du mich lieb?“ und wenn sie die Antwort: „Ja, und du mich auch?“ noch so oft schon vorher gehört haben. Und darüber wundert sich niemand. So darf uns das nicht wundern, daß Joseph, der schon öfter gehört hat, sein Vater lebt noch, und es geht ihm wohl, es nochmal hören will, daß er noch lebt. Seine Frage bezeugt aber zugleich den erschrockenen Brüdern, wie Joseph noch



an der Familie hängt und weder den Vater noch seines Vaters Haus vergessen hat. Auf seine freundlichen Worte: „So tretet doch her zu mir!“ treten sie zu ihm, und jetzt nimmt er ihnen gleichsam das Schuldbekennnis vorweg und erspart ihnen, es selbst zu sagen, indem er spricht: Ja, „ich bin Joseph euer Bruder, den ihr nach Ägypten verkauft habt“. Diesmal nennt er sich auch ihren Bruder. „Und nun“, fährt er fort, „bekümmert euch nicht“, laßt eure Augen darüber nicht dunkel werden, „und denkt nicht, daß ich darum zürne, daß ihr mich hierher verkauft habt.“ Die Sünde ist euch vergeben; ich habe euch lieb. Ich sehe wohl, Gott hat es damals gut mit mir gemeint, wie ich es nicht denken konnte. Und er meint es heute gut mit euch, so gut, wie ihr es noch gar nicht wissen könnt. „Denn um eures Lebens willen hat mich Gott vor euch hergesandt.“ Vor euch her, euch voran, denn auch ihr sollt nach Ägypten kommen. „Denn dies sind zwei Jahre, daß es teuer im Lande ist, und sind noch fünf Jahre, daß kein Pflügen noch Ernten sein wird.“ Diese letzten Worte meint Joseph so: Viele werden gar kein Korn zur Aussaat mehr haben und das Säen und Pflügen ganz sein lassen. Und auch bei denen, die es tun, wird fast nichts herauschauen; sie werden keine Ernte haben. Und das wird im Lande Kanaan sein wie in Ägypten. Und ich weiß es, Gott hat mich vor euch hergesandt. Wesentlich und hauptsächlich deswegen hat mich Gott nach Ägypten kommen lassen und auf diesen Platz gestellt, auf dem ich nun stehe, damit das Haus Jakobs, das Haus Israels, errettet werde durch eine große Errettung. Denn es wird keine gewöhnliche Teuerung sein, in der schließlich, wer die Geldmittel reichlich hat, immer noch etwas zu kaufen vorfindet; es wird vielmehr eine große Hungernot kommen. Das hat mir Gott geoffenbart. Gott hat mich dem Pharao zum Vater gesetzt und zum Herrn über all sein Haus und zum Fürsten in ganz Ägyptenland. Das also sollen die Brüder denken. Es ist Gottes Fügung, Gottes gnädige Fügung gewesen, die alles Böse zum Guten gelenkt hat. Und nun ermahnt er sie: „Eilet nun und ziehet hinauf zu meinem Vater“ (wie wohl wird's ihm gemessen sein, wie er das erste Mal Jakob vor den Ohren der Brüder wieder seinen Vater hat nennen können; bisher immer „euren“ Vater) „und saget ihm: Das läßt dir Joseph, dein Sohn, sagen: Gott hat mich zum Herrn in ganz Ägypten gesetzt; komm herab zu mir, säume dich nicht!“ Er hat es wohl gemerkt, der Vater hat so viel Leid und Kummer gehabt, daß er eines starken Trostes bedarf; und bald, bald will Joseph ihn hier haben. Er will vom Vater auch noch etwas haben, solange der lebt. Und da muß ja der Vater kommen. Joseph kann nicht abkommen; er ist Pharaos rechte Hand, ihn braucht man in Ägypten allzu nötig. Aber der Vater soll kommen, damit sie beieinander sein können. Der Vater soll sich auch nicht bekümmern, daß er dann in seinen alten Tagen etwa noch eine ganz andere Lebensweise anzunehmen und zu führen genötigt ist; nein, Joseph läßt ihm sagen: „Du sollst im Lande Gosen wohnen“.

im besten Weideland Aegyptens, das noch heute Aegypten am meisten einträgt. „Du sollst nahe bei mir sein“, so daß wir einander auch nachher leicht noch öfter sehen können. „Du und deine Kinder und deine Kindeskinder“, ihr sollt alle miteinander kommen, dazu „dein Klein und groß Vieh und alles, was du hast. Ich will dich daselbst versorgen“. Die Brüder sollen auch dem Vater, wenn der etwa in seinen alten Tagen — 130 Jahre — durchaus nicht mehr umziehen wollte, sagen, daß ganz gewiß noch fünf Jahre schwerer Teuerung kommen werden, damit der Vater doch ja komme und nicht Mangel leide und am Ende ganz verderbe mit seinem ganzen Hause. „Siehe, eure Augen sehen und die Augen meines Bruders Benjamin, daß ich mündlich mit euch rede“, so schließt Joseph seine Rede. Der Vater wird es euch nicht glauben wollen, daß ich noch lebe; es wird ihm unmöglich vorkommen, will Joseph sagen; aber ihr könnt es ja nun alle sagen, daß ihr mich gesehen habt, und daß ich selber mit euch geredet habe; und wenn er es euch nicht so leicht glauben sollte, so wird er doch meinem Bruder Benjamin glauben, daß er mich gesehen und mit mir geredet hat. Ja, „verkündet nur meinem Vater alle meine Herrlichkeit in Aegypten und alles, was ihr gesehen habt“, und macht nur vorwärts! „Eilet und kommet hernieder mit meinem Vater hieher!“ Jetzt kann es ihm gar nicht schnell genug gehen.

Und nun fiel er seinem Bruder Benjamin um den Hals und weinte, und Benjamin weinte auch an seinem Halse. Daß er diesen seinen leiblichen Bruder zuerst umarmt, das ist ganz natürlich, es ist für ihn ein ganz neues Gefühl, einen Bruder umarmen zu können. Und auch Benjamin; der hat jetzt auf einmal einen Bruder, und was für einen! Er hat ihn immer für tot gehalten, und siehe, er lebt und ist Herr über ganz Aegypten. Und ob er schon ein so großer Herr ist, ist er doch voll heißer Liebe gegen ihn, den er 22 Jahre lang nicht gesehen und nur als einen jungen Knaben gekannt hat. „Und er küßete alle seine Brüder und weinete über sie.“ Es ist da ein anderer Ausdruck gebraucht als bei Benjamin. Benjamin weint an seinem Halse und er, Joseph, an Benjamin's Halse; beide haben also gestanden. Die andern Brüder aber scheinen sich wieder hingeworfen, hingekniet zu haben, nachdem sie ihm näher getreten sind; die werden ihn ja jetzt um Verzeihung gebeten haben, so daß er sich mit dem Worte der Vergebung hat zu ihnen herabbeugen müssen. So weinte er über sie. Aber auch sie wußten, daß er es herzlich meinte; er küßte alle seine Brüder. „Danach“, heißt es, „redeten seine Brüder mit ihm.“ Was wird das für ein Neben gewesen sein! Wiederholte Bitte um Vergebung, wiederholte Versicherung: „Bekümmert euch nicht; es ist alles vergeben“; wiederholte Selbstanklage ihrerseits, seinerseits wiederholte Tröstungen: „Mir fällt es nicht ein, euch etwas nachzutragen; ich bin selbst so froh, daß ich es nicht sagen kann, daß es so gekommen ist. Was ich zuvor und heute über euch verhängt habe, das war eine bloße Prüfung; ich wollte

nur sehen, ob euch eure Sünde leid ist, ob ihr den Vater liebhabt, ob ihr meinen Bruder Benjamin liebhabt. Ich habe euch lieb, und ihr müßt alle auch mit dem Vater kommen, keiner ausgenommen; ihr sollt es gut haben.“ Und dann wird er auch weiter mit ihnen geredet haben, wird vertraulich mit ihnen geworden sein, wird ihnen gesagt haben, daß er auch verheiratet ist, was für eine vornehme Frau ihm Pharao gegeben hat, daß er schon zwei Kinder hat, und daß er bei Pharao alles gilt. Und dann wird er sich auch ganz genau erkundigt haben, wie es denn ihnen, den einzelnen, gehe in Haus und Familie, wie viele Kinder jeder habe. Er wird auch gefragt haben nach Lea und nach Bilha und nach Silpa und nach seiner Schwester Dina und nach allem möglichen, woran man sich nach 22 Jahren noch erinnern kann. Na, dabei ging denn auch den Brüdern das Herz wieder auf; und wo das Herz sich öffnet, da öffnet sich auch der Mund.

O welch eine Stunde war das für Josephs Brüder! Jetzt, jetzt endlich waren sie die entsetzliche Last los, die 22 Jahre lang wie ein geheimer Bann auf ihnen gelegen hatte; und der, an den sie nie ernstlich haben denken können ohne einen Druck auf dem Gewissen, der hat selber über sie die Absolution gesprochen und hat über sie geweint und zu ihnen gesagt: „Bekümmert euch nicht!“ Und er will Gutes, lauter Gutes, nur Gutes an ihnen tun auch inskünftige. Das war ja gewiß eine Stunde, in der sie beten lernen mußten: „Lobe den Herrn, meine Seele, der dir alle deine Sünden vergibt und heilet alle deine Gebrechen, der dein Leben vom Verderben erlöst, der dich krönt mit Gnade und Barmherzigkeit, der deinen Mund fröhlich macht, und du wieder jung wirfst wie ein Adler.“

Indem aber das alles vorging und ihnen noch zumute war wie den Träumenden, kam auch das Geschrei in Pharaos Haus, das also ganz nahe dem Hause Josephs war, „daß Josephs Brüder kommen wären“. Wir wissen nicht, ob Joseph selbst auf der Stelle es Pharao angegeben hat, was ja wohl möglich ist, oder ob schon durch die Ägypter, die Joseph in großer Bewegung verlassen hatten, etwas davon zu Pharao gedrungen war; das könnten wohl nur Verwandte von Joseph sein, die jetzt bei ihm wären, diese hebräischen Hirten bei ihm, dem Hebräer. — Und wir hören, „daß Josephs Brüder kommen wären“, das gefiel Pharao wohl und, weil ihm, darum auch allen seinen Knechten. Joseph hatte, wie wir gehört haben, schon selbst aus eigener Machtvollkommenheit und aus eigenem guten Willen seine Brüder eingeladen, mit dem Vater nach Ägypten zu kommen. Aber was er ihnen angeboten hat, das bestätigt nun aus freien Stücken Pharao ausdrücklich, und er tut das auf eine recht feine Weise, die wieder ein recht königliches Gemüt anzeigte. Um zu zeigen, wie willkommen ihm diese Gäste sind, gerade darum, weil sie Josephs Verwandte sind, und wie hoch er von seinem Joseph hält, gibt er ihm nicht etwa nur die Erlaubnis: Jawohl, du kannst sie alle kommen lassen, ich habe nichts dawider, sondern er ber-

wandelt die Erlaubnis in einen Befehl an Joseph: Du sollst sie selbstverständlich kommen lassen. „Sage deinen Brüdern: Tut ihm also, beladet eure Tiere, ziehet hin; und wenn ihr kommt ins Land Kanaan, so nehmet euren Vater und euer Gefinde und kommt zu mir; ich will euch Güter geben in Ägyptenland, daß ihr essen sollt das Markt im Lande. Und gebeut ihnen, tut ihm also, nehmet zu euch aus Ägyptenland Wagen zu euren Kindern und Weibern und führet euren Vater und kommt, und sehet euren Hausrat nicht an; denn die Güter des ganzen Landes Ägypten sollen euer sein.“ So ehrt Pharao durch diesen Befehl Joseph und seine Familie aufs neue vor all seinem Volk und den Joseph auch vor seinen Brüdern. Und die überzeugen sich also durch diese königliche Einladung Pharaos, daß sie nicht ins Land geschmuggelt werden sollen wie Gäste, die man verbergen und denen man nur in der Stille wohlthun will, sondern als Pharaos geehrte Gäste sollen sie gehalten sein. Sie merken, der König will es durchaus nicht anders haben, als daß wir wiederkommen mit dem Vater, sonst gäbe er uns nicht alles mit, was nur vonnöten ist zum schnellen und bequemen Umzug von Kanaan nach Ägyptenland. Ihr sollt kommen und ihr sollt es gut haben, das sagt ihnen auch Pharao mit königlicher Freigebigkeit, das ist seine Antwort auf das Geschrei, „daß Josephs Brüder kommen wären“; ja, das ist sein Befehl.

Und nun gab es kein Aufhalten mehr. Zu dem, was Pharao getan hatte, der ihnen Wagen gab und Zehrung auf den Weg, tat dann Joseph auch noch aus seinem Eigenen und sandte seinem Vater zehn Esel mit Gut beladen aus Ägypten — damit hat er das Geschenk erwidert von ein wenig Balsam, Honig, Myrrhen, Datteln, Mandeln und Würze — und zehn Eselinnen mit Getreide und Brot und Speise seinem Vater auf den Weg. Denn gleich soll der Vater die Reise antreten, und unterwegs soll ihm nichts gebrechen; darum schickt er so reichlich Mittel. Und außerdem gab er, damit seine Brüder sähen, wie ganz und gar er mit ihnen ausgesöhnt war, einem jeglichen ein Feierkleid, auch dem Simeon und Levi; seinem Bruder Benjamin aber gab er gar 300 Silberlinge und fünf Feierkleider. Warum so viele? Fürchtet er nicht, die Brüder werden ihn darum beneiden, daß er so viel mehr empfängt als sie? Nein, die Sorge hat er nicht. Aber Benjamin ist der einzige, an dem Joseph sozusagen etwas gutzumachen hat. Was hat der arme Benjamin, sein leiblicher Bruder, empfinden müssen von dem Augenblick an, wo der Haushalter Josephs Becher fand in seinem Sack, bis zu dem Moment, wo Joseph sich seinen Brüdern zu erkennen gab und ihm um den Hals fiel und an seinem Halse weinte! Die Herzensangst, die Benjamin da ausgestanden hatte, die Betrübniß darüber: „Jetzt muß ich hier als ein Dieb gelten, und es ist mir doch nicht eingefallen, etwas zu nehmen. Ach, jetzt sehe ich den Vater nie wieder; jetzt muß ich eines fremden Herrn Sklave werden in Ägypten! Und wenn es mir nur nicht geht, wie meine Brüder sagten: ‚Der, bei

welchem der Becher funden wird, sei des Todes!“ — diese Angst und Betrübniß will Joseph ihm gleichsam wieder vergüten, wenn es gleich nur ein paar kurze Stunden gewesen sind. — Und nun „ließ er seine Brüder, und sie zogen hin; und er sprach zu ihnen: Zanket nicht auf dem Wege!“ Was hat er damit wohl gemeint? Nun, wenn Luther vermutet, daß sie gezankt hatten auf dem Wege von da, wo der Haushalter sie ergriff und zurückführte in Josephs Haus, so war gewiß noch mehr Ursache vorhanden zu fürchten, daß sie jetzt auf dem Heimwege zu ihrem Vater Jakob zanken möchten, gewiß nicht über die größere Gabe, die Benjamin empfangen hatte, aber über etwas anderes. Denn jetzt mußten sie ja — das war nicht mehr aufzuhalten — auch vor dem Vater ihre Missetat an Joseph bekennen. Joseph kannte das menschliche Herz. Er weiß, wie da gern einer die Hauptschuld auf den andern schiebt, um die seinige etwas geringer darzustellen. Darüber sollen sie untereinander nicht zanken, wieviel Prozent Schuld jeder hat; wer soll es dem Vater sagen, und wie bringt man es ihm bei, was wir Böses getan, und daß wir unsere Missetat so lange verhehlt haben; obwohl wir seinen Kummer und seinen herzzerreißenden Schmerz gesehen haben? Das war Josephs Meinung: sie sollten, anstatt darüber miteinander zu streiten, vielmehr immer daran gedenken: Wir haben wohl gedacht, es böse zu machen, aber Gott hat alles gut gemacht und er hat Joseph vor uns hergesandt, daß er das ganze Haus Israel errette durch eine große Errettung.

So zogen sie denn nun auch hinauf von Ägypten und kamen in das Land Kanaan zu ihrem Vater Jakob und verkündigten ihm: „Joseph lebet noch und er“, eben er, „ist der Herr im ganzen Ägyptenland“, vor dem wir uns alle so gefürchtet haben. Was war das für ein Segen und was für eine Wohlthat Gottes, daß die Brüder dem Bekenntnis ihrer Sündenschuld die große Freudenbotschaft vorausschicken konnten: „Joseph lebet noch und ist ein Herr über ganz Ägyptenland.“ Diese Nachricht mußte ja den bittersten Stachel aus dem Bekenntnis ihrer Schuld wegnehmen. Und was für eine Botschaft war das für den alten Jakob! Er konnte und konnte gar nicht glauben, was er hörte. Das war für ihn ein so vollgedrückt, gerüttelt und überflüssig Maß von Freude nach seinem langen Herzeleid, sein Herz war ihm so eng geworden, daß diese große Freudenpost darin gar nicht Platz fand. Er dachte gar viel anders. Er glaubte seinen Kindern nicht. Und nun mußten sie denn freilich dran und mußten ihre Schuld bekennen und ihm alles ansagen, wie Joseph ihnen vergeben hat, und alle, alle Worte, die Joseph zu ihnen gesagt hatte, alles, alles ganz genau. Und immer noch war es dem alten Vater wie einem Träumenden. Er konnte es nicht fassen. Sie mußten ihn hinausführen; sie mußten ihm zeigen, was Pharao, was Joseph ihm geschickt und geschenkt hatte, die herrlichen, kostbaren Geschenke — wer hätte ihnen die wohl sonst geben wollen? — Endlich, endlich findet die Überzeugung: Joseph lebt noch,

in dem Herzen seines alten Vaters Raum. „Da er sah die Wagen, die ihm Joseph gesandt hatte, ihn zu führen“ — ihn nach Agypten zu führen — „ward der Geist Jakobs, ihres Vaters, lebendig; und Israel sprach: Ich habe genug, daß mein Sohn Joseph noch lebet; ich will hin und ihn sehen, ehe ich sterbe.“ Die Freude darüber, „Joseph lebet noch“, ist viel größer als darüber, „er ist ein Herr im ganzen Agyptenland“. Sie ist so groß, daß auch er den zehn Brüdern ihre Missetat vergeben kann, wie Joseph sie ihnen von ganzem Herzen vergeben hat. Ich zweifle gar nicht, wie sie ihm ihre Schuld eingestanden haben, und es dem Vater so nach und nach klar geworden ist, wie alles gekommen war, da mag der alte Vater manchmal den einen und andern der zehn Söhne mit betrübtem Auge angesehen haben: „Mein Sohn, warum hast du mir das getan? Wie hast du das tun dürfen?“ Aber weil er ihre herzliche Reue sah, so wird es da wohl auch gegangen sein nach dem Worte der Schrift: Wer sich selbst richtet, der wird nicht gerichtet; und jedenfalls kam kein Wort eines Vaterfluches ihrer Missetat wegen über des alten Israel Lippen. Der Gedante: „Joseph lebet noch; ich will hin, will ihn sehen, ehe ich sterbe“, der drückt sozusagen alle andern Gedanken und Empfindungen in dem alten Vater weit zurück. Und unwillkürlich erinnert er uns da an den alten Simeon, der kein anderes Verlangen mehr hat, als den Christ des Herrn zu sehen, dann will er gern sterben. So will Israel gern sterben, wenn er nur den noch zu sehen bekommt, der siebenzehn Jahre lang seines Herzens Freude und Wonne war, den er 22 Jahre als tot beklagt hat, und durch den Gott ihm und seinem ganzen Hause eine große Errettung schafft.

K.

## EN XPICTO IHCOY.

(Schluß.)

B.

Die Stellen, in denen mehr oder weniger eine andere Anschauung vorliegt, als wir sie im Deutschen kennen, und wo wir daher meist mit einer andern Präposition übersetzen, sind zunächst solche, da unsre Formel in Verbindung mit Ausdrücken des Glaubens, Hoffens und Vertrauens gebraucht wird, nebst einigen besonderen, die sich nicht so leicht unter einen einheitlichen Gesichtspunkt gruppieren lassen. In manchen dieser Fälle ist die lokale Bedeutung noch erkennbar. Sodann sind es solche, in denen nach unserer Vorstellung Christus als Urheber und Mittel gedacht ist, und wo wir daher meistens mit „durch“ übersetzen. Auf das Subjekt ist in diesen letzteren Stellen zu achten; es ist Gott, wenn nicht grammatisch, so doch logisch.

Es sind verschiedene Konstruktionen, die die neutestamentlichen Schreiber bei den Ausdrücken „glauben“, „hoffen“, „vertrauen“ an-

wenden. Uns interessiert jetzt nur die Verbindung mit *ἐν* und dem Dativ der Person Christi. Da ist ein Begriff der Ruhe gesetzt, wo wir gewöhnlich einen Begriff der Bewegung haben. Solche Vertauschung ist ja keine Seltenheit im Griechischen. „Bei den Verben der Bewegung denkt der Grieche zuweilen schon an die Ruhe, der die Bewegung zustrebt, und setzt *ἐν* c. Dat., während wir *εἰς* c. Acc. erwarten. . . . Umgekehrt ist bei ihm ankommen, sich versammeln, landen die vorausgegangene Bewegung nach dem Ziele wichtiger als das darauffolgende Verweilen am Ziele. Hier setzt er *εἰς* c. Acc., während wir *ἐν* c. Dat. erwarten.“ (Roch.) — 2 Tim. 3, 15: Weil du von Kind auf die Heilige Schrift weisest, kann dich dieselbe unterweisen zur Seligkeit, *διὰ πίστεως τῆς ἐν Χριστῷ Ἰησοῦ*. Der präpositionelle Ausdruck ist natürlich objektiv. Wir können uns diesen Gebrauch klar machen durch die Übersetzung „Glaube, der in Christo haftet, ruht“; aber geläufig ist uns die Wendung „Glaube an Christum“. 1 Tim. 3, 13: Welche aber wohl dienen, die erwerben sich selbst eine gute Stufe und eine große Freude *ἐν πίστει τῇ ἐν Χριστῷ Ἰησοῦ*. Gal. 3, 26: Denn ihr seid alle Gottes Kinder *διὰ τῆς πίστεως ἐν Χριστῷ Ἰησοῦ*. Kol. 1, 4: Nach dem wir gehört haben *τὴν πίστιν ὑμῶν ἐν Χριστῷ Ἰησοῦ*. Eph. 1, 15: *ἀκούσας τὴν καθ' ὑμᾶς πίστιν ἐν τῷ κυρίῳ Ἰησοῦ*. 1 Tim. 1, 14: *μετὰ πίστεως καὶ ἀγάπης τῆς ἐν Χριστῷ Ἰησοῦ*. 2 Tim. 1, 13: *ἐν πίστει καὶ ἀγάπῃ τῇ ἐν Χριστῷ Ἰησοῦ*. Für beide Substantive ist der Ausdruck objektiv: „Glaube an Christum“ und „Liebe zu Christo“. Das Verbum *πιστεύειν* ist mit unserer Formel gebraucht Eph. 1, 13: *ἐν ᾧ (Χριστῷ) πιστεύοντες*. Meistens steht sonst bei *πιστεύειν εἰς* c. Acc. — Synonym mit „glauben“ steht oft der Ausdruck „hoffen“. 1 Kor. 15, 19: *εἰ ἐν τῇ ζωῇ ταύτῃ ἠλικιώτεες ἐσμέν ἐν Χριστῷ μόνον*. . . . Die Hoffnung, die Christum zum Objekt hat, hat auch in ihm ihren festen Ankergrund. So können wir auch hier den Gebrauch der Präposition *ἐν* verstehen, aber wir sagen „hoffen auf Christum“. Eph. 1, 12: *ἡμᾶς . . . τοὺς προηλικιώτας ἐν τῷ Χριστῷ, ἡρ ζυβορ, schon früher, auf Christum gehofft habt*. Dies ist Beschreibung der Judenchristen. Die Wendung ist ähnlich derjenigen, da *ἐν Χριστῷ* mit dem Artikel mit oder ohne eine Form von *εἶναι* steht zur Bezeichnung der Christen. — Die Hoffnung auf Christum, die uns zu Gottes Kindern macht, gibt auch Gewißheit für das, was wir als Christen tun. So sagt der Apostel Phil. 2, 19: *Ἐλπίζω δὲ ἐν κυρίῳ Ἰησοῦ Τιμόθεον ταχέως πέμψαι ὑμῖν*. — Verwandt mit *πιστεύειν* ist das Perf. II. Akt. und Med. von *πίδω* im Sinn von Vertrauen, Zuversicht haben, überzeugt sein. Phil. 3, 3 ist der Gegensatz gesetzt: *ἐν Χριστῷ Ἰησοῦ οὐκ ἐν σαρκὶ πεποιθότες*. Und wie *ἐλπίζειν* in der Stelle Phil. 2, 19, so werden auch die genannten Formen von *πίδω* mit unserer Formel gebraucht zum Ausdruck der Zuversicht in bezug auf Angelegenheiten des Reiches Gottes. Phil. 2, 24: *πέποιθα δὲ ἐν κυρίῳ ὅτι καὶ αὐτὸς ταχέως ἐλεύσομαι*. Gal. 5, 10: *Ἐγὼ πέποιθα εἰς ὑμᾶς ἐν κυρίῳ ὅτι οὐδὲν ἄλλο φρονησετε*. 2 Theff. 3, 4:

*Πεποιθήμεν δὲ ἐν κυρίῳ ἐφ' ὑμᾶς. . .* Röm. 14, 14: *Οἶδα καὶ πέπεισμαι ἐν κυρίῳ Ἰησοῦ δι' οὐδὲν κοινὸν δι' ἑαυτοῦ.* Zuberficht zu Christo gibt eben auch Zuberficht in allen Angelegenheiten des Reiches Christi. Und all unser Denken und Hoffen soll aus der Glaubenszuberficht geboren sein. Die Gewißheit, Sicherheit und Festigkeit, die wir Christen haben in unserm Hoffen und Handeln, ist nicht eine fleischliche, sondern eine, die sich auf Christum gründet.

Wir schließen hier gleich einige Stellen an, die, wie gesagt, sich nicht unter einen einheitlichen Gesichtspunkt gruppieren lassen. Eph. 1, 20: Wir glauben nach der Wirkung seiner mächtigen Stärke, *ἣν ἐνήργησεν ἐν τῷ Χριστῷ ἐπέρας αὐτὸν ἐκ νεκρῶν.* Hier können wir das lokale „in“ auf die Frage wo? beibehalten; gewöhnlich aber werden wir sagen: die er gewirkt hat an Christo. Als Gegensatz hierzu nehmen wir gleich die Stelle Joh. 14, 30: Es kommt der Fürst dieser Welt *καὶ ἐν ἐμοὶ οὐκ ἔχει οὐδέν.* Gal. 5, 6: *Ἐν γὰρ Χριστῷ Ἰησοῦ οὐτε περιτομὴ τι ἰσχύει οὔτε ἀκροβυστία, ἀλλὰ πίστις δι' ἀγάπης ἐνεργουμένη;* 6, 15: *Ἐν γὰρ Χριστῷ Ἰησοῦ οὐτε περιτομὴ τι ἔστιν οὔτε ἀκροβυστία, ἀλλὰ καινὴ κτίσις.* In Christo, in diesem Kreis, in dem Christus herrscht, im Gebiet des Christentums, vermag, ist, gilt weder zc. Hier ist alles andere, was als nötig zum Christentum bezeichnet wird, ausgeschlossen. Da gilt nur der Glaube, der durch die Liebe tätigt ist, oder, wie es an der zweiten Stelle heißt, eine neue Kreatur. Das geht so weit, daß der Apostel denselben Galatern zuruft: „Ihr habt Christum verloren, die ihr durch das Gesetz gerecht werden wollt, und seid von der Gnade gefallen“, B. 4. Auch alles Denken und Tun bewegt sich allein in diesem Kreis, der durch Christum bestimmt ist. Der letzteren Stelle geht vorher: Es sei aber ferne von mir rühmen *εἰ μὴ ἐν τῷ σταυρῷ τοῦ κυρίου ἡμῶν Ἰησοῦ Χριστοῦ,* durch welchen mir die Welt gekreuzigt ist und ich der Welt. Durch Christum ist die Welt für ihn tot und er für die Welt. 1 Kor. 11, 11 ist das *ἐν κυρίῳ* wohl nicht speziell Christus, sondern Gott der Herr überhaupt. Nachdem der Apostel ausgeführt hat, daß der Mann über dem Weibe steht, was die Stellung auf Erden anlangt, sagt er: *Πλὴν οὕτως ἀνήρ χωρὶς γυναικὸς οὕτως γυνὴ χωρὶς ἀνδρὸς ἐν κυρίῳ.* Zu ergänzen ist wohl *ἐστίν.* Wo, in welchem Kreis, in welcher Hinsicht ist weder der Mann ohne das Weib noch das Weib ohne den Mann? Antwort: vor dem Herrn. Da sind beide gleich, gleichertweise geschaffen, gleichertweise erlöst. Da gilt, was Gal. 3, 28 steht: „Hier ist kein Jude noch Grieche, hier ist kein Anrecht noch Freier, hier ist kein Mann noch Weib; denn ihr seid allzumal eine r in Christo Jesu.“ — 1 Kor. 15, 22: *Ὅσοι γὰρ ἐν τῷ Ἀδάμ πάντες ἀποθνήσκουσιν οὕτως καὶ ἐν τῷ Χριστῷ πάντες ζωοποιηθήσονται.* In Adam sind ja alle Menschen beschlossen, durch seinen Fall sind alle Sünder geworden; also sind sie in ihm, mit ihm dem Tode verfallen. So sind nun auch in Christo alle Menschen beschlossen; er vertritt alle Menschen. Also folgt, daß sie in ihm, mit ihm alle das Leben haben. Mit Adam



ist der Tod gekommen über alle Menschen, mit Christo das Leben. Wir fühlen auch hier, daß „in“ vielsagender ist als irgendeine andere Präposition. Dieselbe Wahrnehmung machen wir auch bei andern Stellen. 2 Kor. 1, 19. 20: *ἀλλὰ γαί ἐν αὐτῷ γέγονεν. Ὅσαι γάρ ἐπαγγελίαι θεοῦ ἐν αὐτῷ τὸ ναι, καί ἐν αὐτῷ τὸ ἀμήν.* Unserer Vorstellung entspricht es mehr zu sagen, die Verheißungen Gottes sind Ja und Amen bei Christo, vor Christo, wenn hier Christus nicht etwa als Mittel gedacht ist = durch Christum. 1 Joh. 2, 8: *πάλιν ἐντολήν καινήν γράφω ὑμῖν, ὃ ἐστὶν ἀληθές ἐν αὐτῷ.* Das Gebot ist wahrhaftig vor ihm, bei ihm. Der Ausdruck kommt hier einer Beteuerung nahe, wie wir ihn auch an andern Stellen finden. Apost. 5, 32: *καί ὑμεῖς ἐν αὐτῷ μάρτυρες;* aber Variante: *αὐτοῦ.* 2 Kor. 2, 17: *ἐν Χριστῷ λαλοῦμεν.* 12, 19: *κατενώπιον τοῦ θεοῦ ἐν Χριστῷ λαλοῦμεν.* Röm. 9, 1: *Ἀληθείαν λέγω ἐν Χριστῷ, οὐ ψεύδομαι.* Eph. 4, 17: *Τοῦτο οὖν λέγω καὶ μαρτύρομαι ἐν κυρίῳ.* Etwas reden, bezeugen in Christo ist wohl unser deutsches „vor Christo reden und bezeugen“ = in Gegenwart Christi. Es liegt hier aber doch zugleich mehr als eine bloße Beteuerung vor. Christus ist zugleich Kraftquelle, Regel und Richtschnur unsers Zeugnisses. — 1 Thess. 5, 18: *ἐν παντί εὐχαριστεῖτε· τοῦτο γάρ θέλημα θεοῦ ἐν Χριστῷ Ἰησοῦ εἰς ὑμᾶς.* Daß wir in allem dank sagen, ist Gottes Wille an uns, und zwar in Christo. Diese Näherbestimmung gibt an, daß Gott das will nicht so wohl als unser Schöpfer und Geseßgeber als vielmehr als unser Vater, der seinen Sohn gesandt hat in die Welt und der durch ihn uns die größte Wohlthat erwiesen, nämlich uns erlöst hat. Hier könnte man wohl übersetzen „um Christi willen“. 2 Kor. 13, 4: *Καὶ γὰρ ἡμεῖς ἀσθενοῦμεν ἐν αὐτῷ, ἀλλὰ ζησοῦμεθα σὺν αὐτῷ ἐκ δυνάμεως θεοῦ εἰς ὑμᾶς.* Wo, in welcher Beziehung, in welcher Hinsicht sind wir schwach? In Christo, auf diesem Gebiet. Ohne ihn sind wir nichts, können nichts, aber mit ihm werden wir leben. 1 Kor. 15, 58: *εἰδότες ὅτι ὁ κόπος ὑμῶν οὐκ ἐστὶ κενός ἐν κυρίῳ.* „Im Herrn“ gibt hier gewiß in prägnanter Weise den Grund dafür an, warum die Arbeit der Christen nicht vergeblich ist. Es ist eine Arbeit in der Sphäre Christi, eine Arbeit, die ihm gilt; er wird darum auch den Erfolg verbürgen. Wir können den Gedanken wiedergeben durch die Wendung „um Christi willen“.

In den Stellen, die uns jetzt noch zur Betrachtung übrigbleiben, ist davon die Rede, was an Menschen geschieht in Christo, und zwar von Gott. Unserer Anschauungsweise nach ist da Christus Mittelsperson, Urheber, und wir gebrauchen die Präposition „durch“. Es sind das überaus herrliche Stellen, die uns so recht deutlich lehren, wie aller Segen, den wir für Zeit und Ewigkeit haben, durch Christum vermittelt ist. Wir reihen die Aussagen, dem Inhalt nach geordnet, ohne viel Kommentar einfach aneinander, um so einen besseren Gesamteindruck zu gewinnen.

Eph. 1, 3. 4: Gelobet sei Gott und der Vater unsers Herrn Jesu Christi, der uns gesegnet hat mit allerlei geistlichem Segen in

himmlischen Gütern *ἐν Χριστῷ*. Wie er uns denn erwählet hat *ἐν αὐτῷ*, ehe der Welt Grund gelegt war. 1, 9: Und hat uns wissen lassen das Geheimnis seines Willens nach seinem Wohlgefallen, *ἣν προέθετο ἐν αὐτῷ*. 11: *ἐν ᾧ* wir auch zum Erbteil kommen sind, die wir zuvor verordnet sind nach dem Vorsatz des, der alle Dinge wirket nach dem Rat seines Willens. 3, 11: nach dem Vorsatz von der Welt her, *ἣν ἐποίησεν ἐν Χριστῷ Ἰησοῦ τῷ κυρίῳ ἡμῶν*. 1, 6: zu Lob seiner herrlichen Gnade, *ἐν ἧ ἐχαρίωσεν ἡμᾶς ἐν τῷ ἡγαπημένῳ*. 2, 6: und hat uns samt ihm auferwecket und samt ihm in das himmlische Wesen gesetzt *ἐν Χριστῷ Ἰησοῦ*. 2, 7: auf daß er erzeigete in den zukünftigen Zeiten den überschwenglichen Reichtum seiner Gnade durch seine Güte über uns *ἐν Χριστῷ Ἰησοῦ*. 2 Tim. 1, 9: der uns hat selig gemacht und berufen mit einem heiligen Ruf, nicht nach unsern Werken, sondern nach seinem Vorsatz und Gnade, *τὴν δοθεῖσαν ἡμῖν ἐν Χριστῷ Ἰησοῦ πρὸ χρόνων αἰώνιων*. Phil. 4, 19: Mein Gott aber erfülle alle eure Nothdurft nach seinem Reichtum in der Herrlichkeit *ἐν Χριστῷ Ἰησοῦ*. 1 Kor. 1, 4, 5: Ich danke meinem Gott allezeit eurethalben für die Gnade Gottes, *τῇ δοθείσῃ ὑμῖν ἐν Χριστῷ Ἰησοῦ*, daß ihr seid *ἐν αὐτῷ* an allen Stücken reich gemacht, an aller Lehre und in aller Erkenntnis. Eph. 4, 32: Seid aber untereinander freundlich, herzlich und vergebet einer dem andern, *καθὼς καὶ ὁ θεὸς ἐν Χριστῷ ἐχαρίωσατο ὑμῖν*. — 1 Petr. 5, 10: Der Gott aber aller Gnade, *ὁ καλέσας ἡμᾶς εἰς τὴν αἰώνιον αὐτοῦ δόξαν ἐν Χριστῷ*. Phil. 3, 14: und jage nach dem vorgesteckten Ziel, nach *τῆς ἄνω κλήσεως τοῦ θεοῦ ἐν Χριστῷ Ἰησοῦ*. 1 Kor. 7, 22: *ὁ γὰρ ἐν κυρίῳ κληθεὶς δοῦλος*. — Apost. 13, 39: So sei es nun euch kund, liebe Brüder, daß euch verkündigt wird Vergebung der Sünden durch diesen und von dem allem, *ὧν οὐκ ἠδυνήθητε ἐν νόμῳ Μωϋσέως δικαιωθῆναι, ἐν τούτῳ πᾶς ὁ πιστευὼν δικαιούται*. 2 Kor. 5, 21: auf daß wir würden *ἐν αὐτῷ* die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt. Gal. 2, 17: Sollten wir aber, die da suchen *ἐν Χριστῷ* gerecht zu werden, auch noch selbst Sünder erfunden werden, so wäre Christus ein Sündendiener. — Röm. 8, 2: Denn das Gesetz des Geistes *τῆς ζωῆς ἐν Χριστῷ Ἰησοῦ* ἠλευθέρωσε με von dem Gesetz der Sünde und des Todes. — Eph. 5, 8: Denn ihr waret weiland Finsternis; nun aber seid ihr ein Licht *ἐν κυρίῳ*. Eph. 2, 10: Denn wir sind sein Werk, geschaffen *ἐν Χριστῷ Ἰησοῦ* zu guten Werken. 1 Kor. 1, 2: Paulus . . . der Gemeinde Gottes zu Korinth, *ἡγιασμένοις ἐν Χριστῷ*. Eph. 2, 6: . . . und hat uns samt ihm auf=erweckt und samt ihm in das himmlische Wesen gesetzt *ἐν Χριστῷ Ἰησοῦ*. 1 Kor. 9, 1, 2: Seid nicht ihr mein Werk *ἐν κυρίῳ*? Bin ich andern nicht ein Apostel, so bin ich doch euer Apostel; denn das Siegel meines Apostelamtes seid ihr *ἐν κυρίῳ*. Der Apostel ist der Diener, dessen sich der Herr bedient hat. Der Herr hat das Werk getan. Die Korinther sind des Apostels Werk, freilich durch den Herrn; sie sind das Siegel seines Apostelamtes durch den Herrn. — Kol. 4, 17: Und saget dem Archippus: Siehe auf das Amt, das du empfangen hast *ἐν κυρίῳ*, daß

du dasselbige ausrichtest. Eph. 2, 13: Nun aber *ἐν Χριστῷ Ἰησοῦ* seid ihr, die ihr weiland ferne waret, nahe geworden *ἐν τῷ αἵματι τοῦ Χριστοῦ*. Kol. 2, 7: Wie ihr nun angenommen habt den HERRN IESUM, so wandelt in ihm *ἐξῆλικώμενοι καὶ ἐποικοδομούμενοι ἐν αὐτῷ*. Hier ist die lokale Bedeutung noch klar ersichtlich, und wir übersetzen „in“ „auf“. Der letzteren Bedeutung kommt nahe der Gebrauch der Präposition in der Stelle Eph. 2, 21. 22: *ἐν ᾧ (Χριστῷ)* der ganze Bau ineinandergesüget, wächst zu einem heiligen Tempel in dem HERRN, *ἐν ᾧ* auch ihr mit erbauet werdet zu einer Behausung Gottes im Geist. — Aber als Mittelsperson ist Christus wieder in folgenden Aussagen gedacht: Gal. 3, 14: auf daß der Segen Abrahams unter die Heiden käme *ἐν Χριστῷ Ἰησοῦ*. Eph. 3, 6: daß die Heiden Miterden seien und mit eingeleibet und Mitgenossen seiner Verheißung *ἐν τῷ Χριστῷ* durch das Evangelium. Eph. 2, 15: auf daß er aus zweien e i n e n neuen Menschen *ἐν ἑαυτῷ* schaffete. 2 Kor. 3, 14: Denn bis auf den heutigen Tag bleibet dieselbe Decke unaufgedeckt über dem Alten Testament, wenn sie es lesen, welche *ἐν Χριστῷ* aufhört. Eph. 4, 21: Ihr aber habt Christum nicht also gelernt, so ihr anders von ihm gehört habt und *ἐν αὐτῷ* gelehrt seid, wie in IESU ein rechtschaffenes Wesen ist. Phil. 4, 7: Und der Friede Gottes, welcher höher ist denn alle Vernunft, bewahre eure Herzen und Sinne *ἐν Χριστῷ Ἰησοῦ*. — Kol. 1, 16. 17: Denn *ἐν αὐτῷ* ist alles geschaffen, das im Himmel und auf Erden ist, das Sichtbare und Unsichtbare, beide die Thronen und Herrschaften und Fürstentümer und Obrigkeiten; es ist alles durch ihn und zu ihm geschaffen. Und er ist vor allen, und es bestehet alles *ἐν αὐτῷ*. — Apost. 4, 9. 10: So wir heute werden gerichtet über dieser Wohlthat an dem kranken Menschen, *ἐν τίνι* er ist gesund worden, so sei euch und allem Volk von Israel kundgetan, daß *ἐν τῷ ὀνόματι Ἰησοῦ Χριστοῦ* von Nazareth, welchen ihr gekreuzigt habt, den Gott von den Toten auferweckt hat, *ἐν τούτῳ* stehet dieser allhier vor euch gesund. 2 Kor. 2, 12: Da ich aber gen Troas kam, zu predigen das Evangelium Christi, und mir eine Tür aufgetan war *ἐν κερσίῳ*. . . 14: Aber Gott sei gedanket, der uns allezeit Sieg gibt *ἐν τῷ Χριστῷ*. Apost. 4, 2: Die verdroß, daß sie das Volk lehrten und verkündigten *ἐν τῷ Ἰησοῦ* die Auferstehung von den Toten. 1 Theff. 4, 16: Denn er selbst, der HERR, wird mit einem Feldgeschrei und Stimme des Erzengels und mit der Posaune Gottes herniederkommen vom Himmel, und die Toten *ἐν Χριστῷ* werden auferstehen zuerst. — Phil. 4, 13: Ich vermag alles *ἐν τῷ ἐνδυναμούντι με Χριστῷ*. 1 Theff. 4, 1: Weiter, liebe Brüder, bitten wir euch und ermahnen *ἐν κερσίῳ Ἰησοῦ*. Hierher können wir wohl auch die Stelle Röm. 16, 22 ziehen: Ich, Tertius, grüße euch, der ich diesen Brief geschrieben habe *ἐν κερσίῳ*. Durch den HERRN hat Tertius den Brief geschrieben; der HERR ist der eigentliche Autor. —

Wenn wir nun diese Zusammenstellung noch einmal überblicken, so werden wir allerdings sagen müssen, es ist viel, überaus viel, was

uns die Heilige Schrift in diesem einen Ausdruck ἐν Χριστῷ Ἰησοῦ bietet. Und wir sind auf die Einzelheiten nicht tief eingegangen. Fast jede Stelle ist eine ergiebige Quelle, aus der reichlich Lehre, Ermahnung und Trost zu schöpfen ist. Sowohl, wie inhaltsreich das Gotteswort ist, erkennt man gerade auch dann, wenn man, wie wir es hier getan haben, eine einzelne Wendung in ihrer mannigfachen Verbindung sich vor Augen führt. Und daß eben Jesus Christus Anfang, Mittel und Ende der ganzen Heiligen Schrift ist, das zeigt nicht am wenigsten dieses 196malige ἐν Χριστῷ Ἰησοῦ.

W. M ö n t e m ö l l e r.

## Vermischtes.

„Ein Kardinalshut für D. Luther.“ Das „Preussische Kirchenblatt“ schreibt unter obiger Überschrift: „So unglaublich die Sache auch klingt, sie ist dennoch Tatsache. Die genauen Forschungen, welche D. Kalkoff aus Breslau in der Vatikanischen Bibliothek angestellt hat, haben den Beweis dafür geliefert. Es war im Mai des Jahres 1519, also zu einer Zeit, wo Luthers reformatorische Stellung längst in Rom bekannt und der von den Dominikanern angezettelte Prozeß gegen den Erzlezer bereits dem Abschluß nahe war, nachdem die Verhandlung mit dem Kardinal Cajetan in Augsburg ihn nicht zum Widerruf hatte bewegen können. In dieser Zeit stand nach dem Tode Kaiser Maximilians I. die Wahl eines neuen deutschen Kaisers bevor. Kurfürst Friedrich von Sachsen hatte dabei den entscheidendsten Einfluß. Eine Wahl seiner eigenen Person hatte er abgelehnt. Dem Papst Leo X. lag damals sehr viel daran, daß nicht der Spanier Karl V. gewählt würde. Er sah damals lieber den König Franz von Frankreich auf dem deutschen Kaiserthron und suchte den Kurfürsten Friedrich für dessen Wahl zu gewinnen. Falls Friedrich für die Wahl des Franz eintrete, so solle der Kurfürst ‚Gewalt haben, seiner Freunde einen zum Kardinal zu machen, welchen er wolle‘. Es ist unzweifelhaft, daß Leo X. dabei D. Luther im Auge gehabt hat. Denn irgendwelche Verwandte, denen er etwa den roten Hut hätte zuwenden können, hatte der Kurfürst nicht. Er hatte durch sein Eintreten für Luther sich als dessen Freund und Beschützer erwiesen. Und wie damals am päpstlichen Hofe alles durch Ehrenstellen käuflich schien, so mochte auch der Wittenberger Mönch dem Papst als ein Mann erscheinen, der den Lodungen der höchsten Ehrenstelle, die Rom anbieten konnte, nicht widerstehen würde. Wie sehr man damals in Rom glaubte, Luther durch Schmeicheleien gewinnen zu können, beweist auch ein in den schmeichelhaftesten Formen abgefaßtes Breve vom 29. März 1519, worin er als ‚geliebter Sohn‘ eingeladen wurde, seinen beabsichtigten Widerruf in Rom persönlich zu leisten. Der päpstliche Abgesandte von Miltitz hatte einen solchen Widerruf in Aussicht gestellt. Ob Luther selbst vom Kurfürsten jenes Angebot des

Kardinalshutes jemals erfahren hat, ist freilich ungewiß. Da der Kurfürst nicht für die Wahl des Königs Franz zu haben war, so fiel ja die ganze Sache hin. Der Kurfürst aber wußte genau, wer mit den Worten ‚einem seiner Freunde‘ gemeint war. Er äußerte im nächsten Jahre auf dem Fürstentage zu Köln zu drei Kurfürsten: ‚er wisse genau, daß der Papst dem Martin gern ein reiches Erzbistum und den roten Hut noch dazu geben würde, wenn er nur seinen Widerruf anstimmte‘. Der Erzbischof von Trier erzählte später dem Nuntius Alexander, er habe aus dem Munde des sächsischen Kurfürsten selbst gehört, daß der Papst dem Luther ein solches Anerbieten gemacht habe. Und auch er hat noch zwei Jahre später in Worms Luther zum Widerruf zu fördern gesucht, indem er ihm ‚ein reiches Priorat in der Nähe einer seiner Burgen versprach und ihn an seinem Tisch und in seinem Räte behalten wollte in seiner und des Kaisers Obhut und in des Papstes höchster Gunst‘. Und doch war damals bereits die Bannbulle gegen den Kezer ergangen, und dieser hatte sich nicht geschämt, sie den Flammen zu übergeben. So ist also die Versuchung: ‚Dies alles will ich dir geben, so du niederfällst‘ tatsächlich an Luther herangetreten. Danken wir Gott, daß er sie gerade so entschieden überwunden hat, wie die Drohungen mit dem Feuertod ihn nicht wankend machten.“

**Die lutherische Mission und Graf Zinzendorf.** Fast unglaublich möchte es erscheinen, daß Graf Zinzendorf, dieses für die Mission so gesegnete Werkzeug, gerade von lutherischen Missionaren aus Indien lebensvolle Antriebe erhalten hat. Die Sache hat aber ihre Wichtigkeit, wie aus dem Bruchstück einer Zinzendorffschen Rede, die derselbe 1753 in London hielt, und welches erst kürzlich bekannt geworden, deutlich hervorgeht. Zinzendorf spricht darin also: „Unter den Dank, den wir unsern Vorfahren schuldig sind, gehört auch die (lutherische, damals Dänisch-Hallesche, jetzt Leipziger) Mission in Trankebar. Wenn keine ostindischen Berichte wären, so hätten wir auch keine Heidenbekehrung; denn aus den Jesuiten- und Franziskaner-Heidenbekehrungen würden wir nicht klug geworden sein; die hätten wir nicht zum Modell genommen. Aber da wir sahen, daß es in unserer deutschen Sprache Menschen gibt, die den Heiden das Evangelium verkündigen, und sie nehmen's an, so haben wir gedacht: Was unseresgleichen tun, können wir auch tun. Ich weiß den Tag und die Stunde und den Platz in Pennersdorf (dem Wohnsitz seiner Großmutter) in der großen Stube Anno 1708 oder 1709, da ich das erste aus der Zeitung habe von Ostindien lesen hören, ehe noch Berichte waren. Da ist auch das erste Verlangen bei mir entstanden; aber ich hab's allein nicht zum Konzept bringen können bis Anno 1714 oder 1715 und also bald vor 40 Jahren im (A. G. Frandeshen) Pädagogio zu Halle. Da ging ich einmal mit Watterville zwischen den roten Stateten vor dem Hause auf und ab, und da redeten wir miteinander, daß sich die Heiden doch nicht alle bekehren würden, bis wir groß würden; was dann übrigbliebe, das

wollten wir zum Heiland bringen. Das hat sich in unserm Gemüt so fortgemacht, bis es Anno 1731 zur Ausführung kam. Aber darauf sind wir weder aus der Bibel noch aus den Reisebeschreibungen noch aus den sehr zweideutigen Berichten gekommen, wie sie an die Sozietät einlaufen aus den englischen Posten, sondern die ersten Apostel, Plütschau, Ziegenbalg und Gründler, haben uns darauf gebracht. Wir haben sie gesehen und gesprochen und beinahe ein ganzes Jahr an einem Tische mit ihnen gegessen, da sie uns die Heidenache mündlich so klar und deutlich gemacht, als wir's nicht lesen können. Davon müssen wir ein dankbares Andenken behalten."

(Missbl. d. Hann. Ev.-Luth. Freit.)

**Eine Pastoraltheologie in Versen.** Der Dekan in Eßlingen, Heinrich Pland, hat ein Schriftchen erscheinen lassen unter dem Titel: „Kleines homiletisches Testament.“ In diesem hat er in tranken Tagen allerlei Meinungen darüber niedergelegt, wie ein Pfarrer sein soll und wie er nicht sein soll, besonders als Prediger. Um seine Worte eindrücklicher zu machen, hat er Verse gewählt, von denen die „A. E. L. K.“ folgende Proben mitteilt: „Was ein Prediger sein und nicht sein soll. Ein Handwerker — daß Gott erbarm'! Ein Virtuös — ist nicht viel besser; Ein Schauspieler — gehört ans Messer! Ein Kanzelredner — da wird einem kalt statt warm; Lieber noch ein Moralprofessor! Aber das Richtige ist: Ein lebendiger Zeuge von Jesu Christ.“ Zur „Textverlesung“ bemerkt Pland, daß man ja nicht hastig lesen solle, wenn der Text zu lang ist. Der Zuhörer wird dabei selbst innerlich hastig, und es kommt ihm viel länger vor, als wenn der lange Text „mit Kraft und mit Behagen“ gelesen wird. „Wenn je die Zeit zur Kürze nötigt, kürz' nicht am Text, kürz' an der Predigt.“ Die „Predigtssprache“ soll modern sein; gut deutsch ist im guten Sinne modern. Nur „Sei sparsam mit dem ästhetischen Futter; Lies mehr in der Bibel! Lies mehr deinen Luther!“ Ein anderes Verschen handelt von den „Abstrakta“. Pland hält nicht viel von „Verhältnis“, „Beziehung“, „Gegenstand“. „Anschaulich! und kräftige Zeitwörter her! Abstrakta machen dem Volk Beschwer.“ Ganz feind ist er den vielen „Fremdwörtern“, die in unserer modernen Zeit immer mehr auf der Kanzel ihren Einzug halten. „Fremdwörter fast in jedem Satz! Sind in der Kirche nicht am Plat, Werfen mich aus dem Gotteshaus In das profane Leben hinaus, Machen die Kanzel zum Katheder Oder — was ich doch gern vergesse — Mahnen mich an Artikel der Presse Oder an Konversation, Sei's auf der Gasse, sei's im Salon. Drum bitt' ich, laß ab davon! Denk auch daran: es versteht's nicht ein jeder; Und du meinst doch die ganze Gemeinde, Wenn du so herzlich sagst: „meine Freunde!“ Einen wunden Punkt trifft er mit dem Verschen „Positiv“: „Was der Glaube alles nicht sei, Jeder gründlich jetzt begreift; Aber was er sei, der Glaube, Hast du flüchtig nur gestreift!“ Und noch ein anderes über Form und Inhalt der Predigt. Der Verfasser gibt die Überschrift: „Sieben törichte Dinge.“ „Un-

deutlich sprechen, Zu lange predigen, Wunder beweisen, Die da sind, mit Schelten über die Fehlenden speisen, Seinen Kopf ausleeren, über den Unglauben jammern, Den Ort, wo man ist, verächtlich machen — Sind sieben besonders törichte Sachen, Darüber der Teufel ins Häuschen mag lachen. Und die zwei Stücke laß mir auch bleiben: überfordern und übertreiben!“ Eine feine Weisheit steckt in dem Rat für Krankenbesuche: „Der beste Trost war der, der tropfenweise kam; Seit aus betrübttem Mund ich dieses Wort vernahm Und es bewährt erfand, such' ich ihm nachzuleben Und nie mehr kolbenweis' [„Kolben“ nennt man in Schwaben die großen Arzneiflaschen] Trostarzenei zu geben.“ Endlich noch einen ernstern Wink namentlich für jüngere Prediger; aber es kann's auch mancher ältere brauchen. „Achtung! Auf der Kanzel mit ernstern, feurigen Mienen bist du mir schier wie ein Heil'ger erschienen; Aber hernach in der Sakristei Allzuschnell war die Andacht entflohn, Allzustark kam die Reaktion. Was dächte wohl deine Gemeinde dabei, Hörte sie plötzlich so anderen Ton? Daran gedenke, mein lieber Sohn!“

J. B.

## Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

### I. Amerika.

Die Walthertage betreffend schreibt das „Magazin“ der Evangelischen (S. 367): „Die orthodoxesten unter den Orthodoxen haben sich veranlaßt gesehen, gelegentlich der Wiederkehr des 100. Geburtstages von D. Walthertage eine großartige Walthertage zu veranstalten in St. Louis und allenthalben, wo Lutheraner missourischer Observanz sich finden.“ Nach etlichen Zitaten aus Luther fährt dann das „Magazin“ also fort: „Wir Evangelischen sind demnach bessere Kinder Luthers als die sogenannten Lutheraner, indem wir die echt evangelische Auffassung Luthers teilen und allen und jeden menschlichen Parteinamen ein für allemal abweisen. Nicht das ist das wahre Kind des Vaters, das bloß auf seinen Namen pocht, sondern dasjenige, das seinen Geist und seine Gesinnung hat. Als echte Protestanten protestieren wir gegen die Vergötterung Luthers in der lutherischen Kirche, eine Vergötterung, die Luther so groß und göttlich vor die Augen malt, daß Christus darüber ganz verschwindet. Auch hierin sind wir wahrhaft lutherisch, indem wir voll und ganz das unterschreiben, was Luther selbst von den Seinen sagt: ‚Sie glauben nicht an den Luther, sondern an Christus. Das Wort hat sie, und sie haben das Wort; den Luther lassen sie fahren, er sei ein Hube oder heilig. Gott kann sowohl durch Bileam als durch Jesaiam, durch Kaipham als durch Petrum, ja durch einen Esel reden. Denn ich kenne selbst auch nicht den Luther, will ihn nicht kennen, predige auch nichts von ihm, sondern von Christo. Den Luther mag der Teufel holen, wenn er kann.‘ So wenig wollte Luther seine Person in den Vordergrund rücken, daß er einmal meinte, der liebe Gott könne die Doktor Luthers nur so aus den Armen schütteln. Wie würde der Gottesmann, der so demütig schreibt und spricht, den Doktor Walthertage, den Vater des orthodoxen amerikanischen Luthertums, unerbittlich verurteilen, wenn der Lektüre in seiner tollen

Lutherberehrung meint: alles, was er gelehrt habe, habe er in tiefer Ehrfurcht dem großen Propheten Luther nachgestammelt. Bewahr uns, lieber Herr Gott, vor solcher Menschenverherrlichung! Laß allezeit über unserer Kirche leuchten: „evangelisch!“ Ja nur „evangelisch“, weiter nichts. . . . Wenn ein D. Walther, wie er sagt, die Worte Luthers nachgestammelt hat, und die lutherischen Pastoren Walther nachstammeln, was er Luther nachgestammelt hat, so ist das nichts als heidnische Verehrung kirchlicher Reliquien. Es fehlt nur noch, daß sie die Bitte in die Kirchengebete der Agende einfügen: Heiliger D. Luther, bitt' für uns! Heiliger D. Walther, bitt' für uns!“ Diese Skarikaturen und Kuriosa teilen wir unsern Lesern mit als Proben von der liebevollen Gesinnung, die die Unierten an die Stelle der lutherischen Parole von der reinen Lehre gesetzt haben. Den Expektorationen des „Magazin“ zufolge scheint übrigens das Wort: „Gedenket an eure Lehrer, die euch das Wort Gottes gesagt haben“ in der Bibel der Unierten nicht zu stehen. Was können auch den Unierten, denen die reine Lehre eine Wagateille ist, die reinen Lehrer gelten?! F. W.

**Maßloses Urteil.** Das iowasche „Kirchenblatt“ (S. 238) schreibt mit Bezug auf einen Bericht missourischerseits über die „Waltherliga“, die an einem Sonntag, nachdem sie morgens dem Gottesdienste beigewohnt hatte, am Nachmittag, da kein Gottesdienst war, ein Ballspiel veranstaltete: „Uns dünkt, D. Walther, dessen Gedächtnis die Missourisynode dies Jahr besonders großartig begehrt, würde uns zustimmen, wenn wir solch Ballspiel am Sonntag ein öffentliches Ärgernis nennen. D. Walther würde sicher seinen Namen nicht zu solchem ärgerlichen Tun hergeben, das auch die beste Predigt der reinsten Lehre am Sonntagvormittag nicht entschuldigt. Man ist versucht zu fragen: Wo ist Walthers Geist geblieben, der Geist des Mannes, den Missouri mit Worten so verherrlicht?“ Was uns betrifft, so sehen wir es auch lieber, daß das Ballspiel am Sonntagnachmittag, auch wenn kein Gottesdienst ist, unterbleibt. Dem maßlosen Urteil des iowaschen „Kirchenblattes“ kann aber doch nur der zustimmen, welcher die Lehre unsers Bekennnisses nicht annimmt und wähnt, daß auch Walther das nicht getan habe, zumal das „Kirchenblatt“ nicht sagt, daß er k e n n t n i s s c h w a c h e Lutheraner vorhanden waren, geschweige denn beweist, daß die „Waltherliga“ um diese Erkenntnisschwachen gewußt und trotzdem das Ballspiel veranstaltet habe. Wenn darum das „Kirchenblatt“ in einer Sache wie der vorliegenden in die Klage ausbricht: „Wo ist Walthers Geist geblieben, der Geist des Mannes, den Missouri mit Worten so verherrlicht?“ heißt das nicht aus Rücken Elefanten machen? In derselben Nummer redet das iowasche Blatt von dem „Geist Missouris, der sektiererisch jedes Luthertum, das nicht die Uniform von St. Louis trägt, verdammt“ und es zu keiner Vereinigung der lutherischen Kirche in Amerika kommen lasse. Auch eine Gesinnung, wie sie in diesen Worten des „Kirchenblattes“ zum Ausdruck kommt, führt leicht zu maßlosen Urteilen, wie das obige. In ähnlicher maßloser Weise wie das „Kirchenblatt“ urteilt auch die *Lutheran World* über lutherische Pastoren, die das Ballspiel am Sonntag nicht schlechthin verdammen, was uns freilich nicht wundern kann, da seit alters zu den Fundamentalartikeln der Generalsynode auch die puritanische Lehre vom Sonntag gehört. F. W.

An der „Allgemeinen Lutherischen Konferenz“ in Upsala wird sich auch das Generalkonzil beteiligen. Im „Deutschen Lutheraner“ (S. 392) lesen



wir: „P. D. G. W. Sandt, der Redakteur des *Lutheran*, hat am Samstag, den 12. August, die Reise angetreten als Delegat des Generalkongils zu der Versammlung der Allgemeinen Lutherischen Konferenz zu Upsala, Schweden. D. Sandt gedenkt nach der Versammlung in Schweden Nord- und Süd-deutschland zu bereisen und besonders die Lutherstätten aufzusuchen. Der *Lutheran* wird ausführliche Berichte darüber bringen.“ Vor etlichen Jahren schien es, als ob das Kongil mit der Allgemeinen Lutherischen Konferenz brechen und sich dem Lutherischen Bund anschließen werde. Der Wandel ist wohl, wie wir seinerzeit vermuteten, mit auf den Einfluß D. Scheeles zurückzuführen. J. B.

Das Deutsche im Seminar zu Philadelphia betreffend schreibt der „Deutsche Lutheraner“: „Das Deutsche ist nicht in der Abnahme, sondern in der Zunahme begriffen. Im letzten Jahre ist mehr Deutsch getrieben worden im theologischen Seminar zu Philadelphia als je zuvor. Es stellen sich allerdings schier unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg, dem Deutschen gerecht zu werden; aber es muß anerkannt werden, daß gerade zu dieser Zeit das ernste Bestreben vorherrscht, das Unmögliche doch möglich zu machen. Der Theorie nach ist das Seminar immer deutsch-englisch gewesen. Um diese Theorie praktisch auszuführen, sind in der Vergangenheit die Vorlesungen zweimal gehalten worden: das eine Mal in englischer und dann in deutscher Sprache. Dies war verknüpft mit drei sehr bedenklichen Nachteilen: Erstens der große Zeitverlust; während der ersten halben Stunde verstand der deutsche Student nichts von dem englischen Vortrag und umgekehrt der englische Student während des deutschen Vortrags in der zweiten halben Stunde. Zweitens mußte durch diese Methode das Interesse beides von Lehrer und Schüler beeinträchtigt werden. Es war ein langweiliges Wiederhören. Jeder Satz mußte in anderer Sprache noch einmal diktiert und erklärt werden. Bei einer solch mechanischen Prozedur können wir uns weder Begeisterung auf seiten des Lehrers noch Schülers denken. Es ist geisttötend. Der Vortrag eines Professors (Professor heißt eigentlich auf deutsch Bekenner) sollte feurig und ergreifend sein, voll innerer Wärme und Begeisterung; um dies sein zu können, muß er aus einem Guß hervorgehen. Das weiß jeder Redner. Wie schrecklich sich viele bei diesen Übersetzungen gelangweilt haben, das bezeugen uns sehr oft frühere Studenten des Seminars. Und drittens, wie wenig konnte bei dieser Methode geleistet werden! Wo beide Sprachen gebraucht wurden in einer Vorlesung, da kam man z. B. in der Exegese in einem ganzen Jahr nicht weiter als bis zur Mitte des Römerbriefes, und es nahm volle zwei Jahre zur Durchnahme der Perikopen. Weder die Deutschen noch die Engländer profitierten dabei — es war lebern, langweilig, unpraktisch, schülerhaft. Die ganze Methode des zweisprachigen Diktats war in dreifacher, in jeder Hinsicht verfehlt.“ Dem genannten Blatte zufolge kommt jetzt im Seminar zu Philadelphia auch das Deutsche zu seinem Recht. J. B.

Religionsunterricht in den Staatschulen empfiehlt wieder der *Lutheran* vom 8. Juni. In New South Wales, sagt er, sei das Problem gelöst, wo der Staat diesen Unterricht betreffend folgende Bestimmungen getroffen habe: „1. In all schools under this Act the teaching shall be strictly non-sectarian, but the words, 'secular instruction,' shall be held to include general religious teaching and distinguished from dogmatical or polemical theology. Under this clause, the school-teacher in school-hours gives

selected Bible lessons from a book provided for the purpose, but is not allowed to give sectarian teaching. 2. Any minister of religion is entitled in school-hours, on days to be arranged with the School Committee, to give children of his own denomination, separated from others, an hour's religious instruction. 3. Any parent may withdraw his child from all religious teaching if he objects to such religious instruction being given." Obwohl sich gegen Punkt 2 und 3 nichts einwenden läßt, so führen doch die Bestimmungen im ersten Punkt unfehlbar zur Vermischung von Staat und Kirche, zum Indifferentismus in der Lehre, zum Unionismus in der Kirche und zur Fälschung des Christentums. Ein richtiges Urteil hat in dieser Sache Lehrer Le Mang, der in der „Leipziger Lehrzeitung“ schreibt: „Wenn es einen Religionsunterricht in der Schule geben soll, so kann es nur ein konfessioneller sein. Ebenso wenig wie es eine allgemeine christliche Religion gibt, ebenso wenig gibt es einen allgemeinen christlichen Religionsunterricht.“ Dazu kommt, daß Protestanten, die für Religionsunterricht in den Staatsschulen agitieren, letztlich nur den Papisten mit ihrer Forderung von Staatsgeldern für ihre Gemeindeschulen oder katholischem Unterricht in den Staatsschulen in die Hände arbeiten. F. B.

Die Augustinasynode nahm auf ihrer Versammlung in Duluth, Minn., folgenden Beschluß an: „Be it resolved, That the Synod hereby expresses its firm conviction that the educational institutions of the state should confine themselves strictly within the limitations imposed upon them by the state, to the end that they may not in any manner or degree counteract the influence of the Christian home and the Church so far as religious instruction and practice is concerned, and that they may not disseminate doctrines subversive of the Christian religion. And furthermore, be it resolved, That we as a Synod strongly protest against the introduction of dancing and theatrical performances in our public schools; and that a copy of these resolutions be forwarded to the state superintendents of public instruction of the several states of our nation.“ Die Staatsschulen sollen keine Religion lehren, aber noch viel weniger sollen sie es sich zur Aufgabe machen, wie das jetzt wohl zumeist der Fall ist, den modernen Unglauben: Darwinismus, Evolution u., zu verbreiten und allerlei Weltweisen zu begünstigen. Der langjährige Präses der Augustinasynode, D. Norelius, lehnte Alters wegen eine Wiederwahl ab. Sein Nachfolger wurde D. L. A. Johnston. 18 Kandidaten wurden ordiniert. Die Mission in Persien wurde von der Synode aufgehoben, weil man sie nicht genügend überwachen könne, und die Inter-synodale Orientmission betreffend erklärte die Synode, daß sie dieselbe nicht empfehlen und unterstützen könne. F. B.

Der United Lutheran, das englische Organ der Vereinigten Nordwestlichen Lutherschen Kirche in Amerika, schreibt dem *Witness* zufolge: „The Lutheran Church, as a part of Christ's Church, holds a large body of fundamental Scripture truth and doctrine in common with the Reformed Church. Much as we diverge in certain doctrines, we Lutherans rejoice to know that in the great essential doctrines of the love of God the Father, the atonement of Christ, true God and man, the regenerating and sanctifying work of the Holy Spirit, the fall of man, justification by faith, the judgment to come, and so on, we Lutherans confess our Christian faith in harmony with the Universal Church of Christ on earth. Why always and everywhere emphasize our differences, and keep silence

about our agreements? Why speak of our Lutheran Church in the Romish spirit, from which Luther under God delivered us, as though outside of the Lutheran Church there is nothing but spiritual darkness and doctrinal deviation?" "After all, are we not Christians, first and foremost? Are we not members of the Church of Jesus Christ, first of all? Luther himself did not attach his name to the Church of the Reformation. 'Lutheran' was a nickname attached to Luther's cobelievers by their enemies. He believed in and spoke of 'the evangelical, apostolical Church of Jesus Christ.'" Dem *United Lutheran* stedt offenbar der Unionismus in den Knochen. Hervor geht dies gerade auch aus der echt unionistischen Insinuation: die missourischen Lutheraner leugneten, daß es in *Sektenkirchen* noch seligmachende Stücke der Wahrheit gebe zc. Charakteristisch ist auch die Anschauung des *United Lutheran*: wir seien „zuerst und vor allen Dingen Christen“, also gleichsam obendrein und nebenher dann auch noch Lutheraner! Als ob das Luthertum eine bloß menschliche, unnötige Zutat zum Christentum wäre! Nein, Lutheraner sind wir, weil das Lutherische Bekenntnis eben das Bekenntnis ist, welches Gott von jedem Christen verlangt.

J. B.

Gegen Revivals faßte die Generalsynode auf ihrer letzten Versammlung in Washington einstimmig folgenden Beschluß: "In view of God's abundant blessing, manifest in large measure throughout the Lutheran Church, in our growth in numbers, our development in the spiritual graces of giving and living, as shown by all the reports that have come to this convention of the General Synod, *Resolved*, That we bespeak, on the part of pastors and laity, even greater loyalty and devotion to that system of faith and procedure which is the historical legacy of our church, its badge of distinction, and its assurance of future vitality; and that, therefore, in the interest of the kingdom of Christ and of the reverence and sacredness attaching to our holy religion, we must deprecate, as far as our pastors and churches are concerned, any community of action which tends to identify our churches before the community as advocates of those methods to us unhistoric, undignified, and superficial, which are adopted by many itinerant 'evangelists.' On the contrary, we urge faithful Gospel preaching and pastoral oversight, that by these means of God's own appointment our congregations may be quickened and the people strengthened toward faith and holy living." Der *Lutheran Observer* freilich kümmert sich nicht um diesen Beschluß, wie seine Begeisterung für Will's Sondag zeigt.

J. B.

Die Unitarierkirche in Washington, D. C., ist ein unansehnliches, aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts stammendes Gebäude. Seitdem Herr Taft Präsident gemorden ist und auch jetzt noch diese Kirche besucht, finden sich so viele Besucher ein, daß es oft an Raum mangelt. Es ist nun die Absicht, ein neues, größeres Gebäude in hochseinem Stile zu errichten. Freilich erhebt sich auch Opposition dagegen mit der Begründung, die Unitarierkirche habe den Verus, die andern Kirchengemeinschaften zur Einfachheit zurückzuführen, statt ihnen im Bau großartiger Kirchen und Kathedralen nachzuahmen. Wahrscheinlich aber ist des Präsidenten Einfluß groß genug, daß eine neue, große und stilvolle Kirche gebaut wird. In unitarischen Kreisen munnelt man sogar, daß es die Absicht sei, aus der Unitarierkirche eine Art von Staats- oder Nationalkirche zu machen! (Wb.)

**Berein Christlicher junger Männer (Y. M. C. A.).** Im „Magazin für Evangelische Theologie und Kirche“ lesen wir: „Der vorgenannte Verein sieht sich vor eine ernste Entscheidung gestellt. Rein Geringerer als Ex-präsident Roosevelt verlangt von diesem Verein die Preisgabe eines wichtigen Prinzips in seiner Konstitution. Die Konstitution des Vereins erlaubt, daß auch Juden und Katholiken teilnehmende Mitglieder des Vereins werden können, aber sie haben weder das aktive noch das passive Wahlrecht in dem Verein, das heißt, sie können weder wählen noch für irgendein Amt gewählt werden. Das ist begründet in dem Satz der Konstitution, der aktive Mitgliedschaft nur solchen gestattet, die 'members in good standing of evangelical churches' sind. Roosevelt stellt nun die horrende Forderung an die Jungmänner-Vereine, diesen Passus zu streichen in ihrer Konstitution zugunsten der Katholiken und der Juden, die dann auch diesen Vereinen sich anschließen würden. Das heißt, der eigentliche christliche Lebensnerv der Vereine soll durchschnitten werden, um einen religionslosen Kuddelmuddel zu erzeugen, der von vornherein jeden Gebrauch der Bibel und jede religiöse Übung im Verein ausschließt. Unsere hervorragendsten Politiker sind geradezu mit Blindheit geschlagen gegenüber den geheimen Mächenschaften und Intrigen der bibelfeindlichen Römlinge und der Christusfeindlichen Juden. Soll jener Passus gestrichen werden, so müssen sie konsequenterweise auch das ‚Christlich‘, das C. in ihrem Namen, streichen und müssen die Indifferenz gegen die Religion in ihr Panier schreiben.“ „Mit Hilfe der Vereine der Y. M. C. A. hat der Verein der ‚Gideoniten‘ es fertiggebracht, Tausende von Bibeln in große Hotels in vielen Städten zu bringen. Das müßte sofort aufhören, wenn Juden und Katholiken das Wahlrecht in diesen Vereinen bekämen. Es würde ein Prinzip des Kampfes und Streites um die heiligsten Güter hineingetragen in die Reihen der christlichen jungen Männer, und das müßte die unheilvollsten Folgen haben für die Vereine. Solange der Passus zu Recht besteht, besteht das Prinzip der Duldung gegen andere Konfessionsgenossen, und der Streit bleibt ausgeschlossen. Wer mit den Grundsätzen des Vereins nicht einverstanden ist, kann ja draußen bleiben, das ist sein freies und unbestreitbares Recht. Wer aber eintritt in die Gesellschaft, muß sich den Ordnungen derselben freiwillig unterwerfen.“ „Wir haben's schon oft gesagt und wiederholen unsere Anklage: Unsere Politiker verraten dieses freie Land an die Knechtschaft Roms. Sie, die fortwährend auf Stimmensfang ausgehen, fragen nichts danach, welche unheilvollen Folgen sich ergeben aus der wachsenden Macht der römischen Klerisei, die ihre Netze und Schlingen legt mitten in die protestantische Bevölkerung, um Seelen zu fangen für ihre alleinseligmachende Kirche.“ Warum verlangt Roosevelt nicht, daß auch die Katholiken den Protestanten das aktive und passive Wahlrecht geben in ihren Vereinen, Waisenhäusern und Hospitälern, die zumeist mit Geldern erbaut werden, die Nonnen von Protestanten zusammenbetten? Und was den Religionskuddelmuddel betrifft, so ist er doch schon jetzt groß genug in der Y. M. C. A. J. B.

## II. Ausland.

Der Jathosfall hat sich in Deutschland und über Deutschland hinaus zu einem förmlichen Jathorummel gestaltet. Und infolge desselben herrscht in den Landeskirchen, insonderheit in der preußischen, zurzeit die helle Anarchie nicht bloß auf kirchlichen Versammlungen und in den Zeitungen,

sondern auch auf den Kanzeln. Insonderheit haben dabei die aufgeblasenen Liberalen verraten, über wie wenig common sense, vernünftige Einfachheit und Gemütsruhe sie zu verfügen haben. Obwohl für jeden ehrlichen Menschen die Entscheidung des Spruchkollegiums das einfachste und selbstverständlichste Ding von der Welt ist, so war doch für den Panliberalismus das Urteil über Natho das Signal zu heftigen Ausfällen gegen die Kirche und ihr Bekenntnis. P. Dörries von Kleefeld predigte über den Nathofall und erklärte auf der Kanzel: „Gott gebe uns viele solche Männer, wie Natho einer ist!“ Natho habe sein Amt mit ganzer Hingebung versehen und nur gepredigt, was er selbst für recht hielt, selbst erfahren und innerlich erlebt habe. Und obwohl dies nicht mit den Buchstaben der Heiligen Schrift übereinstimme, so sei es doch die Überzeugung seines eigenen Inneren gewesen. Gar manchen habe er auch so zur Kirche und zum Glauben zurückgeführt, was von vielen bezeugt werde, denen er die Augen geöffnet habe. Und dieses Glaubens wegen habe man ihn verfolgt und seines Amtes entsetzt; und das sei eine schwere und furchtbare Tatsache, vor der man frägend und kopfschüttelnd stehe, eine Tatsache, die unheilvolle Früchte tragen werde. Für die evangelischen Prediger erwachse darum die Pflicht, ständig und rückhaltlos zu sprechen, wie es ihnen ums Herz sei. Wären die Mitglieder des Spruchkollegiums durchdrungen gewesen von den Grundätzen der Reformation und der Liebe, so würde Natho nicht gerichtet worden sein. „Evangelische Freiheit“ sei ein großes, ruhm- und inhaltsreiches, aber auch schwererernstes Wort, denn es sage uns: „Gehe fest für dich selbst, laß dich nicht führen am Gängelbände, du bist allein für dich und schließlich nur Gott verantwortlich für den Glauben, den du dir selbst gebildet, den du selbst erprobt hast; unterwirf dich nur deinem Gewissen, denn deine innere Stimme ist die Stimme Gottes, und ihr mußt du folgen.“ Die „Christliche Welt“ veröffentlichte diese Predigt Dörries', der schon im vorigen Jahr in einem Vortrag in Celle über „Unsere Christenhoffnung“ das Leben nach dem Tode leugnete und behauptete, daß nur der Name und das Andenken des Menschen fortlebe, daß es weder Himmel noch Hölle gebe, der Himmel vielmehr da sei, wo die rechten Menschen zusammen sind, und daß die Hölle nichts anderes sei als das böse Gewissen. Wie Dörries, so haben sich auch die „Freunde der evangelischen Freiheit“ in Hannover ausgesprochen und an Natho ein Schreiben gerichtet, in welchem auch folgende Phrasen prunkten: Das alte, ewige Evangelium sei in die lebendige Form zu fassen, wie unsere Zeit sie nötig habe, und unserm Volk sei eine Kirche zu schaffen, zu der es mit Liebe und Freude sich bekennen könne, eine Kirche voll Mannigfaltigkeit der Zungen und Sprachen, eine Kirche der Wahrheit und Freiheit, der Liebe und des Glaubens. Die „Vereinigung der Freunde der christlichen Welt“ hat ebenfalls eine Nathoerklärung angenommen, in welcher sie insinuirend verlangt: 1. daß der stenographische Bericht über die Verhandlungen des Spruchkollegiums veröffentlicht werde; 2. daß anonyme Denunziationen von den kirchlichen Behörden abzulehnen seien; 3. daß die den Angeklagten zur Verteidigung nötigen Mittel nicht beschränkt werden; 4. daß gegen Fehler des ersten Gerichtsverfahrens eine Revisionsinstanz errichtet werde; 5. daß die Einzelgemeinde zu ihrem Recht komme. Die Amtsentsetzung Nathos habe nichts erledigt, vielmehr nur die Unhaltbarkeit der religionspolitischen Lage aufs neue und besonders deutlich offenbart. In der Trennung von Staat und Kirche erblicke die Vereinigung die ein-

zige Lösung, und sie fordere darum die Entstaatlichung der Kirche, sofortige Zurückziehung der Staatsgewalt aus den religiösen Kämpfen, grundsätzliche Reform der Verfassung der Landeskirche, und daß die Obrigkeit ihre Aufgabe beschränke auf die äußerliche Fürsorge für Erhaltung und Förderung kirchlicher Ämter und Einrichtungen, insonderheit auch, daß das Recht der Einzelgemeinde erweitert und das Recht der Minderheiten gesetzlich festgestellt werde. Selbstverständlich konnte sich auch Paul Wernle von Basel das Wort nicht versagen. „Die Herren vom Spruchkollegium“, meint er, „haben keinen Glauben, keine Liebe und keine Hoffnung gehabt.“ Jatho mit seiner verschrobeneren, verschwommenen Theologie habe tatsächlich hundertmal mehr Glauben als die Herren, die ihm das Urteil gesprochen. Gott habe die preussischen Oberbehörden verblendet, ihnen einen rechten Taumelgeist eingeschenkt und sie mit diesem neuesten Urteil dem Kluch der Lächerlichkeit und Erbärmlichkeit preisgegeben, um sie vor aller Welt zu demütigen und ihren Glaubensstolz zu brechen. Das Urteil über Jatho sei nichts anderes als ein Strafgericht Gottes über die scheinbaren Sieger. Auch diese Expektorationen Wernles veröffentlichte die „Christliche Welt“. In ähnlicher Weise wie Wernle verurteilte auch Lic. Traub in Solingen das Spruchverfahren gegen Jatho als „objektive Heuchelei“. D. Baumgarten in Kiel redet zwar nicht so fanatisch, erklärt aber doch das Urteil des Spruchkollegiums für verkehrt und verhängnisvoll. D. Harnack, der bisher wohl aus kirchenpolitischen Gründen zumeist auf der Schaukel saß, hat nun auch für Jatho Stellung genommen. Der Fall, meint er, hätte eigentlich nicht vor das Spruchkollegium kommen dürfen, da er schon seit Jahren bestand. Die Kirchenbehörde habe aber den Jathofall wohl als besonders trüb angesehen und darum als eine gute Duvertüre für das Spruchkollegium benutzt. Die Wirkung Jathos auf die Religiosität seiner Gemeinde und auf weitere Kreise sei aber eine so tiefe gewesen, daß Jatho trotz seiner Theologie hätte ertragen werden müssen. So ist schließlich auch Harnack, wie ja nicht anders zu erwarten war, vom Spruchkollegium abgerückt, und damit sollten auch die Hoffnungen, die manche Positive auf Harnack gesetzt, zu Grabe getragen sein. In der „Christlichen Welt“ haben 37 liberale Professoren eine Erklärung abgegeben wider die Entscheidung des Spruchkollegiums, in der sie unter anderm auch sagen: Statt auf die christliche Persönlichkeit und auf das Leben im Geiste Jesu Christi werde in dem Urteil über Jatho alles Gewicht gelegt auf die Lehre, die Rechtgläubigkeit, wodurch den Studenten die Unbefangenheit des wissenschaftlichen Studiums und die Freude zum künftigen Amt getrübt und den Professoren die Aufgabe erschwert werde, die Gesinnung für Ehrlichkeit und Wahrheit zu pflegen, so daß die Universitäten den Anschein bekämen, als ob ihre Fakultäten Seminare für kirchlich gebundenen Unterricht wären. Indirekt für Jatho und direkt für den berüchtigten Fischer von Berlin, dem das Konsistorium einen Verweis erteilt hatte wegen seiner Beteiligung an einer Jathoversammlung, sind ferner 80 liberale Geistliche aus Berlin und Umgegend eingetreten mit einem Protest beim Oberkirchenrat, in dem sie erklären, daß sie die Kirchenregierung nicht für befugt halten, eine Entscheidung darüber zu treffen, ob, wann und wo ein Geistlicher redet, sondern daß sie ihn nur für das, was er geredet hat, zur Verantwortung ziehen dürfe. Die relativ meisten Zustimmungserklärungen hat Jatho aus Elsaß-Lothringen erhalten, wo es nur 250 protestantische Pfarreien gibt und doch

schon vor der Entscheidung über 70 Pfarrer Jatho ihre Teilnahme bezeugten. Der „Friedensbote“ daselbst schreibt: „Es wird gern betont, daß bei uns ein solches furchtbares Kezengericht nicht möglich sei. Und es verdient wirklich offen ausgesprochen zu werden: In der Kirche Augsburgischer Konfession in Elsaß-Lothringen dürfte jemand die Existenz Gottes, die Gottheit Christi, die christliche Zukunftshoffnung, die Rechenschaft vor Gottes Richterstuhl leugnen, ohne daß er darum aufhörte, Pfarrer dieser Kirche zu sein.“ Auch die Reformkatholiken haben sich gewaltig für Jatho ins Geschirr geworfen und in ihrem „Zwanzigsten Jahrhundert“ Klagen ausgestoßen über die „tiefe und unheimliche Gottlosigkeit des gegen Jatho ergangenen Urteils“ der Berliner Beamten, die sie als Unhold, Wölfe, Strohköpfe und Lippendiener titulieren. Im liberalen Hessen mit seiner fanatisch liberalen Universität Gießen haben 48 Pfarrer gegen die Absetzung Jathos protestiert, die Verständnislosigkeit des Spruchkollegiums gegenüber dem Versuche Jathos, Menschen unserer Zeit den alten Gottesglauben in Bildern und Gedanken unserer Zeit zu predigen, bedauert und verurteilt und das Vorgehen des Spruchkollegiums als Gottlosigkeit bezeichnet. „Eine Kirche“, sagen sie, „die Lehrgesetze an die Stelle innerer Frömmigkeit setzt, ist nicht mehr die Kirche Luthers, Schleiermachers, Arnolds!“ Die „Leipziger Lehrerzeitung“ feiert Jatho und die liberalen Pastoren, die gegen das Urteil des Spruchkollegiums protestiert haben, als Märtyrer und verlangt für die Lehrer in der Schule dieselbe Freiheit, die Jatho sich in der Kirche genommen habe. Der „Verein der Freunde evang. Freiheit“, mit P. Seydorn an der Spitze, hat an Jatho folgende Adresse gesandt: „Die Freunde evang. Freiheit auf Fehmarn, heute in großer Anzahl hier versammelt, danken Ihnen von Herzen für die Mannhaftigkeit und Treue, mit der Sie die Fahne Jesu Christi siegreich hochgehalten haben, und geloben, ein jeder nach seinen Kräften, Ihnen nachzueifern. Gott lasse Sie weiter gesegnet und ein Segen sein!“ Überall in den großen Städten: Berlin, Charlottenburg, Dortmund, Bremen, Hannover zc., wurden Jathoversammlungen abgehalten. Ihren Höhepunkt erreichte die Begeisterung der Liberalen auf der Versammlung in Köln, an der sich 7000 Männer und Frauen beteiligten, und wo beim Erscheinen Jathos das Rufen, Händeklatschen, Tücherschwenken zc. nicht enden wollte. Und von diesen Vorgängen in Deutschland haben auch die großen Tageszeitungen in den Vereinigten Staaten Notiz genommen und jumeist wohl auch im Sinne der Liberalen.

Das „Jathomartyrium“ und die Radikalen. Jatho, dem sein Amt in der Landeskirche abgenommen ist, bezieht ein Ruhegehalt von 6000 Mark, und die zum Teil für ihn gesammelte Spende hat bereits die Höhe von 150,000 Mark überstiegen, obwohl man immer noch eifrig an der Arbeit ist, neue Sammelstellen zu eröffnen, um diese Summe zu erhöhen. Auch ist Jatho immer noch, wenngleich nicht Pastor, so doch ein Glied der preussischen Landeskirche und kann in Wort und Schrift in derselben seinen Unglauben ebenso offen vortragen wie vordem, ohne daß ihm deshalb ein Haar gekrümmt würde. Trotzdem suchen die Liberalen aus Jatho einen großen Märtyrer zu machen, und Jatho selbst gibt sich alle Mühe, sein bisheriges Theatermartyrium und Theaterheldentum weiter zu spielen, welches den Gipfel erreicht hatte, als er vor seinen Anklägern deklamierte: er wolle von seiner Meinung nicht weichen, es sei denn, daß er aus der Bibel oder sonst mit hellen und klaren Gründen der Vernunft eines Besseren belehrt

werde. In diesem Interesse sollen darum auch diesen Winter in Köln sogenannte „Zatho-Gottesdienste“ eingerichtet werden mit Kangel, Altar, Orgelspiel, Liturgie, Chorgesang zc. Wie ernst es den Liberalen mit dem Märtyrertum Zathos ist, zeigte der Vorfall in Köln, wo sie über Maurenbrecher herfielen mit „Pfui, Gemeinheit, Beleidigung, H'raus mit dem Kerl“, weil er es gewagt hatte, das vorgebliche Martyrium Zathos in Frage zu ziehen. Doch will es scheinen, daß die Liberalen mit dieser Propaganda wenig Glück und Erfolg haben werden. Die „A. E. L. R.“ schreibt: „Der Märtyrerschein Zathos verbleicht schneller, als seine Gegner erwartet hatten. Die Zathobewegung in Deutschland hat ihren Höhepunkt überschritten, die großen Versammlungen sind schon gehalten und haben durch ihren glänzenden Verlauf das Gefühl der Befriedigung bei den Freunden Zathos hervorgerufen; aber der Protestantenverein, der Monistenbund und alle liberalen und radikalen Geister werden nicht aufhören, diesen Fall zum Schüren und Hezen zu benutzen.“ Aber gerade auch die Radikalen sind es, die hier den Liberalen im Wege stehen und das Martyrium Zathos dem Gespötte preisgeben. Der Sozialdemokrat Mehring sagte offen: Zatho könne sich über kein Unrecht beklagen. Als ehrlicher Mann hätte er aus der Kirche ausscheiden sollen, als er nicht mehr mit ihrem Bekenntnis stimmte. Wie die Kirche, so mache es die Sozialdemokratie auch: stimme jemand nicht mehr mit ihren Parteigrundsätzen, so scheide er aus. Freilich könne ein „ehrllicher Kerl“ trotzdem die Sympathien für sich haben; aber diese Sympathie verliere jede Berechtigung, wenn Herr Zatho in der Positur weder des Helden noch des Märtyrers, sondern des Hausierers erkläre: „Werde ich zur Vordertür der Kirche hinausgeworfen, so lehre ich durch die Hintertür zurück.“ Zatho sei nur das Werkzeug der Bourgeoisie, der Männer von „Geld und eingebildeter Größe“. Ebenso urteilt Horneffer, der Vertreter des modernen deutschen Heidentums: Die Verwunderung und Enttäuschung der Liberalen sei künstlich und grundlos. Es dürfe niemand wundernehmen, daß die Bekenntniskirche sich gegen religiöse Neutralisierung, worauf das liberale Prinzip hinauslaufe, zu schützen suche. Zatho habe die Absolutheit des Christentums schlechthin bestritten, woraus er selber hätte die Folge ziehen und aus der Landeskirche ausscheiden sollen. Freilich sei die protestantische Kirche schon längst ein bloßer Sprechsaal geworden, und Traub habe ihm neulich sogar versichert, daß auch Nietzsche mit seinen Lehren in derselben Berechtigung habe. Der „Kirchenfreund“ aus der freien Schweiz schreibt: Ohne Heuchelei könne ein Mann wie Zatho nicht christlicher Pfarrer, preussischer Pfarrer, der auf die Bekenntnisse verpflichtet und an Agende und Gesangbuch gebunden sei, bleiben. Aber je aufgeklärter die Pfarrer seien, desto mehr Hokusfokus trieben sie in der Kirche. Es sei darum gut, daß das Spruchkollegium die Luft gereinigt habe. Auch die „Leipziger Neuesten Nachrichten“ geben dem Spruchkollegium recht und urteilen, daß Zatho längst hätte freiwillig aus der Landeskirche ausscheiden sollen. Die „Leipziger Volkszeitung“ spottet über das Jammergeschrei der Liberalen und fordert sie auf, die Kirche zu verlassen, deren Bekenntnis sie nicht mehr teilen. Der Monistenbund in Magdeburg kam zu dem Resultat, daß Zatho kein Christ zu nennen sei, und daß er als ehrlicher Mann dies auch öffentlich bekennen solle. Trotzdem wurde freilich beschlossen, das Verhalten der Behörden im Zathofall zu mißbilligen und zum Austritt aus der Kirche aufzufordern. Ebenso urteilt der Monistenbund in Kiel, indem er



zugleich Jatho lobt, daß er nichts wissen wolle von einem überweltlichen, persönlichen Gott und von einer Erlösung des Menschen durch Christus. Die sozialdemokratischen Blätter spotten darüber, daß die liberale Presse Jatho als Märtyrer feiere und seine Richter als Inquisitoren brandmarke, zumal der Liberalismus selber intolerant sei gegen die Arbeiterbewegung. Schließlich rufen sie den Liberalen höhrend zu: „Es wäre schön, wenn die Liberalen die alte Kirche zerstören könnten; mit der neuen, die sie auf deren Trümmern errichteten, würden die Sozialdemokraten im Zeitraum einer Nachmittagspredigt fertig werden.“ Wie richtig dies ist, sieht jeder, der erkannt hat, daß der Liberalismus nur ein Schmarozer ist und darum auch nur ein Schmarozerleben führen kann und mit der alten Kirche, in deren Leib er sich eingefressen hat, selber verschwinden würde.

Neutrale Zuschauer in dem Jathokampf sind die preußische Mittelpartei und der Evangelische Bund, die es weder mit der einen noch mit der andern Seite verderben wollen, damit aber zugleich verraten, daß sie im Grunde nicht zu den Positiven, sondern zu den Liberalen gehören. Der „Reichsbote“ schreibt: „Man sieht, daß innerhalb der Mittelpartei sogar im Fall Jatho die Anschauungen auseinandergehen, obgleich dieser so einzigartig ist. War die Verteidigung des Spruchkollegiums schon in diesem Falle matt, ohne rechte Freude, so darf man sich nicht wundern, daß von einer künftigen Tätigkeit des Spruchkollegiums seitens der Mittelpartei abgemahnt wird.“ Auch die rheinische Mittelpartei hat eine unbestimmte Stellung genommen, denn obwohl sie zwar protestiert gegen die übermäßige Agitation der Anhänger Jathos, so fällt sie doch nicht direkt dem Urteil des Spruchkollegiums zu. Selbst Seeberg klagt über die Haltung der Mittelpartei in Preußen, daß sie versöhnlich eigentlich nur gegen die kirchliche Linke sich halte, dagegen die kirchliche Rechte niederzuhalten suche. Auch klagt Seeberg über ihre Verdächtigung, Verhöhnung und gemeine Behandlung des ehrlichen P. Wunke und der „Reformation“, die sie beschimpfe und niederschreie. Aber als Historiker mußte doch Seeberg wissen, daß je und je bei allen Unionen der positivere Teil der gehegte und gehagte und der liberale der intolerante war, und daß dies gerade auch in der Natur der Sache begründet liegt und immer nur so sein kann. Besonders bitter sind auch die Klagen positiverseits über den Evangelischen Bund, der jetzt 400,000 Glieder zählt, weil er in diesem Streite seine Stimme nicht erhoben und keine offizielle Erklärung zum Jathofall abgegeben habe, vielmehr ruhig zusehe, wie ein ganzes Heer liberaler Publizisten, die sonst für den Evangelischen Bund eintreten, über das Spruchkollegium herfallen. „Die „Kreuzzeitung“ fragt: „Hat der Evangelische Bund, der doch den Materialismus und Nominismus ausschließt und bekämpft, dagegen kein Wort des Protestes?“ Die evangelische Kirche drohe auseinanderzufallen, und trotzdem lasse der Evangelische Bund nichts von sich hören, hypnotisiert von einer römischen Gefahr, über die der moderne Mensch doch nur lächeln könne. Wer aber über die römische Gefahr nur lächeln kann, der sieht die Ethyla nicht, während er der Charhdis des Liberalismus zu entfliehen sucht.

Stellung der Positiven. Selbstverständlich haben die verschiedensten positiven Verbindungen und Vereine ebenfalls Stellung genommen und Beschlüsse gefaßt, in welchen sie dem Spruchkollegium ihre Zustimmung, Freude und Dankbarkeit zu erkennen geben. Auch ist es zu einer Art Tatbekenntnis gekommen. In der Luisenkirche zu Charlottenburg hielt der liberale

Pfarrer Kraaz eine Predigt über den Jathofall, in welcher er in einer Weise für den Liberalismus eintrat, daß die gegenwärtigen Unteroffiziere mitten in der Predigt ihren Mannschaften den Befehl gaben, mit ihnen das Gotteshaus zu verlassen, um nicht länger die Angriffe des Predigers auf die Kirche und das Kirchenregiment mitanhören zu müssen. Etwa 200 Zuhörer verließen den Gottesdienst, denn auch von den übrigen Gemeindegliedern schlossen sich viele dem Militär an. Dieser Zwischenfall hat viel Aufsehen erregt und ist auch von den Liberalen gehörig ausgeschlachtet worden, und wenn sie sich dabei darauf beschränkt hätten, gegen das In=die=Kirche=Hinein= und Aus=der=Kirche=Herauskommandieren der Mannschaften seitens und je nach dem Belieben der Unteroffiziere zu protestieren, so könnte man nur in diesem Punkte mit ihnen sympathisieren, denn das sind allerdings noch Eierschalen des alten cuius regio, eius religio-Prinzips. P. Kraaz ist seitdem vom Konsistorium ein Verweis zuteil geworden, und von der militärischen Oberbehörde ist das Verhalten des aufsichtführenden Offiziers, der während der Predigt die Mannschaften aus der Kirche führte, gebilligt worden. Mit dem Gedanken aber, aus der Landeskirche auszuscheiden, wollen sich die Positiven auch seit dem Jathofall nicht befreunden. Der „Friedensbote“, aus dem wir oben Mitteilungen machten, erklärt zwar selbst, die Landeskirchen seien „unheilbar krank“; aber trotzdem versichert er, daß man ihn nicht davon überzeugen könne, daß es von Gott geboten sei, aus einer Landeskirche auszutreten, solange in derselben das Bekenntnis zu Recht bestehe, und man dort noch seinen Glauben bekennen und ihm entsprechend leben könne. Daß zu diesem Leben aber auch das Tatzeugnis gegen die Liberalen und Verweigerung der Glaubensgemeinschaft mit denselben gehört, die doch in den Staatskirchen nicht möglich ist, scheint der „Friedensbote“ nicht zu sehen. Ja, das Resultat des Jathofalls ist diesen Positiven nur ein neuer Beweis dafür, daß sie vorläufig noch in der Landeskirche bleiben müssen, und daß es „noch nicht Zeit“ sei, aus derselben auszuscheiden. Mit Recht schreibt aber die „E. L. Z.“: „Wäre das Urteil anders ausgefallen, so würde man schon einen andern Grund für dieses ‚noch nicht‘ gefunden haben!“ „Sie bedenken nicht, wie beschämend es ist für die Landeskirche, daß ein so offener Irrelehrer wie Jatho, der alle Grundlagen des Christentums leugnet, erst nach jahrelangem Zaudern und dann in einem fünf Monate währenden Verfahren abgesetzt werden konnte und nun doch noch Glied dieser Landeskirche bleibt und in ihr, deren Brot er nach wie vor isst, weiter wühlen darf.“ Das „Theologische Zeitblatt“, das Organ des Lutherischen Bundes, schreibt: „Ein Skandal ist es, daß ein Mann, gegen den schon seit Jahren die Klage erhoben und erwiesen ist, daß er die Grundtatsachen des Christentums öffentlich leugnet — und er ist ja nicht der einzige dieser Art —, nicht alsbald von seinem Superintendenten oder Konsistorium suspendiert, sondern in seinem Predigtamt gelassen worden ist und so ungehindert den Glaubensstand seiner und anderer Gemeinden unterwühlen durfte, wie es die Säue (Ps. 80, 14) mit dem Weinberg Gottes machen.“ Aber von der Landeskirche gelte, was D. Kocholl öfters gesagt: „Auf dem Dache sitzt ein Greis, der sich nicht zu helfen weiß.“

**Schlussbemerkungen.** Die „A. E. L. R.“ schreibt: Die Erbitterung gegen das Spruchkollegium sei so groß, weil man in ihm einen Rückschritt sehe gegenüber dem Zustande vorher. Was das Kirchenregiment seit Jahren geduldet habe, beanspruche eben der Liberalismus jetzt als sein gutes Recht,

das man ihm jetzt nicht mehr nehmen dürfe. Man könne es darum begreifen, daß Enttäuschung und Entrüstung bei überzeugten Liberalen die Herzen erfüllten und die Gemüter erregten. Sei doch auch die Religion Jathos nach D. Rabe die Geheimreligion der „Gebildeten“. Der Protestantenverein, der Monistenbund und alle liberalen und radikalen Geister würden deshalb nicht aufhören, diesen Fall zum Schüren und Heßen zu benutzen. Und Lärm machten die Liberalen, um den Oberkirchenrat einzuschüchtern, gegen andere vorzugehen, wie das z. B. nötig wäre bei Heydorn, Heyn, Fischer und andern. In dem Sieg des Oberkollegiums erblickten manche Liberale auch nur einen Pyrrhussieg, dem die völlige Niederlage bald folgen werde. Darum schürt der berühmte Burggraf von Bremen und schreibt an Jatho: „Jetzt ist die Stunde gekommen, wo ein Sturm der Geister Preußen von einer kirchlichen Rückständigkeit erlösen könnte. Und dieser Sturm breche los — dazu segne und stärke Sie und Ihre Freunde der lebendige Christus dieser Tage!“ In ähnlicher Weise spricht sich P. Nithad von Berlin aus: der 24. Juli 1911 werde als ein denkwürdiger Wendepunkt in der Geschichte der preußischen Landeskirche gelten, und wenn Jatho gleich jetzt schmerzlich zu leiden habe, die Landeskirche werde ihm in der Zukunft Dank wissen; eine Kirche mit normativen Glaubenslehren müsse endlich mal anfangen, evangelisch zu werden. Nach der „Chronik der Christlichen Welt“ ist das kirchenpolitische Ziel des Liberalismus zunächst noch nicht die Trennung von Staat und Kirche, sondern die bekennnislose Staatskirche. Vorderhand freilich werde auch das Irrlehregeß bleiben; aber so viel müsse sofort geändert werden, daß man einer Gemeinde einen Mann nicht nehmen könne gegen den Willen der Majorität, wie das im Jathofall geschehen sei. Das dürfe sich nicht wiederholen, zu dieser Ungeheuerlichkeit dürfe das Kirchenregiment nicht ermächtigt bleiben. Im „Protestantenblatt“ schreibt dagegen Bonus: „Es hilft nichts, die Trennung der Kirche vom Staat ist durch die neueste Entwicklung unvermeidlich geworden und in die nächste Nähe gerückt.“ So drohen zwar die Liberalen, wie bereits im ersten Paragraphen angedeutet wurde, mit der Trennung von Staat und Kirche, aber ihre Reden machen nicht den Eindruck, als ob sie wirklich ernst gemeint wären. Sie wollen in der Kirche bleiben, weil sie fühlen, daß sie eben nur dort ihr Schmarokerleben fortführen können. Die Positiven aber wollen, wie wir ebenfalls schon gehört haben, auch jetzt nichts von einer Trennung von Staat und Kirche wissen, obwohl man nicht verstehen kann, wie sie es noch länger mit gutem Gewissen aushalten können, mit offenbaren Gottes- und Christusleugnern in einem Stalle zu stehen. Doch hat der Jathofall auch positiverseits Verstimmung und pessimistische Ausichten für die Zukunft ausgelöst. Die „A. E. L. R.“ schreibt: „Wir leben in einer trüben Zeit, wo ein Geist der Trennung und des Entfremdens durch die Kirche zieht, des Mißtrauens und Mißverstehens unter denen, die zusammengehören und zusammenhalten sollten. Die Kirche leidet darunter.“ Und der „R. Z.“ zufolge bemerkt Prof. Grünmacher in einem Brief an die Lutherische Generalsynode in Amerika: „Vielleicht ist der Tag nicht sehr fern, wann wir mit der Auflösung unserer Landeskirchen zu rechnen haben. . . . Es ist uns daher eine Quelle großen Trostes, zu sehen, wie das Luthertum in Amerika neue Formen findet, die Kirche der Reformation zu erhalten.“ Die Hoffnung, daß das Kirchenregiment die Kirche wirklich mit Ernst und Erfolg schützen werde, auch nur vor den groben Christusleugnern,

scheint von besonneneren Positiven niemand mehr zu hegen; und die bisherige Erfahrung liefert für solche Hoffnung auch keinen Boden; denn im Rathofall handelte es sich nicht bloß um einen Christusleugner, sondern um einen Gottesleugner. Gott bewahre die amerikanisch-lutherische Kirche vor dem Liberalismus — was wir freilich nur erwarten dürfen, wenn wir es nicht machen wie die lutherischen Kirchen in Deutschland, sondern mit Bezug auf jede Irrlehre, insonderheit die Leugnung der Inspiration, nach dem Grundsatz handeln: *Principiis obsta!* Ist erst der Damm der Inspirationslehre durchstochen, so ist kein Aufhalten mehr, und der Liberalismus wird auch bei uns seinen Einzug machen. J. B.

**Harnack und Ratho.** Die „*A. E. L. R.*“ schreibt: „Vieles ist durch den Fall Ratho, bzw. durch die entschlossene Haltung des Spruchkollegiums geklärt worden, und die Geister haben sich noch deutlicher in ihrem inneren Wesen enthüllt als sonst. Ein besonderes Interesse darf die Haltung Adolf Harnacks beanspruchen, des einflußreichen Universitätslehrers und nicht einflußlosen Kirchenmannes. Bekanntlich gehört auch er zum Spruchkollegium, wenn auch in zweiter Linie, als Stellvertreter, und hatte diesmal nicht mit sein Votum abzugeben. Aber separat davon hat er doch sein Urteil ausgesprochen, und zwar in einer Vorlesung vor Studenten. Den Anlaß dazu bot ihm die Wahrnehmung, daß auch unter den Studenten sich die Entrüstung gegen das Spruchkollegium und der Unmut darüber geltend machte, daß man also in Preußen nur noch Prediger sein dürfe, wenn man seine eigene Überzeugung unterschläge. Harnack begann in charakteristischer Weise gleich damit, daß er in dieser Sache von seinen bisherigen Freunden Naumann und Wernle, Baumgarten und Nade abrückte. Er kann diesen Ton nicht ‚mittönen‘. Er nennt die Einrichtung des Spruchkollegiums keinen Rückschritt zum Katholizismus, sondern einen Fortschritt. Das frühere ehrenkränkende Disziplinarverfahren gegen Lehrabweichungen habe aufgehört und einer würdigeren Form Platz gemacht. Daß aber überhaupt die Kirche kein Recht haben solle, bei Lehrabweichungen Einspruch zu erheben, daß sie keine Gewalt über die Lehre habe, sei eine Verkennung des Wesens der Landeskirche. Man habe gesagt (Sohn), daß nur die Einzelgemeinde eine solche Gewalt habe. Aber eine solche biete ebensowenig Garantien wie die Gesamtkirche. Harnack nennt es ein ‚ganz böses Wort‘: In Glaubenssachen darf man sich nicht majorisieren lassen. Dem Geistlichen soll ja gar keine andere Meinung aufgezwungen werden. Aber die Kirche muß sich unbedingt sichern und schützen können. Indem er so für das Spruchkollegium prinzipiell eintritt, hat er doch Verbesserungswünsche für dasselbe: 1. Die Klageerhebung darf nur von der Gemeinde, höchstens von dem Superintendenten ausgehen; denn es ist denkbar, daß eine Gemeinde von ihrem Geistlichen mit in sein wüßtes Katholisierendes oder enthusiastisches oder monistisches Treiben hineingezogen wird, und ein Außenstehender eingreifen muß‘. 2. Indem der Oberkirchenrat die Klage erhebt, darf er nicht selbst mit vier Stimmen im Spruchkollegium sitzen. 3. Das Kollegium muß das Recht haben, statt mit Ja oder Nein zu entscheiden, auf ‚Mißbrauch‘ zu erkennen und der ‚moralischen‘ Kraft seines Spruches bei dem Pfarrer und seiner Gemeinde zu vertrauen. Dann kommt Harnack auf die beiden Hauptanstöße in Rathos Lehre, seine Gottes- und seine Christusauffassung. 1. Der Gott, den wir verkünden, ist nicht einfach das Naturgesetz, nicht bloß der Geist der Entwicklung; der christliche Gottesbegriff geht darüber hinaus.

2. Die Person Jesu Christi darf nicht als nebensächlich behandelt werden. Unsere Verkündigung hat an ihn anzuknüpfen und zu zeigen, daß diese Person in der christlichen Gemeinschaft eine ‚unverschiebbare Stellung‘ hat. Trotz allem votiert Harnad, daß Jathos Sache so kompliziert war, daß man ihn um seiner religiösen Wirksamkeit in der Gemeinde willen hätte bleiben lassen sollen. Aber es liege kein Anlaß vor, von ‚geknechtetem Recht‘ oder ‚flagrantem Unrecht‘ zu reden. ‚Ich bedauere es, aber ich verstehe es, daß zahlreiche ernste Christen gesagt haben: Der Mann kann nicht bleiben.‘ Jedenfalls sollten die Studenten sich nicht zu extremen Urteilen oder Kleinmut für die eigene Laufbahn fortreißen lassen. Das Gerede, den Geistlichen werde der Mund verboten, sei falsch, und die Verleumdung gegen die Pastoren, daß sie anders reden, als sie glauben, werde man nie wegbekommen, und wenn man sechs Jathos freisprüche. ‚Es ist unsere Standeslast und Standesehre, das zu tragen.‘ Nach Harnad hätte man also Jatho nicht absetzen sollen. Und wie konnte er auch anders urteilen, wenn er mit Jatho darin übereinstimmt, daß Christus ein bloßer Mensch war, und wenn er die ‚religiöse Wirksamkeit‘ Jathos schätzen und loben kann! Harnad fühlte, daß er sich selber den Ast absägen würde, wenn er dem Urteil des Spruchkollegiums zustimmte.

**Jathos Schreiben an Harnad.** Die „A. E. L. R.“ fährt also fort: „Auf diese Vorlesung gab Jatho in einem offenen Briefe Antwort. Er hält Harnad vor, daß er ja selbst die ‚Verschiebung der Rolle‘, die Jesus in der Kirche halte, allezeit in Büchern und im Auditorium gelehrt habe; daß er selbst sowohl die altkirchliche Christologie als den Christus Luthers, ‚wahrhaftigen Gott, vom Vater in Ewigkeit geboren‘, aufgegeben habe. Jeder gebe eben die Christusauffassung, die er hat, und jede ist berechtigt, die Jathos ebenso wie die Hausleiters oder Orthers. ‚Alle sind darin Subjektivisten, und ist einer darob in Verdammung, so sind wir es alle.‘ Und was Gott betreffe, womit soll bewiesen werden, daß er nicht bloß Naturgesetz und Geist der Weltentwicklung sei? ‚Wir Zweifler, Sie und ich, die wir an die alte Christologie nicht mehr glauben, wir dürfen nicht mehr versuchen, über Gott etwas objektiv Gültiges auszusagen.‘ Jatho bittet Harnad direkt zu helfen, daß wir im evangelischen Gottesdienst loskommen vom objektiven Gottesbegriff und immer tiefer hineinwachsen in das subjektive Gottesleben. Er empfindet es schmerzlich, wenn Vertreter der liberalen Theologie, die ‚mit ihrem Wahrheitsfinn auch ihm (Jatho) in langen Jahren stiller Entwicklung den Mut gestärkt und das Herz geweitet‘ habe, denen in den Arm fallen, ‚die aus ihren Lehren die ehrlichen Folgerungen ziehen.‘“ Jatho sagt hier, daß er nur ein Schüler Harnads sei und nur gepredigt habe, was er von seinem Lehrer gelernt, wenn er gleich dabei etliche Schritte weiter gegangen sei. Jatho hat hier offenbar recht. Und was wird wohl Harnad zu antworten haben?

**Harnads Brief an Jatho.** Die „A. E. L. R.“ schreibt: „Darauf hat Harnad in der ‚Christl. Welt‘ geantwortet: ‚Sie behaupten, daß ich Ihre Christusauffassung nicht nur im wesentlichen teile, sondern auch als akademischer Lehrer und theologischer Forscher vertritt. Nichts kann unrichtiger sein. Sie schreiben: ‚Seit Christus kein übernatürliches Wissen mehr hat, kann er uns auch nichts Maßgebendes mehr über Gott sagen. Er ist ja selbst ein Gottsucher geworden wie wir, wenn auch einer der erfolgreichsten.‘ Niemals habe ich so gelehrt, und jeder, der meine Bücher gelesen oder mich

als Dozent gehört hat, muß das wissen. Ihre Christusauffassung, die Sie in dem obigen Satze aufs neue formuliert haben, hat sich ganz außerhalb aller geschichtlichen Erkenntnis im Banne des Schattens der Zwei-Naturen-Lehre einerseits und einer philosophisch-ästhetischen Weltbetrachtung anderseits gebildet. Dieser böse Schatten läßt Ihnen nur das böse Dilemma für Jesus übrig: „ein Gott oder ein unmaßgeblicher (wenn auch besonders erfolgreicher) Gottsucher“. Sobald Sie aber aus dieser Schattenhöhle heraustreten und ins Freie, das heißt, in die Geschichte, blicken würden, würden Sie erkennen, daß Gott uns Lehrer und Propheten gesandt hat und über sie hinaus einen Mann, den nicht wir, sondern Er uns zum Herrn und Christ gemacht hat. Gewiß, Sie haben recht: die Zwei-Naturen-Lehre ist gänzlich unhaltbar; aber sie kommt doch in der Form einer veralteten Spekulation der geschichtlichen Wahrheit über Jesus Christus näher als Ihr „unmaßgeblicher Gottsucher“. Ist denn aber diese Zwei-Naturen-Lehre die ursprüngliche Lehre über Jesus? Nach Ihrem Schreiben scheint es fast so. Aber Sie müssen doch wissen, daß das keineswegs der Fall gewesen ist. Die ursprüngliche Auffassung von Jesus, die sich auch mit seinem Selbstzeugnis deckt, ist, daß er der Messias und Herr ist. Eben dieses Glaubensurteil über Jesus habe ich für „unverschiebbar“ erklärt; denn in ihm stellt sich die wurzelhafte und gemeinsame Glaubensgrundlage dar, welche die verschiedenen Christologien trägt und erträgt. Daß die Landeskirchen — um sie und nicht um die Wissenschaft handelt es sich — ihre Lehrer an diese Verkündigung binden: „Jesus, unser Herr“, geschieht nicht nur von Rechts wegen, sondern ist in der Sache begründet. Aber die Freiheit der Geistlichen? Nun, auf die Gefahr hin, für einen Rektionär zu gelten — es gibt noch etwas Wichtigeres als die Freiheit, das ist die Wahrheit, die Eigenart und die Kraft einer Sache. Erst kommt sie; denn wenn sie schwindet, schwindet der Kern, und nur Hülsen und Worte bleiben übrig; dann erst kommt die Freiheit. Die Wissenschaft freilich kann nicht nur, sondern sie muß unbekümmert um alles Seelenheil forschen und fragen; aber die Kirchen haben nicht nur das Recht, sondern sie haben die Pflicht, die Eigenart und Kraft der christlichen Religion aufrechtzuerhalten, wie sie aus ihrer ursprünglichen Struktur und ihrer gesamten Geschichte hervorgeht, und sie werden dabei von der echten geschichtlichen Wissenschaft unterstützt. Die Behauptung aber, daß es zwischen Bekenntnisbuchstaben und absolutem Subjektivismus für die Kirchen nichts Drittes geben dürfe und könne, läßt sich unschwer widerlegen. Und nun der Gottesbegriff — ich habe mich in der Vorlesung gehütet, Sie als Monisten oder als Pantheisten zu bezeichnen; ich habe mich überhaupt jeder Bezeichnung enthalten, da ich ganz außerstande bin, Ihren Bekenntnissen über Gott einen einheitlichen Sinn abzugewinnen. Wohl aber hatte ich die Pflicht, auf Grund einer Reihe Ihrer Ausführungen den christlichen Gottesglauben dagegen in Schutz zu nehmen, daß er nicht mit dem Naturgeseke identifiziert werde; denn diese Behauptung stößt alles um, was der Christ in seinem Gottesglauben, wie ihn Jesus zur Erkenntnis gebracht hat, besitzt. Auch hier meinen Sie Ihre Position mit der Freiheit der Wissenschaft decken zu können. Um diese Freiheit handelt es sich nicht im geringsten, sondern lediglich um die Frage, ob die Landeskirche Prediger ertragen darf und soll, die zwischen Gott und Welt überhaupt keinen Unterschied machen. Ich rechne Sie nicht zu diesen Predigern, aber ich sage auch nicht, daß Sie sich scharf von ihnen unter-

scheiden. Und nun zum Schluß — wiederholt richten Sie an mich in Ihrem „Offenen Brief“ Bitten, ich möge die Freiheit der Wissenschaft nicht gefährden, ich möge keine Maßstäbe aufstellen, die durch meine eigene gesamte Lebensarbeit als illusorisch erwiesen sind zc. Ich kann es Ihnen, hochgeehrter Herr Pfarrer, nicht ersparen — ich empfinde diese Bitten als völlig unmotiviert und unberechtigt. Sie entspringen einer Verwechslung der Bedürfnisse der Wissenschaft und der Bedürfnisse der Landeskirche, die sich durch Ihren ganzen Brief zieht. Jeder Pfarrer soll gewiß frei und offen sagen, was er erlebt hat; aber nicht jeder Pfarrer kann verlangen, daß die Landeskirche ihn unter allen Umständen erträgt. Wie ich es trotz schwerer Bedenken versucht habe, Ihrem Wirken als Prediger in der Landeskirche gerecht zu werden, das habe ich in meiner Vorlesung zum Ausdruck gebracht.“ Wenn aber Harnack mit Jatho zugibt, daß Christus bloßer Mensch war, so helfen ihm alle Phrasen nichts, so muß er nach Schrift und Vernunft die Folge ziehen, daß auch Jesus über Gott nichts Sonderliches und Autoritatives wissen konnte, zumal ja auch Harnack von Wundern und somit auch von übernatürlicher Offenbarung im eigentlichen Sinn nichts wissen will. Jedenfalls kann der Unterschied zwischen Jatho und Harnack nur ein gradueller sein, und wenn es sich um Jatho und das Christentum handelt, so kommt Harnack auf Jathos Seite zu stehen.

**Jathos Erwiderung.** Die „A. E. L. R.“ berichtet: „Kurz und scharf antwortet Jatho darauf: ‚Wir sind beide der Meinung, daß Jesus ein Mensch war, und dadurch unterscheiden wir uns von denen, welche mit der Kirchenlehre sagen: Nein, er war mehr als ein Mensch. Die kirchliche Lehre führt in ihrer letzten Konsequenz zu der Vorstellung von der Gottheit Christi. Unsere Auffassung dagegen zwingt uns zu dem Verzicht, der Person eine absolute Bedeutung einzuräumen. Was wir von dieser Person behaupten, ist, soweit es den Menschen Jesus betrifft, relativ, soweit es uns betrifft, subjektives Glaubensurteil. Sie erklären zwar Ihr Glaubensurteil über Jesus für „unverschiebbar“ und stellen sich auf das Bibelwort, daß ihn Gott zum Herrn und Christ gemacht habe. Sie nennen dies „die Wahrheit, Kraft und Eigenart“ des Christentums. Andere sind anderer Meinung. . . Sie nennen meine Alternative: „Jesus ist Gott oder Gottfucher“, ein „hoffnungsloses Dilemma“, wodurch mir der Blick „ins Freie, das heißt, in die Geschichte“, getrübt sei, so daß ich in einer „Schattenhöhle“ sitze. Wo aber ist denn je in der Geschichte ein bedeutender Mensch aufgetreten, der nicht Gottfucher gewesen wäre? Soll Jesus es nicht sein, dann ist er auch kein Mensch, denn es ist das Wesen des Menschen, daß er Gott suche.“ Zum Schluß spricht Jatho von der geistigen Größe der Subjektivisten, zu denen er sich natürlich in erster Linie zählt. ‚Nicht jeder hat das Zeug, Subjektivist zu sein.‘ Neben ihnen her gehe die breite Masse der Durchschnittsmenschen. Aber von dieser Masse lebe die Menschheit nicht: ‚Das heilige Feuer in der Religion wie in der Wissenschaft entzündend immer nur die Subjektivisten.‘“ Jatho ist hier offenbar der konsequente Mann, und Harnack sucht sich wenigstens den Schein zu geben, als ob er auf halbem Wege stehen bleiben wollte. Ist aber Harnack in der Kirche berechtigt, dann darf auch Jatho nicht hinausgeworfen werden; dahin geht ja auch tatsächlich das Urteil Harnacks.

**Und was antwortet Harnack?** Die „A. E. L. R.“ fährt fort: „Darauf hat Harnack geschwiegen, denn — man mag zu Harnack stehen, wie man

will — dieser Briefwechsel zeigt eine so tiefe Kluft zwischen beiden sowohl in wissenschaftlicher als religiöser Hinsicht, daß eine weitere Diskussion unnütz und überflüssig erscheint. In der äußeren Logik hat Jatho gewiß recht, und es mag Harnad kein geringer Schmerz sein, nach einer langen Reihe von Dozentenjahren sehen zu müssen, daß die von ihm gestreute Saat sich zu einer völligen Losagung von dem „Herrn und Christus“, ja zu einer Verleugnung des lebendigen Gottes entwickelt hat. Wir können uns keine bitterere Lebensfrucht für einen Theologen denken. Aber unwillkürlich tritt in die Erinnerung, wie Harnad vielfältig an dem Throne des Herrn gerüttelt hat von seinem Angriffe auf die jungfräuliche Geburt an bis zu seiner bedenklichen Unterscheidung zwischen dem Evangelium Jesu und dem Evangelium der Apostel. So ist es nicht zu verwundern, wenn unklare Köpfe solche ungeheuerliche Konsequenzen ziehen, wie Jatho tut. Und auch darin hat Jatho recht, daß er Harnads geteiltes Urteil über seine Absehung nicht versteht. Andere Leute verstehen es auch nicht, denn sein Vordersatz von der Notwendigkeit der Lehrzucht stimmt nicht zu dem „man hätte ihn bleiben lassen sollen“. Hier ist eine Inkonsistenz, die beim besten Willen nicht beseitigt werden kann. Wollends Harnads Kritik am Spruchkollegium konnte, das mußte er sich selbst sagen, nur böses Blut machen: auf der Linken, weil er das Kollegium halten will, auf der Rechten, weil er seine Kraft zu schwächen sucht. War es nötig, daß er jetzt und an dieser Stelle solche Kritik kundgab?“ Die Unklarheit, von der die „A. E. L. R.“ hier redet, liegt hier offenbar nicht auf seiten Jathos, sondern auf seiten Harnads. Jatho ist konsequent, und Harnad gehört hier zu den Halben.

Wie erklärt sich Harnads Halbheit? Die „A. E. L. R.“ urteilt: „Aber wichtiger als dieses alles ist uns der innere Tenor, mit dem Harnad geschrieben hat. Wer diesen Tenor auf sich wirken läßt, wird sich dem religiösen Ernst, der daraus spricht, nicht entziehen können. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir hier eine weitere Station in dem Vorwärtsschreiten sehen, das wir schon länger an Harnad beobachtet. Hatte er früher sich gern in Gegensätzen gegen den Glauben der Gemeinde versucht, so ist er in den letzten Jahren wiederholt in einer Weise hervorgetreten, die seine alten Freunde stußig und fremd gegen ihn machte. Seine wissenschaftliche Parole, in der Bibelkritik mehr auf die Tradition zu halten, hat schwer verstimmt. Die Verstimmung wuchs, als er das Lukasevangelium samt Apostelgeschichte für authentisch erklärte, als er das Johannesevangelium hart an den Augenzeugen Jesu heranrückte, als er mit einem Worte sich als einen Theologen kundgab, der auf kein Parteiprinzip sich festgerannt hat und immer weiter lernen will. Wer sich die Mühe nähme, könnte eine Reihe von Grenzpfählen markieren, die Harnad gegen die errichtete, mit denen er früher ging. Nun kommt seine Sache mit Jatho. Wer hätte dem früheren Harnad zugetraut, daß er jetzt so fest darauf steht, daß die Kirche sich gegen die Irrlehre schützen müsse, und daß er eine ganze Vorlesung seinen Studenten hält, um ihnen das klar zu machen? Wer hätte sein jetziges energisches polemisches Eintreten für die objektive Offenbarung Gottes in Christo erwartet? Denn so viel ist klar: Entweder treibt Harnad nur Kirchenpolitik, die im Mantel einer gewissen Kirchenfreundlichkeit hervortreten möchte, oder es ist ihm Ernst mit seinem Bekenntnis zu dem „Herrn und Christ“ und zu der Offenbarung Gottes. Wir sehen uns außerstande, Harnad anders als einen ehrlichen und redlichen Mann zu nehmen. Dann aber dürfen wir auch



sagen, daß Harnad von einem unhaltbaren Subjektivismus sich zurückzieht und sich mehr und mehr der Objektivität des christlichen Glaubens zuwendet. Bei seinem ernstlichen wissenschaftlichen Forschen und seinem entschlossenen Wahrheitsfinn, der lieber Alles fahren läßt, als auf eine neuentdeckte Wahrheit verzichtet, darf man hoffen, daß er nicht stehen bleibt. Daß freilich die Gemeinde sein Bekenntnis noch erheblich hinter der geschöhenen Gottesoffenbarung zurückstehend findet und sie sein halbes Urteil über Jatho mit neuem Anstoß gelesen hat, daß sein inkonsequentes Urteil über das Spruchkollegium seiner eigenen Stellung als Spruchrichter großes Mißtrauen zugeführt hat, wird er selbst wissen. Allein in einer Zeit, wo alles auf der Linken sich abwärts zu entwickeln scheint, soll auch nicht übersehen werden, daß ein Mann wie Harnad eine gegenteilige Richtung einschlägt und seinen eigenen Leuten ein Halt zuruft. "Aber hat dies Urteil über Harnad nicht seinen Grund darin, daß die „A. E. L. R.“ selber dem Liberalismus näher getreten ist, als sie selber glaubt, und daß sie auch nicht mehr voll und ganz festhält an der alten Lehre von der Person Christi, an der Zwei-Naturen-Lehre, nach welcher IESUS Christus ist „wahrhaftiger Gott, vom Vater in Ewigkeit geboren, und auch wahrhaftiger Mensch, von der Jungfrau Maria geboren“? Solange Harnad dabei bleibt, daß IESUS ein bloßer Mensch war, ein Sohn Josephs und der Maria, der auch nicht von den Toten auferstanden ist, und daß auch IESUS mit seinem Werk nicht hineingehört in das Evangelium, und daß es keine Wunder und keinen Durchbruch der Naturgesetze gibt, und solange er sogar die Wirksamkeit Jathos rühmt und beifällig als religiös bezeichnet und der Meinung ist, daß man einen Mann wie Jatho in der Landeskirche als Pastor weiter amtierem lassen solle — solange Harnad so steht, gibt man sich einer mehr als kindlichen Täuschung hin, wenn man glaubt, daß er theologisch von den Liberalen abrücke und sich dem Christentum nähere. Solange Harnad an seinen Irrlehren festhält, ist er ein Heide, genau so wie Jatho, und steht mit ihm außerhalb der Christenheit und der Kirche. Und das sollte ihm allerseits von den Positiven erklärt werden.

**Wichtig urteilt Bunke über Harnad, wenn er in der „Reformation“** schreibt: Jatho könne sich bei Harnad bedanken, denn Harnad habe sich tatsächlich denen angeschlossen, die das Urteil des Spruchkollegiums für falsch halten. Und durch die Tatsache, daß sich Jatho auf Harnad als seinen Meister berufe und auch habe berufen können, habe sein Fall Aufsehen und Ansehen erlangt und ihn in den Mittelpunkt der Erörterung gestellt. Ohne Harnad wäre Jatho eine unbedeutende Figur geblieben und hätte sein Fall keine sonderliche Rolle gespielt. Den ersten Punkt betreffend sagt Bunke wörtlich: „Harnad hat den Bericht von D. Tade im ‚Evangelisch-Kirchlichen Anzeiger‘ als fast stenographisch getreu bezeichnet. Dort aber lautet das Ergebnis der Harnad'schen Ausführungen: ‚Der Spruch hätte lauten müssen: deine Theologie ist unerträglich — aber dein Same ist aufgegangen; also müssen wir dich ertragen — wir werden dich ertragen.‘ So hat Harnad gesagt. Er hat sich damit genau an das Urteil des Verteidigers von Jatho, D. Baumgarten, angeschlossen, der als Gegner des Spruchkollegiums, jedenfalls als Gegner des Absetzungsurteils bekannt ist. Wenn es auch der Mittelpartei unbequem ist, so steht die Tatsache doch fest. Harnad ist vom Oberkirchenrat im Falle Jatho abgerückt und hat das Urteil des Spruchkollegiums mißbilligt. Jatho kann ihn vor aller Welt zu denen zäh-

Ien, die sich gegen seine Absetzung ausgesprochen haben. Dafür ist er ihm zweifellos Dank schuldig.“ Zum zweiten Punkt sagt Bunte: Jatho bekenne sich offen als Schüler Harnacks und ehre so den Meister vor aller Welt. „Der Theolog, auf den sich der Prophet der neuen Religion (Kölnische Zeitung), der Jesusgleiche Prediger und Märtyrer (Christliche Freiheit, Köstliche Zeitung), der Mann von kirchengeschichtlicher Bedeutung beruft, muß sicher ein großer, wenn nicht noch größerer Mann sein. Aber leider will der Meister den Schüler nicht anerkennen. Er hat ihn als erfolgreichen Säemann gelten lassen, der im Pfarramt zu Köln bleiben sollte. Aber er will doch mit seiner Theologie nichts zu tun haben, und gerade darauf legt Jatho neuerdings Wert. Er betont die Übereinstimmung zwischen dem Schüler und dem Meister.“ Den Liberalen, insonderheit von der preussischen Mittelpartei und Harnack selber, sei es freilich unangenehm, daß Jatho sich an Harnacks Rockschöße hänge und selber dadurch in die vorderste Reihe vordreibe und sich den Ehrenplatz nehme, daß er der ehrlichste und konsequenteste Schüler der gesamten modernen Theologie sei. Bunte schreibt wörtlich: „Für alle, die das Heil der evangelischen Kirche in der Förderung der liberalen Theologie sehen, ist es überaus peinlich, wenn rabitale Schüler ihren liberalen Meistern die Rechnung über ihren Einfluß zur Unzeit überreichen. Es kommt aber darauf an, ob sie recht haben oder nicht. Eins ist zweifellos, daß zwischen der Theologie Harnacks und der Theologie Jathos ein großer Unterschied besteht. Harnack steht dem Strom des biblischen Evangeliums und der kirchlichen Theologie ein gut Stück näher als Jatho. Dieser ist nicht nur ein Schüler Harnacks, sondern er hat noch eine Reihe ganz anderer Meister. Jatho ist ein Eklektiker, mit dessen poetisch-mystischer Veranlagung sich vielerlei verträgt. Aber wir dürfen es ihm doch wohl glauben, daß er dem Meister Harnack seine grundsätzliche Stellung verdankt, in der er mit ihm noch heute übereinstimmt, auch wenn er sehr viel weiter fortgeschritten ist. Welches ist diese grundsätzliche Stellung? Jesus ist nur ein Mensch, seine Gottheit ist zu verwerfen. Welche Schlußfolgerungen daraus zu ziehen sind, darin weichen Schüler und Meister voneinander ab. Aber dieser Unterschied beruht nur auf persönlicher Anlage, auf der geschichtlichen Führung des Lebens, auf dem besonderen Berufe und derartigen Eigentümlichkeiten, die für die Entwicklung des Menschen von maßgeblicher Bedeutung sind. Ob auch der Unterschied zwischen zwei Menschen, deren Ausgangspunkt gemeinsam war, hinterdrein sehr groß erscheint, weil ihre Lebenslinien von jenem Anfang an auseinanderführten, so wird doch der unbefangene Beobachter die gemeinsame Grundüberzeugung klar erkennen. Mag der Meister den unbequemen Schüler höflich, aber entschieden abschütteln, mögen die Verehrer heimlich die Hände ringen und öffentlich mit Enttäufung die Geistesgemeinschaft zwischen Schüler und Meister bestreiten, sie ist doch da. Beide befinden sich im Widerspruch zu dem Grundbekenntnis der Christenheit, zu dem Zeugnis der ganzen Heiligen Schrift und der reformatorischen Bekenntnisse, daß Jesus Christus der Sohn des lebendigen Gottes ist. Harnack macht allerdings für seine Person den Versuch, der wohl aus dem väterlichen religiösen Erbtteil zu erklären ist, Jesus nur als Mensch anzusehen und ihm doch die Ehrenstellung als ‚Herr und Christ‘ zuzubilligen. Das ist aber für jeden begriffsklaren Monotheisten eine Unmöglichkeit. Darüber sind sich nicht nur die Bekenntnisfreunde einig, sondern auch die fortgeschrittenen Geister auf der Linken. Selbstverständlich kann niemand dem Theologen,

der einen unklaren Kompromiß zwischen seiner religiösen Stimmung und seiner wissenschaftlichen Überzeugung geschlossen hat, daraus einen Vorwurf machen. Jeder hat das Recht, Konsequenzen für seine Person abzulehnen. Aber die Grundsätze des Meisters verbinden sich bei den Schülern mit anderer persönlicher Anlage und anderm geistigen Besitz. Sie ziehen die Konsequenzen, und zwar mit gutem Grund. Wenn also die Stellung Harnack's bei seinen theologischen Voraussetzungen, bei seiner Wunderleugnung und seiner Ablehnung der Gottheit Christi andern unhaltbar erscheint, so gehen sie ihre eigenen Wege. Das haben eine ganze Reihe von jüngeren Theologen getan, die zwar in Harnack immer noch den Meister ehren, aber ihm nicht mehr als Führer folgen. Das hat auch Zatho getan." Bunte schließt darum mit dem Urteil: „So fordert die Wahrheit, es auszusprechen, daß Zatho und Harnack, Schüler und Meister, in ihrer negativen Grundanschauung übereinstimmen. Sie widersprechen beide den Artikeln von der hohen göttlichen Majestät und dem Grundartikel des evangelischen Glaubens, wie sie Luther in den Schmalkaldischen Artikeln dargelegt hat. Ist erst in die Festung der göttlichen Offenbarung Bresche gelegt, dann bekommt der Feind freies Spiel. Die Leugnung führt früher oder später zum Radikalismus, auch wenn sie sich zunächst noch mit konservativem Sinn paart. Der Fall Zatho mit all seinen Nebenerscheinungen ist die Quittung, die der liberalen Theologie und der sie oft begünstigenden mittelparteiischen Kirchenpolitik überreicht wird.“

F. B.

**Der Liberalismus in Hessen.** Die theologische Fakultät in Gießen hält seit Jahren eine strenge Grenzsperrre aufrecht gegen jeden Vertreter einer schrift- und bekenntnisgläubigen Theologie. In den bibelgläubigen Kreisen wurde dieser Umstand um so peinlicher empfunden, als diese Fakultät allen Kandidaten das erste Examen abnimmt. Zwar kann in Hessen ein Theolog seine ganze Zeit an einer auswärtigen positiven Fakultät zubringen; aber zum Examen nach Gießen muß er doch. Und daß ein solcher Kandidat dann in eine fatale Situation kommt, bedarf keines Beweises. Infolgedessen richtete die positive Vereinigung für Hessen ein Gesuch an das Oberkonsistorium, den Examenzwang in Gießen aufzuheben. Darauf antwortete die Giesener Fakultät: Ihre Mitglieder seien gut kirchlich und dokumentierten das auch durch ihre Teilnahme an Vereinen für Innere und Äußere Mission, am Evangelischen Bund zc. Was aber ihren theologischen Lehrauftrag anbelange, so seien sie „berufen, nicht dem Leben als solchem, dem kirchlichen Leben in Verwaltung und Praxis, sondern der Theorie des Lebens, der Wissenschaft von Religion und Christentum, zu dienen“. Dieselbe „Freiheit von den Maßstäben der Kirche“ und der reinen „Wahrheitsforschung“ beanspruchten auch alle deutschen theologischen Fakultäten, und es gäbe keinen einzigen Dozenten mehr, selbst Seeberg und Ihmels nicht, der noch auf dem Boden der altprotestantischen Inspiration stünde. „Wirklich abgewichen sind sie alle. Da ist keiner, der an diesem einzig klaren Maßstab noch bestehen könnte, auch nicht einer.“ Und was die Kandidaten betreffe, so könnten diese wegen Mangels an Reife und Gesinnungsfestigkeit sich noch nicht für ihre künftige „Richtung“ entscheiden; und wenn es einer tue, so geschehe das unter einem „Gewissenszwang“, den etwa sein Vater ihm auferlegt habe. Eine Landeskirche aber, die ihre Söhne dazu verführen ließe, sei nicht zu beneiden. Zugleich versichert die Fakultät, daß sie jedem Kandidaten alle Gerechtigkeit widerfahren lasse. Trauriger noch als dies

Schreiben der liberalen Fakultät lautet die Antwort des Oberkonsistoriums, in welcher es zwar erst erklärte, daß es selbst auch Wünsche und Hoffnungen hinsichtlich der Zusammensetzung der Fakultät in Gießen hege und dies auch bereits bei verschiedenen Gelegenheiten zum Ausdruck gebracht habe, in der ganzen übrigen Antwort dann aber nur redet von der Vortrefflichkeit der heffischen Exameneinrichtung und der Unzuträglichkeit, eine Änderung herbeizuführen, da die Fakultät ja doch nur ganz äußerliche Dinge, die theoretischen, fachwissenschaftlichen Kenntnisse, zu prüfen habe. Das Oberkonsistorium sehe nicht mit Sorge, sondern mit Genugtuung darauf hin, daß Geistliche „verschiedener Richtung“ in der Landeskirche tätig seien, und wünsche diesen Zustand erhalten zu sehen, und könne es daher nur begrüßen, „wenn auch der positiven Richtung angehörende Geistliche in den heffischen Kirchendienst einträten“. — Dem Urteil der obersten kirchlichen Behörde zufolge sind also in Hessen die Positiven nur noch Aush-Geistliche und Prediger zweiter Klasse. In ihrer sonst zutreffenden Kritik dieser traurigen Zustände in Hessen macht die „A. E. L. R.“ leider auch eine verbliche Konzession, indem sie schreibt: „Die Gelehrten in Gießen müssen doch wissen, daß das Inspirationsdogma erst nachreformatorisch ist; daß es zwar eine Zeitlang die deutsche Theologie beherrschte, aber längst kein springender Punkt mehr ist und auf keiner Seite dafür gilt.“ Die „Kirchenzeitung“ merkt nicht, daß sie hiermit jede feste Position gegen den Liberalismus preisgegeben hat und selber schon initialiter liberal geworden ist.

F. B.

Der Kampf zwischen Simultan- und Konfessionsschule in Nürnberg endigte mit dem Siege der ersteren, für welche sich die liberalen Zeitungen leidenschaftlich engagiert hatten. Im „Fränk. Kurier“ z. B. wurde die Konfessionsschule als „ein Überbleibsel aus einer überwundenen Zeit“ bezeichnet und von ihr gesagt: „Sie wird leicht zum Nährboden religiösen Hasses, zur Pflanzstätte der Intoleranz, zum ergiebigen Arbeitsfeld für Zelotennaturen.“ . . . „Wir wollen die Sticlust maderischer Unduldsamkeit aus unserer Schule hinauslassen und die Tore weit aufmachen, daß frischer, freier Geist einzieht, und die Herzen unserer Kinder weit werden für die Idee der Veröhnung und Liebe.“ (1?) Im „Bayer. Volksfreund“ klagt nun „Einer im Namen vieler Evangelischen Nürnbergs“, daß in dieser Stadt noch nie so wenig für das hohe Gut der evangelischen Schule getan worden sei wie diesmal, und fragt: „Wo waren die evangelischen Geistlichen, wo der Evangelische Bund?“ Zugenommen haben bei den letzten Anmeldungen nur die katholischen Schulen (84 mehr als im Vorjahre), die protestantischen hatten 112 weniger als 1910. „Wenn es so weitergeht, wird es in Nürnberg bald nur noch Simultanschulen und katholische Schulen geben.“

(A. E. L. R.)

Die katholische Kirche kommt vor lauter Dekreten der Kurie nicht mehr zur Ruhe. Mit aller Bestimmtheit wird von katholischen Geistlichen versichert, es sei vor einiger Zeit ein neues Motu proprio des Papstes ergangen, welches den Geistlichen das ständige Tragen des Talars gebiete und jeden Wirtschaftsbefuch verbiete. Der päpstliche Erlaß liege schon seit Wochen beim Nuntius in München, man warte nur auf eine zur Veröffentlichung geeignete Zeit. Nicht ohne Mitgefühl kann man die Prekäuerungen lesen, in welchen hier und da ein katholischer Pfarrer über die nicht enden

wollenden Maßregeln der römischen Kurie sich zu erpektorierten wagt, und man glaubt es gern, daß im deutschen Klerus ein Risikmut herrsche, den man vor Pius X. vergeblich gesucht hätte. (A. E. L. R.)

**Verminderung römischer Festtage.** *Osservatore Romano* veröffentlicht das bereits angekündigte Motuproprio des Papstes „Supremae disciplinae“ vom 2. Juli, das die kirchlich-religiösen Feste abändert. Das Motuproprio besagt, die veränderten Bedingungen der menschlichen Gesellschaft und des Verkehrs lassen es ratsam erscheinen, die Beobachtung der religiösen Feste abzuändern, weil infolge des beschleunigten Handels und der Geschäfte diese durch die allzuhäufigen Feste Schaden leiden, und weil infolge der verteuerten Lebensweise der Arbeiter seine Arbeit nicht zu oft unterbrechen kann. Der Papst hat deshalb den Beschluß gefaßt, die Festtage zu vermindern. Die Feste sollen sich beschränken auf die Sonntage, Weihnachten, Oftern, Pfingsten, Neujahr, Christi Himmelfahrt, Mariä Empfängnis, Mariä Himmelfahrt, Peter und Paul und Allerheiligen. Die Feste der Schutzheiligen sollen am nächstfolgenden Sonntag gefeiert werden; ebenso wäre das Fronleichnamsfest am Sonntag zu begehen. Der Papst fordert die Bischöfe auf, sich mit dem Heiligen Stuhl in Verbindung zu setzen, wenn sie glauben, irgendeinen Festtag in einer bestimmten Gegend aufrechtzuerhalten zu müssen. (A. E. L. R.)

Die Lutheraner in Paris haben kürzlich wieder ein schönes neues Gotteshaus, die Johanniskirche, erhalten. Sie ist hauptsächlich eine Stiftung eines frommen Gemeindegliedes, eines angesehenen Architekten. In seinem Testamente heißt es: „Mein Grundeigentum und eine Summe von 300,000 Francs hinterlasse ich dem Konsistorium Augsburgischer Konfession in Paris unter der Bedingung, auf diesem Grundstücke ein Gotteshaus mit Sakristei und Katechismusaal zum ausschließlichen Gebrauche des Gottesdienstes der Augsburgischer Konfession zu erbauen. Ich bin glücklich, diesen Teil meines Vermögens Gott zu widmen, der mit es geschenkt hat, und so dem Pariser Konsistorium und seinen Pastoren meine Dankbarkeit für die erhaltene christliche Unterweisung zu bekunden, welche von großem Einfluß auf mein Leben gewesen ist. Möge dieses Opfer Gott und unserm Herrn Jesu Christo angenehm sein!“

**Ausfaß in Ostafrika.** In Ostafrika sorgt die deutsche Regierung schon seit einer Reihe von Jahren, da der Ausfaß dort sehr verbreitet ist, in erheblichem Maße für die Ausfäßigen. Sie hat mehrere Ausfäßigenasyle gegründet, welche der Leitung der Berliner und Brüdergemeindlichen Mission unterstellt sind. Seitdem hat man aber erst recht einen Einblick in die ganze Größe der von dieser Krankheit angerichteten Verheerungen bekommen. Auf je 1000 Menschen rechnet man nicht weniger als 5 Ausfäßige. Daher hat z. B. die Brüdergemeine anstatt der ursprünglich geplanten zwei Asyle deren bereits fünf zu beaufsichtigen. Während die Ausfäßigen zunächst nur sehr schwer zu bewegen waren, diese Asyle aufzusuchen, hat die Stimmung sich sehr bald geändert. Nur zu schnell waren alle verfügbaren Plätze mit den bedauernswerten Kranken besetzt. Die Mission hat mit der Beaufsichtigung und Behandlung der Ausfäßigen eine durchaus nicht leichte Arbeit übernommen. (E. R. 3.)

# Lehre und Wehre.

Jahrgang 57.

Oktober 1911.

No. 10.

## D. Martin Luther.

Ein Lebensbild nach den eigenen Aussprüchen Luthers und den Angaben seiner Zeitgenossen.\*)

### M. Luthers Herkunft und Geburt.

Am Montag, den 10. November 1483, kurz vor Mitternacht, wurde Martin Luther zu Eisleben geboren und am nächsten Tage, dem Heiligentage des Bischofs St. Martinus, in der Peter- und Paulskirche („in St. Petri“) daselbst getauft.<sup>1)</sup> Nach diesem Heiligen empfing er in der Taufe den Namen Martin. Seine Mutter wußte zwar genau den Tag und die Stunde seiner Geburt, konnte aber dem Melancthon auf sein Befragen keine gewisse Auskunft über das Jahr geben; doch sein Bruder Jakob sagte,<sup>2)</sup> die Meinung der Familie sei, daß Martin im Jahre 1483 geboren sei. „Darauf weiß ich mich zwar nicht zu besinnen“, schreibt Luther an Spalatin,<sup>3)</sup> „ich glaube aber meinen Eltern und andern Leuten in meinem Vaterlande. Meine Eltern sind von einem nahe bei Eisenach gelegenen Orte [Möhra] dahin [nach Eisleben] gewandert. Denn in Eisenach hält sich fast meine ganze Verwandtschaft auf, und ich bin dort meinen Freunden bekannt gewesen und noch bekannt, weil ich daselbst vier Jahre studiert habe. Es kennt mich auch keine Stadt besser als diese.“ In der Schrift „D. M. Luthers Erklärung etlicher Artikel in seinem Sermon vom hochwürdigen Sakrament des heiligen wahren Leichnams Christi“ sagt Luther: „Nach dem suchen mich meine Freunde so genau, daß sie ausschreien, ich sei in Böhmen geboren, zu Prag erzogen, in Willefs Büchern unterweiset, und solches habe mein Vater bekannt. Und daß sie ja nichts nachlassen, haben sie meinen Namen Luther auf böhmisch ausgelegt, dazu die zwei Monstranzen, auf den Sermon gedruckt, dahin gezogen, als habe ich's den Böhmen zum Zeichen getan, beider

\*) Dies ist die letzte Arbeit unsers Lutherforschers, des seligen D. Hoppe, die er nur bis zum Jahre 1522 fortführen konnte. Doch ist auch dieses Bruchstück von Wert für Theologen.

D. Red.

1) 19, 1776.

2) 14, 458.

3) 19, 1776.

Geſtalt zu erhalten. Aber das, ſo überaus ſcharffſichtig, ſo ſie zwei Gänſe auf der einen Nonſtranz erſehen haben, darum daß Johannes Hus heiße auf böhmisch Johannes Gans.“

„Wie könnten mir hübschere Faſtnachtslarven begegnen denn ſolche hochſinnige, tieffichtige Propheten? Fürwahr, es iſt billig, daß die der Wahrheit widerſtreben, ſolche leichtfertige, lächerliche und närrische Dinge dichten und dieſelben feſtiglich, ernſtlich glauben. Und wiewohl mich ſolche ſchimpfliche Narrheiten faſt mutig und meine Widersacher mir ganz verächtlich machen als die, ſo ſich ſelbſt dargeben, daß ſie keinen Grund wider mich haben und meine Sachen in ihrem eigenen Gewiſſen müſſen mit großem Unwillen rechtfertigen, doch, weil ſie das ſo faſt treiben, daß es auch bei hohen Ständen für Wahrheit wird ausgegeben, muß ich mich ihrer erbarmen und meine Geburt erzählen“:

„Es iſt eine edle, berühmte Graſſchaft im Biſtum zu Halberſtadt und Fürſtentum zu Sachſen gelegen, die heißt Mansfeld, und kennen meinen Vater und mich perſönlich faſt alle meine gnädigen Herren, Graf Günther, Ernſt, Hoher, Gebhard und Albrecht. So bin ich zu Eisleben geboren, zu Mansfeld erzogen, zu Magdeburg und Eisenaſch gelehret, zu Erfurt Magiſter und Auguſtiner worden und nun Doktor zu Wittenberg und bin Böhmerland zu Dresden am nächſten geweſen mein Lebetag. Solchen Unterricht habe ich meinen lieben Propheten, den Nonſtranzendeutern und Gänsgütern, guter Meinung nicht wollen bergen auf dieſe neue Jahr.“<sup>4)</sup>

Von ſeiner Herkunft ſagt Luther: „Ich habe oft mit Philippo [Melanchthon] davon geredet und ihm ordentlich erzählt mein ganzes Leben, wie es nacheinander ergangen iſt, und wie ich's getrieben habe. Ich bin eines Bauern Sohn, mein Vater, Großvater, Ahnherr ſind rechte Bauern geweſt. Danach, ſprach ich, iſt mein Vater gen Mansfeld gezogen und daſelbſt ein Bergbauer worden; daher bin ich.“<sup>5)</sup> „Mein Vater iſt in ſeiner Jugend ein armer Häuer [Bergmann] geweſen. Die Mutter hat all ihr Holz auf dem Rücken eingetragen; alſo haben ſie mich erzogen.“<sup>6)</sup> Melanchthon ſagt: „Es iſt eine alte und weit ausgebreitete Familie von Leuten des Mittelſtandes, die den Namen Luther haben, in dem Gebiete der berühmten Grafen von Mansfeld. Es hatten aber die Eltern Martin Luthers zuerſt in der Stadt Eisleben ihren Wohnſitz, wo Martin Luther geboren iſt. Sodann zogen ſie nach der Stadt Mansfeld, wo ſein Vater, Hans Luther, auch obrigkeitliche Ämter bekleidete und wegen ſeiner Rechtschaffenheit allen guten Leuten überaus teuer war.“<sup>7)</sup> Matheſius berichtet, daß Martin Luthers Vater in Mansfeld zu einem gewiſſen Wohnſtande gelangte: „Da unſer milder und reichſer Gott dieſes Kindes Vaters Bergarbeit ſegnete und ihm zwei Feuer oder zweien Schmelzöfen zu Mansfeld beſcherte.“<sup>8)</sup>

4) 19, 457 f.

5) 22, 1549.

6) 22, 1933.

7) 14, 458.

8) Matheſius, Luthers Leben. Et. L. Ausg., S. 4.

Die Ehefrau Hans Luthers, Margareta Luther, war eine geborne Ziegler (nicht Lindemann; wie Cyriacus Spangenberg bezeugt, der 1542 zu Wittenberg studierte, seit 1554 neben Michael Cölius in Mansfeld als Prediger wirkte und später Pastor und Superintendent in Eisleben war, sondern Margareta Luther, geb. Lindemann, war Martins Großmutter, Ehefrau des Seine Luther). „Sie hatte sowohl“, sagt Melancthon,<sup>9)</sup> „die andern Tugenden, die sich für eine ehrbare Frau geziemen, als auch ganz besonders Büchlichkeit, Gottesfurcht und fleißiges Beten, und andere ehrbare Weiber sahen auf sie als auf ein Muster der Tugend.“ Die Papisten konnten freilich nicht unterlassen, auch sie zu verunglimpfen und zu lästern wie Luthern selbst. Er schreibt: „Wenn der Teufel der Lehre nichts kann anhaben, so legt er sich wider die Person, leugt, schmäht, flucht und tobt wider dieselbigen [Christum, seine Mutter und alle Christen]. Gleichwie der Papisten Beelzebub mir tat: da er meinem Evangelio nicht konnte widerstehen, schrieb er, ich hätte den Teufel, wäre ein Wechselbalg, meine liebe Mutter eine Hure und Bademagd.“<sup>10)</sup>

#### M. Luthers Kindheit und Schuljahre.

D. Martin Luther sagte: „Meine Eltern haben mich gar hart gehalten, daß ich auch darüber gar schüchtern wurde. Die Mutter stäupte mich einmal um einer geringen Ruß willen, daß das Blut hernach floß.“<sup>11)</sup> — „Man soll die Kinder nicht zu hart stäupen; denn mein Vater stäupete mich einmal so sehr, daß ich ihn floh, und ward ihm gram, bis er mich wieder zu ihm gewöhnete.“<sup>12)</sup>

„Schon frühzeitig sorgten seine Eltern mit herzlichem Gebete dafür, daß das Knäblein in die lateinische Schule zu Mansfeld gehe und seine zehn Gebote, Kinder glauben, Vater unser zc. lernte.“<sup>13)</sup> Dies können wir aus einer Inschrift Luthers in eine Bibel seines früheren älteren Mitschülers in Mansfeld ersehen: „Meinem guten alten Freunde, Nicolao Omler [Omler], der mich Pusillen [Knirps] und Kind auf seinen Armen hat in und aus der Schule getragen mehr denn einmal, da wir alle beide nicht wußten, daß ein Schwager den andern trug. Anno 1544. Martinus Luther.“<sup>14)</sup>

Über die Schulen, wie sie zu seiner Zeit waren, spricht sich Luther folgendermaßen aus: „Die Poeten und Historien hat mich niemand gelehret. Hab' dafür müssen lesen des Teufels Dreck, die Philosophen und Sophisten, mit großen Kosten, Arbeit und Schaden, daß ich genug habe daran auszufegen.“ — „Es ist auch nicht meine Meinung, daß man solche Schulen anrichte, wie sie bisher gewesen sind, da ein Knabe zwanzig oder dreißig Jahre hat über dem Donat und Alexander gelernt und doch nichts gelernt.“ — „Es ist jetzt nicht mehr die Hölle und das Fegfeuer unsere Schule, da wir innen gemartert sind über den

9) 14, 458.

10) 20, 1976.

11) 22, 1194.

12) 22, 1158.

13) Mathesius, S. 4.

14) 21b, 3055.



casualibus und temporalibus [das ist, mit dem, was die Casus und Tempora betrifft], da wir doch nichts denn eitel nichts gelernt haben durch so viel Stäupen, Zittern, Angst und Jammer.“<sup>15)</sup>

Gute Schulmeister hält Luther überaus wert und schätzt sie hoch, wie er häufig ausspricht, als: „Einem fleißigen, frommen Schulmeister oder Magister, oder wer es ist, der Knaben treulich zieht und lehret, dem kann man nimmer und mit keinem Gelde bezahlen.“ Ja er sagt sogar: „Und ich, wenn ich vom Predigtamt und andern Sachen ablassen könnte oder müßte, so wollte ich kein Amt lieber haben, denn Schulmeister oder Knabenlehrer sein. Denn ich weiß, daß dies Werk nächst dem Predigtamt das allernützlichste, größte und beste ist, und weiß dazu noch nicht, welches unter beiden das beste ist. Denn es ist schwer, alte Hunde bändig und alte Schälte fromm zu machen, daran doch das Predigtamt arbeitet und viel umsonst arbeiten muß; aber die jungen Bäumlein kann man besser biegen und ziehen, obgleich auch etliche darüber zerbrechen.“<sup>16)</sup> Doch muß Luther auch Klagen über die große Zahl schlechter Schulmeister seiner Zeit: „Es ist ein böse Ding, wenn um der harten Strafe willen Kinder den Eltern gram werden oder Schüler ihren Präceptoribus feind sind. Denn viel ungeschickter Schulmeister feine ingenia mit ihrem Poltern, Stürmen, Streichen und Schlagen verderben, wenn sie mit Kindern anders nicht denn gleich als ein Henker oder Stodmeister mit einem Diebe umgehen. Die Lupizettel, item die Examina: Legor, legeris, legere, legitur, cujus partis orationis, das sind der Kinder carnificinae [Marterkammern] gewesen. Ich bin einmal vor Mittage in der Schule fünfzehnmal nacheinander gestrichen worden.“<sup>17)</sup> „Vorzeiten ward die Jugend allzuhart gezogen, daß man sie in der Schule Märtyrer geheißt hat; sonderlich hat man sie mit dem Lupo und casualibus und temporalibus wohl geplagt, das doch gar kein nütze war, sehr verdrießlich und beschwerlich, auch unlustig, damit man nur die gute Zeit zubrachte und manchen feinen, geschickten Kopf verderbte.“<sup>18)</sup>

„Es waren aber zu der Zeit“, sagt Melancthon,<sup>19)</sup> „in den sächsischen Städten die Schulen, in welchen die Grammatik gelehrt wurde, nur in mäßigem Ansehen; daher wurde Martin, als er ins vierzehnte Jahr getreten war, nach Magdeburg gesandt, zusammen mit Johann Reinede.“ „Die Schule daselbst“, berichtet Mathesius,<sup>20)</sup> „war damals vor vielen andern weit berühmt. Allda ist dieser Knabe, wie manches ehrlichen und wohlhabenden Mannes Kind, nach Brot gegangen und hat sein Panem propter Deum [Brot um Gottes willen] geschrieen.“ Luther erzählt, was ihm einmal bei solchem Gange widerfahren ist: „Es widerfährt uns eben dasselbe, das mir vorzeiten, da ich ein kleiner Knabe war, und meinen Gesellen, mit denen ich die Partelen gesammelt, davon wir uns bei unserm Studium erhalten

15) 10, 478.

16) 10, 454.

17) 22, 1194.

18) 22, 1522.

19) 14, 459.

20) Math., S. 4.

möchten, auch begegnet ist. Denn da wir zu der Zeit, da in der Kirche das Fest der Geburt Christi gehalten wird, auf den Dörfern von einem Hause zum andern umhergegangen und in vier Stimmen die gewöhnlichen Psalmen vom Kindlein Jesu, geboren zu Bethlehem, zu singen pflegten, geschah es ohngefähr, daß wir vor eines Bauern Hof, so an einem Orte allein und am Ende des Dorfes gelegen war, kamen, und da uns der Bauer singen hörte, kam er heraus und fragte mit groben bäurischen Worten, wo wir wären, und sagte: „Wo seid ihr Wuben?“ und brachte zugleich etliche Würste mit, die er uns geben wollte. Wir aber erschrafen vor den Worten sehr, daß wir alle voneinander weg-liefen, wiewohl wir keine rechte Ursache wußten, und der Bauer uns die Würste mit gutem geneigten Willen darreichte und geben wollte, außer daß vielleicht unsere Herzen fürchtam gewesen vom täglichen Drohen und Tyrannei, so zu der Zeit die Schulmeister mit den armen Schülern zu üben pflegten, und so viel leichter von solchem plötzlichen Schrecken schau gemorden sind. Endlich aber, da wir auf der Flucht waren, rief uns der Bauer wieder, und wir legten die Furcht ab und liefen herzu und empfangen von ihm die Partelen, so er uns reichte. Gleicherweise pflegen wir auch zu zittern und zu fliehen, wenn unser Gewissen schuldig und erschrocken ist: da fürchten wir uns auch vor einer Bratwurjt und vor denen, die unsere Freunde sind und uns alles Gute gönnen.“<sup>21)</sup> Dieselbe Erzählung in etwas anderer Form benutzt Luther in einer Predigt<sup>22)</sup> zu einer Aufmunterung, „daß man wohl geilen lerne vor Gott, unverschämt sei und immer anhalte. Denn wer blöde ist, der läßt sich bald abweisen und taugt nicht zum Wetteln“.

Über den Aufenthalt Luthers zu Magdeburg ist weiter nichts bekannt, als daß er in einem Briefe gelegentlich erwähnt: „da ich mit Hans Reineke zu der Zeit zu den Nullbrüdern in die Schule ging“,<sup>23)</sup> und „daß er nicht länger als ein Jahr daselbst blieb“.<sup>24)</sup>

„Im folgenden Jahr“, so berichtet Mathesius,<sup>25)</sup> „hat sich dieser Knabe mit Wissen und auf Befehl seiner Eltern gen Eisenach begeben, da er seiner Mutter Freundschaft hatte. Als er daselbst eine Zeitlang auch vor den Lüren sein Brot ersang, nahm ihn eine andächtige Matrone [Frau Ursula Cotta] an ihren Tisch, dieweil sie um seines Singens und herzlichen Gebetes willen in der Kirche eine sehnliche Zuneigung zu diesem Knaben trug.“ Luther selbst bestätigt, daß er auch dort anfänglich genötigt war, um milde Gaben zu bitten: „Ich bin auch ein solcher Partelenhengst [der nach Gaben herumläuft] gewesen und habe das Brot vor den Häusern genommen, sonderlich zu Eisenach, in meiner lieben Stadt.“<sup>26)</sup> In seinen Schriften nennt Luther seine Wohltäterin nirgends mit Namen, sondern: „meine Wirtin zu Eisenach, als ich daselbst in die Schule ging“,<sup>27)</sup> was zu der Annahme

21) 2, 1598.

22) 13, 1679 f.

23) 21a, 427.

24) 14, 459.

25) Math., S. 4.

26) 10, 452.

27) 22, 1158.

berechtigt, daß er von ihr nicht allein seine Mahlzeiten empfang, sondern auch in ihrem Hause wohnte. Dies bezeugt auch der Freund Luthers, D. Matthäus Rakeberger, welcher sagt, daß Luther als Schüler in Eisenach bei Kunz (Konrad) Cotta Herberge und Unterhalt gehabt habe.

Über den Unterricht, den Luther in Eisenach genoß, sprechen sich beide, Luther und Melanchthon, lobend aus: „Sodann hat er in der Schule zu Eisenach vier Jahre lang einen Lehrer gehört, der richtiger und geschickter die Grammatik lehrte, als sie anderswo gelehrt wurde. Denn ich erinnere mich, daß Luther die Verstandesgaben dieses Mannes gelobt hat. Er ist aber zu dieser Stadt geschickt worden, weil seine Mutter in jener Gegend aus einem ehrbaren und alten Geschlechte entsprossen war. Hier vollendete er seine grammatischen Studien, und da er sowohl einen überaus scharfen Verstand hatte als auch besonders begabt war für die Beredsamkeit, tat er es seinen Altersgenossen bald zuvor und hat die andern jungen Leute, die zugleich mit ihm lernten, leicht übertroffen in Wahl der Worte und Gewandtheit des Ausdrucks im Reden und Schreiben, in ungebundener Rede und in Versen.“<sup>28)</sup>

#### Luther auf der Universität zu Erfurt.

Matthesius schreibt: „Im 1501. senden diesen jungen Gesellen seine lieben Eltern gen Erfurt auf die hohe Schule und erhalten ihn vom Segen ihres löblichen Vergguts.“<sup>29)</sup> Dasselbe berichtet Luther: „Mein lieber Vater [er] hielt mich mit aller Liebe und Treue in der hohen Schule zu Erfurt, und [hat mir] durch seinen fauren Schweiß und Arbeit dahin geholfen, da ich hin gekommen bin.“<sup>30)</sup> Von der Universität zu Erfurt sagt Luther: „Die Erfurter Universität war einst so groß, daß alle andern [dagegen] kaum Partikularschulen waren. Ich glaube nicht, daß eine größere weltliche Schule in der Welt gewesen ist als [die Zahl derer], welche [dort] zu Magistern promoviert werden wollten.“<sup>31)</sup>

Matthesius fährt fort: „In dieser Universität fahet dieser Student an, seine alte Logik und andere freie Schul- und Redekünste, als gut man sie der Zeit vorgab, mit großem Ernst und sonderm Fleiß zu studieren, wie er auch eine Zeitlang der Juristerei obgelegen. Ob er aber wohl von Natur ein hurtiger und fröhlicher junger Geselle war, fing er doch alle Morgen sein Lernen mit herzlichem Gebet und Kirchengen an, wie denn dies sein Sprichwort gewesen: Fleißig gebetet ist über die Hälfte studiert, verschließ und versäumte daneben keine Lektion, fragte gern seine praeceptores und besprach sich in Ehrerbietigkeit mit ihnen, repetierte oftmals mit seinen Gesellen, und wenn man nicht öffentlich las, hielt er sich allweg auf in der Universitätsliberei.“<sup>32)</sup>

Vom Standpunkte eines Humanisten aus berichtet Melanchthon<sup>33)</sup> über die Erfurter Studienzeit: „Ein so trefflicher Kopf hätte sich aller

28) 14, 459.

29) Math., S. 4.

30) 10, 452.

31) 22, 1524.

32) Math., S. 5.

33) 14, 459 f.

Wissenschaften der Reihe nach bemächtigen können, wenn er geschickte Lehrer gefunden hätte, und vielleicht hätten die sanften Studien der wahren Philosophie und die auf die Bildung der Rede verwandte Sorgfalt dazu genügt, die Heftigkeit seiner Natur zu mildern. Aber er geriet zu Erfurt in die gar stachelichte Dialektik jener Zeit, welche er sich rasch aneignete, weil er, wegen der Schärfe seines Verstandes, die Ur-sachen und Quellen der Vorschriften besser durchschaute als andere.“ — „Da nun sein Lernbegieriger Geist mehr und bessere Dinge verlangte, so las er die meisten Werke der alten lateinischen Schriftsteller: des Cicero, des Virgil, des Livius und andere. Diese las er, nicht wie die Kinder nur Worte herauszunehmen pflegen, sondern als eine Lehre oder Bilder des menschlichen Lebens. Deshalb sah er auch die Rat-schläge und Aussprüche dieser Schriftsteller genauer an, und da er ein treues und festes Gedächtnis hatte, so war ihm das meiste, was er ge-lesen und gehört hatte, gegenwärtig und vor Augen. Daher tat er sich in seiner Jugend so hervor, daß sich die ganze hohe Schule über seine Verstandesgaben verwunderte.“ — „Da er nun, als er zwanzig Jahre alt war, mit der Würde eines Magisters der Philosophie ge-schmückt war, fing er auf den Rat seiner Verwandten an, die Rechte zu studieren.“ Etwas genauer gibt Mathesius<sup>34)</sup> die Zeit an: „Im An-fang des 1505. Jahrs wird Martin Luther, der seine freien Künste, wie sie damals in Schulen waren, sein studiert, Magister zu Erfurt.“

Aus dieser Studienzeit berichtet Mathesius<sup>35)</sup> noch ein wichtiges Ereignis: „Auf eine Zeit, wie er die Bücher [in der Univeritätsbibliothek] sein nacheinander besiehet, auf daß er die guten kennen lernte, kommt er über die lateinische Biblia, die er zuvor die Zeit seines Lebens nie gesehen. Da vermerkt er mit großem Verwundern, daß viel mehr Texte, Episteln und Evangelien drin wären, denn man in gemeinen Postillen und in der Kirche auf den Kanzeln pflegte auszulegen. Wie er im Alten Testament sich umsieht, kommt er über Samuelis und seiner Mutter Anna Historie; die durchliest er eilend mit herzlicher Lust und Freude, und weil ihm dies alles neu war, fähet er an von Grund seines Herzens zu wünschen, unser getreuer Gott wolle ihm dermaleinst auch ein solch eigen Buch bescheren, wie ihm dieser Wunsch und Seufzer reichlich ist wahr worden.“ Dieser Fund hat sich zugetragen, als Luther bereits Bakkalaureus [1502], aber noch nicht Magister [1505] ge-worden war, denn Mathesius fährt fort: „Nicht lang hernach, wie er allda in eine schwere und gefährliche Krankheit fällt, darüber er sich seines Lebens gar verzieh, besuchte ihn ein alter Priester, der spricht ihm tröstlich zu: Mein Bakkalaurie, seid getroßt, Ihr werdet dieses Lagers nicht sterben; unser Gott wird noch einen großen Mann aus Euch machen, der viele Leute wieder trösten wird; denn wen Gott lieb hat und daraus er etwas Seliges ziehen will, dem legt er zeitig das heilige Kreuz auf, in welcher Kreuzschule geduldige Leute viel lernen.“

34) Math., S. 6.

35) Math., S. 5.

## Luthers Eintritt ins Kloster.

In der Zuschrift an seinen Vater, die Luther seinem „Urteil von den geistlichen und Klostergelübden“<sup>36)</sup> voranstellte, berichtet er eingehend über die Umstände, welche seinen Eintritt in das Klosterleben veranlaßten und begleiteten: „Es ist nun [November 1521] fast das sechzehnte Jahr meines Mönchslebens verstrichen, in welches ich mich wider deinen Willen und ohne dein Wissen begeben habe. Du hattest in väterlicher Liebe große Furcht für meine Schwachheit, da ich noch ein junger Mensch war und eben das zweiundzwanzigste Jahr angetreten hatte, das heißt (um Augustins Worte zu gebrauchen), in der glühenden Jugendhöhe stand, weil du aus vielen Beispielen erkannt hattest, daß diese Art zu leben einen unglücklichen Ausgang genommen hatte. Du nahmst dir aber vor, mich durch eine ehrliche und reiche Heirat zu fesseln. Diese Furcht lag dir an, aber auch dein Unwille über mich war eine Zeitlang nicht zu besänftigen, wiewohl die Freunde rieten, daß, wenn du Gotte etwas opfern wolltest, du ihm dein Teuerstes und Bestes opfern solltest. Inzwischen ließ der Herr das Wort des Psalms in deine Gedanken tönen: ‚Gott weiß die Gedanken der Menschen, daß sie eitel sind‘ [Ps. 94, 11], aber er traf ein taubes Ohr. Endlich hast du abgelassen und deinen Willen Gotte untergeben, aber doch dabei die Furcht für mich nicht ablegen können. Denn ich erinnere mich, als wäre es heute: da du schon wieder begütigt mit mir redetest, und ich behauptete, daß ich durch Schrednisse vom Himmel berufen worden sei, denn ich ward nicht gern und weil ich es wünschte, ein Mönch, viel weniger aber um des Bauches willen, sondern umgeben vom Schreden und Kampf eines plötzlichen Todes habe ich ein gezwungenes und gedrungenes Gelübde gelobt — da sagtest du: Gott gebe, daß es nicht ein Betrug und ein Blendwerk sei!<sup>37)</sup> Als wenn Gott durch deinen Mund redete, so drang dieses Wort in den tiefsten Grund meiner Seele und haftete daselbst; aber ich verschloß mein Herz, soviel ich vermochte, gegen dich und dein Wort. Du fügtest auch noch ein anderes hinzu. Als ich dir nun in kindlichem Vertrauen deinen Unwillen vorwarf, da zahltest du mir sofort zurück und triffst mich so an rechter Stelle und so geschickt, daß ich in meinem ganzen Leben kaum von einem Menschen ein Wort gehört habe, welches mächtiger in mir gepredigt und fester gehaftet hätte; denn du sagtest: Eil hast du nicht auch gehört, daß man den Eltern gehorchen muß? Aber ich, sicher in meiner eigenen Gerechtigkeit, habe dich als einen Menschen gehört und mit aller Macht verachtet; denn von Herzen konnte ich ein solches Wort nicht verachten. Hier siehe nun zu, ob nicht auch dir verborgen gewesen sei, daß man Gottes Gebote allen andern Dingen vorziehen müsse. Denn wenn du gewußt hättest, daß ich damals noch in deiner Gewalt war, hättest du mich nicht durch väterliche Gewalt ganz aus der Mönchskutte herausgerissen? Aber auch ich, wenn ich das gewußt hätte, würde ohne dein

36) 19, 1501 f.

37) 19, 1502 f.

Wissen und wider deinen Willen solches nicht unternommen haben, wenn ich auch vielfach den Tod darüber hätte leiden müssen. Denn mein Gelübde, durch welches ich mich der väterlichen Gewalt und dem Willen des Vaters, der mir von Gott geboten war, entzog, war nicht allein nichts wert, sondern sogar gottlos, und daß es nicht aus Gott war, trat nicht allein dadurch ans Licht, daß es wider deine Gewalt sich verübte, sondern auch dadurch, daß es nicht freiwillig und gern getan worden war. Ferner geschah es auf Lehren der Menschen und Aberglauben der Heuchler, die Gott nicht geboten hat. Aber siehe doch, wie große Güter Gott, des Barmherzigkeit ohne Zahl und dessen Weisheit ohne Ende ist, aus allen diesen Irrtümern und Sünden hat entspringen lassen! Wolltest du nicht jetzt lieber hundert Söhne verloren haben, als daß du solch Gut [das helle Licht des Evangeliums] nicht gesehen hättest? Es scheint mir, daß Satanas in mir von meiner Kindheit an etwas von dem vorausgesehen habe, was er jetzt leidet; deshalb hat er mit unglaublichen Anschlägen gewütet, um mich umzubringen und zu verhindern, so daß ich mich oft verwundert habe [und gedacht], ob ich es nicht etwa allein wäre unter allen Menschen, dem er nachtrachtete. Der Herr aber hat gewollt (wie ich jetzt sehe), daß mir die Weisheit der hohen Schulen und die Heiligkeit der Klöster durch eigene und gewisse Erfahrung, das ist, durch viele Sünden und Gottlosigkeiten, bekannt würden, damit die gottlosen Menschen keine Gelegenheit hätten, wider mich, ihren zukünftigen Gegner, zu rühmen, daß ich unbekannte Dinge verdamme. Deshalb habe ich als Mönch gelebt, zwar nicht ohne Sünde, aber doch ohne grobe Vergehen, denn Gottlosigkeit und Gottes Schändung werden im Reiche des Papstes für die höchste Gottseligkeit gehalten, geschweige, daß sie für grobe Vergehen geachtet werden sollten.“

(Fortsetzung folgt.)

## Taten und Schicksale des erhöhten Joseph in Ägypten.

### 3. Umzug, Aufnahme und Versorgung des Hauses Israel in Ägypten.

„Ich will hin und ihn sehen“, hatte Jakob ausgerufen, als er sich endlich überzeugen ließ, sein Sohn Joseph lebe noch. Aber durfte er auch hingehen? Wenn ihm ein göttliches Verbot verwehrt hätte, Kanaan zu verlassen, dann hätte ja auch die allerbringlichste Einladung Josephs ihn nicht bewegen dürfen, seinem eigenen Wunsch und dem Josephs zu willfahren. Als bei einer früheren schweren Leurung sein Vater Isaak im Sinn gehabt hatte, nach Ägypten zu ziehen, da war ihm in Gerar in der Philister Lande der Herr erschienen und hatte ihm gesagt (1 Mos. 26, 2): „Zieh nicht hinab gen Ägypten, sondern bleibe in dem Land, das ich dir sage.“ Isaak mochte gedacht haben, weil Gott zu Abraham geredet hatte (1 Mos. 15, 13): „Das sollst du wissen, daß dein Same wird fremd sein in einem Lande, das nicht

sein ist, und da wird man sie zu dienen zwingen und plagen vierhundert Jahre; aber ich will richten das Volk, dem sie dienen müssen; danach sollen sie ausziehen mit großem Gut“, so stehe es ihm ganz frei, nach Ägypten zu ziehen. Und nun verbot es ihm Gott doch ausdrücklich. Daher wird freilich auch Jakob trotz seines Eifers, seinen Sohn Joseph noch zu sehen, nicht ohne Bedenken an den Umzug nach Ägypten gedacht haben. Denn nicht zu einem nur flüchtigen Besuch, sondern zum Bleiben in Ägypten war er von Joseph und Pharao eingeladen. Ist es recht, daß ich dahin gehe, zumal Gott geredet hat, man werde dort meinen Samen zwingen zu dienen? Als er nun nach Bersaba kam, wo die heilige Terebinthe stand und woran sich so viele teure Erinnerung an seine Voreltern knüpften, an die Grenze Kanaans, da opferte er dem Gott seines Vaters Isaak, und Gott offenbarte sich ihm hier und „sprach zu ihm des Nachts im Gesicht: Jakob, Jakob! Er sprach: Sie bin ich. Und Gott sprach: Ich bin Gott, der Gott deines Vaters; fürchte dich nicht, gen Ägypten hinabzuziehen; denn daselbst will ich dich zum großen Volk machen. Ich will mit dir hinab gen Ägypten ziehen und will auch dich heraufführen, und Joseph soll seine Hände auf deine Augen legen“. Also drei Verheißungen gibt ihm Gott: 1. Ich will mit dir hinabziehen — daraufhin konnte er mit ruhigem, fröhlichem Gewissen weiterreisen; 2. ich will auch dich heraufführen — auch das hat Gott erfüllt, hat Jahrhunderte später den Samen Jakobs ausgeführt, ihn selbst aber nach siebenzehn Jahren als Leiche zurückgebracht; 3. Joseph soll seine Hände auf deine Augen legen — sein liebster Sohn soll an seinem Sterbebette stehen und ihm die Augen zudrücken.

Mehr bedurfte Jakob nicht, um nun freudig durch die Wüste zu reisen dem Lande Ägypten zu. Es zog aber die ganze Familie; es waren laut 1 Mos. 46, 8 ff. 66 Seelen, Söhne und Enkel Jakobs. Dabei sind nicht eingerechnet er selbst, Joseph und dessen beide Söhne Ephraim und Manasse; das sind weitere vier Seelen, so daß also insgesamt das Haus Jakobs 70 Seelen ausmachte, nicht gerechnet die Weiber seiner Kinder, die ja nicht „aus seinen Lenden kommen waren“.

Wenn Jakobs Haus auch die Weisung Pharaos befolgt hatte: „Sehet euren Hausrat nicht an“, ging doch der Zug mit Weibern, Kindern, Vieh und sonstiger Habe nur mäßig rasch voran. Als man sich Ägypten näherte, zunächst der Provinz Gosen, wo Jakobs Familie wohnen sollte, sandte dieser Botschaft voraus zu Joseph, daß derselbe käme und ihnen Land anwiese. Zu diesem Woten erwählte Jakob den Juda. Warum gerade den? Wohl weil ihm seine andern Söhne mitgeteilt haben, wie energisch und beweglich Juda sich vor Joseph seines Versprechens entledigt hat, Bürge zu werden für den Knaben Benjamin. „Juda, du bist's, dich werden deine Brüder loben“, dieser Segen, dieses Lob, nachmals dem Juda als Stammvater des verheißenen Messias vermeint, wird jetzt schon angebahnt. — Sowie Joseph, dem außer Benjamin auch wohl Juda der angenehmste Bote

war, von der Ankunft des Vaters hörte, spannte er an und zog hinauf ihm entgegen gen Gosen. „Und da er ihn sah, fiel er ihm um den Hals und weinete lange an seinem Halse.“ „Lange“, heißt es diesmal; so hieß es bei Benjamin nicht. Denn jetzt ist's der Vater, dessen teures Antlitz er so viele Jahre nicht mehr gesehen, dessen große Liebe er zuvor siebenzehn Jahre lang alle Tage erfahren hatte. Er hat in des Vaters Bügen gewiß die tiefen Furchen und Falten gesehen, die ein 22 Jahre währender Gram darein gegraben hatte. So ist's nicht zu verwundern, daß er den lange festhält, den er so lange nicht mehr in den Armen gehalten hat. Für den 130 Jahre alten Vater aber war dieser Tag ein Tag der höchsten Wonne: „Ich will nun gerne sterben, nachdem ich dein Angesicht gesehen habe, daß du noch lebest.“ Eine größere Freude hat er nicht mehr zu erwarten; darum will er nun nicht klagen, wenn der Tod schon morgen käme. Es hat ihm aber Gott das Beste bis zuletzt aufgespart und hat ihm noch siebenzehn Lebensjahre geschenkt, in denen er sich seines Sohnes Joseph erfreuen konnte und des Segens, den Gott durch ihn brachte über Ägypten und über die Familie Jakobs.

Sofort verabredet nun Joseph mit den Brüdern, was er tun will, und was sie tun sollen, damit sie in Gosen, der fruchtbarsten Provinz Ägyptens, wohnen mögen. Wenn sie vor Pharao gerufen und um ihre Nahrung gefragt werden, sollen sie ruhig der Wahrheit gemäß antworten: „Deine Knechte sind Leute, die mit Vieh umgehen, von unserer Jugend auf bisher, wir und unsere Väter.“ Das wird die Folge haben, daß sie in Gosen ansässig gemacht werden. Wenn Gen. 46 mit den Worten schließt: „denn was Viehhirten sind, das ist den Ägyptern ein Greuel“, könnte vielleicht ein Leser denken: Das ist doch eben nicht schön von Joseph, daß er seinen Brüdern eine Stellung bereitet, in der sie zwar Nahrung genug haben, aber doch den Ägyptern ein Greuel, also gewiß nichts weniger als angesehen sind. Hätte er ihnen nicht anders raten können: Wenn euch Pharao fragen wird, was ist eure Nahrung? so sprecht: Mache mit uns, was dir gefällt? Dann wären sie vielleicht in eine höhere Kaste, in eine geehrtere Gesellschaftsklasse eingereiht worden! — Allein das sind törichte Gedanken. Wie dem alten Jakob nicht der hohe Stand seines Sohnes, sondern daß er noch lebte und seinem Hause zum Segen wurde, am meisten am Herzen lag, so lag auch Joseph selbst daran am meisten, daß Jakobs Haus sich in Ägypten erbauen und mehren konnte, ohne sich mit den heidnischen Ägyptern zu vermischen und in ihre Abgötterei zu versinken.

Wäre Jakobs Haus jetzt, da es schon anfang sich zu mehren, in Kanaan geblieben, so wäre dies bedenklich geworden. Nicht nur hatten Simeon und Levi wegen der um ihrer Schwester willen begangenen treulosen Missetat den Namen des Hauses Israel vor den nächsten Anwohnern des Landes verhaßt gemacht, so daß man auf feindselige Angriffe von ihnen gefaßt sein mußte, sondern die größere Gefahr war noch, daß sie sich mit den Kanaanitern zu nahe befreundeten und lernten



ihren Götzen dienen. Wenn sie aber in Ägypten im Lande Gosen sich mehrten und ausbreiteten, dann blieben sie für sich allein, eine große Familiensippe, und konnten das geistliche Erbe Abrahams, Isaaks und Jakobs treuer unter sich bewahren. Waren sie dabei gesellschaftlich auch gemieden von den Ägyptern, so waren sie darum doch nicht verachtet an sich. Ja wir hören, daß Pharao, als Joseph ihm fünf seiner jüngsten Brüder vorstellte (es mögen wohl außer Benjamin Söhne der Bilha und Silpa gewesen sein), zu Joseph sprach: „Das Land Ägypten stehet dir offen; laß sie nur am besten Ort des Landes wohnen, laß sie im Lande Gosen wohnen; und so du weißt, daß unter ihnen Leute sind, die tüchtig sind, so setze sie über mein Vieh.“ So viele ihrer also diesen Antrag annahmen, traten damit in den unmittelbaren königlichen Dienst und wurden des Königs Beamte.

Daraus, daß Joseph seine Brüder dem Pharao vorstellte, sehen wir seine brüderliche Fürsorge; und daraus, daß er auch seinen alten Vater vor Pharao stellte, erkennen wir, wie er das vierte Gebot in Ehren gehalten hat, sowohl seinem leiblichen Vater gegenüber, dessen er sich nicht geschämt hat, auch nicht zu schämen brauchte, als auch seinem Oberherrn Pharao gegenüber, dem er die Ehre antat, ihm die Gäste zu zeigen, die von ihm großmütig geladen waren. Joseph wollte nichts hinter Pharaos Rücken tun; auch was er für seine Familie tat, geschah öffentlich und unter der Sonne, so daß er keinem der ägyptischen Hofschranzen Anlaß gab zu übler Nachrede: Seht, wie dieser Hebräer seine Familie bevorzugt; wenn Pharao diese Sippe sehen würde, er ließe sie wieder hingehen, wo sie hergekommen ist.

Daß Pharao Brüder Josephs empfängt, zeigt ihn als einen leutseligen Monarchen; die Art, wie er Josephs Vater aufnimmt und sich von ihm segnen läßt, zugleich als einen demütigen. Wir lesen, Pharao fragte Jakob: „Wie alt bist du?“ und Jakob sprach: „Die Zeit meiner Wallfahrt ist 130 Jahre; wenig und böse ist die Zeit meines Lebens und langet nicht an die Zeit meiner Väter in ihrer Wallfahrt.“ Und dann heißt es, Jakob segnete den Pharao und ging hinaus von ihm. Nach Hebr. 7, 7 ist es ohne Widersprechen also, daß das Geringere von dem Besseren gesegnet wird. Auch hier war es so. Der Geringere war Pharao, obschon Ägyptens oberster Herr; der vor Gott Größere war Jakob, der die Verheißung Abrahams empfangen hatte. Und Jakob hielt sich auch vor dem König Ägyptens so, daß man sah, er sei gewohnt, auch noch mit dem größeren Könige zu reden, der über ihnen beiden thronte. Er hält dem ägyptischen König eine Predigt über die Mühsal und Vergänglichkeit des irdischen Lebens und wünscht ihm dann Segen von dem, der ein König aller Könige ist und allein Unsterblichkeit hat. Als Jakob von Pharao hinausging, konnte auch dieser empfinden, daß er durch den Besuch und Segen dieses frommen und in der Trübsal bewährten Greises mehr Ehre empfangen hatte, als er ihm durch die Audienz betrieß.

Und nun tat Joseph nach seinem Plan und zugleich „nach dem Befehl Pharaos“ und schaffte seinem Vater und seinen Brüdern Wohnung und gab ihnen ein Gut, also Grundeigentum, am besten Ort des Landes, nämlich in Raemeses, im Lande Gosen. So versorgte er Vater, Brüder und das ganze Haus, „einen jeglichen, nachdem er Kinder hatte“. Nicht also das machte er zum Maßstab seiner Zuteilung, daß er dem mehr gab, den er lieber hatte, oder dem, der sich minder an ihm versündigt hätte — dann wären Benjamin und nächst ihm Ruben und Juda am besten weggekommen —; aber Joseph hätte damit auf mehrere Menschenalter hinaus einen Samen der Zwietracht unter die Brüder und ihre Kinder ausgesät; sondern nach dem Maßstab, den Gott selbst ihm an die Hand gab, gibt er viel dem, der viele Kinder hat, weniger dem, der weniger Kinder hat. Gott ist's ja, der dem einen mehr, dem andern weniger Kinder segnen beschert. So sehen wir also Joseph überall kluglich und weislich handeln, künftigem Unheil vorbeugen. Es leitet ihn noch immer die Furcht Gottes, die ihn im Hause Potiphars regiert hat.

#### 4. Joseph mehrt Pharaos Macht und Ansehen.

(1 Mos. 47, 13—26.)

Ganz besonders deutlich aber tritt uns Josephs Regierungsweise auch aus dem Abschnitt entgegen, in welchem uns zugleich mitgeteilt wird, wie zur Zeit der Hungersnot Pharaos Macht und Ansehen zunahm. (1 Mos. 47, 13—26.) Als in Ägypten und in dem benachbarten Kanaan die Teuerung sehr schwer wurde, hat Joseph all das Geld, das Ägypter und Kanaaniter für das in den königlichen Vorrathshäusern aufgespeicherte Getreide bezahlten, in den königlichen Schatz getan, in das Haus Pharaos, der also schließlich der einzige Inhaber des Gold- und Silbervorrats in Ägypten war. Aber die Teuerung war damals erst in ihrem Anfang. Sie wurde noch viel drückender. Da haben dann die Ägypter, weil sie kein bar Geld mehr hatten, dem Joseph für das vorräthige Getreide ihr Vieh angeboten. Sie selbst konnten es ja ohnehin nicht mehr ernähren. So gab er ihnen denn Getreide, und sie brachten ihm dafür Pferde (die werden hier an erster Stelle genannt!), Schafe, Rinder und Esel. Auch der Viehstand Ägyptens also wurde gänzlich des Pharaos Eigentum. Noch währte aber die Hungersnot fort. Da sprachen die Ägypter zu Joseph: „Kaufe uns und unser Land ums Brot, daß wir und unser Land leibeigen seien dem Pharaos. Gib uns Samen, daß wir leben und nicht sterben und das Feld nicht verwüste.“ „Also kaufte Joseph dem Pharaos das ganze Ägypten, und ward das Land dem Pharaos eigen. Und er teilte das Volk aus in die Städte von einem Ende Ägyptens bis ans andere.“ Dann hören wir noch, wie von dieser Bestimmung das Feld der Priester ausgenommen wurde. Das wurde dem Pharaos nicht eigen, sondern er erkannte es nach wie vor für seine Pflicht, ihnen ihren Lebensunterhalt darzureichen, so daß sie ihre liegenden Güter zu veräußern nicht nötig hatten. Und endlich

wird uns noch kurz berichtet: weil diese Maßregel, in den sieben fruchtbaren Jahren den fünften Teil des Ertrags an Pharao abzugeben, diesmal über die sieben teuren Jahre hinweggeholfen und unzählig viel Volks am Leben erhalten hatte, so wurde es von nun an zur beständigen Einrichtung gemacht, daß Pharao den fünften Teil bezog von allem Getreide, das in Ägypten wuchs. Dadurch wurde künftiger Hungersnot, wenn auch nicht vorgebeugt, doch einigermaßen gewehrt. Wir nehmen auch wahr, daß diese Einrichtung von der Zeit Josephs her noch mehrere Jahrhunderte später Gesetz war, als Moses die Geschichte Josephs niederschrieb.

Wenn man diesen Abschnitt einem recht in der kommunistischen Wollgefechten Sozialisten vorliest, dann wird der wohl teuflisch wild und sagt: Wie? das soll noch große Regierungsweisheit Josephs gewesen sein? das lobt ihr noch? Das ist ja der abscheulichste und infamste Trug, den man sich überhaupt in der Welt einbilden kann. Wächst denn das Korn bloß für Fürsten und Pfaffen? Ist es nicht gewachsen in ganz Ägypten und für ganz Ägypten? Eine solche Wirtschaftspolitik wie die Josephs, bei der nur Fürsten und Pfaffen ihren Vorteil haben, kann auch nur ein Pfaffe loben! In Wirklichkeit gibt's doch nichts Elenderes als diese Politik, durch die aus einem freien Ägypten ein unfreies geworden, durch die alles Geld und aller Geldeswert in die Hände der „Regierung“ gekommen ist, und durch die aus freeholders Pächter und aus Freien lauter Leibeigene geworden sind! Wenn man dann solche Kommunisten fragt: Was hätte denn nach eurer Meinung in den Jahren der Teuerung geschehen sollen? dann antworten die radikalsten wohl: Nichts einfacher als das; man hätte alle elevators Josephs und alle Getreidespeicher Pharaos kurzerhand als Volks- und Nationaleigentum bezeichnen und behandeln sollen; man mußte überall Beamte und Unterbeamte anstellen, die pro Kopf täglich eine ganz genau bemessene Ration Getreide unentgeltlich verteilt hätten, solange es vorhielt; und wenn Pharao und Joseph und die Priesterschaft das nicht hätten zulassen wollen, dieweil das königliche Eigentum sei, so hätte man ihnen sagen sollen: Ihr seid stochstill, oder man hängt euch als Majestätsverbrecher am Volk alle miteinander auf oder ersäuft euch im Nil oder im Roten Meer, damit ihr innewerdet, daß das Volk sozusagen auch gewisse Rechte hat. Minder radikale Kommunisten — denn nicht alle kommen gleich so blutdürstig mit der Farbe heraus — würden doch sagen: Das bleibt feststehen, Joseph hat — und das war schändlich von ihm — die bittere Not des ägyptischen Volkes benutzt zu einer Verfassungsänderung, zu einem Verfassungsbruch oder -sturz, wodurch er dem Volk seine Freiheiten genommen hat. Wenn dann solche Wortwürfe recht laut und so recht im Brustton der Überzeugung ausgesprochen werden, so sagen gleich tausend und aber tausend gedankenlose Menschen: Der Mann hat recht.

Was daran richtig ist, ist aber nur dies, daß allerdings infolge dieser Hungersnot eine Änderung in der sozialen Verfassung Ägyptens

eingetreten ist, eine solche Änderung, durch welche aus ehemaligen zahlreichen Kleingrundbesitzern Pächter Pharaos geworden sind, die nachher mit Pharaos Vieh das Grundeigentum Pharaos bewirtschafteten, während sie vor der Teuerung mit eigenem Vieh ihr Grundeigentum bebauten, und daß sie für alle späteren Zeiten vier Fünftel des Erntertrags dabei zu eigenem Gebrauch hatten und ein Fünftel als Abgabe an Pharao entrichteten mußten, gerade wie auch während der sieben fruchtbaren Jahre, in denen es sich um Sammlung und Aufspeicherung des Überflusses handelte.

Daß sie dem König Schoß und Zoll zu geben hatten, das hatten die Ägypter längst vor Joseph gewußt und geübt. Es war, als Joseph seinen Rat gab, den Fünftel alles Getreides aufzuspeichern als Steuer an Pharao, niemandem eingefallen, darüber als über eine unbillige Auflage zu murren; Josephs Rat hatte nicht nur Pharao, sondern „allen seinen Knechten“ wohlgefallen. Die Steuer Auflage des Fünftel war also mit allgemeiner Bewilligung geschehen und sie fiel keinem schwer, weil der Segen der fruchtbaren Jahre so außerordentlich war, daß jedermann mehr als genug zu leben hatte. Zudem hatte nicht das Volk, sondern Pharao und Joseph hatten die Magazine und Kornhäuser gebaut, hatten die Getreidewäger, -zähler und -messer und die Getreidebewahrer angestellt und besoldet, das große Heer der Beamten, die diese unermesslichen Vorräte vor der Verschleuderung und vor dem Verderb zu bewahren hatten, daß man Speise verordnet fand in den teuren Jahren. Auch ist in der Tat die Abgabe des Fünftel in einem Lande wie Ägypten, wo ein Korn dreißig andere bringt, nicht zu hoch. (Jetzt zahlen sie dort ganz andere Steuern, mehr als zwei Fünftel; es geht aber nicht mehr wie zu Josephs Zeiten durch saubere Hände und treue Beamte, kommt auch nicht wie damals dem ganzen Lande zugut, sondern das meiste bleibt hängen an den unsauberen Händen hoher und niederer Beamten.) Es hat auch kein Mensch bezweifelt, daß der in Ägypten aufgespeicherte Vorrat nicht Volkseigentum, sondern Eigentum des Königs und von ihm von vornherein zum Verkauf in den sieben teuren Jahren bestimmt war.

Weiterhin hat auch nicht etwa Pharao oder Joseph, sondern das Volk selbst, nachdem sein bares Geld in die Kassen Pharaos geflossen war, das Angebot gemacht: Gib uns nur Brot, wir geben dir dafür unser Vieh. Und nicht Pharao oder Joseph, sondern das Volk selbst, das kein Futter gehabt hätte für sein Vieh, hat hernach das Angebot gemacht: Kaufe uns und unser Land uns Brot; gebt uns Brot zu essen und Saat Korn; wir wollen gern Pharao leibeigen sein. Dies Angebot haben Pharao und Joseph angenommen; und das ergab dann freilich eine Änderung im Besitzstand und in der Verfassung des Landes. Aber das war nicht Verfassungsbruch und kein Verfassungsturz; denn solche geschehen — wenn von oben herab — immer nur ohne Wissen und wider den Willen des Volkes, sondern diese Änderung hatten sie von Pharao und Joseph erbeten als eine Wohltat. Und eine solche war es

auch für das ganze Land. Wohl waren sie in gewissem Sinn dem Pharaon leibeigen; aber diese Leibeigenschaft war keine solche wie hernach die römische Sklaverei, sondern etwa so wie vorzeiten in Mecklenburg die Hörigen für ihre Ritterschaftsgüter zu arbeiten und gewisse Dienste zu leisten hatten, die von ihnen dafür gefordert wurden, daß sie sonst ihren Lebensunterhalt vom Gute des Herrn erhielten. Wenn sich heutzutage ein Pächter so steht wie die Pächter Pharaos, daß ihm vier Fünftel des Ertrags bleiben, während er ein Fünftel dem Besitzer des Landes zu zahlen hat, so schätzt er sich glücklich; und so schätzte sich auch Ägypten glücklich, daß Joseph dies Angebot annahm. Hatte er doch zugleich die Einrichtung getroffen, daß nun die Verwaltung des Landes von oben herab nach einem bestimmten Plan betrieben werden und eine festgeregelter Ackerverteilung im ganzen Lande vorgenommen werden konnte. Nun wurden auch solche Plätze in Angriff und Bebauung genommen, die man früher, weil sie nicht sehr viel Ertrag versprachen, unbebaut gelassen hatte.

Es ist also kein Anlaß und Grund, hier davon zu reden, daß dem Volk wider seinen Willen Freiheiten entzogen worden seien, oder daß es um Rechte geprellt worden sei, die es früher gehabt, oder daß seine Not dazu benützt worden sei, ihm seinen Besitz aus der Hand zu entwenden. Joseph hat nicht das Land zugrunde gerichtet, sondern die Heilige Schrift stellt ihn dar als den Erretter Ägyptens in der Zeit schwerer Teuerung, als den, der das Land emporgebracht, indem er die Kräfte des Landes in eine Hand brachte. Sowohl, Joseph hat in Ägypten ein mächtiges Königtum geschaffen, mächtiger, als z. B. das Königtum Sauls war über Israel. Aber zu manchen Zeiten bedürfen Länder so gewaltiger Herrscher; zu andern Zeiten geht's auch mit minder mächtigen. Wenn sie ihrer aber bedürfen, dann ist's eine Gnade von Gott, wenn sie sie bekommen, und wenn all deren Dichten und Trachten wie bei Joseph darauf geht, der Stadt und des Landes Bestes zu suchen.

##### 5. Joseph verspricht seinem Vater ein Begräbniß in Kanaan.

(1 Mos. 47, 27—31.)

War schon das politische Regiment Josephs Segen und Heil für Ägypten, so war es für dies Land ein noch größerer Segen, daß Joseph ein frommer und gottseliger Mann war, dem hohe Ehren und Würden nicht das Ziel des himmlischen Kleinods verrückten. Daß Ägypten in jener Zeit außer Joseph auch das ganze Haus Jakobs, die rechtgläubige Kirche jener Tage, beherbergte, war für Ägypten auch eine Zeit gnädiger Heimführung in geistlicher Beziehung. Durch das Volk Gottes, das bei ihm wohnte, war Ägypten auch Gelegenheit gegeben, Gottes Volk zu werden, den wahren Gott kennen zu lernen, die seligmachende Verheißung des Messias und die Hoffnung des ewigen Lebens. Lange genug wohnte Israel im Lande Gosen und mehrte sich daselbst, daß es hätte ein Sauerteig werden mögen, ganz Ägypten zu durchsäuern.

Der Erzwater Jakob lebte im Lande Gosen noch siebenzehn Jahre, so daß sein ganzes Alter ward 147 Jahre. Als er sein Ende herannahen fühlte, rief er seinen Sohn Joseph von der Hauptstadt Memphis nach der Stadt Raemes in Gosen und ließ sich von ihm versprechen, er solle ihn nach seinem Tod nicht in Ägypten begraben, „sondern“ — so sprach Jakob — „ich will liegen bei meinen Vätern; und du sollst mich aus Ägypten führen und in ihrem Begräbnis begraben“. Diese Liebe und Treue sollte Joseph an ihm tun. Und Joseph versprach ihm das nicht nur, indem er seine Hand unter Israels Hüfte legte, sondern er bekräftigte es dem Vater auf Verlangen noch ausdrücklich durch einen Eid. In der zwiefachen Höhle wollte Jakob begraben sein, die einst Abraham dem Hethiter Ephron abgekauft hatte zunächst zu einem Begräbnis für Sara, dann aber auch zu einem Erbegräbnis der ganzen Familie. Dort lagen begraben Abraham und Sara, Isaac und Rebekka; auch Lea war dort von Jakob beigesetzt worden. Dort, und nicht etwa in Bethlehem-Ephrata, wo er seine Lieblingsgattin Rachel hatte beisetzen müssen, wollte Jakob ruhen. Damit legte er ein Zeugnis ab seines Glaubens daran, daß Kanaan das ihm und seinem Samen vom Herrn verheißene Land und Erbteil sei. Darum wollte er nicht in Ägypten begraben sein, obgleich es ihm dort so gut erging und er dort gewiß als der Vater Josephs ein großes und ansehnliches Grabmal erhalten hätte. Das Land der Verheißung sollte auch die sterbliche Hülle bergen, in der sein Glaube an die Verheißung gewohnt hatte. „Ich will dich wieder hinaufführen“, hatte der Herr ihm verheißt. So wollte Jakob nichts versäumen, was dazu beitragen konnte, daß dies geschehe. Daher der Eid, den er Joseph abnimmt.

### 6. Joseph läßt seine Söhne segnen von Jakob.

(1 Mos. 48.)

Wald nachdem Joseph dies Versprechen gegeben hatte, erhielt er wieder Nachricht in der Hauptstadt: „Siehe, dein Vater ist krank.“ Sofort kam er wieder und brachte diesmal seine beiden Söhne mit sich, Manasse und Ephraim. Die Nachricht: „Siehe, dein Sohn Joseph kommt zu dir“ gibt dem alten Vater, der bereits bettlägerig war, so viel Ermunterung und Neubelebung, daß er sich stark macht und sich aufsetzt im Bette. Dann hat er ein herrliches Bekenntnis getan, wie Gott ihn so gnädig geführt, und hat Gott gepriesen für alle Barmherzigkeit, hat auch Josephs Kinder, obwohl er nicht mehr gut sehen konnte (weil seine Augen dunkel geworden waren vor Alter), geherzt und geküßt. Siehe, sprach er, ich habe dein Angesicht gesehen, was ich nicht mehr gedacht hätte, und siehe, Gott hat mich auch deinen Samen sehen lassen. Dann hat er Joseph erklärt, daß dieser den Segen des Erstgeborenen von ihm empfangen solle. So nämlich: es sollen „deine zweien Söhne Ephraim und Manasse, die dir geboren sind in Ägyptenland, ehe ich hereinkommen bin zu dir, mein sein gleichwie Simeon und Ruben; welche du aber nach ihnen zeugest, sollen dein sein und ge-

nannt werden wie ihre Brüder in ihrem Erbteil“. — Starb damals in der Patriarchenzeit und schenkte ein Vater von vier Söhnen weg, so teilte der Vater sein Erbe in fünf Teile und gab dem Erstgeborenen davon zwei, den andern je einen. So soll also Joseph ein doppeltes Erbteil haben; er, der eine, soll gehalten werden wie ihrer zwei zusammen, wie Ruben und Simeon; und Ephraim und Manasse nicht wie Jakobs Enkel, sondern wie leibliche Söhne. Dann segnete er die beiden Knaben Josephs. Aber er legte dabei seine rechte Hand nicht auf Manasses Haupt, der doch Josephs Erstgeborener war, sondern auf das Ephraims, und die linke Hand legte er auf Manasses Haupt. Joseph hat gemeint, der Vater tue das unabsichtlich, versehenlich, weil er nicht mehr gut sehen könne; daher ergriff er des Vaters Rechte, um sie auf Manasses Haupt zu lenken. Aber so war es Jakobs Meinung nicht; er sprach: Ich weiß wohl, mein Sohn, ich weiß wohl. Deine beiden Söhne sollen wachsen und viel werden auf Erden; auch dein älterer Sohn soll ein Volk werden und groß sein; aber es ist Gottes Wille, daß dein jüngerer Sohn größer sein und ein größer Volk von ihm abstammen soll. — Joseph soll es also lernen: es geht in Gottes Regiment, was leiblichen und geistlichen Segen anlangt, nicht nach unserm Gutdünken, auch nicht nach unserm Verdienst; Gott tut und gibt, wem und was und wie es ihm wohlgefällt; keiner soll ihn fragen: Warum tust du das? Jeder soll danken für das, was ihm aus Gnaden geworden ist. Und damit Joseph diese Lehre ja nicht vergesse, fügt Jakob seinem Segen noch ein Begleitwort hinzu. Wenn inskünftige jemand in Israel will segnen, so spreche er: „Gott setze dich wie Ephraim und Manasse!“ Also auch in dieser Segensformel, die typisch sein und bleiben sollte, setzte Jakob den Ephraim dem Manasse voran. Die Erfüllung hernach entsprach dem. Ephraim war, als Israel auszog aus Ägypten, ein größer Volk geworden als Manasse. Letzterer Stamm zählte wenig über 32.000 streitbare Männer, Ephraim über 40.000. Mit den Worten: „Ich habe dir ein Stück Landes gegeben außer deinen Brüdern, das ich mit meinem Schwert und Bogen aus der Hand der Amoriter genommen habe“, schloß Jakob seinen Segen über Joseph und dessen Söhne. Er meinte mit dem Stück Land Sichem, wo Joseph später begraben wurde (Jos. 24, 32), nachdem die Kinder Israel Kanaan eingenommen hatten.

Was da zwischen Jakob und Joseph nebst dessen Söhnen geredet ward, war in der Kammer geschehen, als sie miteinander allein waren. Aber der alte Israel hat diesen Segen über Joseph auch öffentlich bestätigt gleich hernach, als er alle seine Söhne um sein Sterbebett versammelte, um sie zu segnen und ihnen zu verkündigen, was ihnen be gegnen werde in künftigen Zeiten. „Kommt zuhause und höret, ihr Kinder Jakobs, und höret euren Vater Israel!“ hat er da begonnen und einen jeden seiner zwölf Söhne gesegnet mit einem besonderen Segen. Von dem, was er dabei über Joseph geredet hat, heben wir hervor: „Joseph wird wachsen; er wird wachsen wie ein Baum an der

Quelle, daß die Zweige emporsteigen über die Mauer.“ Aber Joseph kann auch den Bogen führen im Streit, und wenn er ihn führen muß, erlahmen seine Arme nicht. „Von deines Vaters Gott ist dir geholfen, und von dem Allmächtigen bist du gesegnet mit Segen vom Himmel herab, mit Segen von der Tiefe, die unten liegt, mit Segen der Brüste und des Mutterleibs.“ Und dann, nachdem Jakob sehnlich zwischenein seine Hoffnung auf den Messias ausgesprochen: „Herr, ich warte auf dein Heil!“ und wiederholt hat, wo man ihn begraben soll, tat er seine Füße zusammen auf das Bett und verschied und ward versammelt zu seinem Volk.

### 7. Joseph begräbt seinen Vater in Kanaan.

(1 Mos. 50, 1—14.)

Was Joseph seinem Vater eidlich angelobt, hat er treulich gehalten. „Da fiel Joseph auf seines Vaters Angesicht und weinte über ihm und küßte ihn. Und Joseph befahl seinen Knechten, den Ärzten, daß sie seinen Vater salbten. Und die Ärzte salbten Israel, bis daß vierzig Tage um waren; denn so lange währten die Salbetage; und die Ägypter betweineten ihn siebenzig Tage.“ Also ganz und gar wie bei einem Großen, ja bei einem der Allergrößten in Ägyptenland war Israels Einbalsamierung erfolgt. Vierzig Salbetage! Das ist eine bedeutend längere Zeit, als unsere Leichenbestatter auf das verwendend, was sie einbalsamieren nennen. Der griechische Geschichtschreiber Herodot beschreibt die Arbeit, die beim Einbalsamieren geschah, also: „Zuerst holen die Einbalsamierer — dazu nimmt man die Ärzte — mit einem krummen Eisen das Gehirn durch die Nasenlöcher und gießen Gewürze hinein. Darauf machen sie mit einem scharfen äthiopischen Stein einen Einschnitt im Unterleib und nehmen alles, was in der Bauchhöhle ist, heraus. Dann reinigen sie dieselbe, waschen sie mit Palmwein und füllen sie mit zerstoßenem Räucherwerk. Nachdem sie den Bauch dann noch mit unerschältesten Myrrhen, mit Kasia zc. angefüllt, nähern sie ihn wieder zusammen. Darauf legen sie den Leichnam in Nitrum und halten ihn siebenzig Tage lang verborgen. Nach dieser Zeit waschen sie den Toten, wickeln den Leib in Byßus mit Riemen oder Binden und bestreichen ihn mit Gummi. Darauf bekommen ihn die Angehörigen zurück und machen eine hölzerne, menschenähnliche Lade, legen den Toten hinein, verschließen sie und stellen ihn in dem Leichenhaus aufrecht an die Wand hin.“ Ganz ähnlich ist's wohl auch mit dem Leichnam Jakobs gehalten worden. Die Trauer um einen König hat auch später nicht länger als 72 Tage gedauert. „Da nun die Leidtage aus waren, redete Joseph mit dem Gesinde Pharaos und sprach: Habe ich Gnade vor euch gefunden, so redet mit Pharaos und spricht: Mein Vater hat einen Eid von mir genommen und gesagt: Siehe, ich sterbe; begrabe mich in meinem Grabe, das ich mir im Lande Kanaan gegraben habe. So will ich nun hinaufgehen und meinen Vater begraben und wiederkommen.“ Es war also so, daß Joseph das Land



nicht verlassen durfte ohne Erlaubnis Pharaos. Joseph aber wollte den Leichenzug begleiten; er begnügte sich nicht damit, die Brüder mit der Leiche nach Kanaan zu senden, sondern wollte selbst ausführen, was er dem Vater so heilig versprochen hatte. Er brachte die Bitte um Urlaub nicht persönlich vor Pharaos, wohl darum nicht, weil er als ein Leidtragender in der Trauerzeit mit langem Bart und entstelltem Äußeren nicht vor dem König erscheinen durfte. Pharaos aber hat nicht bloß seine Bitte gewährt — Joseph hatte ja auch ausdrücklich versprochen wiederzukommen —, sondern er ließ auch eine Menge seiner Knechte und vornehmsten Beamten als Leichengeleite mitgehen. Dazu zog hin das ganze Gefinde Josephs, seine Brüder, das Gefinde seines Vaters; auch Wagen und Reisige, um den Zug vor Räubern zu schützen. Es war also ein sehr stattliches Gefolge, ein ganzes Heer. An der Tenne Atad jenseit des Jordans, ungefähr sechs Stunden von Jericho, wie Hieronymus die Ortschaft angibt, hielten sie nochmals eine sieben Tage währende Totenklage. Die Kanaaniter sahen, das muß ein besonders wichtiger und großer Mann gewesen sein, dem so viele das Geleite geben; und weil der Ägypter mehr waren als Jakobs Haus, so nannten sie nach der Mehrzahl den Ort bei der Tenne Atad „der Ägypter Klage“. Dann überschritt der Zug den Jordan und gelangte bald zu der zwiefachen Höhle des Erbbegräbnisses, wo sie dann den Leib Jakobs begruben bei seinen Voreltern und bei Lea, seinem Weib. Dann kehrten sie wiederum heim.

Gewiß, das war ein Leichenbegängnis, wie man in Kanaan noch keins gesehen hatte, ein Leichenbegängnis, das große Kosten verursacht hatte in Ägypten und auf dem weiten Wege nach Kanaan. Der Acker war, wie wir wissen, das erste und einzige Grundeigentum, das der reiche Abraham sich im Lande Kanaan erworben hatte. Wenige Leichen waren in diesem Erbbegräbnis. Wenn einmal wieder nach einer Reihe von Jahren eine beigesetzt wurde, dann war das ein Ereignis für die Umgegend; und nun doppelt, wo die Leiche des ihnen bekannten Patriarchen Jakob von so weit her gebracht wurde. Diese Bestattung war ein Zeugnis des Glaubens der Kinder Abrahams an die Verheißung Gottes vom Land ihres Erbteils; sie war auch eine Erinnerung an das Zeugnis von dem wahren Gott, dem Abraham, Isaak und Jakob im Lande Kanaan gedient hatten.

### 8. Vom Begräbnis Jakobs an bis zum Tode Josephs.

(1 Mos. 50, 15—26.)

Die Brüder Josephs fürchteten sich, da ihr Vater gestorben war, und sprachen: „Joseph möchte uns gram werden und vergelten alle Bosheit, die wir an ihm getan haben.“ „Alle“ Bosheit, sagen sie; sie müssen ihm also auch schon, ehe sie ihn verkauften, allerlei Böses zugefügt haben. Darum ließen sie Joseph sagen: „Dein Vater befahl vor seinem Tod und sprach: Also sollt ihr Joseph sagen: Vergib doch deinen Brüdern die Missetat und ihre Sünde, daß sie so übel an dir

getan haben! Nun, so vergib uns diese Missetat, uns, den Dienern des Gottes deines Vaters!“

Manche Ausleger haben gemeint, das habe der Vater gar nicht befohlen; der habe wohl gewußt, Joseph habe seinen Brüdern von Herzen vergeben. Die Brüder hätten das erfunden und jetzt so gesagt, weil das böse Gewissen sie geplagt und sie gedacht hätten, Joseph unterlasse seine Rache gewiß viel lieber, wenn sie ihm gleichsam noch durch des Vaters Testament verwehrt werde und der Vater sozusagen noch aus dem Grab für die Brüder um Vergebung bitte. — Mag sein; aber es ist doch gar wohl möglich, daß Josephs Brüder, wenn sie an die Zukunft dachten, manchmal Angst und Besorgnis empfanden und dann zu Jakob sprachen: Ach, Vater, wir haben es doch zu grob gemacht mit Joseph; solange du lebst und bei uns bist, wird er uns wohl nichts tun; aber wenn du einmal dahin bist, kann es ihn doch einmal überkommen, unsere Missetat an uns heimzusuchen; sage doch du ihm selbst noch ein Wort, daß er nicht weiter mit uns zürne. Da mag dann der Vater ihnen gesagt haben: Er zürnt euch nicht, er hat euch vergeben; und sagt's ihm nur selbst, wenn ich tot bin: „Vergib uns unsere Missetat!“ —

Wir lesen aber: „Joseph weinete, da seine Brüder solches mit ihm redeten.“ Es tat ihm weh, daß sie sein Herz nach so vielen Beweisen seiner Liebe noch immer nicht besser kannten; und als sie nun vor ihm niederfielen und sprachen: „Siehe, wir sind deine Knechte“, da nahm er ihnen den letzten Rest von Besorgnis hinweg. „Fürchtet euch nicht!“ Wenn auch der Vater jetzt tot ist, es ist noch ein anderer da, dem zulieb ich mich scheue, euch Böses zu vergelten. Ich weiß, „ich bin unter Gott“. Das ist der Gott, der mich so wunderbar geleitet hat. „Ihr gedachtet es böse mit mir zu machen; aber Gott gedachte es gut zu machen, daß er täte, wie es jetzt am Tage ist, zu erhalten viel Volks.“ Fürchtet euch nur nicht; ich will euch versorgen und eure Kinder, so gut, als wenn unser Vater noch am Leben wäre. So hat er sie getröstet und freundlich mit ihnen geredet.

Joseph hat dann nach seines Vaters Tode noch 54 Jahre in Ägypten gelebt und hat Kinder und Kindeskinde gesehen. Und als es dann auch mit ihm zu Ende ging, tat er Befehl von seinen Gebeinen und sprach zu seinen Brüdern, zu dem Samen Jakobs: „Ich sterbe, und Gott wird euch heimsuchen und aus diesem Lande führen in das Land, das er Abraham, Isaac und Jakob geschworen hat.“ Dann hat auch er sich von ihnen eidlich versprechen lassen: „Wenn euch Gott heimsuchen wird, so führt meine Gebeine von dannen.“ Also starb Joseph, da er war 110 Jahre alt. Und sie salbten ihn und legten ihn in eine Lade in Ägypten.

Das ist nun das letzte Bild, das uns die Genesis aufweist: der Sarg des Patriarchen Joseph, der noch auf ägyptischem Boden steht und darauf wartet, bis Gottes Stunde kommt, da er Israel ausführt,

und dann auch Josephs Gebeine mitgenommen werden in das Land der Verheißung.

Joseph hat Ägypten hoch gehoben; er war ein mächtiger und großer Fürst, eine teure Gabe Gottes für dieses Land. Aber sein Herz hing nicht an dem Reichtum und den Ehren Ägyptens, sondern an dem Gott Israels und dem Land seiner Verheißung. Der reiche Fürst, er nimmt, wenn er tot ist, nichts mit von allen Schätzen Ägyptens. Eine Lade, die sein Gebein birgt, ist alles, was mit ihm ins Land Kanaan kommt. — Auch wir lassen, wenn wir sterben, alles zurück, was auf Erden unsern Besitz ausgemacht hat; und eine Lade ist alles, was wir mit ins Grab nehmen. Aber das ist auch genug; sterben wir nur im Glauben Abrahams, Isaaks, Jakobs und Josephs, so werden wir auch mit ihnen zu Tische sitzen im Reiche Gottes.

Aber wenn wir uns nochmals so überdenken, wie Josephs Brüder ihn verkauft und gemeint haben, damit zu vereiteln, was seine Träume weissagten, und wie dann doch Gott alles so wunderbar und herrlich zur Erfüllung gelenkt hat, dann müssen wir bekennen: Was Menschenrat und -weisheit anfängt, soll billig uns nicht schrecken: Er sieht an der höchsten Stätt', Er wird ihr'n Rat aufdecken; Wenn sie's aufs klügste greifen an, So geht doch Gott ein' andre Bahn; Es steht in seinen Händen. Und es sind allmächtige Hände, stark genug, alles wohlzumachen, was Gottes Rat zuvor bedacht hat. Ihm sei Ehre in Ewigkeit!  
K.

## Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

### I. Amerika.

„Soll Walthers Widerrufung?“ Unter dieser Überschrift hat „Lehre und Behre“ in ihrer Augustnummer<sup>1)</sup> (S. 208 f.) bereits geantwortet auf den Abschnitt aus dem „Nachlaß“ Alwardts, der von D. Stellhorn in den obioschen „Zeitblättern“ vom Juni veröffentlicht worden ist. D. Stöckhardt schreibt dort den vorgeblichen Widerruf, den Walthers soll haben leisten wollen, betreffend: „Ich füge noch hinzu, daß ich mit Walthers während seiner letzten langen Krankheit auch über verschiedene Artikel der Lehre gesprochen, ihm auch öfter den Trost der Gnadenwahl vorgehalten habe, ohne daß er seinerseits irgendwelchen Dissens ausäußerte. Von einer Absicht Walthers, einen Widerruf zu leisten, oder einem Versuch meinerseits, ihn daran zu hindern, weiß ich rein nichts. Auch habe ich weder von Prof. Erämmer noch sonst jemand gehört, daß D. Walthers etwas Ähnliches beabsichtigt und erklärt habe. Ich wiederhole, was schon längst bekannt ist, daß D. Walthers die letzte Frage, die ich an ihn richtete, ob er auf die Lehre, die er bekannt habe, auch sterben wolle, mit einem deutlichen, bestimmten Ja

1) Bezug nehmend auf diese Aussagen D. Stöckhardts, erklärt nun auch D. Stellhorn in den obioschen „Zeitblättern“, die uns erst zu Gesicht gekommen sind, nachdem obiges bereits gedruckt vorlag: ... „denn jeder, der Behre und Behre“ und die „Zeitblätter“ liest und D. Stöckhardt für einen ehrlichen Mann hält, wie D. Alwardt und wir das tun, weiß jetzt, daß an dem Gerücht von D. Walthers Widerruf nichts ist.“ (S. 417.) Auf Stellhorns Artikel wird „Behre und Behre“ später wohl noch zurückkommen.  
S. 6.

beantwortete.“ Diese Aussage D. Stöckhardts bestätigt P. F. G. Walther von Brunswid, No., der in einem Schreiben vom 1. September sich also erklärt: „Ich war zweimal während der Krankheit meines seligen Vaters in St. Louis, denselben zu pflegen, das letzte Mal vier Wochen bis zu seinem seligen Ende. In dieser Zeit hat er nie, weder mir, der ich Tag und Nacht um ihn war, noch andern gegenüber, von irgendeinem Widerruf das Geringste verlauten lassen. Im Gegenteil rühmte er mich gegenüber Gottes große Gnade und Barmherzigkeit und die Gewißheit seines Gnadenstandes und seiner Seligkeit. Während meines Daseins war meines Wissens niemand bei ihm als sein Seelforger und die Herren Professoren, die ihn besuchten, da der Arzt fremden Besuch verboten hatte, und ich sonst niemand zu ihm ließ. Es ist empörend, wie eine solche Beschuldigung aufkommen kann. Meine Schwester, Frau P. Kehl, die ihn vor mir pflegte und immer bei ihm war, kann dies jedenfalls auch bezeugen.“ In einem Brief vom 8. September 1911 bestätigt denn auch Frau P. Kehl die obigen Aussagen ihres Bruders, daß sie aus dem Munde Walthers nichts von einem Widerruf gehört habe. Das Allwardtsche Schriftstück erinnert lebhaft an die Landlügen der Papisten und Reformierten über Luther, dessen treuer Schüler D. Walther war, und dem er nun auch darin ähnlich geworden ist, daß seine Feinde Widerrufsfabeln über ihn verbreiten. Um die obioschen Märchen über D. Walthers angeblich beabsichtigten Widerruf als plumpe Verleumdung zu erweisen, genügen auch vollständig die bald nach Walthers Tod veröffentlichten Berichte der Augen- und Ohrenzeugen, zumal diese Verleumdungen über Walther erst jetzt, 25 Jahre nach dessen Tod, von unsern Gegnern dem Druck übergeben worden sind, und man in St. Louis und innerhalb der Missouri-Synode, soweit wir haben in Erfahrung bringen können, überhaupt von diesen Fabeln bisher nichts gewußt und gehört hat. Durch Veröffentlichung des in mehr als einer Beziehung schmählischen Abschnitts aus Allwardts Nachlaß hat D. Stöckhorn nicht bloß seinem Freund Allwardt, sondern auch sich selber ein trauriges Denkmal gesetzt.

**Soll Deo gloria!** Das war Walthers Schibboleth durch sein ganzes Leben hin, und diese Signatur und Überschrift trägt gerade auch seine letzte Leidenszeit. Auf der Synode des Westlichen Distrikts im Oktober 1886 brachte Walther sein bekanntes herrliches Referat zum Abschluß. Prof. Günther schreibt: „In dieser Sitzung galt es, das Thema zum Abschluß zu bringen. Es war ein Jammerbild, anzusehen, wie der durch Fieber geschwächte Mann zwar nicht kraftlos, aber mit Anstrengung aller seiner Kräfte vortrug. Wohl wünschte mancher, daß ein anderer ihm die Arbeit abgenommen hätte, aber wiederum mußte man ihm die Freude gönnen, sein Thema zum Abschluß zu bringen. Es war ein Jammerbild, aber auch das Bild eines Mannes, der rastlos, ohne Rücksicht auf sich für Gottes Sache arbeitete. War ja doch das herrliche Thema, das er zum Abschluß brachte, das Thema seines Lebens: Gott allein alle Ehre! Tiefbewegt und mit Schluchzen schloß er seinen Vortrag: „So sind wir denn zu Ende mit unsern seit dreizehn Jahren besprochenen Thesen, in welchen nachgewiesen worden ist, daß unsere lutherische Kirche in allen diesen Lehren Gott allein alle Ehre gibt und niemals die Ehre, die dem großen Gott gebührt, der Kreatur beilegt. Was Gott gebührt, gibt sie ihm auch ganz. So helfe denn nun der liebe Gott, daß wir nicht nur uns freuen, einer solchen Kirche anzugehören, sondern daß wir auch selbst ihm alle Ehre geben in unserm Glau-

ben, Bekenntnis, Leben, Leiden und Sterben. Unser Lebensmotto muß sein: Soli Deo gloria (Gott allein die Ehre)! Das haben die Engel alsbald gesungen, nachdem der Heiland geboren war. Das war das erste und ist auch die Hauptfache. Gott hat durch Jesum seine Ehre wieder bekommen. Wir haben nichts davongetragen als Schande, haben aber, indem Gott seine Ehre wieder bekommt, die ewige Seligkeit. Wohl allen, die das von Herzen glauben! Die werden dann alle heiligen Engel schauen und den Gesang der Ehre, des Preises und Ruhmes Gottes fortsetzen von Ewigkeit zu Ewigkeit. Gott helfe, liebe Brüder, daß wir einst auch unter dieser Schar sind und dann von ganzem Herzen dem lieben Gott wirklich alle Ehre geben. Denn hier können wir es nicht, unser schändliches Fleisch hängt uns an. Aber dort, wenn Gott das alte Fleisch von uns genommen hat, wird unsere Lehre nicht nur Theorie sein, sondern wir werden sie auch praktizieren.“ O Herr Jesu, dazu hilf uns allen! Amen.“ (Lebensbild, S. 197 ff.) In seinem Bericht über Walthers Amtsjubiläum am 16. Januar 1887 sagt Prof. Günther: „Auf die ihm dargebrachten Gratulationen erwiderte er unter anderm: ‚Es ist ja wahr, daß Gott mich elenden Menschen und armen Sünder aus unverdienter Gnade gebrauchen wollte, um sein Werk auszurichten. Es wäre Undank, wenn ich leugnen wollte, daß Gott Großes getan hat. Nur ihm, nicht mir gebührt die Ehre. . . . Ich habe in meinem Leben von Menschen viel Lob und viel Tadel erfahren; aber ihr könnt mir's glauben, liebe Brüder, gegen beides bin ich gleichgültig geworden.‘ Als er dann der reichen Gnade Gottes lobend und dankend erwähnte und bekannte, daß er, wenn er auf sich sehe, sich vor Gott schämen müsse, da versagte ihm die Stimme, mit der Linken bedeckte er die Augen, die Tränen flossen über seine Waden, und die Sehnsucht seines Herzens offenbarte sich in den Worten: ‚Hinaus, hinaus, . . . mein Gott, aus dieser argen Welt!‘“ (201.)

Über die Leidenszeit nach seinem Amtsjubiläum berichtet Prof. Günther, der oft und viel an Walthers Krankenbett war, im „Lutheraner“ vom 15. Mai 1887: „Seit jener Zeit schwand mit jeder Woche die Hoffnung immer mehr, der treue, unermüdete Arbeiter werde der Arbeit im Weinberge des Herrn wieder geschenkt werden. Die Kräfte nahmen immer mehr ab. Wohl hegte in der ersteren Zeit der Entschlafene die Hoffnung, er werde noch einmal genesen; wohl meinte der nur an Arbeit für Gottes Reich Gewöhnte, er werde — wenn auch nur teilweise — die gewohnte Arbeit wieder aufnehmen können; doch hat er diese Gedanken hernach aufgegeben und sich auf seine Ausspannung aus dem Dienste gekreut und nach Erlösung sich gesehnt. Oft hat er bekannt, daß er große Freude empfinde, wenn er die vielen großen Wohltaten an seinem Geist vorübergehen lasse, die ihm Gott während seines langen Lebens erzeigt habe. Oft hat er, bis in die letzte Zeit, das als eine besondere Gnade Gottes gepriesen, daß er ihn in dieser letzten Krankheit vor schweren geistlichen Anfechtungen behütet habe, die ihm in früheren Krankheiten nicht erspart geblieben. Er hat sich auch der gnädigen Erwählung Gottes getröstet und damit trösten lassen. Einmal äußerte er, viele hielten ihn wohl für einen recht halsstarrigen Mann, der sich von seiner Meinung nicht abbringen ließe, aber er sei gewiß, daß dieser ‚Eigenfinn‘, mit dem er an der erkannten Wahrheit festgehalten, ein donum Dei (eine Gabe Gottes) sei. An besonderen Wünschen und Besorgnissen für die Zukunft hatte er, wie er etliche Male aussprach, nichts Besonderes auf dem Herzen — nur eine Angelegenheit, die Herr P. Stöck-

hardt auf seinen Wunsch erlebte. Nur im allgemeinen erklärte er öfter: Ach, daß nur unsere Synode bei dem beharrt, was sie hat! Gott hat ihr so überschwengliche Gnade erwiesen, — und daß sie nur ein frommes Ministerium behält und keine unwürdigen Personen ins Amt läßt! In den letzten Wochen lag er oft im Schlafe und war bewußtlos. Besucher konnten wenig mit ihm reden. Als in dieser Zeit Schreiber dieses beim Abschied ihm sagte: „Der Herr wird dich nicht verlassen noch versäumen, er wird dir mächtiglich beistehen“, sagte der Ermattete, sein Haupt etwas wendend: „Sonderlich in der letzten Stunde!“ Oft entstieg seinem Herzen der Seufzer: „Gott, erbarme dich!“ Oft betete er: „Christi Blut und Gerechtigkeit, das ist mein Schmutz und Ehrenkleid“ zc. Als Herr P. D. Hanser von ihm Abschied nahm, beantwortete er dessen Frage, ob er sich auf die himmlische Herrlichkeit freue, mit Ja. Über die letzten Tage berichtet Herr P. Stöckhardt, wie folgt: „Heute abend (den 7. Mai) ½ 6 Uhr ist unser D. Walther endlich von seinen langen Leiden erlöst und in die Zahl der Überwinder versetzt worden. Die letzten Tage waren ein recht friedlicher Abschluß des harten Krankensagers. Während er vor acht Tagen fast stets ohne Bewußtsein war, konnte man seit Mittwoch wieder verständlich mit ihm reden, und er faßte alles, was man ihm sagte. Zu Anfang der Synode erinnerte ihn sein Sohn daran, daß jetzt die Synode beginne, daß er aber in eine andere Versammlung, die der Patriarchen, Propheten und Apostel, bald werde berufen werden. Da entgegnete er: „Das wird herrlich sein!“ Er hat wohl noch viel geseufzt: „Gott, erbarme dich! Ach Gott, verlaß mich nicht!“ aber auch den Sterbetrost, den man ihm aus Gottes Wort zusprach, bis zuletzt entweder mit Ja oder mit Kopfnicken oder Händedruck bekräftigt. Als ihn vorgestern ein altes Gemeindeglied besuchte und den 23. Psalm begann, hat er den ganzen Psalm gesagt. Gestern abend machten wir uns auf das Ende gesagt. Auf sein Begehren betete ich noch einmal mit ihm und den Angehörigen und sprach ihm dann den Vers des Abendliedes vor: „Soll diese Nacht die letzte sein in diesem Jammerthal, so führ' mich, Herr, in Himmel ein zur auserwählten Zahl“ zc. Er sagte noch: „Das gebe Gott!“ Auf die Frage, die ich ihm noch vorlegte, ob er auf die Gnade des Herrn Jesu Christi, die er sein Leben lang bezeugt habe, nun auch getrost sterben wolle, antwortete er mit einem lauten, deutlichen Ja. Gegen Mitternacht schien er noch einmal arge Schmerzen zu haben und sprach dann: „Es ist genug!“ Seitdem scheint er keine Qual mehr empfunden zu haben. Heute lag er den ganzen Tag, wie man sagt, im Sterben, aber hat bis zuletzt das Bewußtsein behalten und deutlich zu erkennen gegeben, daß er, was sein Sohn, Prof. Schaller und ich ihm sagten, wohl verstand. Eine Stunde vor seinem Tode wurde ich gerade zu einem andern Sterbenden gerufen und fand ihn verschieden, als ich zurückkam. Kurz, es war ein recht friedlicher, stiller, erbaulicher Abschluß der langen, oft düstern Leidenszeit.“ (Vergleiche hierzu den Bericht im „Lebensbild“, S. 204 f.)

**Platz finden möge hier noch folgender Abschnitt aus der Leichenrede D. Stöckhardts:** „Das war die Summa seiner Lehre: Christus, der Gekreuzigte, die Gnade Gottes in Christo. Es hat in diesem Jahrhundert der Kirche nicht an Zeugen gefehlt, die Christum, das Kreuz Christi predigten. Aber es ist doch ein Unterschied zwischen der Lehre und Predigt, die bei uns im Schwang geht, die der Entschlafene in Schwang gebracht hat, und der Predigt von Christo, die man anderwärts hört. Da findet man neben

Christo viel menschliche Zutaten. Dieser entschlafene Zeuge Christi hat Christum, den Gekreuzigten, lauter und rein gepredigt, hat es bezeugt, daß Christus, Christi Kreuz allein es tut, und daß außer und neben Christo nichts gilt, keine menschliche Weisheit, keine menschliche Tugend und Würdigkeit. Das war der schwere, ernste Kampf, der Lehrkampf, der ihm zeit seines Lebens verordnet war, daß er alle menschliche Weisheit, Kunst und Würdigkeit verurteilt und vom Kreuze Christi ausgeschlossen hat. Und was er gelehrt, das hat er geglaubt. Er wollte für seine Person von nichts anderm wissen als von Christo, dem Gekreuzigten, nichts anderes hatte Geltung bei ihm, keine eigene Würdigkeit, Werk und Verdienst. Das hat er uns bei mannigfacher Gelegenheit, durch seine Ansprachen und Gebete in unsern Versammlungen verraten, wie seine Seele zu Gott stand. Er wollte selig werden und auf keinem andern Wege selig werden denn allein durch die Gnade Jesu Christi. Und gerade mit seinem Lebensende, mit seinem Sterben hat er seine Lehre und Theologie bekräftigt. Er hat die Christenheit daran erinnert, daß man auf Christum, auf Christi Blut und Tod fröhlich und getrost sterben könne, ja, daß man in Christo hienieden schon seiner Seligkeit gewiß sein solle; er hat unsere Studenten in der wahren Sterbetheologie unterwiesen, er hat in seinem Leben viele Sterbende zum Tode getröstet und hat nun selber in seinem letzten Leiden und Sterben den einigen Sterbetrost angenommen. Er ist in seinem Leben durch viele Anfechtungen hindurchgegangen, wie sie gerade einem Lehrer und Vorkämpfer der Kirche verordnet sind. Zuletzt ist er noch von dem gemeinen Kreuz und Wehe, leiblicher Schwäche und Krankheit, heimgesucht worden. Und die allgemeine Arznei der Elenden und Betrübten, Christi Kreuz und Blut, war da Stärkung und Balsam seiner Seele. Er war in den ersten Monaten seiner langen Krankheit noch um das Wohl der Kirche, der er gedient, besorgt und bekümmert. Er hat auch noch in einer der letzten Wochen zu erkennen gegeben, was auch in den dunkeln Stunden seine Seele bewegte. Er sagte eines Morgens seinem Sohne, alle Studenten des Seminars sollten eine Arbeit anfertigen über das Thema: „Was muß ein junger Prediger vor allen Dingen predigen, wenn er seine Gemeinde selig machen will?“ Doch trat, je näher dem Ende, das Interesse für seine engere und weitere Umgebung immer mehr zurück. Ja, wenn man ihm gegenüber Angelegenheiten der Gemeinde, der Kirche berührte, schnitt er wohl die Rede ab und wünschte nur, daß es Gott mit ihm gnädig machen möge. Er war hinfort nur noch auf das Wohl seiner eigenen Seele bedacht und barg seine Seele, sooft er siehte und betete, in die Wunden des Erlösers. Es schien, als sollte ihm zu allerlezt die Besinnung ganz erlöschen. Aber sein Geist raffte sich in den letzten Tagen noch einmal auf und war da nur auf das eine gerichtet: ein seliges Ende durch Christum, den Gekreuzigten. Als seine Kräfte brachen, sein Atem schwer aus- und einging, war das sein letztes Seufzen: „Gott, erbarme dich meiner!“ „Ja, Christi Blut und Gerechtigkeit, das ist mein Schmutz und Ehrenkleid.“ Am Beginn seiner tödlichen Krankheit, bei seiner vorletzten Kommunion, pries er unter Tränen die Gnade und Barmherzigkeit des Herrn, die ihm widerfahren. In der Mitte seiner Leiden, als er die Jubiläumsgratulationen empfing, wies er ausdrücklich alle Ehre von sich ab und gab sie dem Herrn. Am Ende, kurz vor seinem Scheiden, beantwortete er die Frage, ob er auf die Gnade des Herrn Jesu Christi, die er sein Leben lang verkündigt, fröhlich und getrost sterben wolle,

mit einem deutlichen Ja. Mit dem Glauben und Bekenntnis, mit dem alle andern Christen, junge und alte, in den Tod gehen, mit dem Bekenntnis zu Christo, dem Gekreuzigten, ist auch dieser bewährte Streiter Christi seinem Stündlein entgegengegangen und ist also mit Freuden heimgefahren zu Christo, seinem Bruder, und trägt dort nun die Krone des Lebens, welche der Herr verheißen hat allen, die ihn lieb haben, den unverwelklichen Kranz, der insonderheit den treuen Lehrern der Kirche zugesagt ist.“ (Lutheraner 1887, S. 86.)

Obige Berichte über D. Walthers seliges Ende lassen, von andern Zeugnissen ganz abgesehen, keinen Raum für angebliche Widerrufsabsichten. Zu den oben zitierten Worten: „Oft hat er bis in die letzte Zeit das als eine besondere Gnade Gottes gepriesen, daß er ihn in dieser letzten Krankheit vor schweren geistlichen Anfechtungen behütet habe, die ihm in früheren Krankheiten nicht erspart geblieben. Er hat sich auch der gnädigen Erwählung Gottes getröstet und damit trösten lassen“, bemerkt mit Recht P. W. in einem an „Lehre und Behre“ gerichteten Schreiben: „D. Allwardt sagt, D. Walthers habe schwere Anfechtungen erlitten, daß kein Zuspruch noch Trost in seiner Seele haftete.“ D. Walthers hingegen pries Gottes Gnade, daß er ihn davor behütet habe; er tröstete sich der gnädigen Erwählung Gottes und ließ sich damit trösten. Man lese in dem Lebensbild Walthers auch den 30. Abschnitt: ‚Erbauliches Kranken- und Sterbebett — seliger Abschied‘, was der Verfasser alles aus eigener Erfahrung geschrieben hat und nicht von Hörensagen wie D. Allwardt, der nichts beweisen kann, und frage sich dann, wo auf D. Walthers Siech- und Siegesbette noch Raum für einen Widerruf ist und bleibt. Vielmehr stand es auch damals mit D. Walthers, wie er schon 1881 schrieb: ‚Gott macht mich immer gewisser, daß die Lehre recht ist, die ich bekenne, denn sie steht in Gottes Wort und in dem teuren Bekenntnis unserer rechthabenden lutherischen Kirche.‘ Man lese den ganzen kostbaren Brief in Prof. Günthers Buch, S. 146 ff. Ja, 1880 schon hatte man weithin ausgesprengt, D. Walthers habe bereits etwas nachgegeben. Denn unter dem 15. Juni 1880 schrieb er seinem alten Freund P. Bürger sen.: ‚Es freut mich auch, daß Du dem Gerücht nicht glaubst, ich hätte in einem Stücke bereits nachgegeben. So gerne ich es täte, wenn es Gottes Wort erlaubte und damit Friede zu erkaufen wäre; aber bis jetzt hat mich noch nichts, was gegen unsere Lehre vorgebracht worden ist, von einem Irrtum überzeugen können. Mein Gewissen ist in Gottes Wort gefangen; dagegen aber etwas zu tun, ist „weder sicher noch geraten“, wie Luther zu Worms gesagt hat.‘ (S. 148.) Trotz alledem hält D. Allwardt alles, was er über D. Walthers Kranken- und Sterbelager nachgelassen hat, aber nicht beweisen kann, für wahr, ja, er ‚glaube es um so lieber, weil‘ — wie fromm! — ‚er so hoffen darf, daß D. Walthers selig gestorben ist; das müßte er sonst für unmöglich halten, weil die Schrift sage: Gott bringet die Lügner um.“

Mit Bezug auf den Vorwurf des Calvinismus, der auch in jüngster Zeit wieder gegen Walthers erhoben worden ist, sagt P. W. in dem bereits angeführten Schreiben: „Das ist nun schon dreißig Jahre lang gesehen, ohne es auch nur mit einem Worte aus der Heiligen Schrift und unserem Bekenntnis beweisen zu können. Und auch vor dreißig Jahren, in seinem ersten herrlichen Traktat: ‚Der Gnadenwahlstreit, das ist, einfacher, bewährter Rat für gottfelige Christen, welche gerne wissen möchten, wer in



dem jetzigen Gnadenwahlstreit lutherisch und wer unlutherisch lehre', hatte D. Walthers also feierlich geschworen: „Wer dir (Lieber lutherischer Christ) daher einreden will, wir lehrten jene schauerliche calvinische Prädestinationslehre, der übertritt gröblich das achte Gebot, der redet falsches Zeugnis wider seinen Nächsten, der verleumdet uns, was Gott einst richten wird; denn wir verdammen Calvins Prädestination von ganzem Herzen, so wahr uns Gott helfe! Wer aber hat wohl Calvins falsche Lehre besser gekannt als D. Walthers? Ähnliche Beteuerungen finden sich öfter in D. Walthers Schriften. So z. B. sagt er in seiner „Beleuchtung“ des Traktats von D. Stellhorn (S. 13): „Wir haben ja fort und fort die Lehre verworfen und verdammt, daß die gnädige Wahl Gottes eine Willkürwahl sei. . . . Nur das haben wir gesagt und sagen wir es nochmals und werden es, solange uns Gott in seiner Gnade erhält, fort und fort sagen, daß Gott die Auserwählten nicht um einer Ursache willen erwählt habe, die er in den Auserwählten, also im Menschen, gefunden und vorausgesehen habe, sondern allein um seiner Barmherzigkeit und um des allerheiligsten Verdienstes Christi willen.“ Den Calvinismus hat Walthers allzeit verabscheut, die von ihm nach der Konkordienformel vorgetragene lutherische Lehre von der Gnadenwahl aber konnte er nicht widerrufen, weil ihm sein Gewissen sagte, daß er damit die ewige göttliche Wahrheit selber widerrufen und verdammen würde. In seiner „Epistelpostille“ (S. 306) schreibt D. Walthers: „Soll die Einigkeit der Kirche erhalten, gefördert und gepflegt werden, so ist auch ferner hoch vonnöten, daß ein jeder über sein Herz wache, daß es sich nicht hoffärtig erhebe, sondern demütig sei und immer demütiger werde, damit er jederzeit bereit sei, wo er geirrt hat und von seinem Irrtum überzeugt wird, seinen Irrtum zu erkennen, zu bekennen und fahren zu lassen und der Wahrheit die Ehre zu geben und ihr zuzufallen, wer sie ihm auch predigen und vorhalten möge. Die Kirchengeschichte lehrt, daß die meisten Irrtümer in der Kirche nicht darum aufgekomen und fortgepflanzt worden sind, weil man es nicht besser wußte, sondern darum, weil man zu stolz war, den Irrtum, dessen man überwiesen wurde, eingugestehen und der Wahrheit seines Gegners zu weichen. Daher schon der heilige Augustinus gesagt hat: „Aller Ketereien Mutter ist die Hoffart.“ Wer eine Irrlehre geführt hat, der muß widerrufen — das war die Gesinnung Walthers, dem nichts so sehr zuwider war als indifferentistisches Schweigen und Verheimlichung der Wahrheit. Und so beweist die allseitig bezeugte Tatsache, daß Walthers von einem Irrwerden an seiner Lehre von der Gnadenwahl oder gar von einem beabsichtigten Widerruf derselben rein gar nichts hat verlauten lassen, daß er allerdings bis an sein Ende der Lehre von der sola gratia treu geblieben ist, die er gerade in den letzten Jahren so gewaltig wider seine Gegner verfochten hatte.

J. B.

**Warfield, die Konkordienformel und Missouri.** In der Februarnummer von „L. u. W.“ haben wir einen Auszug aus dem Artikel Warfields über unsere Lehre von der Gnadenwahl mitgeteilt und auch etliche Punkte genannt, durch welche sich unsere Lehre toto coelo von der calvinistischen unterscheidet. Da aber Warfields Aussprüche im Lager der Ohioer und Iowaer viel Staub aufgewirbelt haben, so lassen wir dieselben jetzt ganz folgen. Warfield schreibt: „The Synodical Conference, commonly known as ‘The Missouri Synod,’ belongs to that class of Lutheran bodies which accepts the whole Book of Concord for its symbolical writings, and there-

fore looks upon the Form of Concord as part of its binding confession. The eleventh article of the Form of Concord, *Of God's Foreknowledge and Election*, teaches that God's eternal election stands in a causative relation to 'our salvation and whatever pertains to it.' And therefore the Missourians have strenuously contended that the predestination of God is 'a cause of faith,' and faith as foreseen (*intuitu fidei* or *fide praevisa*) accordingly cannot be a cause of predestination. Lutherans in general, on the other hand, adopting this latter position, stand in an ineradicable controversy with the Missourians on 'Predestination;' and among them the Synods of Iowa and Ohio, who accept, like the Missourians, the whole Book of Concord, but accord with the common Lutheran view that foreseen faith is the ground of election, naturally are most sharply involved in this controversy. We cannot ourselves doubt that the Missourians are right in their interpretation of Chapter XI of the Form of Concord. And we can have even less doubt that the Form of Concord, in placing the electing grace of God at the root of all salvation, is asserting the very essence of the eternal Gospel. Our sympathies are entirely, therefore, with the Missourians in this controversy, and we look upon them as in it contending for the central fact of our faith, that God it is, to-wit, to whom we owe all our salvation. We have read Pastor Gerike's pamphlet, therefore, with very great pleasure; the points in which, as Calvinists, we differ with him easily fall into the background in comparison with the great common confession of the *solī Deo gloria*. We assent with all our heart when we read (p. 41): 'We believe on the ground of the Word of God that we are called according to the purpose (Rom. 8, 28); we believe further according to the Word of God that God has ordained us to conversion and therefore also to faith (Acts 13, 41: "As many believed as were ordained to eternal life"). We believe, according to our Confession, that election is a cause of our salvation, and moreover, works, aids, and promotes whatever pertains to it.' The occasion of the pamphlet is indicated sufficiently by its title. It is one of the 'documents' of the perennial debate between the Ohioans and Missourians. The first edition was printed for private distribution, this for public circulation. We rejoice that the spirit of C. F. W. Walther still lives in the Missouri Synod, and that its voice is still resonant in defense of the free grace of God as the source of salvation." (*The Princeton Theological Review*, vol. 9, p. 162.)

**Warfield betont hier also vornehmlich:** 1. Die Konkordienformel lehre keine Wahl in Ansehung des Glaubens, sondern eine Wahl zum Glauben, und die Missourier und nicht ihre Gegner verstünden die Konkordienformel recht. 2. Die Punkte, in welchen die Calvinisten hier abweichen, seien von geringer Bedeutung, verglichen mit dem großen gemeinsamen Bekenntnis von dem *solī Deo gloria*. — Obwohl wir nun der Meinung sind, daß ein Mann wie Warfield imstande sein kann, ein Urtheil darüber abzugeben, ob die Missourier in der Konkordienformel sitzen und die Ohioer daneben, so legen wir doch auf derartige Urtheile kein Gewicht. Gründlich im Irrthum befindet sich aber Warfield, wenn er meint, die Lehre der Konkordienformel und der Missouriersynode weiche nur in Nebenpunkten von der calvinischen ab. Insbesondere seit 1880 ist das auch in „L. u. W.“ und sonst wiederholt und ausführlich nachgewiesen worden, wie wir darauf in der Februarnummer bereits hingewiesen haben. Solange Warfield ein Calvinist und somit ein

rationalisierender Theolog bleibt, wird ihm auch das rechte Verständnis der einfältigen, schriftgemäßen Gnadenwahllehre, wie sie die Konkordienformel und mit ihr Missouri führt, verborgen bleiben, ebenso wie den rationalisierenden Synergisten, wofür ja auch die Geschichte Beweise zum Überflus geliefert hat. Wer von dem Geist des Reimens beherrscht wird, dem bleibt die schriftgemäße Lehre unsers Bekenntnisses von der Gnadenwahl ein mit sieben Siegeln verschlossenes Buch; und auch da, wo er lauter Harmonie zu hören vermeint zwischen seiner eigenen Theorie und der Lehre des lutherischen Symbols, befinden sich in Wahrheit eitel Dissonanzen; und wo er nur geringe Differenzen sieht, tun sich in Wahrheit tiefe Abgründe auf. Wir wenigstens wüßten keine einzige Beziehung zu nennen, in welcher wir mit den Calvinisten in der Lehre von der Gnadenwahl wirklich einig wären, wie wir andererseits auch auf keinen einzigen Punkt hinzudeuten vermöchten, in dem wir voll und ganz übereinstimmen mit den Synergisten. Und wie sollte auch ein calvinistischer und synergistischer Theolog, der prinzipiell reimen und harmonisieren und vernünftig systematisieren will, rechtes Verständnis haben für und wirklich übereinstimmen mit den Grundgedanken der Konkordienformel, die prinzipiell vor allem Reimewollen warnt! Sämtliche Begriffe, die die Konkordienformel benutzt, um die Lehre der Schrift darzustellen, tragen ein anderes Gepräge und haben tatsächlich einen anders modifizierten Inhalt als dieselben termini im Munde der Calvinisten und Synergisten. Der *Lutheran* vom 17. August schreibt (S. 741): "The common impression that the Lutheran faith is only the common Protestant faith, with the addition of a few distinctive features, is corrected by showing that the differences entering into Protestantism appear at every point and affect every article. Even where the substance may seem the very same the emphasis is constantly changed; there is a shifting of the center from one point to another; there is a difference in the coloring of the same things that gives them an entirely different cast." Calvin ist besonders bei seiner vierhundertjährigen Geburtsstagsfeier im Jahre 1909 von den verschiedensten Seiten als der größte Schüler Luthers gefeiert worden, wozu D. Nösgen in der *Neuen Kirchlichen Zeitschrift* (S. 551) bemerkt: „Ob man jedoch bei Calvin auch nur in der Weise wie bei Melancthon von einem Schülerverhältnis zu Luther reden darf, das ist nicht einfach nach dem Zeitverhältnis ihres Auftretens zu entscheiden.“ Und was insbesondere die Prädestinationslehre betrifft, so schreibt Nösgen (S. 582): „Deutlich zeigt sich hier auch, daß Calvin von Anfang an dazu neigte, die Prädestination und Christi Heilswerk spekulativ, und zwar kosmologisch, zu konstruieren, während bei Luther sogar in der Schrift *De servo arbitrio* Erlösung und Prädestination in erster Linie einem ethischen und soteriologischen Gesichtspunkt unterstellt bleiben. So heißt es in der genannten Schrift Luthers: *At nunc, cum Deus salutem meam, extra meum arbitrium tollens, in suum receperit, et non meo opere aut cursu, sed sua gratia et misericordia promiserit me servare, securus et certus sum, quod ille fidelis sit, et mihi non mentietur, tum potens et magnus, ut nulli daemones, nullae adversitates eum frangere aut me illi rapere poterunt.* Auch die Lehre vom Deus absconditus steht bei Luther unter demselben Gesichtspunkt. Doch das bedarf einer näheren Untersuchung.“ Warfield irrt sich, wenn er meint, daß die Wahllehre der Konkordienformel und der Missouri-synode nur in Nebenpunkten von der reformierten abweiche. Im vorigen

Jahre schrieb der *Lutheran Standard* (S. 674): "Calvinism means teaching that God in eternity, simply because He so willed it, determined that some men should be saved and that others should be damned; that it is just as well God's will to damn many as it is His will to save a few; that it was never His will to save all; that those whom God has determined to save He will save, He will compel to believe; that those whom He has determined to damn cannot, no matter what change of heart might temporarily take place in them, remain faithful and be saved." In derselben Nummer erklärt der *Standard*: "Our writers and debaters have really accused the Missouri Synod of teaching Calvinism," etc. Wer aber unsere Schriften gelesen hat, muß wissen, daß wir mit der Konkordienformel jeden Punkt in der obigen Charakteristik des Calvinismus verwerfen und auch in der Vergangenheit nicht bloß einmal, sondern wohl mehr als hundertmal verworfen haben.

Warfield's Stellung zur Konkordienformel ist nichts Neues in der Geschichte der reformierten Kirche, obwohl die Berichte unserer Gegner gerade diesen Eindruck erzeugt haben. Warfield ist nicht der erste Calvinist, der Luther und den 11. Artikel der Konkordienformel für sich in Anspruch genommen hätte. Im Jahre 1581, gleich im Jahre nach dem Erscheinen des Konkordienbuchs, veröffentlichten echte Calvinisten vom Schläge Warfield's die sogenannte „Neustädter Admonition“, in der sie also schreiben: „Es gibt auch noch anderes, was diejenigen, welche die Wahrheit einsehen, ohne eine bequemere Erklärung, als sie im Bergischen Buch sich findet, nicht leicht annehmen werden. Jedoch weil sie wollen, daß nur Luther der authentische Ausleger der Augsburgerischen Konfession sei, und weil sie jene Grundwahrheiten festhalten, daß Gott keine Ursache der Wahl in uns vorausgesehen habe; daß sich niemand außer durch Gottes Gnadengabe zu Gott bekehren könne; daß die Menschen ohne Gottes Gnadengabe nichts Gutes und Heilsames tun können; daß Christus die Seligkeit der Gläubigen sich so hoch angelegen sein lasse, daß diese niemals aus seiner Hand gerissen werden können; daß, da wir alle von Natur Kinder des Zornes seien, Gott niemandem die Gnade der Bekehrung schuldig sei: so wollen wir lieber gemäß diesem richtig und angemessen Gesagten (secundum haec vere et proprie dicta) und gemäß der Schrift Luthers vom Inehestlichen Willen das andere aufrichtig auslegen, was mit diesem nicht hinlänglich zusammenzustimmen scheint, als auf den Schein des Widerspruchs, welchen es hat, einen Nachdruck zu legen.“ (De libro Concordiae Admonitio. Neustadii 1581, p. 232; L. u. W. 26, S. 269.) Warfield ist also mit seinem schiefen Urteil über die Konkordienformel und die ihr entnommene Lehre der Missourier nur in die Fußtapfen der Neustädter Calvinisten getreten und hat sich gerade auch durch dies sein Urteil als einen treuen, konserватiven Sohn der alten Calvinisten erwiesen. Daraus folgt freilich nicht, daß die Neustädter und alle Calvinisten bis herab auf Warfield, die den Neustädtern in ihrem Urteil gefolgt sind, mit Recht die Konkordienformel für sich in Anspruch nehmen und wirklich ihre Lehre in diesem Bekenntnis und in der Lehre der Missourier, die diesem Bekenntnis entnommen ist, wiederfinden können. Geht es doch, wie bei Warfield, so auch bei den Neustädtern nicht ohne gleichzeitiges Kopfschütteln beim Zunicken und Zustimmung ab. Wer aber, wie das in manchen Auslassungen über Warfield's Worte und auch sonst schon früher von verschiedenen Seiten geschehen ist, in der Polemik

wider Missouri den Eindruck hervorruft, als ob Warfields Aussage in der Kirche ein novum bedeute und erst durch die Lehre der Missourier möglich geworden sei, der kennt die Tatsachen nicht oder will täuschen.

Wie die Reusfäbter, so urteilt auch Alexander Schweizer, der in seiner „Glaubenslehre der evangelisch-reformierten Kirche“ (Band 1, S. 62) also schreibt: „Nach protestantischen Prämissen folgt nicht, Gott habe vorausgesehen, wer glauben würde, sondern wem er selbst den Glauben schenken werde. Auch Luther hat es so gelehrt, und darauf berufen sich immer die Reformierten: Pictetus, Brevis syllabus controversiarum (Genev. 1711, p. 99): Nullo articulo fundamentali a nobis dissidentes credunt fratres August. Conf., . . . decretum electionis esse ex praevisa fide, quod tamen non creditum ab iis ante Aegidium Hunnium anno 1580, fatente Calixto. Decretum praeteritionis quorundam esse ex praevisa incredulitate, quod Lutherus nunquam tamen dixit. In der Verteidigung dieses Buches sagt Pictet S. 91: Dixeram Lutherum longe duriora protulisse, sua voluntate Deum nos necessario damnabiles facere.“ Derselbe Schweizer sagt (l. c., p. 67): „Ist diese Lehre nur eine Besonderheit Zwinglis? Im wesentlichen hatte Luther sie auch gelehrt, Melanchthon noch im Kommentar zum Römerbrief von 1525 auch gesagt, Gott wirke alles, das Gute wie das Böse, sei Urheber des Davidischen Ehebruchs und des Verrats des Judas; er erlaube keineswegs bloß den Kreaturen zu handeln, sondern tue eigentlich alles selbst.“ Seite 71 zitiert Schweizer aus Heidegger: „Sed doctrina nostra innocens inter Epicuræismum et Manichæismum navigat. Adversarii non pauci eadem via qua nos, imo subinde durioribus verbis propugnant ἐνέργειαν providentiae circa peccatum, ut Thomistae et Lutherus.“ über den reformierten Determinismus sagt Schweizer (S. 74): „Gleich hatte übrigens auch Luther gelehrt, der De servo arbitrio einen Hauptwert für jeden Christen in die Erkenntnis setzt, quod Deus nihil praescit contingenter, sed quod omnia incommutabili et aeterna infallibilique voluntate et providet et proponit et facit. Hoc fulmine convertetur penitus liberum arbitrium. Ex quo sequitur irrefragabiliter, omnia quae facimus, et si nobis videntur mutabiliter et contingenter fieri et fiant, et ita etiam contingenter nobis fiant, revera tamen sunt necessario et immutabiliter, si voluntatem Dei spectas; Lehren, die ausdrücklich in der *Solida Declaratio* bestätigt worden sind. Ebenso lehrt Melanchthon und erklärt die Annahme, daß Gott alles wirke, für einen notwendigen Bestandteil der christlichen Erkenntnis; Wahlfreiheit sei ein der Schrift fremdes Wort: quandoquidem omnia, quae eveniunt, necessario iuxta divinam praedestinationem eveniunt, nulla est voluntatis nostrae libertas. Später ging Melanchthon freilich von dieser Lehre wieder ab. (Möhler, a. a. O., S. 38 f.) Luther hingegen widerrief niemals, und die Konfordinformel bestätigt seine Schrift *De servo arbitrio*.“ Derselbe (S. 77): „Den Lutheranern, die diese Allwirksamkeit Gottes auch postuliert hatten, genügte vor allem das Glaubensprinzip; blieb das erhalten, so konnten sie die deterministische Allwirksamkeit fürs öffentliche Dogma eher auf sich beruhen lassen, ja, wo es nicht mehr bloß als Stütze des Glaubensprinzips, sondern als selbständiges, alle andern Dogmen bestimmendes Grundprinzip auftrat und so den reformierten Typus bildete, es bekämpfen ohne jedoch in diesem Kampf die günstigere Stellung zu haben. Denn die Reformierten können ihnen Luthers eigene Sätze entgegenhalten.“ Endlich (S. 101): „Daß übrigens die Lutheraner zuerst mit

der synthetischen Methode begonnen haben, mag einfach daher rühren, weil Melanchthon wie Luther zuerst von ebenso schlechthinigem Determinismus ausgingen wie die Reformierten.“ (Cf. I, 362.) Alexander Schweizer und die von ihm zitierten reformierten Theologen gehen also in ihrem Urteil nicht bloß Luther, sondern auch die Konkordienformel betreffend weiter noch als Warfield, woraus freilich ebensowenig wie bei Warfield folgt, daß ihr Urteil ein zutreffendes ist.

Ein Vorgänger Warfields ist auch S. Seppe, der in seiner „Dogmatik des deutschen Protestantismus im 16. Jahrhundert“ die Lehre von der Erwählung und dem Determinismus betreffend Luther, Melanchthon und Zwingli auf eine Stufe stellt und also schreibt: „Der Umfang, in welchem Luther insbesondere seine deterministischen Anschauungen entwickelte, erbellt vor allem aus dessen Schrift *De servo arbitrio ad D. Erasmus, 1525.*“ (S. 5.) „Noch bestimmter bewortwortet Brenz die Lehre einer absoluten Erwählung und einer unzerstörbaren Perseveranz der Erwählten im Glauben.“ (S. 7.) Seit 1527 sei Melanchthon andern Sinnes geworden, und auch Luther habe eine „spätere Auffassung der Prädestinationslehre“. (S. 8 f.) „Die *Confessio Augustana* läßt in Art. V (per verbum et sacramenta donatur Spiritus S., qui fidem efficit, ubi et quando visum est Deo, welche letzten Worte von Melanchthon in der emendierten Konfession von 1540 gestrichen wurden) den letzten in der ganzen übrigen Lehrexposition der Augustana verklingenden Nachhall der ursprünglichen deterministischen und prädestinarianischen Lehrweise Melanchthons erkennen.“ (S. 11.) „Es lag somit im Luthertum eine auf der lutherischen Lehre von den Wirkungen des Sündenfalles beruhende starke Neigung zum deterministischen Prädestinarianismus und Partikularismus, eine Neigung, die nur durch die lutherische Anschauung der wesentlichen Bedeutung, welche den kirchlichen Heilmitteln für das Heilsleben eigne, niedergehalten wurde. Selbst die Konkordienformel (Art. 11, Von der ewigen Vorsehung und Wahl Gottes) läßt diese Neigung deutlich genug wahrnehmen, und zwar nicht bloß darin, daß sie dem patristisch-altprotestantischen Satz: *Trahit Deus volentem* den Satz entgegensetzt: *Trahit Deus hominem, quem convertere DECREVIT.*“ (S. 33.) „Die lutherische Theologie konnte sich also von der Konkordienformel aus mit gar manchen Sätzen der reformierten Prädestinationslehre zurechtfinden, wenn nur anerkannt wurde, wie es z. B. in der „Gründlichen Widerlegung“ des Staffortschen Buches (Wittenberg 1802) heißt, daß die Erwählung geschehen ist von Ewigkeit“. Prädestination ist aber nur diese gnädige Wahl, nicht auch die Verordnung anderer zur Verdammnis. Schwach war das Luthertum nur auf einem Punkte, auf welchem der Calvinismus gerade seine volle augustinish-orthodoxe Stärke kundgab, indem er die Notwendigkeit der Annahme einer doppelten Prädestination damit erwies, daß doch in dem Menschen kein Grund der Erwählung, das heißt, kein Verdienst, vorhanden sein könne.“

Ähnlich urteilt ferner Charles Hodge über die Konkordienformel. In seiner *Systematic Theology* (vol. 2, p. 324) schreibt er: „It is not easy to give the Lutheran doctrine on this subject, because it is stated in one way in the early symbolical books of that Church and in a somewhat different way in the *Form of Concord* and in the writings of the standard Lutheran theologians. Luther himself taught the strict Augustinian doctrine, as did also Melanchthon in the first edition of his *Loci Communes.*“ Und

obwohl Sodge fälschlich annimmt, daß nach der Konfordinformel der Mensch gleichertweise der Gnade widerstreben und auch das Widerstreben lassen könne, während sie doch lehrt, daß eben darin die Befehrung besteht, daß der Mensch aus einem Nichtvollenden ein Vollender wird, und zwar so, daß Gott selber dieß Unterlassen des Widerstrebens, mit dem das neue Wollen zusammenfällt, im Menschen wirkt, so urteilt er doch von der Konfordinformel: "As this system was illogical and contrary to the clear declarations of Scripture, it did not long maintain its ground. Non-resistance to the grace of God, positively yielding to its power, is something good. It is something by which one class is favorably distinguished from another; and therefore the reason why they, rather than others, are saved, is to be referred to themselves and not to God, who gives the same grace to all. The later Lutheran theologians, therefore, have abandoned the ground of the *Form of Concord*, and teach that the objects of election are those whom God foresaw would believe and persevere in faith unto the end."

Endlich möge hier auch noch D. Philipp Schaff zu Worte kommen, der in *The Creeds of Christendom* (vol. I, p. 262) schreibt: "As to human freedom, Melancthon at first denied it altogether, like Luther and the other Reformers, and derived all events and actions, good and bad, from the absolute will of God." "In December, 1525, Luther expressed the same views in his book against Erasmus, which he long afterwards (1537) pronounced one of his best works." Seite 270 sagt Schaff vom synergetischen Streit: "It was a conflict between the original Augustinianism of the Reformers and the later Melancthonian Synergism, or a refined evangelical modification of Semi-Pelagianism." Seite 271 behauptet Schaff sogar: die Konfordinformel lehre, daß Gott auf den Menschen einwirke wie auf eine Maschine oder einen toten Stein und nicht wie auf ein vernünftiges Wesen. Seite 302 sagt Schaff von der Gnadentafel: "This is the last specific doctrine discussed in the *Formula of Concord* (Art. XI). The German and Swiss Reformers alike renewed, as an impregnable fortress in their war against the Pelagian corruptions of Rome, the Augustinian system, with its two closely connected doctrines of the absolute spiritual slavery or inability of the unregenerate will of man and the absolute predestination of God, though with the characteristic difference that Luther and Melancthon emphasize the *servum arbitrium*, Zwingli the *providentia*, Calvin the *praedestinatio*. In other words, the German Reformers started from the anthropological premise, and inferred from it the theological conclusion, while Calvin made the absolute sovereignty of God the corner-stone of his system. Luther firmly adhered to the *servum arbitrium*, but was more cautious, in his later years, on the mystery of the *praedestinatio*. Melancthon gave up both for his synergism and the universality of grace, though he continued in friendly correspondence with Calvin, who on his part put the mildest construction on this departure. The rigid Lutherans all retained Luther's view of total depravity in opposition to synergism, and some of them (namely, Amsdorf, Flacius, Brenz, Vigand, and, for a time, Heshusius) were also strict predestinarians. But the prevailing Lutheran sentiment became gradually averse to a particular predestination, all the more since it was a prominent doctrine of the hated Calvinists. The *Formula of Concord* sanctioned a compromise between Augustinianism and universalism, or between the original Luther

and later Melancthon, by teaching both the absolute inability of man and the universality of divine grace, without an attempt to solve these contradictory positions. In regard to the slavery of the human will, the *Formula of Concord*, following Luther, went even further than Calvin, and compared the natural man with a dead statue, or clod, and stone, while Calvin always (so far agreeing with the later Melancthon) insisted on the spontaneity and responsibility of the will in sinning, and in accepting or rejecting the grace of God." Seite 313: "The *Formula*, following Luther, uses stronger terms on the slavery of the will and total depravity than the Calvinistic Confessions. It compares the unconverted man to a column of salt, Lot's wife, a statue without mouth or eyes, a dead stone, block and clod, and denies to him the least spark of spiritual power. He cannot even accept the Gospel (which is the work of pure grace), but he may *reject* it, and thereby incur damnation." Seite 314: "There is an obvious and irreconcilable antagonism between Art. II and Art. XI. They contain not simply opposite truths to be reconciled by theological science, but contradictory assertions, which ought never to be put into a creed. The *Formula* adopts one part of Luther's book *De servo arbitrio* (1525), and rejects the other, which follows with logical necessity. It is Augustinian — yea, hyper-Augustinian and hyper-Calvinistic in the doctrine of human depravity, and anti-Augustinian in the doctrine of divine predestination. It endorses the anthropological premise, and denies the theological conclusion. If man is by nature like a stone and block, and unable even to accept the grace of God (as Art. II teaches), he can only be converted by an act of almighty power and *irresistible* grace (which Art. XI denies). If some men are saved, without any cooperation on their part, while others, with the same inability and the same opportunities, are lost, the difference points to a particular predestination and the inscrutable decree of God. On the other hand, if God sincerely wills the salvation of all men (as Art. XI teaches), and yet only a part are actually saved, there must be some difference in the attitude of the saved and the lost towards converting grace (which is denied in Art. II). The Lutheran system, then, to be consistent, must rectify itself, and develop either from Art. II in the direction of Augustinianism and Calvinism, or from Art. XI in the direction of Synergism and Arminianism. The former would be simply returning to Luther's original doctrine, which he never recalled, though he may have modified it a little; the latter is the path pointed out by Melancthon, and adopted more or less by some of the ablest modern Lutherans. In either case the Second Article needs modification." Seite 329 schreibt Schaff mit Bezug auf Art. XI: "The rigid predestinarianism of Luther and the Flacianists quietly gave way to the doctrine of the universality of divine grace, while yet the anthropological premises of the Augustinian system were retained (in Art. I and II). The *Formula* teaches that there is a distinction between foreknowledge . . . and foreordination . . .; that foreknowledge pertains alike to the good and the evil, and is not the cause of sin and destruction; that foreordination refers only to the children of God; that this predestination of the elect is 'eternal, infallible, and unchangeable,' and is the ultimate and unconditional cause of their salvation; that God, though He elects only a portion, sincerely desires *all* men to be saved, and invites them by His Word



to the salvation in Christ; that the impenitent perish by their own guilt in rejecting the Gospel; that Christians should seek the eternal election, not in the secret, but in the revealed will of God, and avoid presumptuous and curious questions. Thus the particularism of election and the universalism of vocation, the absolute inability of fallen man (Art. II), and the guilt of the unbeliever for rejecting what he cannot accept, are illogically combined. The obvious contradiction between this article and the second has already been pointed out. The authors felt the speculative difficulties of this dogma, and emphasized the practical side, which amounts to this: that believers are saved by the free grace of God, while unbelievers are lost by their own guilt in rejecting the grace sincerely offered to them." Seite 339 urteilt Schaff von der Konkordienformel: "It excludes, indeed, certain extravagances of the Flacian wing of Lutheranism, but, upon the whole, it is a condemnation of Philipism and a triumph of exclusive Lutheranism." Dafür zitiert Schaff auch die Aussprüche von Andrea und Chemnitz. Seite 303 spricht sich Schaff darüber aus, daß Luther sein Buch *De servo arbitrio* nie widerrufen habe, und beruft sich dabei auch auf das Urteil Luthards und Köstlins, den er also zitiert: „Das eben ist seine (Luthers) Lehre, daß unser Erkennen nicht so weit reicht, und daß wir uns auch das Unbegreifliche und Unverständliche gefallen lassen müssen. . . . Er selbst spricht aus, daß ein Widerspruch für uns stehen bleibe, den wir nicht lösen können noch sollen.“ (Luthers Theologie, Bd. 2, S. 328.) Sein Urteil über die Konkordienformel faßt Schaff (vol. I, p. 338) also zusammen: "It sums up the results of the theological controversy of a whole generation with great learning, ability, discrimination, acumen, and, we may add, with comparative moderation. It is quite probable that Luther himself would have heartily endorsed it, with the exception, perhaps, of a part of the Eleventh Article." Wer also direkt oder indirekt das Urteil Warfields über die Konkordienformel als ein novum in der reformierten Kirche hinstellt, der kennt die Geschichte nicht oder will täuschen.

Das Urteil Warfields deutet das iowasche „Kirchenblatt“ vom 25. März (S. 99) also aus: „Schon oft haben sich reformierte Theologen anerkennend und lobend über die Gnadenwahllehre der Missourier ausgesprochen und darin ihre eigene Lehre in der Hauptsache gefunden. Vor kurzem hat sich D. Warfield, ein reformierter Professor von Princeton, wieder in demselben Sinne ausgesprochen. Solches Lob und solche Anerkennung sind natürlich den Missouriern sehr unangenehm, und sie weisen darauf hin, daß sie sich doch in vielen Punkten von den Calvinisten getrennt wissen, was niemand bezweifelt und D. Warfield auch betont. Er sagt aber mit Recht: ‚Die Punkte, in denen wir als Calvinisten von ihm (dem Missourier) abweichen, fallen leicht in den Hintergrund im Vergleich mit dem großen gemeinsamen Bekenntnis des *Soli Deo Gloria*.‘ In dem entscheidenden Punkt stimmt aber auch Missouri mit den Reformierten überein.“ Insonderheit die Lehre von der „unwiderstehlichen Gnade“ soll, wie das „Kirchenblatt“ weiter ausführt, Missouri mit den Calvinisten gemeinsam führen. Das iowasche Blatt sagt aber kein Wort davon, daß Warfield nicht bloß von Missouri, sondern auch von der Konkordienformel redet, und daß er alles, was er von Missouri behauptet, auch mit Bezug auf die Konkordienformel geltend macht. Warum verschweigt das „Kirchenblatt“ dies seinen Lesern? Es muß doch wissen, daß die Angabe dieser Tatsache das Obium, welches sein Verdict auf die

Missourier wirkt, neutralisiert hätte. Erforderte es nicht die Liebe und auch die Gerechtigkeit und Wahrheit, daß das „Kirchenblatt“, wenn es überhaupt über die Sache berichten wollte, auch diese Tatsache seinen Lesern mitteilte? Ferner erwähnt das iowasche Blatt auch mit keiner Silbe, daß Calvinisten je und je nicht bloß von Luther, sondern auch seit 1581 von der Konfessionsformel ebenso geurteilt haben wie D. Warfield. Warum hat das „Kirchenblatt“ seinen Lesern nicht alles mitgeteilt, um sie in den Stand zu setzen, ein richtiges Urteil über die Bedeutung der Worte Warfields fällen zu können? War beim iowaschen „Kirchenblatt“ in diesem Falle der Eifer, etwas wider Missouri vorzubringen, nicht größer und stärker als die Liebe zur Wahrheit und Gerechtigkeit?

Bedeutend mehr Kapital noch suchen die Ohioer aus Warfields Bemerkungen zu schlagen. Die ohioische „Kirchenzeitung“ vom 18. März (S. 166) schreibt: „Die fatale Übereinstimmung. Wiederum haben Calvinisten ihre völlige Übereinstimmung mit den Hauptpunkten der missourischen Gnadenwahllehre in recht freundlicher Weise ausgesprochen. D. Benjamin W. Warfield, calvinischer Theolog am presbyterianischen Seminar in Princeton, hat nämlich die Schrift des Missouriers P. Gerike, der ein Pamphlet gegen D. Allwards Schrift herausgegeben hat, rezensiert und bekennt sich zu der Lehre Missouris in der Hauptsache. Ja, er sagt ausdrücklich, daß die Punkte, in welchen die Missourier von den presbyterianischen Calvinisten Princetons abweichen, ganz zurüdtreten, 'easily fall into the background', nämlich im Vergleich zu der völligen Übereinstimmung in der Hauptsache. Man sollte meinen, daß die Missourier darüber erschreden würden. Wenn irgend jemand weiß, was Calvinismus in der Gnadenwahllehre, und zwar in den Hauptpunkten dieser Lehre, ist, so müssen es offenbar die Calvinisten selbst wissen. Ihr Zeugnis ist gewiß ausschlaggebend in dieser Hinsicht. Und nun bezeugt D. Warfield als Calvinist, die missourische Gnadenwahllehre ist der Hauptsache nach seine Lehre. Aber die missourischen Führer, wie Lehre und Behre', Februar 1911, dartut, lassen sich dadurch nicht beunruhigen. Einer von ihnen holt den alten Trost hervor, daß ja noch fünf Punkte übrig sind, in welchen Missouri nicht mit dem allerstrengsten Calvinismus stimmt, und D. Warfield ja auch angibt, daß noch einige Differenzen da seien. Er verschweigt aber, daß D. W. sagt, diese Differenzen treten ganz zurück, 'easily fall into the background', wenn man die große Übereinstimmung in der Hauptsache in Betracht zieht. Daß Missouri in gewissen Punkten vom reinen, vollen Calvinismus abweicht, weiß jedermann, der die missourische Gnadenwahllehre kennt. Die Frage aber ist nicht: Gibt es noch solche Abweichungen? sondern: Lehrt Missouri wirklich calvinistisch? Und da antwortet D. Warfield: Ja, durchaus in der Hauptsache, und die Differenzen, die noch vorhanden sind, treten 'easily into the background'. Die Missourier mögen noch so emphatisch ausrufen, ihre Lehre sei 'himmelweit' verschieden von der der Calvinisten, die fatale Übereinstimmung in der Hauptsache bleibt eben, wie D. Warfield wieder dartut. Das genügt. Aber auch seitens der Missourier ist die calvinistische Lehre schon genügend anerkannt worden. So mehrmals, als Boerhaaves Auffassung von der ‚Gnade‘ missourischerseits als Muster für Missourier hingestellt wurde. Wenn dieser holländische Arzt als strenger Calvinist die ‚Gnade‘ preist, die ihn zu dem gemacht, was er war, im Gegensatz zu einem Verbrecher, der in seinen Sünden starb und als Leiche vor

Boerhaave lag, so meint er eben nicht die Gnade Gottes, wie die Heilige Schrift, sondern wie Calvin sie lehrt. Aber für die Missourier, die sich begierig mit Boerhaaves ‚Gnade‘ trösten, gilt solcher Unterschied nicht mehr. Diese Übereinstimmung ist das Gerüst der missourischen Lehre von der Gnade und der Gnadenwahl, und es ist traurig, daß die Missourier das nicht sehen oder nicht sehen wollen.“ Kein Wort davon, daß Warfield dasselbe, was er von den Missouriern sagt, auch von der Konkordienformel urteilt! Und auch kein Wort davon, daß Calvinisten von Anfang an so über die Konkordienformel geurteilt haben! Warum verschweigt die ohioische „Kirchenzeitung“ diese Tatsache? Im Interesse der Wahrheit oder im Interesse der von ihr seit Jahren geführten Hege? Und wenn die „Kirchenzeitung“ wirklich glaubt, folgern zu dürfen: Warfield hat gesagt, die Missourier sind Calvinisten, das genügt! — warum fährt sie denn nicht fort: Warfield hat gesagt, die Konkordienformel ist calvinistisch, das genügt!? Aber seit Jahren scheint der ohioischen „Kirchenzeitung“ alles, was gegen Missouri geschrieben wird, schon eo ipso wenigstens drei Viertel wahr zu sein, eben weil es gegen Missouri gerichtet ist. Will die „Kirchenzeitung“ nicht mit doppeltem Maße messen, so muß sie alles, was sie aus Warfields Worten gegen Missouri folgert, auch richten gegen die Konkordienformel selbst.

Auch der *Lutheran Standard* (1911, S. 114) ist an den Worten Warfields nicht vorübergegangen, ohne sie wider Missouri sophistisch und ungerecht zu bewerten. Er zitiert zwar Warfields Worte: „We cannot ourselves doubt that the Missourians are right in their interpretation of chapter eleven of the *Form of Concord*. And we have even less doubt that the *Form of Concord*, in placing the electing grace of God at the root of all salvation, is asserting the very essence of the eternal Gospel. Our sympathies are therefore entirely with the Missourians in this controversy“, fährt dann aber einseitig also fort: „A synod cannot always help itself when somebody whom it does not fancy creeps into bed with it and insists on being its bed-fellow. But one thing does stand out very plainly in this expression of good will for the Missourians on the part of a staunch Calvinist like Doctor Warfield. It is evident that the impression which Missouri's writings have made on him (and he is no ignoramus) is, that the Missourians are Calvinists. And this helps somewhat to vindicate us Ohioans in our contention that the Missouri writers have made use of expressions which cannot be accepted without raising the suspicion that the users of them are Calvinists.“ Auch hier müssen wir die Frage wiederholen: Warum fügt der *Standard* nicht hinzu, daß Warfield alles, was er von Missouri sagt, auch von der Konkordienformel behauptet, und daß man darum auch kein Recht hat, Warfields Worte gegen Missouri zu pressen, wenn man sie nicht auch gegen die Konkordienformel gelten lassen will? Ist das doch ein Schluß, der auf der Hand liegt, und zu welchem zu gelangen es keines sonderlichen Scharffinnes bedarf, sondern nur, daß man dem natürlichen Schlußvermögen kein künstliches Widerstreben entgegensetzt. Und wenn dem *Standard* die Tatsache, daß schon die Neufstädter Theologen 1581 sich in ganz ähnlicher Weise wie Warfield über die Konkordienformel ausgesprochen haben, unbekannt war, so kann man doch kaum annehmen, daß er nichts davon wußte, daß reformierte Theologen je und je nicht bloß Luther für sich in Anspruch genommen haben, sondern auch die Konkordienformel, und zwar in ungefähr derselben Weise, wie Warfield das tut. Und

wenn der *Standard* dies wußte, warum verschweigt er es seinen Lesern, und zwar gerade zu der Zeit und an dem Ort, da das Interesse der Liebe, Wahrheit und Gerechtigkeit von ihm forderte, dies seinen Lesern mitzuteilen?

Insonderheit sind es aber die obigen „Zeitsblätter“, denen die Aussprüche Warfields ein gefundenes Fressen sind, das sie darum auch wiederholt ihren Lesern aufstischen, freilich „predigested“ von St. Seite 134 lesen wir: „Wie ein Erzcalvinist sich mit Missouri im Grunde einig erklärt. Daß wir im Rechte sind, wenn wir behaupten, daß Neumissouri und seine Glaubensgenossen in der Lehre von Gnadenwahl und Befehrung in allem Wesentlichen auf dem Standpunkte der Calvinisten stehen, bezeugt auch einer der strengsten Calvinisten unsers Landes, Prof. D. W. B. Warfield zu Princeton. In einer Rezension des von einer missourischen Konferenz zur Veröffentlichung empfohlenen und von den missourischen Zeitschriften gelobten Pamphlets, das der missourische Pastor J. F. F. Gerike gegen den sel. D. Allwardt geschrieben hat, sagt er zum Beispiel (*Princeton Theological Review*, 1911, No. 1, p. 162): ‘Our sympathies are entirely with the Missourians in this controversy, and we look upon them as in it contending for the central fact of our faith, that God it is, to-wit, to whom we owe all our salvation. We have read Pastor Gerike’s pamphlet, therefore, with very great pleasure; the points in which, as Calvinists, we differ with him easily fall into the background in comparison with the great common confession of the *soli Deo gloria*.’ Dazu bedarf’s wohl keines Kommentars. D. Warfield weiß sicherlich, was das Wesentliche, das eigentliche Herz des Calvinismus ist, nämlich die auf kein Verhalten des Menschen Rücksicht nehmende, unwiderstehliche, von vornherein partikuläre Wahl- und Befehrungsgnade. Und darin stimmt unleugbar Neumissouri mit dem Calvinismus. Was beide sonst scheidet, ist, so sehr Missouri das betonen mag, um sich vor dem Vorwurf des Calvinismus zu schützen, von gar keinem Belang für das schließliche Schicksal des Menschen; denn das ist nach beiden von Ewigkeit ohne alle Rücksicht auf sein Verhalten der Gnade gegenüber unabwendbar entschieden.“ Im folgenden sucht dann St. in seiner bekannten Weise darzutun, daß wirklich die missourische Lehre mit der calvinischen übereinstimme. Aber keine Silbe teilt er darüber mit, daß Warfield dasselbe, was er von den Missouriern sagt, auch von der Konkordienformel behauptet. Hat St. dies bloß in der Eile übersehen? Und kein Wort sagt St. darüber, daß gleich 1581 die Neustädter Theologen ebenso über die Konkordienformel urteilten wie Warfield. Hat er das nicht gewußt? Gelesen haben muß er es doch, wenn nicht im Original, so doch seinerzeit in „Lehre und Behre“, aus der wir oben zitiert haben. Aber vielleicht war diese Tatsache seinem Gedächtnis nicht gleich gegenwärtig. Daß aber St. überhaupt nicht darum wußte, daß Calvinisten Luther und gerade auch in der Weise Warfields die Konkordienformel für sich in Anspruch genommen haben, das muß er doch gewußt haben. (Cf. *Zh. Jb.* 1911, 44.) Und wenn er dies wußte, und ihm dies auch gegenwärtig war, als er die Worte Warfields in der obigen Weise gegen Missouri ausbeutete, warum hat er diese Tatsache nicht auch genannt? Das Interesse der Wahrheit, der Gerechtigkeit und der Liebe hätte er damit doch nicht verletzt, sondern gefördert. Wenn es St. wirklich zu tun war um die Wahrheit und nicht um eine Heße wider Missouri, so konnte und durfte er die von uns genannte doppelte Tatsache seinen Lesern nicht ver-

schweigen. Statt dessen hat St. zwar das Urteil Warfields gehörig aus-  
geschlachtet gegen Missouri, aber mit keiner Silbe angedeutet, daß alles,  
was er auf Grund desselben gegen Missouri sagt, mit derselben Wucht und  
Logik die Konkordienformel trifft. Warum ignoriert St. das, was er im  
Interesse der Wahrheit und Gerechtigkeit gerade an diesem Ort und zu dieser  
Zeit nicht verschweigen durfte? „Daß selbst ‚christliche Blätter‘ ohne Be-  
denken ungeprüft berichten, t e n d e n z i ö s v e r s c h w e i g e n, gefärbt mit-  
teilen können“, bezeichnet auch D. Walther von Kostock mit Recht als einen  
Mangel an Wahrhaftigkeit.

In den „Theologischen Zeitblättern“ vom Mai (S. 225 ff.) kommt St.  
abermals auf die Warfield-Affäre und schreibt unter anderm: „Missouri  
und Calvin. In dem letzten Heft dieser Blätter ist angegeben, wie einer  
der strengsten Calvinisten unsers Landes und unserer Zeit, der sogar vor  
dem Supralapsarianismus nicht zurückscheut (vgl. S. 101 dieser Blätter),  
Prof. D. W. W. Warfield, seine Freude darüber ausspricht, daß Neumissouri  
kämpft ‘for the central fact of our faith’, nämlich daß Gott in dem Sinne  
unsere ganze Seligkeit zu danken sei, daß auf des Menschen Verhalten der  
belehrenden und seligmachenden Gnade gegenüber in keiner Hinsicht etwas  
ankommt, das rechte Verhalten vielmehr Wirkung und Folge einer abso-  
luten Wahl und einer unwiderstehlichen Gnade ist, das heißt, einer Wahl  
und einer Gnade, die sich ohne alle Rücksicht auf des Menschen Verhalten  
der Gnade gegenüber einfach durchsetzen. D. Warfield weiß, daß dies das  
Zentrum, das eigentliche Herz des Calvinismus ist, und behauptet, daß  
Missouri gerade dafür kämpfe, und daß er eben deswegen sich seines Kampfes  
gegen Iowa und Ohio freue. Er setzt auch hinzu, daß die Punkte, in denen  
er als Calvinist nicht mit Missouri stimme, dieser großen Übereinstimmung  
in dem eigentlichen Hauptartikel gegenüber leicht in den Hintergrund traten,  
das heißt, von keiner besonderen Bedeutung seien. Wir meinen, D. War-  
field, den Lehre und Wehre‘ sogar als Führer für das rechte Verständnis  
des 11. Artikels der Konkordienformel empfiehlt, sollte doch wissen, was  
Haupt- und Zentrallehre seines eigenen, streng calvinistischen Glaubens ist,  
und ob Missouri in seinem Kampfe gegen die Vertreter der altlutherischen  
Lehre von Gnadentwahl und Belehrung damit stimmt oder nicht. Lehre und  
Wehre‘ vom Februar d. J., S. 82, behauptet D. Warfield gegenüber, daß  
die Lehre Calvins und die Lehre Missouris ‚toto coelo verschieden‘ seien.  
Wir können nun wohl verstehen, weshalb Missouri sich mit Händen und  
Füßen gegen eine wesentliche Gleichstellung seiner Lehre und der Calvins  
wehrt; denn eine solche wesentliche Übereinstimmung beider Lehren haben ja  
seine Gegner seit dreißig Jahren behauptet und nachgewiesen. Aber was  
sollte D. Warfield bewegen, eine solche Übereinstimmung ohne einen wirk-  
lichen Grund so energisch zu behaupten? Die Wahrscheinlichkeit, daß er,  
und nicht L. u. W., recht habe, liegt von vornherein auf der Hand. Diese  
Wahrscheinlichkeit wird aber zur Gewißheit, wenn man die Gründe be-  
trachtet, die L. u. W.‘ für ihre Behauptung einer wesentlichen Verschieden-  
heit der beiden Lehren angibt.“ Im folgenden sucht dann St. in rationalisti-  
scher Weise die Punkte zu widerlegen, die wir zum Beweis angeführt hatten  
dafür, daß unsere Lehre von der reformierten toto coelo verschieden sei,  
und schließt dann mit den Worten: „Also mit dem vorgeblichen wesentlichen  
Unterschied zwischen calvinischer und neumissourischer Wahllehre ist es nichts;  
sie sind im Gegenteil, wenn auch nicht den Ausdrücken, so doch der Sache

und dem schließlichen Resultat nach, einander so ähnlich wie ein Ei dem andern. D. Warfield hat also recht.“ (S. 228.) Zwischen der ersten und zweiten Publikation St.'s liegen zwei Monate. St. hatte also Zeit genug, sich die Sache genau anzusehen und gründlich zu überlegen. Aber auch jetzt deutet er mit keiner Silbe an, daß Warfield dasfelbe, was er gegen Missouri behauptet, auch wider die Konkordienformel geltend macht. Und dasfelbe gilt mit Bezug auf den zweiten Punkt, den St. auch hier nicht nennt, daß nämlich Warfield nichts sagt, was nicht Calvinisten je und je von Luther gesagt haben und seit 1581 gerade auch von der Konkordienformel. Wollte St. der Liebe, Wahrheit und Gerechtigkeit dienen, so durfte er in seinen Artikeln über Warfield und Missouri weder das erste noch das zweite verschweigen. Und wenn St. behauptet: „L. u. W.“ empfehle sogar D. Warfield als Führer für das rechte Verständnis des 11. Artikels der Konkordienformel, so spricht er damit eine Unwahrheit aus, wovon sich jeder überzeugen kann, der unser Item in „L. u. W.“ (S. 81) nachlesen will. Zum drittenmal kommt dieselbe ohioische Zeitschrift in ihrem englischen Teil auf die Warfield-Angelegenheit, zwar kurz und nur in einer Rezension, aber in derselben unwarhen und ungerechten Weise und zugleich verbunden mit einer Insinuation und dem Versuch, auch das Konzil in dieser Sache wider Missouri aufzuheben. „Can even a charitable judgment“ — heißt es hier wider die Missourier — „repress the apprehension that sinister motives lurk behind such palpable defections from the historically established standard and test of Lutheranism? And why, we are free to ask, do not the theological leaders of the General Council take note of these things?“ (S. 288.) So schließt die Bezugnahme der ohioischen Blätter auf die Warfield-Affäre in einer der bisherigen Polemik der Ohioer durchaus entsprechenden Weise.

F. B.

**Voerhaave und die „Kirchenzeitung“.** über Voerhaave und sein bekantes, auch von unsern Blättern angeführtes Wort von der sola gratia hat die ohioische „Kirchenzeitung“ im vorigen Jahre sich wiederholt bemerken lassen, und in Verbindung mit ihrem oben angeführten Item über Warfield und Missouri ist sie darauf abermals zurückgekommen. Im vorigen Jahre schrieb die „Kirchenzeitung“ (S. 374): „Voerhaave war ein holländischer Arzt. Vor ihm lag einmal, wie uns erzählt wird, der Reichnam eines Verbrechers auf dem Seziertisch. Voerhaave erkannte in dem toten Verbrecher einen früheren Jugendfreund und Studiengenossen. Bei dem Anblick überfiel ihn ein Zittern, und er brach in das Bekenntnis aus, er habe es allein der Gnade Gottes zu danken, daß er nun nicht auch so daliege wie dieser Verbrecher, der in Sünden untergegangen war. Diese Geschichte ist oft erzählt worden und macht immer einen starken Eindruck, denn sie ist dazu wohl angetan. Ob der Eindruck aber immer der richtige ist, das ist fraglich, denn es kommt bei der Erzählung viel an auf den Erzähler und auf seinen Begriff von der Gnade.“ Voerhaave, sagt die „Kirchenzeitung“, habe seine Worte im calvinistischen Sinn genommen; man könne sie aber auch im missourischen Sinn verstehen, ja, selbst ein Synergist und Pelagianer vermöge sich dies Wort anzueignen. Die „Kirchenzeitung“ schreibt: „Doch eben weil die kurze Erzählung, wie sie gewöhnlich vorgetragen wird, nicht bestimmt, was Voerhaave unter ‚Gnade‘ verstand oder was tatsächlich unter ‚Gnade‘ verstanden werden muß, kann sogar eine synergistische oder schier pelagianische Idee von der Gnade sich das Bekenntnis Voerhaaves

aneignen. Der Synergist meint, er müsse zwar die Gnade Gottes haben, sonst könne er nie und nimmer selig werden, aber er meint, er könne durch seine natürlichen Kräfte, durch sein Sichschicken und Anpassen, durch sein Mitwirken die Gnade unterstützen, daß sie ihr Werk in ihm vollbringe und hinausführe. So kann er ganz schön Boerhaaves Bekenntnis sich aneignen und, wo der wahrscheinlich die reformierte Zwangsgnade meinte, in seinen Gedanken die synergistisch unterstützte Gnade meinen mit dem Spruch, „er habe es allein der Gnade Gottes zu danken, daß er nicht auch den Weg des Verderbens gegangen sei“. Und der Pelagianer ähnlich, nur daß er sich die Gnade noch geringer vorstellt, eben als die ihn und seine Kräfte unterstütze. Täte sie das nicht, so, meint er, müßte auch er den Weg des Verderbens gehen.“ Nach der „Kirchenzeitung“ können also auch Synergisten und selbst grobe Pelagianer ihre Gesinnung mit den Worten Boerhaaves zum Ausdruck bringen! Im folgenden sagt darum die „Kirchenzeitung“, in welchem Sinn die Ohioer Boerhaaves Wort: „er habe es allein der Gnade Gottes zu danken“, annehmen. Sie schreibt: „Nur im Schriftsinn des Wortes können wir uns Boerhaaves Wort aneignen, daß jeder Christ es allein und ganz und gar der Gnade Gottes zu verdanken habe, daß er ein Christ ist und nicht ewig verloren und verdammt. Das aber ist die Gnade Gottes, wie die heilige Schrift sie uns offenbart und bringt, daß Gott also die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben, Joh. 3, 16. Das ist die Gnade, daß Gott uns darbietet die Gerechtigkeit, die vor ihm gilt, auf daß er allein gerecht sei und gerecht mache den, der da ist des Glaubens an Jesum, Röm. 3, 26. Und nochmals, das ist Gnade, daß der Mensch gerecht wird ohne des Gesetzes Werke, allein durch den Glauben, Röm. 3, 28. Diese Gnade, die wirkliche Gnade in Christo Jesu und in seinem seligmachenden Wort, zwingt niemanden, ist völlig und in allen Stücken gleich für alle Menschen und ist allein wirksam in allem, was zum Seligwerden eines Menschen gehört. Und in diesem biblischen und allein wahren Sinn singen wir allen Verächtern der Gnade zum Trost mit dankbarem Aufblick zum Thron der Gnade: ‚Allein Gott in der Höh‘ sei Ehr‘ Und Dank für seine Gnade!‘“ Aber würde wohl Melancthon, Laternmann, Luthardt oder sonst irgendein Synergist in Deutschland und Amerika Bedenken tragen, sich ebenso zu erklären wie hier die „Kirchenzeitung“? Das ohioische Blatt umgeht die eigentliche Frage, wo es doch Gelegenheit hatte, ex professo auf den Differenzpunkt zwischen Missouri und Ohio einzugehen. Die „Kirchenzeitung“ hätte hier zeigen sollen, wie Ohio ohne Mißbrauch des Wortes sola am Vollsinn des sola gratia festhalten könne, ohne die bisher und immer noch geführte Lehre fahren zu lassen, daß nämlich Bekehrung und Seligkeit in gewissem Sinne nicht allein von der Gnade, sondern auch vom Menschen abhängen. Hic Rhodus, hic salta! Und das war um so nötiger, weil die „Kirchenzeitung“ annimmt, daß auch Synergisten das Wort von der sola gratia sich ganz gut aneignen können. Über diesen eigentlichen Fragepunkt aber springt die „Kirchenzeitung“ leichtem Fußes hinweg und ersetzt dann in einer folgenden Nummer den nervus probandi durch aufgeregte Nerven, Ausfälle gegen Missouri und unwürdige Verdächtigungen, wobei sie insonderheit Kapital zu schlagen sucht aus der Tatsache, daß Boerhaave ein Reformierter war, indem sie dabei zugleich wiederholt insinuiert, daß dies unehrlichertweise missourischerseits verschwiegen worden

fei. (Rz. 1910, S. 502.) Tatsache ist aber, daß wir Missouriier das Wort Boerhaaves aus dem iswaschen „Kirchenblatt“ genommen haben, welches dasselbe ebenfalls beifällig mitteilte. Das wußte auch die ohioische „Kirchenzeitung“, denn es wird von den missourischen Blättern ausdrücklich gesagt. Trotzdem zieht die „Kirchenzeitung“ es vor, wider Missouri zu heßen und unlautere Absichten zu insinuieren.

**Ohioische Polemik.** Verwundert sind wir über den Tenor der ohioischen Polemik nicht, an den wir uns schon seit Jahren haben gewöhnen müssen. Von sämtlichen Blättern, die wir lesen, kennen wir keins, das polemisch so tief stände wie die ohioische „Kirchenzeitung“, in der die Argumentation vielfach zur ordinären Sophistik und persönlichen Heße herabfällt. Auch was von Zeit zu Zeit in „Lehre und Behre“ aus den ohioischen Blättern angeführt wird, bezeichnet noch nicht den Tiefstand der persönlichen ohioischen Kampfweise. „Lehre und Behre“ bringt mehr als irgendein anderes Blatt, das wir kennen, gerade auch die Kritiken über sich und ihre Synode zum Ausdruck. Wir haben uns aber nicht dazu verstehen können, alles wiederzugeben, was die „Kirchenzeitung“ an persönlicher Heße in den verfloßnen Jahren und auch im vorigen Jahre wieder geleistet hat. (Vgl. z. B. „Kirchenzeitung“ 1910, S. 375. 664. 680.) Im *Theological Magazine*, dem englischen Teil der „Theologischen Zeitblätter“ (1911, S. 358), lesen wir: „The bellicose disposition which some Christians display does not proceed from Biblical precepts. Belligerency and pugnaciousness is not a characteristic of a strong Christian.“ „Polemics ceases to be edifying when carried on in an unchristian spirit. It is to be deplored that sometimes ‘mud-slinging’ is indulged in by some of those who feel called upon to fight the battles of the Lord. Ridicule, sarcasm, and personal abuse are not the weapons to be employed in a spiritual warfare. Bitter words, cutting sentences, and personal revilement reveal the exasperated state of the polemicist, but do not benefit the cause which one claims to espouse. New Testament apologists did not employ such means in promulgating and defending the Gospel.“ „Charity is a virtue which the apologist needs to cultivate and manifest. Where he fails to be charitable, he is liable to become bitter, abusive, and personal; and then apologetics degenerates into vindictiveness, and ceases to be edifying.“ Wie groß ist die Kluft zwischen dieser Theorie und der konstanten Praxis ohioischer Blätter!

F. B.

**Wahl nach einem unterscheidenden Merkmal im Menschen.** Ohio lehrt, daß es bei der Gnadenwahl ganz ähnlich sei wie bei einer Äpfelwahl, wo man auswähle nach Farbe, Größe zc. Die ohioischen „Zeitblätter“ schreiben (S. 153): „Wenn man ‚auswählt‘, oder, was dasselbe ist, ‚erwählt‘, muß man eine Norm haben, nach der man erwählt. Ein blindes Hinein- oder Herausgreifen nennt kein verständiger Mensch wählen oder erwählen oder auswählen. Diese Norm, nach der man wählt, richtet sich nach einer Eigenschaft oder Eigentümlichkeit desjenigen, das man wählt. Anders kann man nichts wählen oder auswählen, seien es Sachen oder Personen. Wenn ich von mehreren Äpfeln gerade einen roten auswähle, so bestimmt mich zu dieser Auswahl nichts anderes als dies, daß der Apfel rot ist, also eine besondere Eigenschaft des Apfels, die ihn von andern Äpfeln unterscheidet. Der Grund, daß ich gerade einen roten Apfel wähle, ist nicht einfach der, daß er ein Apfel ist, sondern dies, daß er ein besonderer Apfel, eben ein



roter, ist. Ähnlich steht es mit der Erwählung zum ewigen Leben, wenn sie wirklich das ist, was der Name besagt, eine Auswahl. Nicht das, was allen Menschen gemein ist, kann der Grund dafür sein, daß einige erwählt oder auserwählt sind. Das wäre ein blindes, willkürliches Hinein- und Herausgreifen. Und wenn es nun Eph. 1, 4 heißt, Gott habe uns erwählt, auserwählt (*ἐξελέξατο*) in Christo, so kann das nicht heißen, der Grund unserer Erwählung oder Auswahl sei Christus, insofern er mit seinem Verdienst für alle Menschen vorhanden ist, denn insofern ist er kein Grund für eine Auswahl, sondern wäre vielmehr ein Grund für die Vorherbestimmung aller Menschen zur Seligkeit; sondern es kann nur heißen, Christus sei der Grund der Erwählung, insofern er von den Menschen im Glauben ergriffen und angenommen wird. Da haben wir ein unterscheidendes Merkmal, wie es sich bei einer Auswahl immer finden muß.“ St. konstruiert also a priori den Begriff der Wahl und wendet dann den also gefundenen Begriff an auf die Schrift und das Bekenntnis. Wie stimmt aber die Behauptung, daß die Gnadenwahl überhaupt nicht möglich sei, wenn sich in den Menschen, die erwählt werden, nicht ein unterscheidendes Merkmal befindet, das sich in allen übrigen nicht befindet, und welches für Gott der Grund dafür ist, gerade diese zu wählen und die übrigen nicht — wie stimmt das mit der Kontordienformel, die gerade ein solches Bestimmwerden Gottes in seiner Wahl durch irgendetwas im Menschen ausdrücklich ablehnt, wenn sie schreibt (S. 557): „Demnach verwerfen wir folgende Irrtum: . . . 4. Item, daß nicht allein die Barmherzigkeit Gottes und das allerheiligste Verdienst Christi, sondern auch in uns eine Ursach' sei der Wahl Gottes, um welcher willen (cuius causae ratione) Gott uns zum ewigen Leben erwählet habe? Wo bleibt hier das unterscheidende Merkmal im Menschen? Und da nach Ohio nur der, aber auch unfehlbar jeder, der das mutwillige Widerstreben unterläßt, zum Glauben kommt, ist dann nicht das eigentlich unterscheidende Merkmal in den Menschen, die Gott erwählt, eben dies Unterlassen des mutwilligen Widerstrebens? Da ferner nach Ohio Gott durch das Evangelium wenigstens alle Berufenen gleicherweise befähigt zur Unterlassung des mutwilligen Widerstrebens, ist es dann nicht etwas im natürlichen Menschen, was ihn schließlich und ausschlaggebend bestimmt zum rechten Gebrauch der geschenkten Kräfte, zur Unterlassung des mutwilligen Widerstrebens, im Unterschied von allen Berufenen, die dies Widerstreben nicht lassen, und ist dann nicht letztlich eben dieser natürliche Unterschied unter den Berufenen das eigentliche Merkmal im Menschen, das die Wahl Gottes bestimmt? Stammt diese Kraft oder dieser Akt, durch welchen etliche von den Berufenen sich bestimmen, die ihnen gleicherweise und genau so wie allen Berufenen gewordene Befähigung zur Unterlassung des mutwilligen Widerstrebens recht zu gebrauchen, aus der Natur des Menschen selber, ist es dann nicht letztlich diese bessere Natur, die Gott als das unterscheidende Merkmal bei etlichen vorausgesehen, und die ihn mit zur Wahl bestimmt hat? Oder herrscht hier der absolute Zufall? Wir lehren nach der Schrift eine Gnade, die den Menschen zum rechten Verhalten und zum Glauben entscheidet. Wenn die Ohioer dies verwerfen, so müssen sie einen letztlich sich selber determinierenden Menschen annehmen, und haben sie das nicht auch schon stark genug getan, wenn sie in gewisser Hinsicht Bekehrung und Seligkeit abhängig sein lassen nicht allein von der Gnade, sondern auch vom Verhalten des Menschen? F. B.

**Ohioische Widersprüche.** Die ohioische „Kirchenzeitung“ schreibt: „Alles rechte Verhalten, Buße, Reue und Glaube, Wiedergeburt, Heiligung, Beharrung im Glauben, alles dieses, lehrt Ohio, ist einzig und allein Werk Gottes.“ (1910, 681. 408.) Zum rechten Verhalten rechnet Ohio auch das Unterlassen des mutwilligen Widerstrebens. Nach obigem Satze wäre es also allein Gott, der auch dies Widerstreben selbst wegnimmt, und die Ohioer würden dann mit uns lehren, daß Gott dem Menschen nicht bloß Kraft gibt, das mutwillige Widerstreben zu unterlassen und sich so recht gegen die Gnade zu verhalten, sondern daß Gott selbst den Menschen auch zu diesem Unterlassen des mutwilligen Widerstrebens bestimmt und es selber in ihm wirkt, und daß also auch die Schuld zwischen denen, welche selig und verloren werden, dieselbe ist. Wie stimmen damit aber die bekannten Aussprüche der Ohioer, daß Bekehrung und Seligkeit in gewisser Hinsicht auch vom Menschen und nicht allein von Gott abhängig sei; daß Bekehrung und Seligkeit in gewissem Sinne auch noch von etwas anderm als von der Gnade und den Gnadenmitteln abhängen; daß es unchristlich und heidnisch sei, wenn man sage, daß die wirkliche Erlangung der Seligkeit in keiner Hinsicht vom Verhalten des Menschen der Gnade Gottes gegenüber, sondern in jeder Hinsicht allein von Gott abhängig sei; daß die Bekehrung und Seligkeit mit vom Verhalten des Menschen und offenbar nicht in jeder Hinsicht allein von Gott und seiner Gnade abhängig sei; daß Gott so auf den Menschen einwirke, daß er das mutwillige Widerstreben, das es dem Heiligen Geist unmöglich mache, den Menschen zu bekehren, lassen könne, und was die Ohioer sonst von der entscheidenden Rücksicht Gottes auf das Verhalten des Menschen der allgemeinen Heilsordnung gegenüber geschrieben haben? (Th. Jb. 1887, 325; 1904, 73; Nj. 1885, 76; 1895, 255. 266.) Und daß Ohio diese Sätze nicht hat fallen lassen, geht hervor aus folgenden Aussprüchen der „Theologischen Zeitblätter“: „Sie (die Dogmatiker) taten dies, gebrauchten jene Ausdrücke (intuitu fidei etc.) nur deshalb, weil sie unsern von Neumissouri so sehr verkehrten Satz glaubten, daß des Menschen Seligkeit in gewissem Sinne auch von seinem Verhalten, nämlich seinem Verhalten gegen die bekehrende und seligmachende Gnade, abhängen, das heißt, davon, ob er kraft dieser Gnade sie an sich arbeiten lasse oder trotz derselben sich ihr mutwillig widersetze. Ohne die Annahme dieses Satzes haben alle jene Ausdrücke und Unterscheidungen nicht den geringsten Sinn. Und die Annahme dieses Satzes nennen die Neumissourier Synergismus.“ Vergleiche auch S. 284, wo „the different conduct of men toward the converting and saving grace of God“ als das bezeichnet wird, was Gott voraussetze und wodurch die Wahl partikulär werde. Ferner schreiben die „Zeitblätter“: „Wir glauben, wenn Gott einen Menschen ernstlich und wirklich bekehren will und zu dem Zwecke mit seiner Gnade an ihm arbeitet, dann kann der Mensch vermöge dieser Gnade, und nur vermöge derselben, ihm stille halten und sich bekehren lassen; er kann aber auch trotz dieser Gnade auf jeder Stufe der Bekehrung mutwillig, das heißt, obgleich er es kraft der Einwirkung jener Gnade lassen könnte, widerstreben und nach den Worten unsers Bekenntnisses ‚dem Heiligen Geist den ordentlichen Weg verstellen, daß er sein Werk in ihm nicht haben kann.‘“ (1911, 38 f.) Hiernach bleibt Ohio bei der Lehre, daß die wirkliche Erlangung der Seligkeit mit abhängt vom Verhalten des Menschen und nicht in jeder Hinsicht allein von der Gnade, und daß auch Gott nicht das mutwillige Widerstreben selbst wegnimmt, sondern den Menschen zur Unterlassung desselben nur befähigt. F. B.

Die Gewißheit der künftigen Seligkeit betreffend schreibt die ohioische „Kirchenzeitung“: „Wir verabscheuen die Lehre, die uns missourischerseits untergeschoben wird, daß der Mensch in diesem Leben seiner Seligkeit nicht wirklich gewiß werden könne.“ „Wir lehren, daß der Mensch nicht absolut oder unbedingt, sondern bedingt seiner Seligkeit gewiß sein kann und soll.“ Diese Bedingung sei: wer glaube und beharre bis ans Ende, werde selig. „Missouri verwirft die bedingte Gewißheit, und wenn wir diese Gewißheit lehren, bezeichnet Missouri dieselbe als gar keine Gewißheit, ja als das Gegenteil von Gewißheit, nämlich zweifeln an der Seligkeit.“ (1910, 615.) Aber kann wirklich ein Christ seiner Beharrung und Seligkeit gewiß sein, solange er sie abhängig macht von einem Verhalten, wozu Gott ihm wohl die Kraft gibt, von dem er aber nie weiß und auch nie wissen kann, ob er diese Kraft auch zum wirklichen rechten Verhalten recht gebrauchen wird? Wirkliche Gewißheit der künftigen Seligkeit kann nur da vorhanden sein, wo der Inhalt unsers Glaubens auch dies Stück mit umfaßt, daß Gott nicht bloß zu jedem Stück des rechten Verhaltens uns die Kraft geben will und gibt, sondern auch das rechte Verhalten selbst bis an unser seliges Ende in uns wirkt und dies zu tun in seinem Wort uns verheißen hat. Das ist dann freilich keine Gewißheit, die abhängig wäre von einer Bedingung, die der Mensch erst noch zu erfüllen hätte, freilich auch keine absolute Gewißheit, wohl aber eine Glaubensgewißheit, die in und mit dem Glauben an Gottes Verheißung (daß er bis zuletzt das rechte Verhalten selbst in uns wirken werde), aber auch nur mit diesem Glauben selbst gesetzt und gegeben ist.

F. W.

## II. Ausland.

über das Verhältnis der Hannoverschen Freikirche zur lutherischen Freikirche in Preußen hielt auf der Synode der erstgenannten P. Wolff ein Referat, wozu das „Kreuzblatt“ schreibt: „Auf Grund seiner ausführlichen Darlegungen über die Beschlüsse der Breslauer Generalsynoden von 1906 und 1910 kommt P. Wolff zu dem Schluß, daß trotz der von uns nicht zu billigenden Rücksichtnahme auf die Landeskirchen oder die in ihr vorhandenen Bekenntnistreuen, wie sie in jenen Beschlüssen zutage getreten ist, die in Artikel VII der Augsburgerischen Konfession geforderte rechte Einigkeit in der Lehre und Sakramentsverwaltung zwischen der altpreussischen lutherischen Kirche und der unsern noch vorhanden sei, und wir deshalb mit jener Kirche nicht brechen dürften. Es entspinnt sich nun eine längere Debatte über die in Rede stehenden Fragen, an der sich auch P. Köh aus Witten beteiligt, um vor allem sich als treuer Freund unserer Kirche erkennen zu geben und besonders hervorzuheben, daß seine Kirche gerade auf der letzten Synode unsern Kirchenkampf als berechtigt anerkannt habe. Weiter läßt sich's P. Köh angelegen sein, allerhand nach seiner Meinung unsererseits begabte falsche Vermutungen zu widerlegen. . . . Es wurde dann eine Resolution in folgender Form einstimmig angenommen: „Die Synode hat durch die Darlegungen des Herrn P. Wolff und aus der darauf folgenden Aussprache über diesen Punkt (unser Verhältnis zur evangelisch-lutherischen Kirche in Preußen) ersehen, wie schwierig eine endgültige Entscheidung in dieser Frage zu treffen ist. Sie hat den Wunsch, daß das Band, welches von der evangelisch-lutherischen Kirche in Preußen einseitig gelockert ist, nach Möglichkeit

festgehalten werde, glaubt also, daß unsere Kirche die durch die Beschlüsse der letzten Generalsynode geschaffene Lage tragen könne in der Voraussetzung, daß unser Synodalausschuß alles tun werde, was in seinen Kräften steht, damit das Verhältnis der evangelisch-lutherischen Kirche in Preußen und unserer Hannoverschen evangelisch-lutherischen Freikirche sich wieder besser gestalte.“ Der „G. P. K.“ zufolge hat der lutherische Gotteskasten in Hannover nun auch beschlossen, die bisher geübte Zurückhaltung gegenüber den Gemeinden der Breslauer Generalsynode aufzugeben und ihnen die erbetene Hilfe hinfort nicht mehr zu versagen.

F. B.

„Zerstören Sie den rabbinischen Aberglauben von der Buchstabeninspiration!“ Zu diesem Ausruf D. Haußleiters auf einer Konferenz im vorigen Jahre schreibt „Gotthold“: „Professor D. Grünmacher-Rostock weist in einem Schreiben an die ‚Allg. Ev.-Luth. Kirchengtg.‘ alle diejenigen, welche sich seinerzeit über die — in ihrer Kürze (!) vielleicht mißverständliche — Prof. Haußleitersche Äußerung auf der letzten Augustkonferenz: ‚Zerstören Sie den rabbinischen Aberglauben von der Buchstabeninspiration!‘ geärgert haben, auf sechs Vorträge Haußleiters über „Die Autorität der Bibel“ (München 1905) hin und sagt: Aus ihnen ergibt sich einmal, daß Haußleiter ein gutes geschichtliches Recht hat, jene Lehre als rabbinisch zu bezeichnen (s. S. 13 ff.), wie daß er im Sinne Luthers und unserer Bekenntnisschriften, einschließlich der Konkordienformel, fest an der Autorität der Bibel hält und darum als Bibeltheolog dauernd gerade auch das Vertrauen der gläubigen Gemeinde verdient, dessen er sich in so weitgehendem Maß erfreut.“ Wir kennen diese Vorträge Haußleiters zwar noch nicht, meinen aber doch, daß die Annahme eines rabbinischen Aberglaubens von der Buchstabeninspiration und ein Festhalten an der Autorität der Bibel im Sinne Luthers zc. dem Versuche, Feuer und Wasser verbinden zu wollen, ziemlich nahe kommt. Um der Kürze willen mochte Haußleiters Äußerung mißverständlich gewesen sein; um ihrer an Deutlichkeit nichts zu wünschen übriglassenden Stärke willen mußte sie ärgern. Den Streit zwischen Verbal- und Realinspiration schüren, wäre lieblos; aber die Anhänger der ersteren deshalb gewissermaßen als ‚auf rabbinischen Aberglauben eingeschworen‘ hinstellen wollen, ist noch mehr, ist eine Gewissensbergewaltigung. Sie führt sicherlich nicht zu dem von Prof. Grünmacher angestrebten und in seinem genannten Schreiben angeführten Ziele: Wenn etwas in der Gegenwart not tut, so ist es der Zusammenhalt aller Freunde des alten Evangeliums, nicht in dem Sinne, als sollten nun die besonderen kirchlichen und theologischen Formen aufgegeben werden, in denen es die einzelnen besitzen, wohl aber so, daß die von „einem Stamme“ jeglichen häuslichen Streit vermeiden.“ „Gotthold“ hat sich die Tatsache nicht klar gemacht, daß mit der Leugnung der Verbalinspiration der Weg betreten wird, der folgerichtig jedesmal zum Liberalismus führt.

F. B.

Auch D. Hunzinger bekennt nicht mehr die wahre, wesentliche Gottheit Christi. Das „Theologische Zeitblatt“ (S. 238) berichtet über zwei Vorträge über die „Gottessohnschaft Jesu Christi“, die Hunzinger Ende vorigen Jahres auf dem ersten Ferienkurs in Nürnberg hielt: „In der ersten trat er für die geschichtliche Tatsache ein, daß für die Urgemeinde Jesus als Objekt des Glaubens Gott gewesen ist und sie seine ‚Gottheit‘ nicht bloß als Gottessohnschaft im ethischen Sinne, sondern als Wesensgleichheit verstan-

den hat. In der zweiten aber, in welcher er das christologische Problem näher erörterte, kam er auf dem jetzt beliebten Erfahrungswege zwar auch zu dem Resultate, in dem erhöhten Christus erlebe der Christ das Bleiben der Identität von Gott und Christus. Diese Identität wurde jedoch schließlich als Willenseinheit Gottes und Jesu bezeichnet und eine zusammenfassende Definition dahin gegeben: Der ewige Liebeswille, der überweltliche Erlösungswille, realisiert in dem menschlichen Subjekt, das ist die metaphysische Gottheit Christi; sie ist der Durchbruch des göttlichen Erlösungswillens in der Geschichte, die ganze Fülle der Gottheit, offenbart in einem Individuum. Also ungefähr derselbe Gedanke, wie ihn N. Seeberg in seinem „Zum dogmatischen Verständnis der Trinitätslehre“ zum besten gegeben hat, eine Verwechslung von Person und Wille, der wir in No. 2 des vorigen Jahrgangs entgentreten mußten. Daß hiergegen, wie der Bericht sagt, in der Debatte Bedenken erhoben und der alten Zweinaturenlehre das Wort geredet wurde, ist erfreulich; aber der „Lutheraner von echtem Schrot und Korn“ sollte sich solcher Entgleisung lieber gar nicht schuldig machen.“ Wie matt aber reagiert gegen diese Leugnung der wesentlichen Gottheit Christi das Organ des Lutherischen Bundes! F. B.

Das Melancthon-Gymnasium in Nürnberg, an dem so viele hervorragende Lehrer, so ein Joachim Camerarius und Johann Hesse, gewirkt, wird nächstens aus dem alten Heime, in welchem es vor fast 400 Jahren der Praeceptor Germaniae auf Bitten der Reichsstadt gegründet und eingerichtet hat, in ein neues, an anderer Stelle zeitgemäß gebautes Haus verlegt werden. Nur das 1826 errichtete Melancthondenkmal wird dann an dieser Stelle noch an den Begründer des humanistischen Gymnasiums Nürnbergs erinnern.

Die Firma B. G. Teubner in Leipzig, eine der größten und angesehensten Buchhandlungen und Buchdruckereien Deutschlands, die am 3. März unter Beteiligung weitester und höchster Kreise ihr hundertjähriges Bestehen feierte, hat eine 520 Seiten umfassende Geschichte ihres Unternehmens herausgegeben. Der 1784 geborene, 1856 gestorbene Begründer, Benediktus Gottshelf Teubner, stammte aus einer alten Pastorenfamilie, war der siebente Sohn eines Pfarrers, dessen Vater, Großvater und Urgroßvater schon Pfarrer gewesen waren. Er hatte 5 von seinen 8 Kindern ebenfalls den Vornamen Benediktus oder Benedikte, bzw. Benediktina gegeben. Und es hat in der Tat Gottes Segen auch sichtbar auf diesem Unternehmen geruht. Es beschäftigt jetzt 950 technische Angestellte und 77 Beamte, druckt jährlich 68½ Millionen Bogen und verausgabt allein für Porto jährlich 120,000 Mark. Bibeln und Gesangbücher hat die Firma in vielen Tausenden gedruckt, so das Neue Sächsische Landesgesangbuch. An der Spitze der Firma stehen jetzt ein Enkel und zwei Urenkel des Begründers, Hofrat Dr. A. Adersmann und Dr. A. Giesecke und A. Giesecke. Wir wünschen, daß der Grundsatz des Begründers: „Benedictus benedicat, der Gesegnete möge Gott Dank sagen!“ auch ferner der Grundsatz der Firma bleibe. So die „E. R. B.“ Benedictus benedicat heißt aber nach kirchlichem Sprachgebrauch: Der Gelobte (Gott) segne! Leider ist in der Neuzeit die Firma Teubner in den Dienst des Liberalismus getreten und so ihrem Grundsatz untreu geworden. F. B.

# Lehre und Wehre.

Jahrgang 57.

November 1911.

No. 11.

## Luther und Walther „Nachbeter“ und „Stammler“.<sup>1)</sup>

„Ein Schüler Luthers und, wie ich zu Gott hoffe, ein treuer Schüler desselben, habe ich alles, was ich bisher öffentlich geredet und geschrieben habe, nur diesem Propheten der letzten Welt nachgestammelt.“

(D. Walther.)

Luther und Walther waren Nachbeter. Natürlich nicht im landläufigen Sinne des Wortes, daß sie gedankenlos nachplapperten, was andere ihnen vorsagten, wie man z. B. in der Papstkirche ungeprüft alles glaubt, was die Kirche glaubt, und ja und Amen zu jedem Dekret und Lehrsatz des Papstes sagt, oder heutzutage viele, die sonst nichts glauben wollen, alles ohne weiteres als purlautere Wahrheit annehmen und verkündigen, was namhafte Männer der Wissenschaft aufstellen und behaupten. Nein, Walther sowohl als Luther waren nichts weniger als geistige Schwächlinge und äffische Nachbeter. Sie waren vielmehr beide ganz besonders scharfe Denker und feste, selbständige Charaktere, wie das ihr mannhaftes, wahrhaft heldenmütiges Auftreten bei den mannigfachen Gelegenheiten zeigte, da sie gegen hoch und niedrig für ihre Überzeugung eintraten und daran unentwegt und unbekümmert, um was da folgen mochte, festhielten. Vielmehr, wenn ich sage, Luther und Walther waren Nachbeter, so meine ich das im eigentlichen Sinn des Wortes, nämlich daß sie anbetungsvoll als rechte Gottesgelehrte vor dem großen Gott auf die Kniee sanken und mit Samuel sprachen: „Rede, Herr; dein Knecht höret“, und was sie dann aus dem Munde Gottes hörten, andern sagten und andere lehrten. Sie wollten kein selbständiges Wissen, nichts Selbsterdachtes in der Kirche Gottes lehren, sondern nur was sie von andern als Gottes Wort überkommen und übernommen hatten. Sie hielten fest an dem Grundsatz, daß ein Mensch in geistlicher, göttlicher Beziehung nichts Gewisses wissen und lehren kann, es sei denn, er lerne und lehre, was in Gottes Wort offenbart ist. Sie wollten darum nichts wissen und lehren als Gottes

1) Aus einer am 22. Oktober 1911 in Pittsburg, Pa., von P. J. R. G. Horst gelegentlich der Luther-Walther-Festfeier gehaltenen Rede. J. B.

Wort, nahmen ihre Vernunft gefangen unter den Gehorsam des Glaubens und verlangten dasselbe von andern.

Luther wollte keine neue eigene Lehre auf den Plan bringen, sondern nur die Lehre göttlichen Wortes zur Geltung bringen. Er wollte nur nachbeten und nachpredigen, was Paulus und die übrigen Apostel und Moses und die Propheten und alle die heiligen Menschen Gottes, die da redeten, getrieben vom Heiligen Geiste, ihm vorgebetet und vorgepredigt hatten. Weil diese Leute ihm Gottes unfehlbares Wort vorgebetet und vorgepredigt hatten, deswegen hat er ihnen nachgebetet und nachgelehrt. Das hat Luther immer wieder betont: Gottes Wort, das ganze Wort und nur Gottes Wort, will ich lehren und verkündigen, und hat unablässig sowohl anderer Leute Vernunft als auch seine eigene immer wieder abgewiesen, wenn sie ihm dreinreden wollte. Er blieb einfältig bei dem Wort, wie es lautet, und wagte nicht um ein Haar breit davon abzugehen. Ein Wort, sagte er, macht mir Himmel und Erde zu enge. Zu Worms sprach er: „Es sei denn, daß ich überwunden werde mit klaren Sprüchen Heiliger Schrift, so kann und will ich nicht widerrufen.“ Und zu Marburg, als er mit Zwingli disputierte, der nicht ein einfältiger Nachbeter des Wortes Gottes sein, sondern seine Vernunft auch zur Sprache kommen lassen wollte, schrieb er die Gottesworte vom heiligen Abendmahl: „Das ist mein Leib“ vor sich auf den Tisch und wurde nicht müde, sie immer wieder sich und seinem Gegner vorzubeten. Ja, das ist charakteristisch für die lutherische Kirche, dadurch unterscheidet sie sich sowohl von der Papstkirche, in der der Papst das große Wort führt und zunächst gehört wird, als auch von den vielen reformierten Sekten, in denen, wie Luther sie nennt, Frau Hulda, die kluge Vernunft, immer wieder zu Wort kommt und lehren darf, daß nämlich in der lutherischen Kirche Gottes Wort der einzige, alleinige Lehrmeister ist, und alle, die da lehren wollen, den Leuten, jungen und alten, einfach Gottes Wort vorbeten und lehren, was es lehrt und wie es lautet, ganz einerlei, ob das vernünftig oder unvernünftig lauten sollte, Anklang findet oder Widerspruch erfährt.

Das hatte die Christenheit wieder verlernt, als Walthert auftrat, und zwar gerade auch die lutherische Christenheit, sowohl in Deutschland als auch in Amerika, wo Walthert insonderheit das Feld seiner Wirksamkeit fand. Es waren ja schon, als Walthert nach Amerika kam, hier Gemeinden und Synoden, die sich lutherisch nannten, aber sie hatten in vielen Stücken der Lehre und der Praxis dem reformierten Schwarmgeist Raum gegeben. Statt Luther nach einfach auf Gottes Wort zu hören und, was immer es lehrte, nachzubeten, hatten sie an allen Ecken und Enden in Lehre und Leben dem Zeitgeist und der eigenen Vernunft nachgegeben. In diesem Wirrwarr erklang Waltherts Stimme wie die eines zweiten Luther, indem er in allen Stücken für die altlutherische Lehre eintrat und immer wieder Luther und das lutherische Bekenntnis und die alten lutherischen Lehrer zitierte und auch nicht im geringsten davon lassen und weichen wollte, ob auch alle

Bernunft und Weltweisheit sich darob auf den Kopf stellen und hoch und niedrig sich dagegen auflehnen mochte. Von allen Seiten, hüben und drüben, wurde er darob als ein bloßer Buchstabenmensch und un-wissenschaftlicher Nachbeter verschrieen, der nichts selbständig entwickeln und produzieren könne. Es beirrte ihn nicht; er rechnete es sich nicht zur Schande, sondern zur Ehre an. Er wollte nur ein Nachbeter Luthers sein, aber nicht etwa weil er ein großer Verehrer und Bewunderer Luthers war, sondern weil er nach eingehendem Studium und genauer Prüfung Luthers Lehre als die Lehre des göttlichen Wortes erkannt hatte und er Gott verehrte und sein Wort nicht verachten, sondern heilig halten wollte. Und was das Bibelwort anbetraf, so wollte er ein Buchstabenmensch sein, einen jeden Buchstaben desselben festhalten und jedes einzelne Wort Gottes zur Geltung gebracht haben; denn er hielt mit Luther jedes Bibelwort für Gottes Wort, das nicht ein Strohhalbm oder eine wächserne Nase sei, sondern ein festes prophetisches Wort, wahr und verlässlich, wovon nicht ein Pünktchen oder Tüttelchen auf die Erde fallen und nicht ein Wort vergehen wird, ob auch Himmel und Erde vergehen.

In dem Sinne waren Luther und Walthër Nachbeter: Walthër ein Nachbeter Luthers, insofern und weil er ihn als einen solchen Lehrer erkannt hatte, der in allen Stücken der Lehre nur wiedergab und lehrte, was die heiligen Menschen Gottes, vom Heiligen Geiste getrieben, geredet und geschrieben haben; und Luther ein Nachbeter Moses und der Propheten, Apostel und Evangelisten, weil sie, und sie allein, ihm Gottes Wort vorgebetet hatten, und er nur Gottes Wort lehren und verkündigen wollte.

Luther und Walthër waren zwei Stammler. Stammler, sage ich, nicht Stümper oder Ignoranten. Bewahre, nein! Nichts lag ihnen ferner als das. Sie waren vielmehr beide gründlich geschulte und gelehrte Männer. Beide haben nach gründlichem Vorstudium in den Sprachen und Wissenschaften auf verschiedenen Gymnasien mit Glanz, Ehren und Auszeichnungen ihr Studium auf namhaften Universitäten Deutschlands vollendet und sind in Anerkennung ihrer Kenntnisse und Leistungen mit dem Magister- und Doktorhut beehrt worden. Man wird sich leicht überzeugen, daß sie nicht nur auf dem Gebiete der Theologie, sondern auch auf andern Gebieten menschlichen Wissens bewandert und zu Hause waren. Und was das theologische Wissen im besondern betrifft, so war Luther ebenso vertraut mit den Scholastikern, die seinerzeit in der Kirche alles galten, als mit den alten Kirchenlehrern und konnte die Schriften der einen wie der andern weitläufig zitieren. Und Walthër hatte nicht nur von den rechtgläubigen Dogmatikern eine Kenntnis wie keiner seiner Zeitgenossen, sondern kannte auch ganz genau die mancherlei Systeme der neueren Theologen. Wenn man sich von der Gründlichkeit und Genauigkeit, mit der beide arbeiteten, überzeugen will, so braucht man nur Luthers Bibelübersetzung und



feinen Kleinen Katechismus zu lesen und Walthers Predigtbücher, seine Pastorale oder sein Buch über die Lehre der lutherischen Kirche von Kirche und Amt — alles wahrhaft klassische Werke, sowohl was Inhalt als auch Form anbetrifft. Wie jedermann weiß, sind sowohl Luther als Walthër in Wort und Schrift unermüdblich für Volksschulen und hohe Schulen eingetreten. Luther ist, recht gesehen, der Vater und Gründer der Volksschule und Walthër der lutherischen Gemeindefchule in unserm Lande. Beide standen die größte Zeit ihres Lebens an der Spitze einer gelehrten Schule von hohem Rufe und Rang. Beide, Luther und Walthër, drangen darauf und sorgten dafür, daß die Prediger der Kirche eine gründliche Vorbildung und Ausbildung erlangten. Was Luther anbelangt, so ist das satzsam bekannt und braucht nicht weiter ausgeführt zu werden. In bezug auf Walthër braucht nur so viel gesagt zu werden: Alle unsere Gymnasien, auf denen unsere Prediger ihre Vorbildung erlangen, deren Lehrpläne unter Mitwirkung von D. Walthër ausgearbeitet wurden, bieten einen gründlichen wissenschaftlichen Kursus. Wie Luther in Wittenberg bei seinen Vorlesungen die Bibel in den Ursprachen zugrunde legte, so Walthër auf dem Seminar in St. Louis. Und wie in Wittenberg zu Luthers Zeiten, so wurde schon zu Walthers Zeiten in St. Louis neben den verschiedenen Fächern der Theologie auch Philosophie, Metaphysik und Logik gelehrt. Kurzum, Luther und Walthër waren keine Stümper, sondern wissenschaftlich gebildete Männer von großer Gelehrsamkeit und deutscher Gründlichkeit und hielten auf die Wissenschaften und förderten das Studium derselben bei allen, denen sie nahe traten.

Aber wenn es Gottes Wort und die göttliche Lehre galt, so wollten sie nur Stammler sein und bleiben. Wenn es sich um göttliche Erkenntnis handelte, so beteten sie: „Unser Wissen und Verstand ist mit Finsternis umhüllet, wo nicht deines Geistes Hand uns mit hellem Licht erfüllet.“ Da wollten sie nur so viel wissen und nicht mehr, als Gottes Geist in seinem Wort geoffenbart hat. Da trauten sie es nicht ihrem Verstande zu, Lücken auszufüllen, Abgründe zu überbrücken, Rätsel zu lösen, Geheimnisse zu ergründen und zu klären. Da wagten sie nicht, ein abgerundetes System zusammenzustellen, wie es der Papst in der römischen Kirche zu tun beliebt, Calvin es für die reformierte Kirche getan und alle modernen Theologen Deutschlands es versuchen, sondern bekannten mit Paulo: „Unser Wissen ist Stückwerk, und unser Weis-sagen ist Stückwerk.“

Ja, Gottes Wort, Gottes ganzes Wort und das allein, das war das Schibboleth Luthers und Walthers. Was Gottes Wort klar geoffenbart hat, das wußten und lehrten sie auch; wo aber Gottes Wort schwieg, da schwiegen auch sie. Und ob auch alle Wissenschaft und Vernunft sich dawider auflehnte, und sie es selbst nicht zu erklären mußten, so lehrten sie nach Gottes Wort, daß Gott dreieinig sei, Gottes Sohn wahrhaftig Mensch geworden und als Jesus Christus auf Erden gelebt, gelitten und gestorben sei, und den aller Weltkreis nie beschloß, einst lag

in Mariens Schoß, und die Kirche recht daran tut, wenn sie am Karfreitag singt: „O große Not, Gott selbst ist tot, am Kreuz ist er gestorben“; daß Christi menschlicher Leib und sein wahres Blut im heiligen Abendmahl von allen Gästen, an vielen Orten zugleich, unter dem gesegneten Brot und Wein gegessen und getrunken wird; daß Gott ernstlich und aufrichtig will, daß alle Menschen selig werden, und er doch nicht alle, sondern nur etliche zum ewigen Leben erwählt hat, und es Gottes Gnade ganz allein ist, wenn ein Mensch zum Glauben kommt, im Glauben beharrt und selig wird, aber des Menschen Schuld allein, wenn er ungläubig bleibt oder wird und verloren geht. Sie stammelten einfach die Lehrstücke nach, die in Gottes Wort geoffenbart sind, und stockten und hielten stille und legten den Finger auf den Mund, wo die Offenbarung aufhört. Sahen sie einen Abgrund in der Schrift vor sich gähnen, so machten sie sich nicht daran, ihn zu überbrücken, sondern fielen auf die Kniee und falteten die Hände und beteten mit Paulo: „O welch eine Tiefe des Reichthums, beide der Weisheit und der Erkenntnis Gottes! Wie gar unbegreiflich sind seine Gerichte und unerforschlich seine Wege! Denn wer hat des Herrn Sinn erkannt, oder wer ist sein Ratgeber gewesen?“

So, in solchem Sinne, waren Luther und Walthër Nachbeter und Stammeler. Deswegen wollen wir sie nicht verachten und tadeln, sondern das wollen wir an ihnen loben und zu ihrem Ruhme verkündigen. So wollen auch wir Nachbeter und Stammeler sein und bleiben. Das ist gut lutherisch. Das ist echt biblisch. Denn der Apostel spricht: „So jemand redet, daß er's rede als Gottes Wort.“ Und der Psalmist betet: „Dein Wort ist meines Fußes Leuchte und ein Licht auf meinem Wege.“ Und abermal heißt es: „Unser Wissen ist Stückwerk, und unser Weisfagen ist Stückwerk.“

Darum wollen wir fortfahren zu glauben, zu lehren und zu bekennen alles, was Gottes Wort lehrt, und weiter nichts. Stehen wir auf Gottes Wort, so stehen wir auf göttlicher Wahrheit. Da haben wir guten, festen, sicheren Grund unter den Füßen, ob's auch nur Bruchstücke sind. Das wird uns nicht täuschen. Das wird nimmer wanken und weichen. Und wenn wir hienieden auch von Griechen und Juden für Toren und Narren gehalten werden und von jedermann als unwissenschaftliche Nachbeter und Stammeler verschrieen werden: einst, wenn's zur Prüfung kommt vor Christi Richterstuhl, wird sich's zeigen, daß wir die rechte Vorbildung genossen und das rechte Wissen haben, und wir werden das Examen für die Hochschule des Himmels bestehen. Und dann werden wir, die wir jetzt sehen durch einen Spiegel in einem dunkeln Wort, schauen von Angesicht zu Angesicht, und die wir jetzt stückweise erkennen, werden vollkommen erkennen, wie wir erkannt sind. Dann werden wir nicht mehr bloß nachbeten und stammeln, sondern mit den Engeln hören mitbeten und mitsingen und mit verkürter Zunge Gott Lob sagen und seinen Ruhm verkündigen in völliger Klarheit und ungebundener Vollkommenheit.

## Walther-Erinnerungen.

Für das Studierzimmer.

In einer Weise hat Walthers Gedächtnis unter uns nicht fortgelebt und sein Einfluß sich nicht fühlbar gemacht. Und das ist unserer Glaubensgenossenschaft, uns lutherischen Pastoren und sonderlich ihm selbst eine Ehre. Weder hat es nach Walthers seligem Abschied in unserer Kirche Erschütterungen, Schwanken und Unsicherheit gegeben und ist das Werk, dessen leitender Geist er war, gestört worden, noch hat man nach seinem Heimgang irgend etwas gehört, was erinnert hätte an das „der selige Herr Graf“, das Zinzendorf in der Brüdergemeinde nachhallte. Auf Synoden und Konferenzen hat kein „Walther hat's gesagt“ die Stelle des Beweises einnehmen können. In dieser Hinsicht konnte er als schier vergessen erscheinen. Ganz recht! Niemanden hatte er an seine Person gefesselt; Gott die Ehre zu geben, sich zu fürchten vor Gottes Wort, das hatte er seine Schüler gelehrt, nicht ihn zu vergöttern. Das wird ihn in Ewigkeit zieren.

In anderer Hinsicht ist es, als wäre er nie von seinen Schülern genommen. Obwohl nun unter uns schon längst deren viel mehr sind, die sein leibliches Angesicht nicht gesehen haben, als derer, die ihn nach dem Fleisch kannten, und obwohl seine letzten unmittelbaren Schüler nun schon zu den „Alten“ gerechnet werden, ist sein Einfluß heute noch so mächtig, als sähen wir seine gewaltige Erscheinung noch unter uns, als hörten wir seine überzeugende Rede wie vor einem Menschenalter. Und das ist ein unermesslicher Segen, den Gottes Güte uns und unsern Nachkommen bis ans Ende der Tage erhalten wolle. Es lebt sein Geist, der Geist eines rechten Dieners Gottes, unter uns fort. Glücklich der Pastor, den dieser Geist beseelt; glücklich die Kirche, der von ihren Dienern in seinem Geiste gedient wird! Dazu möge denn in diesem Gedächtnisjahr sein Bild uns lebendig vor die Seele treten und helfen, seinen Einfluß kräftig unter uns zu erhalten.

Das Größte an Walther ist seine Rechtgläubigkeit. Er war rein auch in solchen Stücken, in denen sonst treue Männer, z. B. ein Gerhard, geirrt haben. Es versteht sich von selbst für lutherische Pastoren, darin in seine Fußtapfen zu treten. So große Freude das unsern Widersachern sein würde, wir wollen uns nicht nachsagen lassen, daß wir sein Erbe verlottert haben. Seine Rechtgläubigkeit war aber in keiner Weise eine knechtische. Er beugte sich nicht unter die Norm lutherischen Bekenntnisses nach Art römischer oder landeskirchlicher Creaturen, die bei innerem Widerstreben, gegen besseres Wissen und eigene Überzeugung, sich unter die ihnen aufgezwungenen Regeln ihrer Gemeinschaft beugen. Gegen Menschen das „sacrificium intellectus“, das Opfer der eigenen Überzeugung, zu bringen, galt Walther als eines Mannes unwürdigste Tat. Lutherische Rechtgläubigkeit war ihm auch kein Paradeponner, auf dem er selbst mit seiner Geistesstärke zu prunken geliebt hätte. Sie

war ihm vielmehr in Fleisch und Blut übergegangen. Er übte Rechtgläubigkeit nicht mit Selbstbewußtsein; er war einfach rechtgläubig. Von Herzen glaubte er die lutherische Wahrheit, mit glühender Liebe war er ihr ergeben. — Das ist der erste Punkt, in dem Walthers Bild in stiller Betrachtung auf uns wirken soll. Das tut uns not.

Er war zu seiner Liebe der lutherischen Kirche und ihrer Wahrheit durch schwere Nöte gekommen. Ihm, dem bei dürreter Kost des Nationalismus Verhungerten, war Luthers Erbe Lebensbrot geworden; ihm, dem in der Wüste Kühncher Bußtreiberei die Zunge am Gaumen geklebt hatte, hatte die Kirche der Reformation den vollen Freudenbecher der göttlichen Lehre von einer Rechtfertigung allein aus Gnaden in die Hand gegeben und in ihrer schriftgemäßen Lehre von den Gnadenmitteln geholfen, heilsam daraus zu schlürfen. In den Schätzen lutherischer Lehre hatte er, als nach Stephans Entlarbung dort am Mississippi alles schwankte, den Fels gefunden, auf dem sein eigenes und seiner Mitgenossen Herzen Ruhe und Halt finden konnten: die lutherische Schriftlehre von Kirche und Amt. So hatte er geschmeckt, wie kein Stück der heilsamen Lehre entbehrlich, keins nur ein willkommenener Gegenstand haarspaltender Schulgelehrsamkeit sei, sondern jedes seinen großen praktischen Nutzen habe. Was Wunder, daß er Reinheit der lutherischen Lehre so hoch schätzte, für sie so von ganzem Herzen entflammt war und mit so seliger Lust und heiliger Begeisterung davon zu reden mußte. — Wir dagegen haben meist das alles nie entbehrt; wenige haben solche innere Kämpfe durchgemacht wie er. Wie leicht ist es da, daß wir gleichgültig werden, in das seichte Fahrwasser unserer heutigen Religionstreiber kommen, die von Lehre nichts wissen mögen, indem sie vorgeben, nur vornehmlich für Seelengewinnung tätig sein zu wollen. Wie leicht wird die Rechtgläubigkeit, die man nie entbehrt hat, nur etwas Angelerntes! Wie bald kommt der Gedanke: „Wozu all die Streiterei? Was kommt auf ein kleines Stücklein an?“ Wenn uns darum in dieser Jubelzeit Walthers Bild in seinem Aufgehen in Reinheit der Lehre wieder so recht deutlich vor die Seele tritt, und wir es uns recht anschauen, so möge von seinem Feuer recht viel in unsere Adern übergehen; mögen wir recht getreue Abbilder von ihm werden! Keiner sei unter uns, der nicht ganz gesund ist in der Lehre, der sie nicht als seinen teuren Schatz von Herzen liebe; keiner, dem nicht Abweichung von der reinen lutherischen Lehre schrecklich ist; kein elender Mameluck, der sie nur mit dem Munde mitpricht, im Herzen aber von ihr abweicht!

Rufen wir uns Walthers Bild weiter ins Gedächtnis zurück, so tritt vor uns ein Mann, in seinem Studierzimmer oder in der Bücherei des Concordia-Seminars in altertümliche Folianten und Quartanten vergraben, zu Synodalversammlungen und Lehrbesprechungen ausgezogen mit einem guten Vorrat an Auszügen der trefflichsten Stellen aus den erwähnten Büchern, im Laufe der Verhandlung dem Sekretär

ein Blatt nach dem andern übergebend. Und das ist uns auch eine wichtige Erinnerung, der Beherzigung wohl wert. Seinen reichen Schatz lutherischer Gottesgelahrtheit und seine Liebe dazu hat Walther geschöpft aus und frisch erhalten, daß er bis in sein hohes Alter grünte wie ein Palmbaum, vor allem an dem Studium der Schrift, dann aber auch an den Schriften der lutherischen Gottesgelehrten, sonderlich des sechzehnten Jahrhunderts. Aus Luthers Werken hat er ja zuerst in jener Krankheit während seiner Studienzeit im Vaterhause angefangen zu schöpfen. Und dabei ist er geblieben und hat sich immer mehr darein vertieft, so daß es gewiß nicht zu viel gesagt ist, wenn wir behaupten, daß besser als Walther niemand in den Bücherschätzen der lutherischen Kirche bewandert war. — Das Bild male man sich recht aus: Walther in Folianten und Quartanten forschend, mit scharfgeschnittenem, geistreichem, innerliche Freude widerstrahlendem Gesicht! Und dann folge man seinem Vorbild und seiner fleißigen Ermahnung, nächst der Heiligen Schrift auch fleißig in diesen Schriften zu forschen, in den Bekenntnissen, in Luthers Werken nicht nur, sondern auch in denen anderer trefflichen Lehrer, auch in ihren lateinischen Büchern. Sie sollten unter der lutherischen Pastorenschaft nicht wieder verstauben. Wenn nicht aus den Quellen und Zeugnissen des Luthertums, das ist, der Schrift, dem schriftgemäßen Bekenntnis und Zeugnissen rechtläubiger Lehrer, immer wieder geschöpft wird, verjagt lutherisches Leben; wenn das lutherische Gewissen nicht fleißig an gutem Stein geschärft wird, wird es stumpf. Man braucht kein Prophet zu sein, um mit Gewißheit vorauszusagen, daß im selben Maße, wie wir uns von dem mustergültigen Schrifttum der lutherischen Kirche entwöhnen, wir zuerst den Geschmack an lutherischer Gottesgelahrtheit verlieren und dann Schritt für Schritt verflachen werden. Nicht nur nicht von den mehr oberflächlichen, allgemein gehaltenen, des eingehenden Lehrgehaltes ermangelnden Schriften eines Spurgeon und anderer, noch von den Erzeugnissen der sogenannten wissenschaftlichen Theologie, sondern auch nicht von den in unsern Kreisen erschienenen, allerdings ganz ausgezeichneten Sachen dürfen wir diesen Lesestoff verdrängen lassen. So trefflich diese letzteren sind, jene andern haben etwas an sich, was wir nicht gern entbehren. Dafür, daß gewisse Krankheiten heutzutage häufiger als früher auftreten und immer noch im Zunehmen begriffen sind, suchen Ärzte die Erklärung u. a. in dem Verschwinden des Mühlsteins. Unser heutiges Mehl, sagen sie, ist frei von der zur Gesundheit des Menschen ganz nötigen Kieselsäure, die früher von dem sich abreibenden Mühlstein dem Mehl mitgeteilt wurde. So mit jenen Alten. Es ist in ihren Schriften, in ihrer Weise etwas, was der geistlichen Gesundheit des Gottesgelehrten förderlich ist. Es ist wahr, daß die Schriften unserer eigenen Meister uns viel besser munden als die jener. Ihre große Breite, ihr weites Ausholen, ihr ausführliches Erörtern mindertwichtiger Einzelheiten, ihr Häufen von Streitfragen sagt uns nicht zu. Wir können ihr grobes Schrottbrot nicht wohl verdauen.

Ihre Weise und Sprache ist uns fremd. Aber gerade ihr Zerlegen, ihre „Distinktionen“, sofern dieselben den Lehrstoff nicht allzu sehr zersplittern, sind es, so will es scheinen, die den theologischen Verstand schärfen. Ja, und auch das Latein hindert uns, die wir auf Lateinschulen nicht mehr gelernt haben, Latein zu sprechen, ja die bei nur sechsjährigem Gymnasialkursus auch nicht im kurzorischen Lesen dieser Sprache genügend geübt werden konnten. Aber trotzdem bleibt es dabei, wir dürfen uns der Großmeister unserer Kirche nicht entwöhnen. Könnte nicht jeder neben der Kontordia und Luthers Werken wenigstens einen Vertrauten unter ihnen haben, einen Lateiner in Schweinsleder, wie z. B. Chemnitz' „Examen“, der ihm das mühsam erworbene Latein geläufig hält, so daß er dann je nach Bedarf Antwort auf einzelne Fragen auch aus andern treuen Helfern seiner Bibliothek holen kann? Es gilt dies um so mehr, je mehr es nötig wird, sich auch mit englisch-theologischer Literatur vertraut zu machen. Sie vertritt ja zumeist nicht lutherische Theologie; es weht in ihr nicht der Geist, der die lutherische Reformation belebte, sondern jener „andere Geist“. Wer darum genötigt ist, mit ihr sich zu befassen, Sorge doch ja für das nötige Gegengewicht. Englische kirchliche Redner und Schriftsteller unsrer Tage und unsers Landes sind ja nur zu oft darauf aus, wenn nicht etwas Neues zu sagen (Apost. 17, 21), so doch das Abgedroschene in packend, praktisch-volksstümmlich sein sollender Weise zu sagen, den Mangel an geistlicher Gediegenheit wohl gar mit hier überraschendem Gebrauch der Sprache der Gasse zu ersetzen. Die englische Sprache englisch zu reden und zu schreiben, muß man ja von englischen, nicht von deutschen Rednern und Schriftstellern lernen; die Weise dieser Leute muß man sich nicht zugleich aneignen. Und darum muß man seinen theologischen Sinn immer wieder an Luther und den lutherischen Vätern nähren, damit man auch jene ohne Schaden gebrauchen kann. — Auch daran sei es erlaubt hier zu erinnern, wie oft die falsche Lehre mit Verachtung gründlicher theologischer Forschung und Gelehrsamkeit Hand in Hand gegangen ist, wie oft falsche Propheten sich des Geistes gerühmt und ernstliches Studium bitter geschmäht haben. So ging es z. B. selbst beim Pietismus. (Vgl. Krauß, Lebensbilder, S. 624. 625.)

Auf der andern Seite gilt es freilich auch, sich vor falscher Wissenschaftlichkeit mit Ernst zu hüten, wie sie ja insonderheit in Deutschland beliebt ist. Auch da ist etwas zu lernen. Die in mancher Hinsicht andere Arbeitsweise kann wohl in den Dienst der Wahrheit gezogen werden. Solche „wissenschaftliche“ Einzelstudien, wie sie „Lehre und Wehre“ in neuerer Zeit öfters gebracht hat, sind sehr erfreulich und sollten sonderlich von den jüngeren Brüdern nicht unbenutzt bleiben. Aber auch hier muß man sich hüten, das Verkehrte mit herüberzunehmen. Und auch hier bietet der fleißige Umgang mit der Schrift, mit Luther und den Alten das Antidot gegen das Gift des Modernismus. Summa, man halte Walthers „stupend gelehrte“ Freunde in Ehren und fleißigem Gebrauch, und zwar so, daß man, was Walthers

auch oft eingeschärft hat, alle ihre gelehrten Deduktionen nach der Schrift prüfe, alles prüfe und das Gute behalte.

Fleiß! Das ist ein weiterer Zug in dem Bilde Walthers, dessen sich jeder erinnern wird, der ihn gekannt hat, und den wir uns auch recht ernstlich zur Selbsterkenntnis und Nachahmung vorstellen sollten. Unermüdllich fleißig war der Mann. Noch in seinen letzten Lebensjahren, als er schon über siebenzig Jahre alt war, erstreckten sich die Arbeitsstunden dieses jugendlichen Greises vom frühesten Morgen bis zum späten Abend, oft von 5 Uhr morgens bis 10 oder 11 Uhr abends. Seine ganze Zeit gehörte dem Dienst des HErrn und seiner Kirche. Denn bei ihm hieß es wie bei Paulus: „Christus ist mein Leben“, *Ἐμοὶ γὰρ τὸ ζῆν Χριστός*, mir heißt leben Christus. Jede Stunde seines Lebens gehörte seinem inniggeliebten HErrn. Nur die nötigste Erholung gönnte er sich. Ja, er hat wohl seinem gebrechlichen, sterblichen Gefäß oft zu viel zugemutet und ihm zuwenig Erholung gegönnt. Er ist ja auch mehrere Male unter der Überlast der Arbeit, der er sich unter damaligen Verhältnissen nicht entziehen konnte, zusammengebrochen. Aber sonst hat gerade er den Beweis geliefert, daß tüchtige Arbeit niemand schadet. Mancher, der sich gewissenhaft schonte, sich zur Genüge Erholung gönnte, hätte es im gleichen Alter an jugendlicher Frische bei weitem nicht mit Walthers aufgenommen. Wie lebte noch in den letzten Jahren alles an dem Mann, Gang, Vortrag, Miene — alles! Ja, nicht Arbeit macht ungeschickt zur Arbeit, sondern Ruhe. Wer ruht, rostet! Das forderte er aber auch von seinen Schülern. Die von ihm gestellte Regel war die, sich zu erholen, nur um wieder arbeiten zu können. Unnötig der Erholung gewidmete Zeit war ihm verlorene Zeit; arbeiten, um sich zu erholen und zu genießen, war ihm umgekehrte Welt. Insonderheit war es ihm ein Greuel, wenn ein Pastor am Sonnabend Zeit zu haben glaubte, sich zu vergnügen. Und er hat nicht unrecht gehabt. Unsere Zeit gehört dem HErrn; es ist immer zu tun, wenn nicht mit eigentlichen Amtsgeschäften oder direkter Vorbereitung zu denselben, so doch damit, daß sich ein Diener Christi tüchtig zum Dienst erhält und sich tüchtiger mache, wie St. Paulus ja auch ermahnt: „Halte an mit Lesen!“ Wenn darum auch billigerweise dem Unterschied der Anlage und Eigentümlichkeit der einzelnen Rechnung zu tragen ist, damit niemandem ein Strick um den Hals geworfen wird, so muß doch ohne Zweifel dies Vorbild Walthers uns allen ein mächtiger Trieb zu unerermüdllichem Fleiß sein. Dem Leibe sein Recht, damit er arbeiten könne, nicht so, daß er herrsche; Ferien, wenn sie wirklich dazu dienen, desto besser zu arbeiten; Unterhaltung, Spiele, Musik nur, soweit es not ist, Muskeln und Nerven einmal auszuspannen oder der schuldigen Rücksicht auf den Nächsten, die Familie u. a. zu entsprechen. Sonst sei die Stunde verloren, die dem Dienste des HErrn entzogen ist!

Mit Walthers unerermüdllichem Fleiß hängt eng zusammen seine große Genügsamkeit und Selbstverleugnung. Daß er in den schweren

Anfangszeiten mit seinen Christen arm war und ohne Murren auf vieles verzichtete, was seinem Stande wohl zugekommen wäre, mag ja nicht besonderer Erwähnung bedürfen. Aber nicht nur in den ersten Zeiten lebte er in bescheidenen Verhältnissen, bis an sein Ende hat er nicht mehr gehabt als notdürftige Nahrung und Kleidung, obwohl die Synode, deren erster Mann er war und für die er arbeitete, schon längst eine ganz ansehnliche geworden war, und unter ihren Gliedern nicht wenige Reiche sich fanden, die wohl durch geziemende Beiträge zur Synodalkasse die Zahlung anständiger Gehälter hätten ermöglichen können. Um nur ein Beispiel anzuführen, nachdem durch Umbau oder Umbau das Studierzimmer vergrößert worden war, mußte offenbar die Kasse nicht zur Beschaffung eines neuen Teppichs gereicht haben; denn wir haben es nie anders gekannt, als nur zur Hälfte mit Teppich belegt. Diese Dürftigkeit trug er aber keineswegs als eine drückende Last mit innerer Unzufriedenheit und Unwillen. Denn einmal war er sich seiner eigenen Unwürdigkeit wohl bewußt, als eines armen Sünders, der der keines wert sei, sondern wohl eitel Strafe verdiene; sodann stand er in dem lebendigen Glauben, daß sein täglich Brot ihm von Gott gegeben und demnach auch von Gott, nicht von Menschen zugemessen werde, und daß Gott reich genug sei, ihm allezeit zu beschicken, was ihm nötig und nützlich sei; und endlich war er voll zarter Rücksicht auf seine Mitchristen, nicht nur aus natürlicher Anlage der „höfliche Sache“, sondern befehlt von der apostolischen Regel: „Ein jeglicher sehe nicht auf das Seine, sondern auf das, das des andern ist.“ Und auch dies erwartete er von seinen Schülern und wußte sie, und zwar in heiterer Weise, anzuleiten zu ähnlichem Sinn. Freilich wußte er ja auch wohl, was die Zuhörer ihren Lehrern und Seelsorgern schuldig sind, und wollte das denselben auch nicht aus falscher Bescheidenheit verschwiegen haben. Aber ein anderes ist es, was die Zuhörer schulden, ein anderes, womit der Pastor zufrieden, fröhlich, gutes Muts sein soll. Die Zeiten haben sich geändert, die Verhältnisse sind andere geworden, und nach einem weiteren Menschenalter, wenn die Welt steht, mögen sie wieder ganz neue sein; die Gesinnung missourischer, die Gesinnung lutherischer Pastoren auch in diesem Stück soll keine andere werden als die des größten Lutheraners Amerikas, als die des Vaters der lutherischen Kirche dieses Landes.

Noch manche Erinnerung an Walther wäre ähnlicher Betrachtung wert; doch wir bescheiden uns. Was in dem Bisherigen gesagt worden ist, hat der Schreiber vor allem sich selbst zu eigener Selbsterkenntnis vorgehalten und bittet den Heiligen Geist, ihm den Stachel tief ins Gewissen zu schieben. Er hofft aber, daß auch den Brüdern solcher Dienst nicht unwillkommen sein wird, daß sonderlich auch Gottes Gnade den jüngeren Brüdern, die den teuren Mann nicht selbst gekannt haben, sein Bild lieb und wert machen und sie mit uns älteren echte Schüler Walthers sein lassen werde.

§ . . . n.



## Die Assyriologie und das Alte Testament.

(Fortsetzung.)

### Die Ausgrabungen.

Die Länder am Euphrat und Tigris, Babylonien im Süden, Assyrien im Norden, bildeten eine der ältesten Kulturstätten der Menschheit. Die Fruchtbarkeit dieses Gebietes, dessen unterer Teil als ein Geschenk der beiden Ströme anzusehen ist, war im Altertum sprichwörtlich geworden. Sogar Ägypten wurde in dieser Hinsicht von der babylonischen Tiefebene übertroffen. Dazu wurde die natürliche Ergiebigkeit des Bodens durch künstliche Bewässerungsanlagen erhöht, indem die Bewohner den beiden Flüssen ihre Wassermassen entzogen und durch ein vielmaschiges Netz von großen und kleinen Kanälen über das ganze Land verbreiteten. Daß ein so reichgesegnetes, von der Natur so hoch begünstigtes Land der Schauplatz regsten Lebens und Verkehrs war, ist nur natürlich. Tatsächlich war dies ganze Land, an Flächenraum etwa unserm Staate Illinois gleich, mit Städten und Dörfern überfüllt, die anfänglich unabhängig voneinander von sogenannten Priesterkönigen regiert wurden, bis die Stadt Babylon im Süden die Hegemonie errang, während Ninive sich zur Königin des nördlichen, von Babylonien aus kolonisierten Reiches emporzuschwang.

Ja, Babel und Ninive! Welche Macht, Pracht und Herrlichkeit knüpfen sich an diese Namen! Aber auch welch maßloser Ehrgeiz, welch schrankenlose Herrschsucht, unmenschliche Roheit und Grausamkeit sind in ihnen verkörpert! Davon hat niemand mit beredteren und lebendigeren Worten geschrieben als die Propheten Israels. Spricht Hesekiel, der mit seinen gefangenen Volksgenossen an den Wassern Babels saß: „Siehe, Assur war ein Zedernbaum auf dem Libanon, von schönen Ästen und schattigem Walde, und zwischen den Wolken war sein Wipfel. Wasser hatte ihn groß gemacht, die Flut ihn hoch gebracht. Mit seinen Strömungen umzog er rings die Stätte, da er gepflanzt war. Er wurde höher an Wuchs als alle Bäume des Gefildes. . . . In seinen Zweigen nisteten alle Vögel des Himmels, und in seinem Schatten wohnten alle großen Völker. . . . Kein Baum im Garten Gottes glich ihm an Schönheit, und es beneideten ihn alle Bäume Gottes, die im Garten Gottes standen“, Hesek. 31, 3—9. Babel gilt nach dem prophetischen Urteil als „die Zierde der Königreiche, die stolze Pracht der Chaldäer“, Jes. 13, 19, als „der Stab der Gottlosen, der Stod der Tyrannen, der die Nationen im Grimme schlug mit unaufhörlichem Schlagen“, Jes. 14, 5. 6, als „ein Hammer, der die ganze Welt schlug“, Jer. 50, 23, als „ein goldener Becher in der Hand Jahwes, der die ganze Erde berauschen sollte. Vom Weine darin tranken die Völker; darum gebärdeten sich wie Rasende die Völker“, Jer. 51, 7.

Aber verschwunden ist die Macht dieser stolzen Königinnen des Ostens, dahin ihr Glanz und ihre Herrlichkeit. Die Nestschnur der

Vernichtung und Verödung wurde von der Hand Gottes über Babel und Ninive ausgespannt. „Verheert ist Ninive“, Nah. 3, 7, „Ede und Leere und Wüstenei“, Nah. 2, 11, „ein Trümmerhaufen auf der Schwelle, eine Lagerstätte der Herden; das ist das Los der fröhlichen Stadt, die so sicher wohnte und dachte: Ich bin's und sonst niemand“, Zeph. 2, 14. 15. Wo einst prächtige Städte blühten, ragen jetzt, ernst und düster, einsame Trümmerhügel empor. Wo einst stolze assyrische Könige an der Spitze unüberwindlicher Krieger mit funkelnden Kriegswagen (Nah. 2, 4) auf Eroberung auszogen, leben jetzt armselige Bauern, die ihre rohen Flügel über verödete Ruinenhügel hinziehen. Zweihundert Jahre nach der Zerstörung Ninives zog Xenophon mit seinen 10.000 Griechen unmittelbar an der Stelle vorbei, wo die gewaltige Stadt gestanden hatte, ohne zu ahnen, daß nur einige Fuß in der Erde die Überreste prächtiger Bauten verborgen lagen. Sogar die einstige Lage der Stadt schien nach einigen Zeugnissen in völlige Vergessenheit geraten zu sein. Der Spötter Lukian, aus Samosata am Euphrat gebürtig, läßt im zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung in einem Dialog den Charon, der die Unterwelt verläßt, um unter der Führung des Hermes die Hauptsehenswürdigkeiten der oberen Welt zu schauen, folgende Bitte an seinen Führer richten: „Zeige uns die berühmten Städte, von denen wir unten so viel hören: das Ninive des Sardanapal und Babylon“ zc. Hermes erwidert: „Ninive ist längst untergegangen, und keine Spur ist mehr von ihr vorhanden; auch könnte man nicht mehr sagen, wo sie gestanden hatte.“ Jedenfalls ist dies eine Übertreibung. Die Bewohner der Umgegend haben die Lage der alten Metropole nie vergessen. Ein neues Ninive erhob sich im Laufe der Zeit, ohne freilich auch nur im entferntesten den Glanz der alten Stadt zu erreichen. Zur Zeit des Julianus apostata scheint diese neue Stadt die Hauptstadt einer Provinz gewesen zu sein, und im Jahre 627 siegte der römische Kaiser Heraclius über den persischen König Khosroes in der Schlacht bei Ninive. Später war Ninive ein Bischofssitz. Noch im dreizehnten Jahrhundert wurden Ninive und die Klöster in der Umgegend häufig besucht von dem berühmten Bar-Hebräus, dem Primas der syrischen Kirche. Von der Zeit an wurde auch diese neue Stadt durch die wiederholten Angriffe der Kurden und Tataren vernichtet. Zwei große Erdhügel, der Kouhunjil und Nebi Junus (Prophet Jona), am linken Ufer des oberen Tigris, etwas nördlich von der Einmündung des oberen Zab, bezeichnen die Stelle, wo die alte Hauptstadt Assyriens gestanden hatte.

Und was war das Geschick der südlichen Hauptstadt, Babylons? Noch ergreifender, wo möglich, als im Norden ist die Ede und Einsamkeit der ganzen Gegend am Unterlauf der beiden Ströme. „Seine (Babyloniens) Städte sind zur Einöde, zu einem Lande der Dürre und Steppe geworden“, Jer. 51, 43. Die unzähligen Kanäle, die das Land kreuz und quer durchzogen, sind längst verlandet. Eine Dürre ist

auf den Wassern Babels (Jer. 50, 38). Und dies ist nur eine Seite des Bildes. Das Land ist teils eine Sandwüste, teils eine „Meereswüste“ (Jes. 21, 1). Das Meer steigt herauf über Babel; von seinen tosenden Wellen wird es bedeckt (Jer. 51, 42). Zur Zeit der Überschwemmung bildet der südliche Teil fast einen ununterbrochenen Sumpf, der von Tausenden von Wasservögeln, Schlangen, Fröschen und andern Tieren wimmelt. Ghänen, Schakale, Wölfe und zuweilen der Löwe wohnen in den Dschungeln. Inselartig ragen dann die einsamen, kahlen Ruinen aus dem Wasser hervor. Halbnaakte Männer, Weiber und Kinder, die in schmutzigen Rohrhütten wohnen, liegen hier dem Fischfang ob, weiden ihre Herden oder ziehen etwas Reis, Mais oder Gerste am Saum der überschwemmten Teile.<sup>1)</sup> Was die Stadt Babel selbst anbetrifft, so wurde sie zwar von Chrus, ihrem Eroberer, nicht dem Erdboden gleichgemacht, wie das mit Ninive geschehen war. Aber unter den politischen Wirren der Folgezeit brausten wiederholt die Stürme über die Stadt einher, bis sie schließlich vom Erdboden verschwand, und ihre Lage tatsächlich vergessen wurde. Im Mittelalter glaubte man ganz allgemein, auch noch die Geographen des sechzehnten Jahrhunderts, daß Bagdad am Tigris auf den Ruinen des alten Babels stehe. So sagt der Italiener Conti, der im Jahre 1444 aus dem Orient zurückkehrte: „Am Euphrat steht ein Teil der herrlichen alten Stadt Babel, . . . deren Bewohner sie jetzt Bagdad nennen.“ Also Bagdad am Euphrat (1) identisch mit dem alten Babel! So auch John Cartwright zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts, der sich also ausspricht: „The citie of Bagdad by some is called New Babylone, and may well be, because it did rise out of the ruins of old Babylone, not farre distant.“ Dieselbe irrige Ansicht findet sich noch bei andern Reisenden. Dies hat wohl zum Teil seinen Grund darin, daß sich unweit von Bagdad eine mächtige Ruine erhebt, die man gern als den Turm zu Babel ansah. Nur der Jude Benjamin von Tudela in Spanien hatte bereits im Jahre 1160 die Ruinen in der Nähe der Stadt Hillah richtig für die Überreste des großen Babylon erkannt. Erst im neunzehnten Jahrhundert, als man anfing, die Schutthügel mit dem Spaten zu durchforschen und die Keilschrift zu entziffern, kam völliges Licht in die Dunkelheit.

Daß allen Reisenden in dieser traurigen Gegend vor allem die Hügel ins Auge fielen und sie zu ernstem Nachdenken anregten, ist ganz natürlich. Von den Eindringen, die der sinnende Beobachter beim Anblick dieser Trümmerhaufen gewinnt, können wir uns aus den Worten Lahards, eines Bahnbrechers der assyrischen Altertumsforschung, eine deutliche Vorstellung machen. Er schreibt: “[The traveler] is now at a loss to give any form to the rude heaps upon which he is gazing. Those of whose works they are the remains, unlike the Roman and the Greek, have left no visible traces of their civilization or of their

1) Vgl. Hilprecht, *Exploration in Bible Lands during the 19th Century.*

arts. The more he conjectures, the more vague the results appear. The scene around is worthy of the ruin he is contemplating; desolation meets desolation; a feeling of awe succeeds to wonder; for there is nothing to relieve the mind, to lead to hope, or to tell of what has gone by. These huge mounds of Assyria made a deeper impression upon me, gave rise to more serious thought and more earnest reflection than the temples of Baalbec or the theaters of Ionia.”<sup>2)</sup> Doch hat Layard, der hier bei dem Gedanken, daß man über die Bedeutung dieser Hügel nur vergebliche Mutmaßungen anstellen könne, fast wehmütig klagt, später in den Triumph einstimmen können, als man dank dem glänzenden Scharfsinn eines Grotefend und Rawlinson den Schlüssel zu den geheimnisvollen Fontafelinschriften entdeckte und dadurch diesen stummen Zeugen aus vergangenen Zeiten den Mund öffnete.

Der Mann, dem das Verdienst zukommt, die assyrisch-babylonischen Ausgrabungen begonnen zu haben, ist der Engländer Claudius Rich, der politische Resident der Ostindischen Kompanie zu Bagdad. Soweit es ihm seine amtlichen Verpflichtungen gestatteten, widmete er sich mit Eifer der Besichtigung und Untersuchung der Ruinen, die sein regstes Interesse erweckten. Im Jahre 1811 untersuchte er den Hügelkomplex in der Nähe des Städtchens Hillah am unteren Euphrat, nahm genaue Messungen vor, sammelte Backsteine und Tonscherben, mit Keilschrift beschrieben, und legte so den Grund zu der weltberühmten Sammlung babylonischer Antiquitäten des Britischen Museums in London. Zehn Jahre darauf richtete er sein Augenmerk auf die schon genannten Hügel am oberen Tigris gegenüber von Mosul. Durch eine sorgfältige topographische Untersuchung der Ruinen und eine genaue Besichtigung behauener Steine, beschriebener Platten, gebrannter Backsteine und anderer Gegenstände gewann er die Überzeugung, daß diese beiden Hügel die Überreste der einstigen Hauptstadt Ninive darstellten, eine Überzeugung, die durch die späteren Nachgrabungen Layards sich glänzend bestätigt hat. Doch war es ihm nicht möglich, seine Forschungen weiter zu führen, und zwanzig Jahre lang stockte die Arbeit gänzlich. Auch war die Antiquitätenammlung von Rich noch an sich so unbedeutend, daß Layard im Jahre 1845 erklärte, daß vier Jahre vorher “a case scarcely three feet square inclosed all that remained, not only of the great city, Nineveh, but of Babylon itself”. Nichtsdestoweniger wurde durch diese Pionierarbeit sowohl in England als in Amerika großes Interesse erregt. Im Jahre 1849 schrieb Ed. Robinson, darauf Bezug nehmend: “We can all remember the profound impression made upon the public mind even by these cursory memorials of Nineveh and Babylon.” Mittlerweile hatten auch Gelehrte und Philologen nicht ohne Erfolg mit der Entzifferung der rätselhaften Inschriften begonnen, wovon weiter unten.

2) Layard, *Nineveh and Its Remains*, I, p. 29.

Wie eben erwähnt, vergingen zwanzig Jahre, ehe das Werk der Ausgrabung fortgesetzt wurde. Im Jahre 1842 wurde Emile Botta von der französischen Regierung als Konsul nach Mosul entsandt. Nach Bildung und Reigung ein Archäolog, nahmen die beiden der Stadt gegenüberliegenden Hügel auch seine Aufmerksamkeit in Anspruch. Er begann seine Nachgrabungen auf dem südlichen Hügel Nebi-Zunus, wurde aber bald durch den Fanatismus der Araber in seinem Werk gehindert, ohne viel ausgerichtet zu haben. Unentmutigt begann er noch am Ende desselben Jahres die Arbeit auf dem nördlichen Hügel Kujundschi. Drei Monate setzte er hier mit seinen Leuten die Arbeit fort ohne sonderlichen Erfolg. Dies hatte seinen Grund darin, daß er, statt wagerechte Gräben in die Ruinen zu ziehen, senkrechte Schächte anlegte und so zufällig auf keine Mauer stieß.

Inzwischen hatten seine Arbeiter mit Bewunderung wahrgenommen, wie der europäische Fremdling jeden Backstein, jedes Fragment, jeden Scherben Tons und dergleichen eifrig suchte und sorgsam aufbewahrte. Da brachte ihm zu Anfang des folgenden Jahres ein Araber aus Khorfabad, einem Dorf etwa zwölf Meilen nördlich von Mosul, einen mit Keilschrift beschriebenen Backstein mit der Meldung, daß, wenn er derartige Dinge wünsche und schätze, er sie am genannten Ort in Menge und mit Leichtigkeit finden könne. Dem Winke folgend, wandte sich Botta sofort nach Khorfabad. Im März des Jahres 1843 beginnt er zu graben. Er senkt einen Schacht in den Hügel und nicht weit von der Oberfläche stößt er auf eine Mauer. Er legt die Mauer bloß, und bald findet er sich inmitten eines Saales von riesigen Dimensionen. Er gräbt weiter; ein anderer Saal kommt zum Vorschein; und immer weiter und weiter mit demselben Resultat, bis er schließlich einen ganzen Komplex von Hallen, Zimmern, Gemächern, fünfundzwanzig Acker (acres) umfassend, ans Tageslicht gefördert hat. Wer mag die Bewunderung des Forschers beschreiben? Vor seinen erstaunten Blicken entfaltet sich ein wunderbares Panorama. Auf den mit Gips- und Marmorplatten bekleideten Wänden findet er, in Basrelief dargestellt, Jagd- und Belagerungsszenen, Kriegs- und Triumphzüge, Prozessionen, Tributträger und andere Abbildungen, die Größe und Macht des einstigen königlichen Besitzers verherrlichend. Auf diesen Platten sieht er außerdem die schon oft auf Backsteinen gesehenen, aber immer noch in Dunkel gehüllten Keilschriftzeichen. Eine von mehrtausendjährigen Schutt bedeckte Kultur war aus dem Grabe erstanden, eine entflozene Welt zurückgeführt. Botta stand nämlich in den königlichen Hallen des „mythischen“ Sargon. Diese Mauern und Wände bildeten die Überreste vielleicht des größten und herrlichsten Palastes, der je von Menschenhänden erbaut wurde. Der Palast stand in der Nordwestecke eines Quadrates, des sogenannten Dur-Scharrutin („Sargonsburg“), dessen vier Seiten je etwas über eine Meile lang waren. Das Ganze war mit einem Wall umgeben, mit zwei Eingängen an jeder Seite. Hier fand Botta mehrere jener kolossalen geflügelten Stiere mit Menschen-

Köpfen, die als Schutzgenii die Portale von Palästen und Tempeln hüteten. Der König Sargon (722—705 v. Chr.) hatte „auf Gottes Geheiß und auf Antrieb seines eigenen Herzens“ gegen Ende seiner Regierung Dur-Scharrukin mit seinem prächtigen Palast erbaut als ein Denkmal seiner Macht und Herrlichkeit. Ehedem residierte der große Monarch in der südlicheren Hauptstadt Kalah. Botta und sein Nachfolger, Viktor Place, verbrachten mehr als zehn Jahre mit der Bloßlegung dieses Palastes und andern Nachgrabungen in Dur-Scharrukin. Eine ausführliche Beschreibung des ganzen Unternehmens wurde auf Kosten der französischen Regierung in fünf prächtigen Folioebänden veröffentlicht. Die Funde wurden nach Paris geschickt, wo sie ein Hauptkleinod unter den vielen Sehenswürdigkeiten des Louvre bilden.

Im Jahre 1845 begann Sir Austin Henry Layard, Abenteurer und Archäolog, Diplomat, Schriftsteller und Gelehrter zugleich, unter unsäglichen Schwierigkeiten infolge der mißtrauischen Haltung der türkischen Regierung seine Ausgrabungsarbeit in dem etwa fünfzehn Meilen südlich von Ninive gelegenen Hügel Nimroud, dem biblischen Kalah. Mangel an Geldmitteln nötigte ihn anfangs, die Zahl seiner arabischen Arbeiter auf nur sechs Mann zu beschränken. Diese kleine Schar teilte er, indem er drei an der nordwestlichen, die übrigen an der südwestlichen Ecke der Trümmermasse den Spaten ansetzen ließ. Der Erfolg ließ nicht lange auf sich warten. Gleich am ersten Tage wurde ähnlich wie in Dur-Scharrukin an beiden Stellen ein Zimmer entdeckt, und wieder waren zwei gewaltige assyrische Königspaläste aufgefunden. Der nordwestliche war die überaus herrliche Residenz des Königs Asurnazirpal („Asur schützt den Sohn“, 884—860 v. Chr.), eines Zeitgenossen des israelitischen Königs Omri, während der südwestliche die des Asarhaddon, assyrisch Asur-ah-iddina („Asur hat den Bruder geschenkt“), darstellte. Dieser Herrscher regierte von 681 bis 668 v. Chr., und sein Palast ist einer der größten aller assyrischen Paläste. In der Mitte der Ruine stieß Layard auf den dritten Königsbau, den Palast Sal-manassar II., teilinschriftlich Schulman-ascharid („[der Gott] Schulman [Salomo] steht an der Spitze“, 860—824 v. Chr.). Dieser Palast war völlig umgebaut worden von Tiglathpileser III., Tukulti-pal-esara, das ist, „meine Hilfe ist der Sohn Esaras“. Dies ist der 2 Kön. 15, 29 genannte Tiglathpileser, von dem es heißt, daß er unter der Regierung Pekahs den nördlichen Teil des Reiches Israel eroberte, Gilead, Galiläa und das ganze Land Naphthali etc., und die Bewohner nach Assyrien verpflanzte. Alle diese Paläste waren ähnlich konstruiert und geschmückt wie der des Sargon. Die Wände zeigten dieselbe Plattenbekleidung und Dekoration. Wir müssen hier darauf verzichten, den Leser durch eine umständliche Schilderung in das vielverschlungene Labyrinth von Sälen und Gemächern dieser Riesenbauten mit ihrer fast sinnverwirrenden Menge und Mannigfaltigkeit von Bildwerken, Vasreliefs, Skulpturen und Verzierungen führen zu wollen. Dazu fehlt uns der Raum. Für eine ausführliche Einzelbeschreibung müssen wir

auf des Forschers eigene Werke verweisen, namentlich: "Nineveh and Its Remains", worin Layard alle von ihm gefundenen überreiste, oft bis auf die einzelne Wandplatte, ebenso lebendig und ausführlich als fesselnd und anmutig beschreibt. Doch erfordert es auch diese Arbeit, das Hauptfächlichste etwas genauer zu berücksichtigen. In dem größten Raum des Nordwestpalastes, vermutlich eine Audienz- oder Empfangshalle, trat dem erstaunten und hocherfreuten Layard eine reiche Mannigfaltigkeit lebensvoller, zum Teil mit feinem Kunstsinne und Geschmack ausgeführter Bilder und Szenen vor die Augen, die die Ruhmestaten des mächtigen Assurnazirpal in Krieg und Frieden verkünden. Hier ist eine Belagerungsszene. Der Monarch an der Spitze seiner Truppen steht in seinem Kriegswagen, den gespannten Bogen in der Hand, während die Feinde von ihren Pferden oder von den Mauern ihrer Stadt herunterstürzen. Dort sitzt der König in einem Boot über einen Fluß oder er führt sein Heer über das Gebirge. Wiederum empfängt er Gefangene oder läßt sich die Köpfe der geschlagenen Feinde zeigen. Dann wieder kehrt er als triumphierender Sieger von einem Feldzug in seine Hauptstadt zurück. Musiker und Bannerträger, die Kriegstugenden ihres Herrn preisend, gehen vor ihm her. In den Lüften über dem siegreichen Heer schweben Raubvögel mit Menschenköpfen in ihren Krallen, wodurch das Schicksal des Feindes veranschaulicht wird. Dieser Saal hatte eine Länge von 154 und eine Breite von 33 Fuß. An dem einen Ende befand sich eine Plattform, aus einer einzigen Mabatierplatte (10×8×2 Fuß) bestehend, worauf vermutlich der Thron gestanden hatte. In den angrenzenden Räumlichkeiten, die Layard alle nach und nach bloßlegte, fand der Forscher ähnliche Bilder und Szenen, die zumeist wundervoll erhalten waren ("admirably preserved"). Zuweilen waren die Wände hier mit Figuren in Freskomalerei auf einer dünnen Mörtelschicht geziert; doch waren die Farben so verblaßt, daß er nur mit Mühe rot, blau, schwarz und weiß unterscheiden konnte. Meistens waren auch in diesen Zimmern die Wände mit großen Maltabasterplatten belegt, auf denen Kriegs- und Jagdszenen, mythologische, zum Teil monströse Figuren, religiöse Zeremonien u. a. m. dargestellt waren. Außerdem entdeckte Layard eine große Menge von kleineren Gegenständen, eine Anzahl Vasen aus Ton, Glas und Metall, Elfenbeinschnitzereien und Schmucksachen, sechzehn kupferne Löwenfiguren, die wahrscheinlich als Gewicht dienten, was sich daraus erkennen läßt, daß sie von der größten bis zur kleinsten in regelmäßiger Folge an Größe abnehmen und oben alle mit einem Ring versehen sind,<sup>3)</sup> und eine Menge von gebrannten Ziegelsteinen, „die kunstvoll mit Tieren, Blumen

3) "To my surprise I discovered sixteen copper lions, admirably designed, and forming a regular series, diminishing in size from the largest, which was above one foot in length, to the smallest, which scarcely exceeded an inch. To their backs was affixed a ring, giving them the appearance of weights." (Layard, *Nineveh and Its Remains*, vol. I, p. 119.)

und Keilschriftzeichen bemalt waren und wahrscheinlich die Wände oberhalb der Reliefs geschmückt hatten“. Hier wollen wir auch gleich von einer andern merkwürdigen Entdeckung in diesem Palast berichten, wiewohl sie einige Jahre später fällt als die eben genannten. Während der sogenannten zweiten assyrischen Expedition Layards (1849—1851) stießen seine Arbeiter am Westrande des Hügelz zufällig auf ein Zimmer Asurnazirpals, das wahrscheinlich als Speicher gedient hatte. An einer Ecke befand sich ein beinahe sechzig Fuß tiefer Brunnen, während in den andern Teilen des Raumes zwölf riesige Kupferkessel gefunden wurden, die zum Teil mit kleineren Gegenständen angefüllt waren. Unter und hinter diesen Kesseln lag in buntem Gewirr eine große Masse von kupfernen und bronzenen Waffen und Gerätschaften, Schilde, Schwerter, Dolche, Lanzenspitzen, Pfeile, eiserne Werkzeuge, Picken, Sägen, Hämmer zc., dazu Gläschalen, Elfenbeinstücke und einige vollständig erhaltene Elefantenzähne. Ungefähr 150 Bronzegefäße verschiedener Gestalt und Größe sowie 80 kleine Glocken aus demselben Metall wurden aufgefunden und nach England geschickt. Die auf den ersteren eingravierten Bilder von Menschen, Tieren, Bäumen und Blumen lassen auf einen hohen Grad der Entwicklung in der assyrischen Metalltechnik schließen.

Doch so interessant und wichtig alle Entdeckungen in dem Nordwestpalast auch sein mochten, so sollte unserm Forscher doch die bedeutendste und wichtigste in der Mitte der Hügelmasse von Nimroud, in dem sogenannten Zentralpalast, beschieden sein. Nachdem Layard in diesem Teile der Ruine mehrere gigantische Flügelgestalten und ein Paar mit Keilschrift bedeckte Flügelstiere und einige andere Figuren entdeckt hatte, schienen alle weiteren Nachforschungen erfolglos zu verlaufen. Mehrere Tage lang hatte er in einer Richtung einen Laufgraben ziehen lassen, ohne jedoch etwas Nennenswertes zu finden. Der Graben hatte bereits die beträchtliche Länge von fünfzig Fuß erreicht, und Layard dachte schon daran, die scheinbar vergebliche Arbeit einzustellen, als plötzlich die Ecke eines schwarzen Marmorblocks zum Vorschein kam. Es war dies ein Teil eines etwa sieben Fuß hohen Obelisken, der auf die Seite gefallen und zehn Fuß unter der Erde verborgen war. Layard hatte kurz zuvor seine Arbeiter verlassen, um einige Geschäfte in Mosul zu erledigen. “An Arab was sent after me without delay to announce the discovery, and on my return I found the obelisk completely exposed to view. I descended eagerly into the trench, and was immediately struck by the singular appearance and evident antiquity of the remarkable monument before me. We raised it from its recumbent position, and, with the aid of ropes, speedily dragged it out of the ruins. Although its shape was that of an obelisk, its top was flat and cut into three gradines. It was sculptured on the four sides; there were in all about twenty small bas-reliefs, and above, below, and between them was carved an inscription 210 lines in length. The whole was in the best preservation;



scarcely a character of the inscription was wanting; and the figures were as sharp and well defined as if they had been carved but a few days before. The king is twice represented, followed by his attendants; a prisoner is at his feet, and his vizier and eunuchs are introducing men leading various animals, and carrying vases and other objects of tribute on their shoulders or in their hands. The animals are the elephant, the rhinoceros, the two-humped camel, the wild bull, the lion, a stag, and various kinds of monkeys. Among the objects carried by the tribute-bearers, may, perhaps, be distinguished the tusks of the elephant, shawls, and some bundles of precious wood.”<sup>4)</sup> Es war dies, wie sich bald herausstellte, der berühmte, schwarze Obelisk Salmanassars II. (860—825), worauf der Monarch die Geschichte seiner Feldzüge während der ersten einunddreißig Jahre seiner Regierung verewigt hat. Unter anderm findet sich hier die bemerkenswerte Mitteilung: „Tribut von Jehu, dem Sohne Omris, Silber, Gold u., empfang ich.“ (Vgl. 1 Kön. 19, 16 f.; 2 Kön. 9 und 10.) „Bis auf den heutigen Tag ist dieser schwarze Obelisk eins der kostbarsten Geschichtsdenkmäler geblieben, die je in den Trümmerhügeln Assyriens gefunden wurden.“ Layard erkannte den Wert dieses Fundes sofort. „A party of trustworthy Arabs were chosen to sleep near it at night.“ Der Obelisk wurde dann sorgfältig verpackt, um bald darauf mit noch 22 andern Kisten Atertimmer an Rawlinson nach Bagdad geschickt zu werden. Jetzt befindet sich das Denkmal im Britischen Museum. Eine feine Nachbildung desselben ist im Haskell Oriental Museum der University of Chicago zu sehen.

Im folgenden Jahre (1847) brachten weitere Nachgrabungen in dem mittleren Palast zunächst eine große Anzahl von aus Ziegelsteinen erbauten und mit je einer großen Marmorplatte bedeckten Gräbern ans Licht. Die darin noch vorhandenen überreste menschlicher Gebeine zerfielen zu Staub, sobald sie berührt wurden. Daneben fand sich in diesen Särgen eine große Menge von kleinen Gegenständen, die man dem Toten mitgegeben hatte, so z. B. Vasen, kupferne Spiegel, Perlen, Halsketten, Löffel, silberne Armspangen und andere Schmucksachen. Fünf Fuß unterhalb dieser Gräber stieß Layard auf die überreste eines Gebäudes, von dem er noch die Wände verfolgen konnte; aber die Platten, die einst diese Wände bekleideten und die, wie sonst, Bilder und Keilschrift aufwiesen, waren nicht in situ, sondern lagen meist bunt durcheinander. „When I had removed nearly twenty tombs, and cleared away the earth from a space of about fifty feet square, the ruins which had thus been uncovered presented a very singular appearance. Above a hundred slabs were exposed to view, packed in rows, one against the other, as slabs in a stonemason's yard, or as the leaves of a gigantic book.”<sup>5)</sup> Der Palast war nämlich niedergerissen worden, um als Baumaterial für den sogenannten Südwest-

4) Layard, *Nineveh and Its Remains*, vol. I, p. 282.

5) Layard, *Nineveh and Its Remains*, vol. II, p. 22.

palast zu dienen, und diese so nebeneinander geschichteten Steintafeln waren aus irgendeinem Grunde nicht an ihren Bestimmungsort gelangt.

In dem Südwestpalast machte Layard vor allem die Entdeckung, daß die zur Bekleidung der Wände verwendeten Platten zum großen Teil aus dem Nordwestpalast stammten. Die mit Skulpturen und Inschriften geschmückte Seite der Platten war nämlich gegen die Mauer von ungebrannten Ziegelsteinen gekehrt, während die zur Aufnahme neuer Skulpturen geglättete Rückseite dem Innern der Gemächer zu gekehrt war. Spätere Nachforschungen haben ergeben, daß Asurhaddon (681—668) der Erbauer dieses Palastes war (vgl. 2 Kön. 19, 37). Wir können es uns ersparen, auf die in diesem Bau gemachten Entdeckungen näher einzugehen, da sie wesentlich denselben Charakter tragen wie die in den andern Palästen. Auch an der Südostecke legte Layard die unansehnlichen Reste eines Palastes Asuretilianis, „Asur der Held unter den Göttern“, eines der letzten Könige von Assyrien (nach 626 v. Chr.), bloß. Es wäre ferner noch zu erwähnen, daß Layard an der Westseite des Ruinenhügels zwischen dem Nordwest- und Südwestpalast die Trümmer eines weiteren Königspalastes auffand. Es war dies die Residenz Adonniraris III. (812—783 v. Chr.). An dieser Stelle lieferten aber die Nachforschungen einen geringeren Ertrag als sonst. Somit hatte Layard die Residenzen von nicht weniger als sieben assyrischen Herrschern dem Schutthaufen von Nimroud entrisen, indem er an fünf verschiedenen Teilen des Hügels königliche Bauten bloßlegte, von denen aber zwei, der nordwestliche des Asurnazirpal und der mittlere des Salmanassar, von ihren Nachfolgern (Sargon und Tiglathpileser III.) wiederhergestellt und umgebaut wurden.

Ehe wir Nimroud verlassen, müssen wir noch einiger andern wichtigen Entdeckungen Layards gedenken. Während seiner zweiten „assyrischen Expedition“ hatte Layard Gelegenheit, den an der äußersten Nordwestecke sich erhebenden pyramidenförmigen Hügel zu durchforschen, der schon oft seine Verwunderung erregt hatte. Dieser Hügel bildet den höchsten Teil der ganzen Ruinenmasse. Layard ließ einen tiefen Graben in den Hügel ziehen und stieß bald auf eine solide Plattform aus Ziegelsteinen, die als Grundlage für den darauf errichteten massiven Bau diente. Von letzterem selbst sagt Layard: „The whole mass was built of sun-dried bricks.“<sup>6)</sup> Der Forscher konnte es sich nicht erklären, wozu ein so einzigartiges Bauwerk gebient haben mochte. Er stellt darüber folgende Mutmaßungen an: „It may have been raised over the tomb of some monarch; or it may have served as an ornament, marking the site of the city from afar; or it was intended as a watchtower. It is possible . . . that this may prove to be the very pyramid raised above the remains of the founder of the city, by the Assyrian queen, the ‘busta Nini,’ under which may still be some traces of the sepulcher of the great king.“<sup>6)</sup> Wir wissen

6) *Nineveh and Its Remains*, vol. II, p. 87.

aber jetzt ganz genau, daß der große Forscher hier den sogenannten Tempelturm (babylonisch Ziggurra) entdeckt hat, der „in drei bis sieben nach oben hin sich verzweigenden Terrassen etagenförmig aufstieg“. Jede Stadt hatte ihren Tempel und jeder Tempel seinen Ziggurra oder Stufenturm. Außen angebrachte Treppen führten zu den einzelnen Stockwerken empor. Auf dem obersten Stockwerk befand sich ein kleines Zimmer, das als Götterwohnung galt. Zugleich dienten diese Türme auch als Sternwarten. Unmittelbar neben diesem Tempelturm stieß Lahard auf zwei kleine von Asurnazirpal errichtete Tempel. Diese waren aus lufttrockenen Ziegeln gebaut und enthielten neben einer Anzahl von Terrakottafiguren und Bruchstücken von Götzenbildern wertvolle Skulpturen, Basreliefs und Inschriftentafeln. Eine Nische am Ende eines Zimmers war mit einer enormen Kalksteinplatte belegt, die 21 Fuß lang, 16 Fuß 7 Zoll breit und 1 Fuß 1 Zoll dick war. Der ganze Stein war mit Keilschriftzeichen bedeckt, die uns Aufschluß geben über die Kriegstaten des Herrschers. Daneben enthalten sie auch eine Fülle geographischer Nachrichten sowie widerliche Einzelheiten über grausame und barbarische Strafen, die der Eroberer über unterworfenen Völker und Personen verhängte. In dem zweiten Tempel fand sich ein ähnlicher Monolith und in dem Schutte darüber eine vollständig erhaltene Bildsäule des Monarchen mit der folgenden quer über die Brust sich hinziehenden Prunkinschrift: „Asurnazirpal, der große König, der mächtige König, der König der Welt, König von Assyrien, der Sohn Iskat-Minibs, des großen Königs, des mächtigen Königs, des Königs der Welt, des Königs von Assyrien, Sohnes des Adodnirari, des großen Königs, des mächtigen Königs, des Königs der Welt, des Königs von Assyrien — der Eroberer vom Tigris bis zum Libanon und dem großen Meer [dem Mittelländischen Meer]. Alle diese Länder, vom Aufgang der Sonne bis zum Niedergang, unterwarf er seinen Füßen.“<sup>7)</sup>

Noch an verschiedenen andern Stellen ließ Lahard Gräben anlegen und fast überall stieß er auf Spuren von Gebäuden, Reste von Wänden und Gemächern und Fragmente von Bildwerken. Vor allen Dingen wollte er, wo möglich, die alle diese Gebäulichkeiten einschließende Umfassungsmauer auffinden. Auch dieser Versuch glückte. Er fand, daß die äußere Mauer aus lufttrockenen Ziegeln erbaut und nahezu fünfzig Fuß dick war. In diesem Zusammenhang lassen wir Lahard mit seinen eigenen Worten von einer merkwürdigen Entdeckung etwa in der Mitte der östlichen Seite der Stadtmauer berichten: „In its (the wall's) center, about fifteen feet below the surface of the platform, the workmen came upon a small vaulted chamber built of baked bricks. It was about ten feet high and the same in width. The arch was constructed upon the well-known principle of vaulted roofs. . . . The sides of the bricks were vitrified, and had evidently been exposed

7) Delitzsch, *Gesch. Bab. u. Assyriens*, S. 55.

8) Hilprecht, *Explorations in Bible Lands*, p. 123 sq.

to a very intense heat. In fact, the chamber had the appearance of a very large furnace for making glass, or for fusing metal. I am unable to account for its use. It is buried in the center of a thick wall, and I could find no access to it from without.”<sup>9)</sup>

Dies sind die Hauptergebnisse der Forschungen Layards in Nimroud. Daß diese Resultate ganz außerordentlich sind, wird niemand bezweifeln. Trotzdem sagt Layard: “The ruins were, of course, very inadequately explored . . . and I have left a great part of the mound to be explored by those who may hereafter succeed me in the examinations of the ruins of Assyria.”<sup>10)</sup>

Ehe wir nun Layard auf seinen weiteren Forschungen in andern Ruinen Assyriens und Babylonien begleiten, wollen wir hier zum Schluß zwei Abschnitte aus dem oft zitierten Werke im Zusammenhang mitteilen, einmal und vornehmlich wegen ihres interessanten und belehrenden Inhaltes, sodann auch wegen der spannenden und fesselnden Schilderungsart, die Layard in so hohem Maße besitzt. Der erste Passus betrifft die Entdeckung und den Transport eines jener gigantischen Flügelstiere, deren Layard an die hundert im Nordwestpalast vorfand, während im zweiten der Forscher uns ein Gesamtbild eines von ihm ausgegrabenen assyrischen Palastes vor die Augen zaubert. Layard hatte von der Direktion des Britischen Museums ausdrückliche Instruktionen erhalten, er solle vorläufig keinen Versuch machen, einen Löwen- oder Stierkoloß zu transportieren. Vor allen Dingen sollten diese Riesenfiguren nicht zersägt werden, um dann in Europa wieder zusammengefügt zu werden, wie das die Franzosen mit einem in Schorsabad aufgefundenen Paar getan hatten, sondern sie sollten einstweilen, mit Erde bedeckt, in Nimroud bleiben, bis sich eine Gelegenheit fände, sie ungeteilt zu transportieren. Doch Layard war entschlossen, unter den vielen Denkmälern, die er nach England schickte, auch ein Paar dieser imposantesten aller assyrischen Altentümer mitzusenden. Doch lassen wir Layard jetzt selbst reden: “On the morning after these discoveries, I rode to the encampment of Sheikh Abdurrahman, and was returning to the mound, when I saw two Arabs of his tribe urging their mares to the top of their speed. On approaching me they stopped. ‘Hasten, O Bey,’ exclaimed one of them, ‘hasten to the diggers, for they have found Nimrod himself. Wallah (by Allah), it is wonderful, but it is true! We have seen him with our own eyes. There is no God but God,’ and both joining in this pious exclamation, they galloped off, without further words, in the direction of their tents. On reaching the ruins, I descended into the new trench, and found the workmen, who had already seen me, as I approached, standing near a heap of baskets and cloaks. The Arabs withdrew the screen they had hastily constructed, and dis-

9) *Nineveh and Its Remains*, vol. II, p. 38 sq.

10) p. 39 sq.

closed an enormous human head sculptured in full out of the alabaster of the country. I saw at once that the head must belong to a winged lion or bull, similar to those of Khorsabad. The expression was calm, yet majestic, and the outline of the features showed a freedom and knowledge of art scarcely to be looked for in the works of so remote a period. I was not surprised that the Arabs had been amazed and terrified at this apparition. This gigantic figure, blanched with age, thus rising from the bowels of the earth, might well have belonged to one of those fearful beings which are pictured in the traditions of the country, as appearing to mortals, slowly ascending from the regions below. One of the workmen, on catching the first glimpse of the monster, had thrown down his basket (for removing earth) and run off towards Mosul as fast as his legs could carry him. . . . Entering breathless into the bazaars, he announced to every one he met that Nimrod had appeared. While I was superintending the removal of the earth which still clung to the sculpture, and giving directions for the continuation of the work, a noise of horsemen was heard, and presently Abdurrahman, followed by half his tribe, appeared on the edge of the trench. . . . When they beheld the head, they all cried out together, 'There is no God but God, and Mohammed is his Prophet!' It was some time before the sheikh could be prevailed upon to descend into the pit and convince himself that the image he saw was of stone. 'This is not the work of men's hands,' exclaimed he, 'but of those infidel giants of whom the Prophet—peace be with him!—has said that they were higher than the tallest date tree; this is one of the idols which Noah—peace be with him!—cursed before the flood.' In this opinion, the result of a careful examination, all the bystanders concurred."<sup>11)</sup>

In bezug auf die Fortschaffung einer dieser Riesengestalten erzählte Layard folgendes: "At last I resolved upon constructing a cart sufficiently strong to bear any of the masses to be moved [Stier und Löwe]. . . . Each wheel was formed of three solid pieces, nearly a foot thick, from the trunk of a mulberry tree, bound together by iron hoops. I purchased a pair of iron axles, formerly used by M. Botta in bringing sculptures from Khorsabad. Across the axles were laid three beams, and above them several crossbeams, etc. Simple as this cart was, it became an object of wonder in the town. Crowds came to look at it, as it stood in the yard of the vice-consul's khan. . . . As long as the cart was in Mosul, it was examined by every stranger who visited the town. But when the news spread that it was about to leave the gates, the business of the place was completely suspended. The sectaries and scribes from the palace left their divans, the guards their posts, the bazaars were deserted, and half the population assembled on the banks of the river to watch

11) *Nineveh and Its Remains*, I, p. 72 sq.

the maneuvers of the cart. . . . The cart was the topic of general conversation in Mosul until the arrival, from Europe, of some children's toys, — barking dogs and moving puppets, — which gave rise to fresh excitement, and filled even the gravest of the clergy with wonder at the learning and wisdom of the Infidels. . . . To enable me to move the bull from the ruins and to place it on the cart in the plain below, it was necessary to cut a trench nearly two hundred feet long, about fifteen feet wide, and, in some places, twenty feet deep. There being no means at my disposal to raise the sculpture out of the trenches, like the smaller basreliefs, this road was necessary. . . . The bull was ready to be moved. The earth had been taken from under it, it was now only supported by beams resting against the opposite wall. Amongst the wood obtained from the mountains were several thick rollers. The bull was to be lowered upon these rollers. . . . The men being ready and all preparations complete, I ordered the wedges to be struck out from under the sculpture to be moved. Still, however, it remained firmly in its place. A rope having been passed around it, six or eight men easily tilted it over. The ropes held well. The mass gradually descended, the Chaldeans propping it up firmly with the beams. It was a moment of great anxiety. The drums and shrill pipes of the Kurdish musicians increased the din and confusion caused by the war-cry of the Arabs, who were half frantic with excitement. They had thrown off nearly all their garments; their hair floated in the wind, and they indulged in the wildest postures and gesticulations as they clung to the ropes. The bull once in motion, it was no longer possible to gain a hearing. The loudest cries I could produce were buried in a heap of discordant sounds. Away went the bull, steady enough as long as supported by the props behind; but as it came nearer to the rollers, the beams could no longer be used. The cables and ropes stretched more and more . . . and all broke together when the sculpture was within four or five feet of the rollers. The bull was precipitated to the ground. Those who held the ropes thus suddenly released, followed its example, and were rolling over one another in the dust. A sudden silence succeeded to the clamor. I rushed into the trenches, prepared to find the bull in many pieces. It would be difficult to describe my satisfaction when I saw it lying precisely where I wished to place it, and uninjured! The Arabs no sooner got on their legs again than, seeing the result of the accident, they darted out of the trenches, and seizing by the hands the women who were looking on, formed a large circle, and yelling their war-cry with redoubled energy, commenced a most mad dance. The musicians exerted themselves to the utmost; but their music was drowned by the cries of the dancers. It would have been useless to endeavor to put a check upon these proceedings. I preferred allowing the men to wear themselves out — a result which, considering the

amount of exertion and energy displayed both by limbs and throat, would not be long in taking place."<sup>12)</sup> Inzwischen war es Abend geworden. Die ganze Nacht hindurch piffen, tobten und tanzten die Araber. Am folgenden Tag wurde das Ungeheuer ohne weitere Zwischenfälle wohlbehalten auf den Karren geladen, um zum Tigris geschleppt zu werden. "It (the cart) was soon ready to be dragged to the river. Buffaloes were harnessed to the yoke, but although men pulled with ropes fastened to the rings attached to the wheels and to other parts of the cart, the animals, feeling the weight behind them, refused to move. We were compelled, therefore, to take them out, . . . and the Arabs, assisted by the people of Naifa and Nimroud, dragged the cart. The procession was formed. I rode first to point out the road. Then came the musicians with their drums and fifes, drumming and piping with might and main. The cart followed, dragged by about three hundred men, all screeching at the top of their voices." Endlich, nach einer Reihe von andern Zwischenfällen, darunter auch ein Streif seiner Araber, hatte Lahard das Vergnügen, den geflügelten Stier wohl erhalten auf einem eigens hierzu errichteten, von sechshundert luftgefüllten Schafshäuten getragenen Floß im Tigris zu sehen, um nach Bagdad und von da nach England transportiert zu werden. Mit dem Stier wurde auch ein geflügelter Löwe, der in derselben Weise aus dem Hügel zum Fluß geschafft wurde, stromabwärts geschickt. "I watched the rafts until they disappeared behind a projecting bank forming a distant reach in the river. I could not forbear musing upon the strange destiny of their burdens, which, after adorning the palaces of the Assyrian kings, the objects of wonder and maybe the worship of thousands, had been buried unknown for centuries beneath a soil trodden by Persians under Cyrus, by Greeks under Alexander, and by Arabs under the first descendants of their prophet. They were now to visit India, to cross the most distant seas of the southern hemisphere, and to be finally placed in the British Museum. Who can venture to foretell how their strange career will end?"<sup>13)</sup> "Wonderful! wonderful!" sprach der arabische Scheich zu Lahard. "There is surely no God but God, and Mohammed is His Prophet. In the name of the Most High, tell me, O Bey, what you are going to do with these stones. Can it be that your people learn wisdom from them, or is it that they are to go to the palace of your Queen, who, with the rest of the unbelievers, worships these idols? . . . But God is great, God is great! Here are stones which have been buried ever since the time of the holy Noah — peace be with him! Perhaps they have been underground before the deluge. For twelve hundred years have the true believers (and, praise be to God! all true wisdom is with them alone) been settled in this

12) *Nineveh and Its Remains*, vol. II, p. 64 sqq.

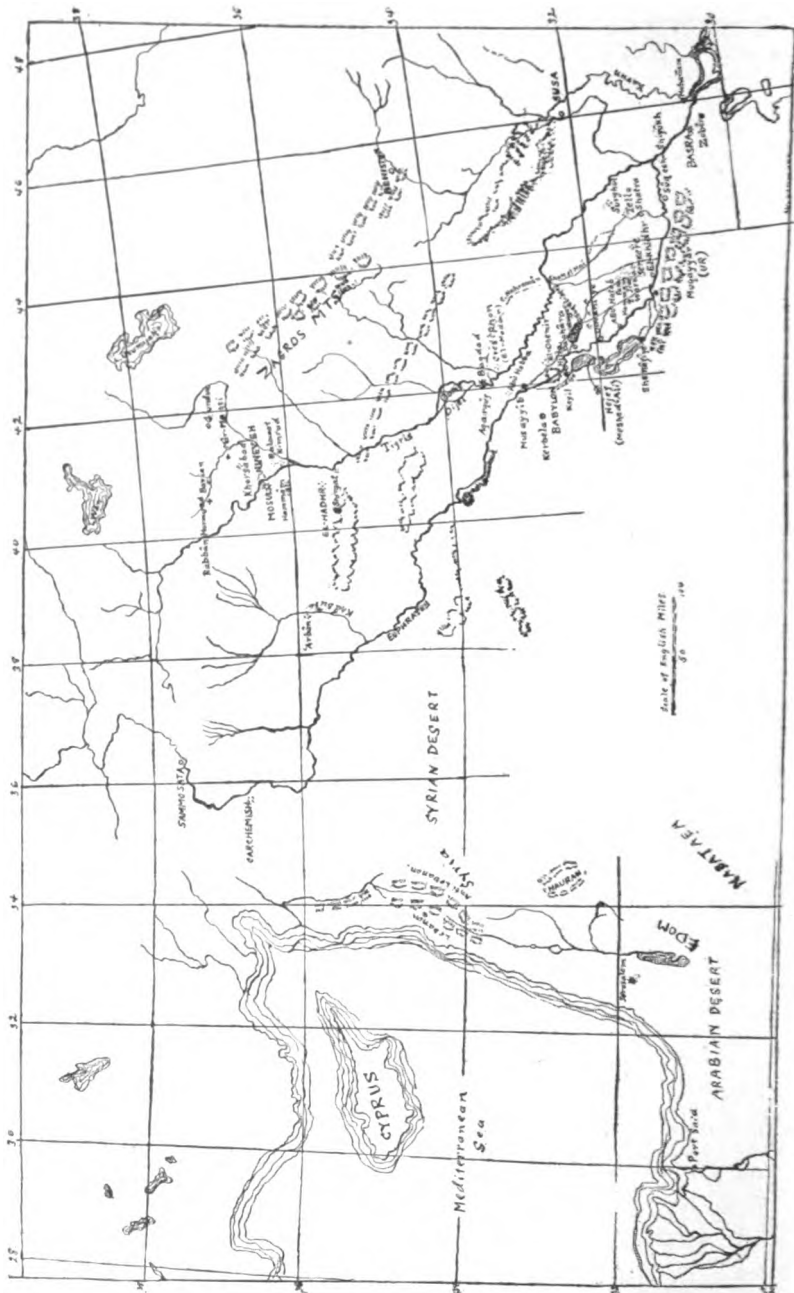
13) *Nineveh and Its Remains*, vol. II, p. 85 sq.

country, and none of them ever heard of a palace underground. But lo! here comes a Frank [*i. e.*, a European], and he walks up to the very palace, and makes a line here, and makes a line there. Here, says he, is the palace; there, says he, is the gate; and he shows us what has been all our lives beneath our feet, without our having known anything about it. Wonderful! wonderful! Is it by books, is it by magic, is it by your prophets, that you have learned these things? Speak, O Bey; tell me the secret of wisdom!"<sup>14)</sup>

Laßt uns jetzt unter der Führung Scharads die bloßgelegten Räume des Nordwestpalastes in Nimroud durchheilen und besichtigen. "We descend into the principal trench by a flight of steps rudely cut into the earth near the western face of the mound. . . . We descend about twenty feet and suddenly find ourselves between a pair of colossal lions, winged and human-headed, forming a portal. I have already described my feelings when gazing for the first time on these majestic figures. . . . In the subterranean labyrinth all is bustle and confusion. Arabs are running about in different directions, some bearing baskets of earth, others carrying the water-jars to their companions. The wild strains of Kurdish music may be heard occasionally issuing from some distant part of the ruins, and if they are caught by the parties at work, the Arabs join their voices in chorus, raise the war-cry, and labor with renewed energy. Leaving behind us a small chamber, we issue from between the winged lions, and enter the remains of the principal hall. On both sides of us are sculptured, gigantic, winged figures; some with the heads of eagles, others entirely human, and carrying mysterious symbols in their hands. To the left is another portal, also formed by winged lions. One of them, however, has fallen across the entrance, and there is just room to creep beneath it. Beyond this portal is a winged figure and two slabs with basreliefs. Further on there are no traces of wall . . . but only a solid structure built of unbaked clay. The slabs of alabaster have fallen from their original position, and we tread in the midst of a maze of basreliefs, representing chariots, horsemen, battles, and sieges. Having walked about one hundred feet among these scattered monuments of ancient history and art, we reach another doorway formed by gigantic winged bulls in yellow limestone. One is entire; but its companion has fallen, and is broken into several pieces — the great human head is at our feet. We pass on without entering that part of the building into which this portal leads. Beyond it we see another winged figure, holding a graceful flower in its hand. Adjoining this we find eight fine basreliefs. There is the king, hunting, and triumphing over, the lion and the bull; and the siege of a castle with the battering ram. We have now reached the end of the hall, and find before us an

14) *Nineveh and Its Remains*, vol. II, p. 70 sq.





elaborate and beautiful sculpture, representing two kings, attended by winged figures. In front of this baselief is a great stone platform, upon which, in days of old, may have been placed the throne of the Assyrian monarch, when he received his captive enemies, or his courtiers. To the left of us is a fourth outlet from the hall, formed by another pair of lions. We issue from between them, and find ourselves on the edge of a deep ravine, to the north of which rises, high above us, the lofty pyramid [der Tempelturm]. Figures of captives bearing objects of tribute—earrings, bracelets, monkeys—may be seen on the walls near this ravine; and two enormous bulls, and two winged figures above, fourteen feet high, are lying on its very edge. As the ravine bounds the ruins on this side, we must return to the yellow bulls. Passing through the entrance formed by them, we enter a large chamber surrounded by eagle-headed figures. . . . Whichever way we turn, we find ourselves in the midst of a nest of rooms; and without an acquaintance with the intricacies of the palace we should soon lose ourselves in this labyrinth. . . . We may wander through these galleries an hour or two, examining the marvelous sculptures, or the numerous inscriptions that surround us. Here we meet long rows of kings, attended by their eunuchs and priests, there lines of winged figures, carrying fir-cones and religious emblems, and seemingly in adoration before the mystic tree. Other entrances formed by winged lions and bulls lead us into new chambers. In every one of them are fresh objects of curiosity and surprise. At length, wearied, we issue from the buried edifice by a trench on the opposite side to that by which we entered, and find ourselves again upon the naked platform. We look around in vain for any traces of the wonderful remains we have just seen, and are half inclined to believe that we have dreamed a dream, or have been listening to some tale of Eastern romance. Some who may hereafter tread on the spot when the grass again grows over the remains of the Assyrian palaces, may indeed suspect that I have been relating a vision.”<sup>15)</sup> C. G ü n t e.

---

## Literatur.

**Im Concordia Publishing House, St. Louis, Mo., ist erschienen:**

1. Proceedings of the Twelfth Convention of the Evangelical Lutheran Synod of Missouri and Other States. (15 Gts.) Dieser Bericht enthält ein Referat über "The Unity of the Christian Church" von P. M. Sommer und neben den üblichen Geschäftsverhandlungen auch den Bericht über die Vereinigung mit der deutschen Synode.

2. "Justification." An Essay read before Augustana E. L. Conference, and published by its order. (10 Gts.) Diese kleine Schrift, welche das Con-

15) *Nineveh and Its Remains*, vol. II, p. 89 sqq.

cordia Publishing House mit Recht als "theological classic" bezeichnet, empfehlen wir herzlich unsern Lesern und auch zur Verbreitung in unsern Gemeinden. Es ist die zweite Auflage der von Prof. Dau durch die American Lutheran Publication Board herausgegebenen Schrift, deren Schriften und Bücher jetzt in den Besitz des Concordia Publishing House übergegangen sind.

3. Amerikanischer Kalender für deutsche Lutheraner auf das Jahr 1912. (10 Cts. portofrei.) Zum erstenmal erscheint dieser Kalender in dem Format von „Lehre und Wehre“, und zwar ohne Veränderung des Inhalts oder Verminderung des Lesestoffs.

4. „Der Heiland, mein Erlöser.“ Weihnachtsliturgie. Katechese für den Christabend. Targeboten von W. C. Klein. (5 Cts.; das Duzend 30 Cts.; das Hundert \$2.00.)

5. „Mache dich auf, werde Licht!“ Wechselgesang am Christabend von J. P. L. Kirsh. (20 Cts.; das Duzend \$1.75.) Auf sechs Seiten in full sheet music-Format bietet dieser Wechselgesang eine Liturgie, die abwechselnd vom Pastor und von den Kindern gesungen wird und sehr zur Hebung der Weihnachtsfeier beiträgt.

6. Weihnachtsliturgie von Lehrer J. H. Ungemach. (15 Cts.; das Duzend \$1.50.) Auch diese Liturgie wird abwechselnd vom Pastor und den Kindern gesungen und ist bisher sehr günstig aufgenommen worden.

7. „Our Church.“ A Program for the Festival of the Reformation. To be rendered in a Children's Service. (5 Cts.; das Duzend 40 Cts.)

8. Konjugationstabellen von Prof. August Crull (3 Cts.), von welchen unser Verlag schreibt: „Mit der Herausgabe dieser Konjugationstabellen glauben wir allen Lehrern und schulehaltenden Pastoren einen schätzenswerten Dienst zu leisten, ja wohl gar einem Bedürfnis, das schon mancher empfunden hat, abzuhelfen. . . . Es sind die Tabellen, die sich in Prof. Crull's vortrefflichem Lehrbuch der deutschen Sprache finden. Sie umfassen die Konjugation der Hilfszeitwörter 'haben', 'sein' und 'werden' und der Zeitwörter 'schlagen' (starke Konjugation) und 'loben' (schwache Konjugation). Wir zweifeln nicht daran, daß die Herausgabe dieser Tabellen von unsern schulehaltenden Pastoren und Gemeindefullehrern freudigst begrüßt werden, und daß man sie in den Mittel- und Oberklassen unserer Schulen sofort einführen wird, zumal da sie zu so äußerst billigem Preise angeboten werden. Der Nutzen für die Schule liegt auf der Hand.“

9. Synodalbericht. Verhandlungen der Deutschen Ev.-Luth. Synode von Missouri, Ohio u. a. St., versammelt als 13. Delegatensynode A. D. 1911. (45 Cts.) Dieser Bericht von 212 Seiten enthält außer den üblichen Verhandlungen auch einen Bericht über die Waltherverfeier samt den dabei gehaltenen Reden. J. B.

**Die Stimme unserer Kirche in der Frage von Kirche und Amt.** Eine Sammlung von Zeugnissen über diese Frage aus den Bekenntnisschriften der ev.-luth. Kirche und aus den Privatschriften rechtgläubiger Lehrer derselben. Von der Deutschen Ev.-Luth. Synode von Missouri, Ohio und andern Staaten als ein Zeugnis ihres Glaubens vorgelegt durch C. F. W. Walther. Jubiläumsausgabe. Wvidau 1911. Verlag des Schriftensvereins. 448 Seiten 5½ x 8½, in Leinwand mit Gold- und Deckeltitel gebunden. Preis: \$1.25 portofrei.

„Kirche und Amt“ war die erste größere Schrift Walthers, in welcher sich gleich anfangs nicht nur sein genialer Geist offenbarte, sondern auch seine lutherische Treue und wahrhaft kirchliche Gesinnung, der nichts ferner lag, als Menschenherrschaft in der Gemeinde aufzurichten. Der selige P. Kanfer schreibt in seiner Selbstbiographie (S. 261): „Ja, wir dürfen ohne Annäherung oder Übertreibung sagen: mit der sogenannten Missourisynode und den hier in der Synodal-konferenz verbundenen Synoden in den Vereinigten Staaten Amerikas ist die evangelisch-lutherische Kirche zum erstenmal nicht bloß nach Reinheit der Lehre — diese war schon unter Luther und zur Zeit der Verabfassung und Unterschrift der Konkordia von 1580 vorhanden —, sondern nun auch nach ihrer äußerlichen Verfassung und in ihrem eigentlichen Regiment öffentlich in die Erscheinung ge-

treten.“ Walthers „Kirche und Amt“ ist die erste Monographie, in welcher die schriftgemäße und lutherische Lehre von Kirche und Amt allseitig und gründlich, klar und überzeugend aus Schrift, Bekenntnis und den Lehrern der Kirche dargestellt wird. Gerade unsere lutherischen Gemeinden und Laien hatten darum besondere Ursache, das Walthertjubiläum zu feiern, denn Walther hat ihnen nicht nur zum vollen Bewußtsein und Genuß ihrer gottgegebenen und unveräußerlichen Priesterrechte verholfen, sondern auch treulich über die Unverletzlichkeit derselben gewacht.

F. B.

**D. C. F. W. Walthers Lebensbild**, entworfen von **Martin G ü n t h e r**.  
Concordia Publishing House, St. Louis, Mo. Preis: \$1.00.

Die Walthertfeier können wir nicht vorübergehen lassen, ohne auch an diesem Ort noch besonders hinzuweisen auf das vortreffliche „Lebensbild“, welches der selige Prof. Günther von D. Walther entworfen hat. In dreißig Abschnitten und etlichen Anhängen wird hier ohne alle Make und in der schlichtesten Weise, die überall das Gepräge der Wahrheit trägt, das Leben und Wirken D. Walthers geschildert. Pastoren und Lehrer sollten die Gelegenheit wahrnehmen und dafür sorgen, daß dies Buch seinen Einzug hält, wo möglich, in jede missourische Familie. Es wird gewiß viel dazu beitragen, daß die Walthertfeier zu einem bleibenden Segen für unsere Christen wird. — Aufmerksam machen möchten wir hier auch noch auf die vortreffliche Schrift **C. L. Zanzen's**: „Life of Rev. Prof. C. F. W. Walther, D. D.“, die in folgenden Abschnitten das Leben Walthers behandelt: „1. Childhood and Youth; 2. The Student; 3. Tutor in Cahla; Pastor in Braeunsdorf; 4. The Emigrant; 5. The St. Louis Pastor; 6. Organizer and President of the Missouri Synod; 7. Professor and Doctor of Divinity; 8. The Champion of True Lutheranism; 9. The Man of Letters; 10. The Advocate of English Mission Work; 11. Father, Christian, Gentleman, and Companion; 12. Faithful Unto the End.“ (Preis: 10 Cts.)

F. B.

**Fünfzehn Jahre in Amerika**. Von **Marg. Denk**. Verlag von  
Johannes Herrmann, Bivdau i. S. Preis: 60 Cts.

Diese schlicht erzählten Erinnerungen aus einem schlichten Pastorenleben haben einen eigentümlichen Reiz und werden insonderheit in unserer Synode von jung und alt gerne gelesen werden. Über die Ankunft und den Aufenthalt bei D. Walther lesen wir hier: „Endlich, endlich erreichten wir friere Gegend; der Kondukteur wintte uns und sprach: 'Jefferson Avenue and Miami Street.' Nun begannen unsere Herzen stark zu klopfen! Wie würde der Empfang sein in Professor Walthers Haus? Wie würde sich seine Frau zu mir stellen? Vornehm und sehr gelehrt stellte ich sie mir vor. Schön und frei war es ringsum. Breite, mit Bäumen eingefasste Straken, sehr hübsche, von Gärten umgebene Häuser, und dort stand ja das stattliche Concordia-College, das wir schon oft im Bilde gesehen; nicht weit davon die schöne, in gotischem Stil gebaute, mittelgroße Kirche. Ringsum lagen die Professorenwohnungen; Professor Walthers Häuschen war damals wohl das bescheidenste. Das hübsche, überaus sauber gekleidete Mädchen, das auf unser Klopfen erschien, rief ganz erfreut: ‚O, da sind Sie ja schon! Wir erwarteten Sie erst am Abend. Gleich will ich Herrn Professor rufen!‘ Damit führte sie uns in ein rührend einfaches Wohnkübchen und lief eilig die Treppe hinauf. Nach wenig Minuten trat der Mann ein, dessen Bild mir bisher weit mehr Scheu als Vertrauen eingefloßt hatte. Jetzt strahlten seine Augen von Liebe und Freude; er breitete die Arme aus und schloß meinen Mann, der vor Erregung weinte, an sein Herz. Es war ein frommes, treues, edles Herz; und die hier geschlossene Freundschaft hielt an bis zum Tode. Dann reichte er auch mir die Hand und nannte mich eine tapfere Frau, was ich freilich nicht immer gewesen war. Nun rief er zur Tür hinaus: ‚Kathrine! Holen Sie schnell meine Frau; sie ist im Näherein. Und kochen Sie gleich Kaffer!‘ Bald kam die liebe Frau mit kurzen, raschen Schritten gelaufen, im grauen Kleid, weißen Schürchen und sehr bescheidenen schwarzen Spitzenhäubchen. Wie heimlich klang mir die echt sächsische Sprache, in der sie uns aufs herzlichste begrüßte! ‚Wie geht's auf Staten Island? Was macht Klärchen? Wie verlief die Seereise?‘ So waren wir noch denselben Abend daheim im Hause, das ich mir so fremd, vornehm und etwas steif

vorge stellt hatte. Wohl sechs Wochen, vielleicht noch länger, genossen wir die Gastfreundschaft dieser herrlichen Menschen. Mein lieber Mann stürzte sich mit Feuereifer in theologische Studien, besuchte oft die Vorlesungen im College und machte eine Menge interessanter Bekanntschaften. Ich war weniger befriedigt, ja, ich fühlte mich zurückgesetzt und war etwas eifersüchtig auf die ganze Missourishode. Bisher hatte mein lieber Mann fast alles, was ihn innerlich bewegte, mit mir besprochen; ja, auf der langen Reise und in der davor liegenden Zeit großer Aufregung hatte er niemand gehabt, dem er sein beschwertes Herz ausschütten könnte, als mich. Hier traf er Männer, die nicht nur ganz eines Sinnes mit ihm waren, sondern ihm eine Fülle geistiger und geistlicher Schätze mitteilen konnten. Interessant ist ferner der Bericht über die sächsische Auswanderung unter Stephan, welchen die Verfasserin Frau D. Walther in den Mund legt. — Zugungen ist uns aus demselben Verlag auch die Schrift „Aus meiner Kindheit. Jugenderinnerungen von Margarete Lent“ (60 Cts.). Beide Schriften sind im Concordia Publishing House zu haben. F. B.

**Grundriß der Symbolik — Konfessionskunde.** Von D. Gustav Plitt. Fünfte, verbesserte Auflage, herausgegeben von D. Viktor Schulze. Verlag von A. Deichert, Leipzig. Preis: M. 2.80; gebunden: M. 3.50.

Diese kurze Symbolik des trefflichen Plitt behandelt nach einer kurzen Einleitung über Begriff, Aufgabe und Geschichte der Symbolik: 1. die griechisch-katholische Kirche (S. 4—21), 2. die römisch-katholische Kirche (S. 23—65), 3. die lutherische Kirche (S. 66—99), 4. die reformierte Kirche (S. 100—136), 5. folgende Sekten: Mennoniten, Quäker, Baptisten, Methodisten, Heilsarmee und die Apostolische Gemeinde (S. 137—160). Die Behandlung ist, wenn gleich nicht überall ausführlich, so doch klar und fast durchweg zutreffend. Über die lutherische Lehre vom freien Willen sagt Plitt S. 84 ff.: „Der natürliche Mensch hat eine gewisse Freiheit für das äußere, natürliche Leben. Aber nach der Schrift ist er gänzlich unvermögend zu allem geistlichen Leben. Er ist blind, von Gott abgelehrt, ihm feind, dem Bösen zugewendet. Daher ist der Mensch in diesem Falle vergleichbar einem Blinden. Ihm kommt nur eine *capacitas passiva* zu; der Unwiedergeborene ist *subjectum (τροχελινευον)* convertendum. Der Vernunft widerspricht dies: es ist der Schrift zu glauben. 3. Die Bekehrung durch das Wort. Dieser Zustand führt zur Frechheit oder zur Verzweiflung. Gott allein kann den Menschen belehren; er tut es durch den heiligen Geist. Der heilige Geist wirkt nach der Schrift nicht ohne Mittel: seine Mittel sind das Wort und die Sakramente. Wo das Wort gepredigt wird, da wirkt gewiß der heilige Geist. Dies ist nach der Verheißung zu glauben. Gott zwingt nicht zur Bekehrung, aber er wirkt kräftig, bricht den Willen, erleuchtet den Verstand, schafft ein neues Herz. So steht der neue Anfang allein bei Gott; aber danach kann und soll der Mensch, der wiedergeborene, mitwirken, wiewohl noch in großer Schwachheit und auch jetzt nicht mit seinen natürlichen Kräften, sondern mit den vom heiligen Geist gewirkten.“ Von der Gnadenwahl heißt es S. 89 ff.: „Sie ist, wenn richtig behandelt, eine tröstliche und heilsame Lehre. Scharfe Unterscheidung zwischen *praescientia* und *praedestinatio*. Die Vorsehung Gottes (*praescientia*, *praevision*) geht über alle Kreaturen, gute oder böse. Gott sieht alles, was geschieht, und ordnet auch das Böse; aber das Böse kommt nicht von ihm. Die ewige Wahl Gottes (*praedestinatio*) geht allein über die Kinder Gottes und ist die wirksame Ursache ihrer Seligkeit. Sie ist durchaus freier Beschluß Gottes, durch nichts im Menschen bedingt, ausgeführt durch Christus und verhängt im Worte und in den Sakramenten. Gottes Gnadenanerbieten ist ein allgemeines; jeder, an den es ergeht, soll sich des getrösten, daß er ewig von Gott erwählt ist, und daß Gott das angefangene Werk in ihm vollenden will, wenn er in Kraft des Geistes im Glauben beharrt. Wer dann doch verloren wird, trägt selbst die Schuld in seinem eigenen verkehrten Willen. Dies ist es, was Gott vom Geheimnis der ewigen Wahl im Wort uns offenbart hat. Daran sollen wir uns genügen lassen. Dann ist weder zum Kleinmut noch zum frechen Leben Anlaß vorhanden. Dagegen bringt weiteres Grübeln über das von Gott verborgene Gehaltene und darum Ungründliche des Geheimnisses der Seele Gefahr.“ Die Aussagen im Text werden überall durch zahlreiche Zitate in den Fußnoten belegt. F. B.

**Zentralfragen der Dogmatik in der Gegenwart.** Sechs Vorlesungen von D. Ludwig Ihmels. A. Deichert's Verlag, Leipzig. Preis: M. 2.80; gebunden: M. 3.40.

D. Ihmels, der im vorliegenden Buch die Hauptfragen der modernen Dogmatik behandelt, vertritt wesentlich die von Hofmann und Frank begründete Erlanger Theologie, die die alte lutherische Schrifttheologie durch die sogenannte Erfahrungstheologie verdrängt hat. Die hier gebotenen sechs Vorlesungen tragen folgende Überschriften: „1. Glaube und Dogma. 2. Das Christentum, sein Wesen und seine Absolutheit. 3. Das Wesen der Offenbarung. 4. Die Person Jesu. 5. Das Werk Jesu in seiner bleibenden Bedeutung für die Gemeinde. 6. Die Gewißheit des Glaubens.“ Ein „Anhang“ (S. 167—188) bringt Nachweise, Ergänzungen und Mitteilungen aus der Besprechung, die sich angeschlossen an die Vorlesungen, die auf einem vom königlichen Sächsischen Kultusministerium veranstalteten theologischen Kursus zur Weiterbildung von Volksschullehrern zu Leipzig gehalten wurden. F. B.

**Die Kirche Deutschlands im neunzehnten Jahrhundert.** Eine Einführung in die religiösen, theologischen und kirchlichen Fragen der Gegenwart von Reinhold Seeberg. Dritte Auflage. A. Deichert's Verlag, Leipzig. Preis: M. 7.20; gebunden: M. 8.20.

Dies Buch zerfällt in zwei Abschnitte. Der erste gibt einen „Rückblick auf die erste Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts“ und zerfällt in folgende Kapitel: „1. Gesichtspunkte und Einteilung. 2. Die Aufklärung. 3. Der alte Glaube. 4. Klassiker und Romantiker, Goethes religiöse Anschauung, Herders Anregungen. 5. Schleiermachers Anfänge, die Reden und die Monologen. 6. Der lebendige Gott, das Zeitalter der Erweckung. 7. Restauration und Romantik in der katholischen Kirche. 8. Der Kampf wider den Rationalismus. 9. Die Union. 10. Schleiermacher als Theologe und Kirchenmann. 11. Die Stellung von Kant, Hegel und Schelling zum Christentum. 12. Theologie und Kirche, die theologischen Richtungen, Strauß' Leben Jesu. 13. Theologische Repristination. 14. Bauers Stellung in der Geschichte der Theologie.“ Der zweite Abschnitt wirt „Blick auf die neueste Zeit“ und fügt den obigen folgende Kapitel hinzu: „15. Historische und politische Wandlungen, Bismarcks Christentum, Realismus und Idealismus. 16. Geistige Wandlungen, die Philosophie und der praktische Materialismus. 17. Nationalökonomie, Naturwissenschaft und Geschichte. 18. Neue Stimmungen, Schopenhauer, Hartmann und Nietzsche. 19. Bildung, Kunst, Literatur. 20. Die Christen von heute, die Aufgaben der Predigt und des höheren Religionsunterrichtes. 21. Kirchenverfassung und Kirchenpolitik. 22. Der Protestantenverein, die Bekenntnisfrage, die Sektierer. 23. Die theologischen Standpunkte: konservative und liberale Theologie. 24. Die Vermittlungstheologie. 25. Die Erlanger Theologie, Hofmann und Frank. 26. Die Theologie Ritschls. Die dogmatischen Aufgaben der Gegenwart. 27. Die ezegetische und die historische Theologie. 28. Innere und äußere Mission. Die Kirche und die soziale Frage. 29. Die Einheitsstendenzen in der evangelischen Kirche. 30. Ein Blick auf die römisch-katholische Kirche. Schlußwort.“ — Der theologische Standpunkt, den Seeberg als Maßstab der Beurteilung anlegt, ist der der in „Lehre und Wehre“ schon öfters charakterisierten „modern positiven Theologie“, deren Hauptexponent Seeberg selber ist, und die sich nicht etwa an der altlutherischen, sondern durchweg an der rationalistischen Theologie Schleiermachers orientiert. Von Schleiermachers „Glaubenslehre“ (1821/22) rühmt Seeberg: „Dieses Buch hat das neunzehnte Jahrhundert Theologie gelehrt. Es hat alle beeinflusst, und wer könnte sich die Theologie von heute ohne dieses Werk vorstellen? . . . Es waren gerade dreihundert Jahre vergangen seit dem ersten Versuch einer evangelischen Dogmatik, als das vollkommenste und großartigste dogmatische Werk, das die evangelische Kirche bisher hervorgebracht hat, erschien. Man kann sagen, daß die gesamte dogmatische Arbeit der Kirche im neunzehnten Jahrhundert ihre Ziele und Bahnen durch dieses Werk Schleiermachers erhalten hat.“ (S. 86.) „Nicht wie Hofmann weisen ihrerseits auf Schleiermachers Anregungen zurück. Das ist schließlich die Geschichte der systematischen Theologie des neunzehnten Jahrhunderts, daß Schleiermachers Ideen sich durchgesetzt haben, aber so, daß sie immer ener-

gischer in das Positive (?) und Kirchliche überseht worden sind. Sie sind allen, auch denen, die von Schleiermacher wenig wissen wollen, etwas geworden." (S. 351.) Aus dieser Stellung Seebergs geht hervor, daß sein Buch einen kritischen Leser erfordert, zumal es geschrieben ist in einem Stil, der ebenso lebendig, geistreich und anziehend ist wie der Stil Rahnis'. f. B.

**Volkserziehung.** Kritiken und Vorschläge von D. Richard Seyfert. Gekrönte Preisschrift. Verlag des Rathhause Zimmer-Haus, Berlin. Preis: M. 2.40.

Der erste Teil dieser Schrift ist eine Kritik der bestehenden Zustände in dem politischen, wirtschaftlichen, sozialen, geistigen und persönlich-sittlichen Leben Deutschlands. Der zweite Teil bietet Vorschläge zur „sozialen Gesundung durch Erziehung“. Die spezifisch christliche Erziehung aber, die doch allein im eigentlichen Sinne des Wortes Erziehung genannt werden kann, kennt Seyfert nicht. An die Stelle derselben setzt er vielmehr einen Humanismus, der weder das sündliche Verderben des Menschen noch seine Rettung durch Christum anerkennt. Und wenn Seyfert von Religion und Kirche redet, so hat er dabei die liberale Richtung im Sinn, die tatsächlich mit dem Christentum und dessen Lehren nichts mehr zu schaffen hat, wie z. B. auch aus folgender Definition Seyferts von Religion hervorgeht: „Religion ist das unbezwingbare Gefühl, abhängig und wirkend in einem unendlichen Zusammenhange zu stehen.“ — In demselben Verlag ist erschienen: „Der Erziehungsstaat nach Stein-Fichteschen Grundrissen, in einer Hilfsschule durchgeführt von Johannes Vangermann“ (M. 1.20), ein in vieler Hinsicht interessantes, aber doch im Grunde utopisches Büchlein, weil es einen Hauptfaktor, die menschliche Erbsünde, aus der Rechnung ausschaltet. f. B.

**Lehrbuch der Sprechtechnik.** Von Hans Calm. R. Voigtländers Verlag in Leipzig. Preis: M. 1.10.

„An vielen Stellen regt es sich, um die so lange als Aschenbrödel in die Erde gestellte Rhetorik wieder hervorzuheben und ihr den Platz anzuweisen, den sie unter den andern Künsten mit Recht beanspruchen darf. Eine Anzahl von Universitäten hat Lehrstühle für sie errichtet. Der junge Student kann in praktischen Übungen den richtigen Gebrauch seiner Sprechwerkzeuge erlernen. Für jeden, der mit der Kanzel vertraut ist, bedarf es keiner Auseinandersetzung, wie viele Prediger es gibt, die zum eigenen wie zum Wohle ihrer Hörer viel mehr Erfreuliches leisten würden, wenn sie sprechen gelernt hätten. Gerade bei dem Geistlichen werden große Ansprüche an die stimmliche Leistungsfähigkeit gestellt. An einem Lehr- und Übungsbuch, das einfach und schlicht das Notwendige gibt, hat es bisher gefehlt; dem will das vorliegende Werkchen abhelfen. Für die Gymnasien der Junge, der Lippen und des Unterkinnns ist ebensowohl nur das Allernötigste gesagt wie für das richtige Atmen. Das Buch will sich nur mit der Sprechtechnik befassen, und darum sind auch die Angaben, wo und wie im Ansprachrohr ein Laut gebildet werden muß, damit er rein und schön erklingt, von möglicher Tragfähigkeit ist und den Kehlkopf entlastet, so kurz und präzise wie möglich gefaßt. Auch die phonetischen Hinweise sind auf das durchaus nötige Maß gehalten.“ f. B.

**Am Wegsaum.** Ein Jahrbuch für das deutsche Haus, herausgegeben von Paul Blau. III. Jahrgang. 224 Seiten, mit Originalbuchdruck von A. Wiedermann und sechs Kunstdruckbeilagen. Agentur des Rauhen Hauses, Hamburg. Preis: gebunden: M. 2.50.

Die Hauptinhaltsitel dieses Jahrbuches sind: „1. Zeit und Ewigkeit. 2. Die Pfarrfrau aus Versehen. 3. Bezahle, was du schuldig bist! Ein Mahnwort an Erzieher. 4. Bilder aus der ärztlichen Mission. 5. Frau Gitt' bei Nacht. 6. Theobald Roths erste Christfeier. 7. Prinz Emil von Schönau-Carolath. 8. Wulfila, der Gotenbischof. 9. Wie mein Großvater ein Mann und Meister wurde. Kindheit und Jugend des Prof. Karl Hermann. 10. Bei den lieben Brüdern von der Landstraße. 11. Los von Rom — hin zum Evangelium! Bilder aus der evangelischen Bewegung in Oesterreich.“ Insonderheit der letzte Artikel ist lehrreich und interessant. Was man aber in diesem Jahrbuche ver-

migt, ist der christliche Lehrstoff, was jedoch mit der Richtung des Rauhen Hauses stimmt, welches es mit Zurückstellung der kirchlichen Lehrunterschiede, die auch in diesem Jahrbuch zutage tritt, vornehmlich abgesehen hat auf das, was man jetzt vielfach „praktisches Christentum“ nennt. — Aus demselben Verlag ist uns zugegangen: „Zaalahn, die Geschichte einer Indianerliebe“, von Gustav Harders, mit sieben Illustrationen (M. 3.60). Diese spannend und mit Liebe zu den Indianern geschriebene Geschichte, die zugleich auch ein Bild aus dem heutigen Indianerleben in Arizona bietet, kann jung und alt bestens empfohlen werden.

F. B.

**Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis.** Besinnliches und Beschauliches von Anna Freifrau von Zedlitz und Neukirch. Agentur des Rauhen Hauses, Hamburg. 160 Seiten. Preis: Kartoniert: M. 1.80; gebunden: M. 2.50.

Dies Buch erinnert an die Schriften Vetter, der zwar immer geistreich und anziehend, aber nicht immer gesund in der Lehre ist. Dasselbe gilt auch von dieser Schrift, deren Tendenz eine apologetische ist, eintretend für den Glauben an einen persönlichen Gott, mit etlichen Anklängen an spezifisch christliche Gedanken. Die Verfasserin sagt: „Diese Blätter wollen nicht schnell hintereinander gelesen werden. Sie sind für solche bestimmt, die gerne ein wenig über das Leben nachdenken, über das Leben der Seele, das Leben der Natur, auch das Leben des Alltags und alles unter das Licht des Ewigen stellen. Ihnen sei dies Buch gewidmet.“ Zweck dieser Schrift ist also nicht sowohl, lehrhaft zu sein, als vielmehr edle, feierliche und religiöse Stimmungen zu erzeugen.

F. B.

**Die Weltgeschichte in mnemonischen Reimen.** Von Frhr. Friß von Holzhausen. L. Schwarz & Co., Berlin. Preis: 60 Pf.

Zu dieser Schrift bemerkt der Verlag etwas optimistisch: „Nichts wird leichter vergessen als die Jahreszahlen der Weltgeschichte. Diesem Uebelstande hilft die vorliegende Schrift gründlich ab. Der Verfasser hat die wichtigsten geschichtlichen Ereignisse in je ein Reimpaar gebracht. In den ersten Konsonanten des zweiten Verses liegt die Jahreszahl versteckt, die unbewußt mitgelernt wird. Wer die kurzen Zweizeiler auswendig gelernt hat, hat die weltgeschichtlichen Zahlen für sein ganzes Leben im Kopf.“

F. B.

**Der Jesuit.** Von Felicia Butz Clark; in freier Bearbeitung von Friedrich Muz. Jennings und Graham, Cincinnati. Preis: \$1.10.

Diese interessante Erzählung zeigt, wie die Jesuiten es anfangen, um vornehme amerikanische Damen in Rom für die römische Kirche zu gewinnen.

**THE BOOK OF CONCORD;** or, The Symbolical Books of the Evangelical Lutheran Church. Translated from the original language, with analyses and an exhaustive index. Edited by Henry Eyster Jacobs, D. D., LL. D., S. T. D. Philadelphia: General Council Publication Board. Preis: \$1.50. Auch im Concordia Publishing House vorrätig.

Mit Freuden begrüßen wir diese überaus billige Ausgabe des Konkordienbuchs und wünschen derselben, insonderheit in der englisch-lutherischen Welt, die weiteste Verbreitung. Die Einigkeit der lutherischen Kirche kann nicht besser gefördert werden als durch das eifrige Studium der symbolischen Bücher und der Schriften Luthers. Werden die Bekenntnisse unserer Kirche wirklich angenommen, nicht bloß teilweise, sondern ganz, nicht bloß offiziell und formell, sondern in wirklicher Lehre und Praxis, und zwar in dem Sinn, in dem sie allein verstanden sein wollen und verstanden werden können, so ist die von Gott gewollte Einigkeit des Geistes vorhanden, und es liegt dann nichts mehr im Wege, warum es in Amerika nicht auch zu einer äußerlichen Einigkeit der lutherischen Kirche kommen sollte. Alle wahren Lutheraner, denen die wirkliche Einigkeit der lutherischen Kirche am Herzen liegt, und die sie betend auf dem Herzen tragen, können darum auch nichts sehnlicher und ernstlicher wünschen, als daß die Bekenntnisse



unserer Kirche möglichst weit und in allen Sprachen, in welchen es Lutheraner gibt, verbreitet und ernstlich und eifrig studiert werden, nicht bloß von Predigern und Lehrern, sondern auch Laien. Von diesem Studium sowie von dem eifrigen Studium der Schriften Luthers hängt die Zukunft der lutherischen Kirche ab. Die vorliegende Übersetzung, obwohl sie, soweit wir uns dieselbe haben ansehen können, in der Genauigkeit vielfach noch zu wünschen übrig läßt, ist bis dato die beste im Markte. Die Übersetzung der Augustana ist nicht die von D. Krauth revidierte Übersetzung vom Jahre 1886, sondern die vom Konzil offiziell angenommene und approbierte. Die Übersetzung des Kleinen Katechismus stammt von D. C. F. Schäffer, die des Großen Katechismus von Prof. A. Martin und die der Apologie, der Schmalkaldischen Artikel und der Konkordienformel von D. Jacobs. Am Rande sind auch die Seitenzahlen der Ausgabe Müllers mit- angegeben.

J. B.

*THE CONFSSIONAL PRINCIPLE AND CONFSSIONS OF THE LUTHERAN CHURCH*, by Theodore E. Schmauk and C. Theodore Benze, with translations from the introductions and writings of Theodor Kolde. Philadelphia: General Council Publication Board. Preis: \$4.00.

In den verfloffenen drei Jahren sind drei größere Schriften erschienen über das lutherische Bekenntnis, Richardts in deutscher Sprache und Richards und nun auch Schmauks in englischer. Obwohl Schmauk keine Namen nennt, so ist doch seine Schrift durchweg Polemik gegen die laze Bekenntnisstellung der Generalsynode, wie sie Richard und seine Vorgänger in Gettysburg zum Ausdruck gebracht und verteidigt haben. Das Werk Schmauks umfaßt CXXXI und 962 Seiten und zerfällt in vier Bücher mit folgenden Überschriften: "1. The Nature of the Christian Confessional Principle; 2. The Historical Rise and Development, in Christianity, of the Confessional Principle; 3. The Nature, Origin, and Historical Development of the Lutheran Confessional Principle; 4. A Partial Application of the Lutheran Confessional Principle to American Conditions in the Twentieth Century." Auf alles, was wir an diesem umfangreichen Buche loben und tabeln könnten, näher einzugehen, würde den Rahmen einer Rezension weit überschreiten. Wir beschränken uns darum auf etliche Bemerkungen. Alle historischen Fragen, die Augustana betreffend, werden von Schmauk mit einer schier erdrückenden Gründlichkeit und Ausführlichkeit behandelt, wozu insonderheit Kolde und andere deutsche Forscher das Hauptmaterial geliefert haben. Mit großer Begeisterung tritt Schmauk für das lutherische Bekenntnis ein, und zwar nicht bloß für die Augustana, sondern für alle lutherischen Symbole und ganz besonders für die Konkordienformel, die ein Lutheraner in der Tat nicht wirklich kennen kann, ohne von Liebe und Bewunderung zu derselben erfüllt zu werden. Durch sein ganzes Buch hin bekämpft Schmauk, wo immer sich ihm Gelegenheit bietet, die von Schaff befürtwortete Union, sowie auch den Melancthonismus der Generalsynode, dessen Exponenten Männer wie S. S. Schmuder, Valentine, Butler und Richard waren, obwohl uns dünken will, daß Schmauk doch ein Schlupfloch für Unionisterei gelassen hat in dem, was er über "cooperation" (S. 891 ff.) sagt. Schmauks Buch ist die ausführlichste Schrift in englischer Sprache gegen den konfessionellen Lagismus in der Generalsynode; und wer sich durch Richards Buch hat irreführen lassen, dem empfehlen wir die vorliegende Schrift zur Ernüchterung, der wir darum insonderheit in der Generalsynode nette Verbreitung wünschen. — Was die Ausstellungen betrifft, so sehen wir hier ebenfalls von einzelnen Unklarheiten, solchen theologischen Urteilen und mancherlei Widersprüchen in der Darstellung Schmauks ab und beschränken uns auf etliche Punkte. Die große rhetorische Breite der Darstellung und die zahlreichen Wiederholungen machen das Buch weit umfangreicher, als nötig gewesen wäre. Die Folge wird sein, daß nur wenig Leser sich dazu verstehen werden, das Buch ganz zu lesen. Hätte der Verfasser sich der Kürze befreit, so dürfte auch für manche Parteien, die mit Recht Anspruch auf eine gründlichere Erörterung machen, als sie im vorliegenden Buch gefunden haben, Raum genug vorhanden gewesen sein. Zu diesen Punkten gehört vornehmlich die Darstellung der Streitigkeiten, welche zur Entstehung und Annahme der Konkordienformel führten, die relativ dürftig ausgefallen ist, sowie auch die Darlegung der einzelnen Lehren der Konkordienformel, von denen nur die von der Person

Christi ausführlicher behandelt ist. Auch sonst verrät der Abschnitt über die Kontorbenformel, daß hier zuweilen recht flüchtig gearbeitet worden ist (S. 753. 761). Die Apologie, die beiden Katechismen Luthers und die Schmalkaldischen Artikel sind überhaupt in einem besonderen Kapitel nicht berücksichtigt worden. Viele von den theologischen Fragen, welche in Amerika und zum Teil auch in Deutschland in den letzten hiebzig Jahren ventilirt worden sind und die jedem Lutheraner sofort in den Sinn kommen, wenn er vom lutherischen Bekenntnis redet, hat Schmaut ebenfalls unberührt gelassen. So werden z. B. die Lehren vom freien Willen, von der Bekehrung und von der Gnabentwahl kurzgerhand abgetan und ohne klare Stellungnahme zu dem in Amerika über dieselben geführten Streit. Auch gibt Schmaut keinen klaren Bescheid auf die Frage, ob in der lutherischen Kirche der ganze Lehrgehalt der Symbole verbindlich sei oder nur die thetischen und antithetischen Erklärungen, oder wie man in Deutschland auch wohl sagt, ob die Bekenntnis *schriften* selber verbindlich seien oder bloß das Bekenntnis im Bekenntnis. Endlich möchten wir noch darauf hinweisen, daß Schmaut die historische Tatsache ignoriert, daß D. Walther der Mann war, der wie keiner vor ihm in Amerika seine Stimme wie eine Posaune erhob für das lutherische Bekenntnis und mit demselben vollen, ganzen Ernst machte gegen jeden Unionismus und Melancthonismus, gegen jede Abweichung von lutherischer Lehre und Praxis und gegen jegliche Duldung unlutherischer Lehren innerhalb der lutherischen Kirche. Was man auch immer von dem vortrefflichen Krauth und andern amerikanischen Theologen in dieser Beziehung rühmen mag und kann, Walther ist und bleibt der eigentliche Vater des lutherischen Konfessionalismus in Amerika, der auch mehr als irgendein anderer dazu beigetragen hat, daß die lutherischen Symbole in Amerika wieder zu Ehren und Ansehen gelangt sind. Und gerade auch Krauths "Conservative Reformation", sowie auch die vorliegende Schrift Schmauts sind ein Beweis dafür, wie weit der Einfluß Walthers reicht auch außerhalb seiner eigenen Synode. Kurz, ohne auf Walther zurückzugehen, läßt sich das Wiedererwachen des Konfessionalismus in Amerika nicht wirklich orientierend darstellen. Schmauts Buch hätte bedeutend gewonnen, wenn er den Einfluß Walthers in konfessioneller Beziehung zum Gegenstand eines besonderen Kapitels gemacht hätte. Auch die rechte Beurteilung Melancthons betreffend hat Walther schon vor fast vierzig Jahren richtigeren Aufschluß gegeben, als man in der Regel in Darstellungen aus neuester Zeit zu finden vermag. Offenlich wird Schmauts Buch vielen ein Anlaß werden zum ernstern Studium der lutherischen Bekenntnisschriften selber, insonderheit der Kontorbenformel.

§. B.

*ENGLISH SYNONYMS AND ANTONYMS*, with notes on The Correct Use of Prepositions, by James C. Fernald, L. H. D. Funk & Wagnalls Co., New York. Preis: \$1.50.

Wer sich die Mühe gibt, dies Buch gründlich zu durchadern, wird als Ertrag seiner Arbeit nicht nur einen bedeutenden Gewinn für seine Kenntniss des Englischen davontragen, sondern auch in andern Beziehungen, insonderheit für die Klärung seiner Begriffe, große Ausbeute machen. Daß die Arbeit auch gar nicht so langweilig sein wird, wird der Leser erkennen aus folgendem Beispiel, das wir zur Charakteristik des Buches hier folgen lassen: "Synonyms: fate, foreknowledge, foreordination, necessity. *Predestination* is a previous determination or decision, which, in the divine action, reaches on from eternity. *Fate* is heathen, an irresistible, irrational power determining all events, with no manifest connection with reason or righteousness; *necessity* is philosophical, a blind something in the nature of things binding the slightest action or motion in the chain of inevitable, eternal sequence; *foreordination* and *predestination* are Christian, denoting the rational (1) and righteous order or decree of the supreme and all-wise God. *Foreknowledge* is simply God's antecedent knowledge of all events, which some hold to be entirely separable from His foreordination, while others hold foreordination to be inseparably involved in foreknowledge. Antonyms: accident, chance, choice, free-agency, freedom, free will, independence, uncertainty. Prepositions: *Predestination of* believers to eternal life." Allen, die in englischer Sprache zu arbeiten haben, kann dies Buch empfohlen werden.

§. B.

**A DESK-BOOK OF ERRORS IN ENGLISH.** By *Frank H. Visse*  
*telly*, F. S. A. Funk & Wagnalls Co., New York. Preis:  
75 Cts.

Dieses Buch ist eine vorzügliche Ergänzung des vorigen und wird jedem, der ein reines Englisch liebt, um so willkommener sein, da der schiefer allgemeine Gebrauch von "slang" in unserer Zeit und insonderheit in unserm Lande ebenso rasch in der englischen Sprache um sich greift wie "rag-time" in der Musik.  
F. B.

**HOW TO SPEAK IN PUBLIC,** by *Grenville Kleiser*. Funk & Wagnalls Co., New York. Preis: \$1.25.

Wer ein Buch über Rhetorik wünscht, dem kann das vorliegende empfohlen werden, das relativ nüchtern, nicht allzubreit und ausführlich und reich an Beispielen ist. Das Buch zerfällt in folgende Hauptteile: "I. Mechanics of Elocution" mit den Unterabteilungen: "1. Breathing and Vocal Hygiene. 2. Vocal Expression. 3. Voice Culture. 4. Modulation. 5. Modulation (continued). 6. Modulation (continued). 7. Gesture." "II. Mental Aspects" mit folgenden Abschnitten: "8. Pausing. 9. Picturing. 10. Conversation. 11. Confidence. 12. Bible Reading." "III. Public Speaking" mit folgenden Teilen: "13. Previous Preparation. 14. Preparation of the Speech. 15. Divisions of the Speech. 16. Delivery of the Speech." "IV. Selections for Practice" mit zahlreichen Proben von berühmten Rednern aus alter und neuer Zeit, von Demosthenes an bis herab auf Bryan und Roosevelt.  
F. B.

*The Sunday School Times Company, Philadelphia*, hat uns zugesandt:  
"The Minister's Social Helper," by *Theresa Hunt Wolcott*. (\$1.00.)

*Augustana Book Concern* hat uns zugehen lassen:

"Augustana-Synodens Referat." Femtioandra arsmötet hållet i Duluth, Minn., den 14.—20. Juni 1911.

*Johannes Herrmann, Bwidau i. S.*, hat uns zugehen lassen:

1. „Das Leben unsers Heilandes.“ 23 Holzschnitte von *Zulius von Carolfeld* mit begleitendem Bibeltext. (10 Cts.)

2. „Weihnachtsfeier.“ Eine Erzählung von *Marg. Lenf*. (5 Cts.; 12 Expl. 50 Cts.)

3. „Was will aus dem Kindlein werden?“ Von *D. G. Th. Willkomm*. (10 Cts.)

4. „Merkblatt für Taufpaten und alle, die einer Taufhandlung beizuhören oder sonst ihrer heiligen Taufe gedenken.“ Von *Valerius Herberger*. (3 Cts.; 12 Expl. 30 Cts.)

*C. Bertelsmanns Verlag in Gütersloh* hat uns zugesandt:

„*E. Chr. v. Hofmanns* Versöhnungslehre und der über sie geführte Streit.“ Ein Beitrag zur Geschichte der neueren Theologie von *D. Ph. Bachmann*. (M. 1.50.)

*J. F. Steinkopfs Verlag in Stuttgart* hat uns zugesandt:

1. „*Weggenossen*.“ Eine einfache Geschichte von *Sophie Charlotte von Sell*. (M. 4.)

2. „*Lieb' ist Wunder*“ von *Ella Böck-Arnold*. (M. 4.)

*Edwin Kunges Verlag in Groß-Lichterfelde, Berlin*, hat uns zugesandt:

1. „*Nähe und Allgegenwart Gottes*.“ Nebst einem Anhang: „Über die ältesten trinitarischen Formeln.“ Von *Reinhold Seeberg*. (60 Pf.)

2. „*Moses und das Gesetz; Gesetzgebung in Israel und Babel (Moses und Hammurabi)*.“ Von *D. F. W. Rothstein*. (60 Pf.)

3. „*Moses; sein Leben und sein Lebenswerk*.“ Von *D. F. W. Rothstein*. (90 Pf.)

4. „*Die soziale Predigt der Propheten*.“ Von *Lic. Johannes Herrmann*. (50 Pf.)

5. „Die Jungfrauengeburt.“ Von D. R. G. Grönmacher. (50 Pf.)
6. „Das Gewissen bei Paulus.“ Von Lic. Rudolf Steinmez. (50 Pf.)
7. „Bei den Mariabiten.“ Eindrücke von einer neuen romfreien katholischen Kirche. Von Arthur Rhode. (M. 1.50.)
8. „Kriegsge und wir Christen.“ Von D. R. G. Grönmacher. (60 Pf.)
9. „Die sittlichen Forderungen Jesu.“ Von D. Otto Kirn. (50 Pf.)
10. „Die Rätsel der Geheimwissenschaft (Oktultismus).“ Von Rudolf Franke. (M. 1.30.)
11. „Die Trinität.“ Von D. Friedrich Kropatschek. (50 Pf.)

**Bruno Volgers Verlag in Leipzig hat uns zugesandt:**

„Evangelienharmonie.“ Eine logische Verbindung der Evangelientexte zu einer Erzählung der Lebensgeschichte Johannis des Täufers und Jesu Christi. Von Lehrer Schaar. (M. 1.20.)

**H. G. Wallmanns Verlag in Leipzig hat uns zugesandt:**

„Das Verhältnis des Religionsunterrichts der Schule zum Konfirmandenunterricht der Kirche.“ Vortrag von Johannes Kolbe. (25 Pf.)

**Aus Reimar Hobbingss Verlag in Berlin ist uns zugegangen:**

1. „Der moderne Persönlichkeitskultus.“ Von Pfarrer Gerhard Hilbert. (40 Pf.)
2. „Moderne Surrogate für das Christentum.“ Von Konfisktorialrat Lic. D. Simon. (40 Pf.)
3. „Die Schulaufsicht über die höhere Schule.“ Von einem Direktor. (40 Pf.)
4. „Die Notlage unserer Gymnasialjugend und einige Mittel zu ihrer Befreiung.“ Von einem Direktor. (80 Pf.)
5. „Der Kampf um die Christusmythe.“ Von Lic. R. Duntmann. (80 Pf.)

**Von Ungeheuer und Ulmer in Ludwigsbürg ist uns zugegangen:**

„D. Martin Luther.“ Ein Jubelbild zu seinem vierhundertsten Geburtstag am 10. November 1883 von Immanuel Erhard Böcker. Zugesandt ist uns auch folgendes Schriftchen von demselben Verfasser: „Wittenberger Concordie.“ Eine Jubelschrift zum 350jährigen Gedächtnis des 23. Mai 1536. Es sind dies in jeder Beziehung vorzügliche Schriften, wofür auch die Tatsache Zeugnis ablegt, daß beide jetzt in 200. Auflage dargeboten werden. F. B.

**Die Pilger Buchhandlung hat uns zugesandt:**

„Weisagung und Erfüllung.“ Vier liturgische Feiern zum heiligen Advent von Otto Dietrich. (10 Ets.; das Duzend \$1.09; das Hundert \$6.00.)

## Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

### I. Amerika.

An den Vereinigungsversuchen der Episcopalen wollen sich auch die Lutherischen Generalsynodisten beteiligen. D. Remensnyder, der jetzige Präses der Generalsynode, legte in Washington den Plan der Episcopalen der Generalsynode vor, und diese beschloß, sich an den Konferenzen zu beteiligen, und ernannte zu dem Zweck auch ein Komitee. Auf der ausgesandten Liste der von den Episcopalen eingeladenen und ernannten Repräsentanten der verschiedenen Denominationen figurieren denn auch aus der Generalsynode die Namen Remensnyder, Gamma, Bauklin, Granville und Judge Grosscup. Das Generalsynodium aber scheint diese Versammlungen nicht beschiden zu wollen; und die Augustanasynode, die vor ellißen Jahren trübe Erfah-

rungen mit den Episcopalen gemacht, hat jede Beteiligung vertweigert. Nemensnyder meint aber, daß die Lutheraner auf dieser Unionsversammlung vertreten sein sollten, um ihre Stellung und ihren Einfluß auf derselben geltend zu machen. Auch würde die Generalsynode ihre Pflicht vernachlässigen und nicht in Übereinstimmung mit ihrer Konstitution handeln, wenn sie nicht jede Gelegenheit wahrnehmen wollte, um die Einigkeit zwischen den christlichen Kirchen, um die Christus gebeten habe, herbeiführen zu helfen, zumal das, worum Christus gebeten, doch auch möglich sein müsse. Wie aber Nemensnyder die Einigkeit der Kirche, mit der er sich zufrieden geben wird, versteht, geht hervor aus folgenden Worten in der *Lutheran World*: "If we are to insist on absolute unity of faith and practice, we shall have as many churches as members. Nor can we for the sake of union compromise essential truths. But Christians ought to have enough of the spirit of fidelity to truth and of charity for inevitable and secondary differences of opinion to be able to come together in one great Church Universal, where with 'One Lord, One Faith, and One Baptism' they could rear a common altar and worship and commune as brethren. Never will the writer believe that such a blessed consummation is not to be attained by the redeemed sons and daughters of God on earth." Wer aber mit solchen christlichen Träumen und laien Ansichten über Kircheneinigkeit in die geplante Unionskonferenz geht, kann nur den Episcopalen, an die das Luthertum vor hundert Jahren so viele seiner Glieder verloren hat, in die Hände arbeiten. Mit Unionskonferenzen, die es, wie diese von den Episcopalen geplante, von vornherein nicht auf wahre Einigkeit in allen Artikeln der Lehre abgesehen haben, sollten Lutheraner, die ihre Kirche nicht veraten und verkaufen wollen, unbertworren bleiben.

J. B.

**"Unchristian Lodge Services at Funerals.** Dear Editor of Open Letters. — What should be a Lutheran minister's conduct at a funeral of a secret lodge member who is also a church member? Should he as a minister conduct the Christian services, and permit the lodge on the same occasion to carry out their foolish and unchristian ceremonies at the house of mourning, in the church, and at the grave? D. J. L. — The attitude of the minister should be that of one who is the messenger of Christ to bring the comfort of the Gospel to those who are in mourning. If the deceased was a member of the church, the minister should conduct the Christian burial service, but should clearly differentiate it from any society, memorial, or other worldly service. He should not allow the two to be in any way confused, and should emphasize that the church is the place for the church service only. When he has finished at the grave, or before he has begun the service at the home, he is interfering with private rights if he attempts to forbid that which the family may desire; if an attempt is made to break into his services with that which is foreign to it and which would detract from its character, then he should stand on the rights and the privileges of the church, which stand above everything else. W. L. H." (*The Lutheran.*) — Hiernach kann und muß ein Pastor die Loge gewähren lassen, solange der Anteil, den er an der Beerdigung nimmt, nicht von den Logengeremonien durchflochten oder durchbrochen wird. Das wäre allerdings eine bequeme Weise, auch in andern schwierigen Belohnungsfällen das Gewissen zu salbieren! Aber das eigene Herz wird jedem Pastor, der zu diesem Ausweg greift, bezeugen, daß er das Wort der Schrift: „Wer

nich bekennnt“ zc. und: „Weichet von denselbigen!“ nur umgangen hat und in Wahrheit durch sein Handeln, einerlei, wie sehr er es verlaufulieren mag, in Gemeinschaft getreten ist mit den christusfeindlichen Zogen.

J. B.

Anzeigen in kirchlichen Blättern. Der *Lutheran* schreibt: "It may be interesting to our readers to know that a very valuable advertisement was rejected last week, because we felt that the form of it was beneath the dignity of a church paper. That same advertisement appears in current issues of a number of religious journals; but that does not concern *The Lutheran*, which absolutely protects its readers by censoring every advertisement and excluding a large class of advertising upon which certain religious journals grow fat while their subscribers' purses grow lean." Auch in dieser Beziehung haben die im Concordia Publishing House herausgegebenen Zeitschriften einen Record, wie ihn nur ganz vereinzelt kirchliche Blätter in Deutschland und Amerika aufzumeifen vermögen. Der Maßstab, der hier angelegt werden sollte, sind eben nicht bloß die Forderungen der Moral, sondern auch des Decorums und kirchlich Schicklichen.

J. B.

Für kirchliche Vereinigung sind die Baptisten eingetreten auf ihrer letzten großen Versammlung in Philadelphia, wo sie einen Beschluß faßten, in dem sie sagen, daß sie willig seien, sich mit allen Jüngern Jesu zu vereinigen, und diesen Beschluß also begründeten: "Whereas there exists, we believe, a widespread feeling among members of all Christian bodies that the divisions of the Church of Christ, while necessary in time past to secure liberty of thought and worship, have largely fulfilled this mission and should now gradually advance to closer forms of cooperation in order to accomplish with economy and efficiency work too great for any single body; and whereas this growing sense of brotherhood in Christ, surely being realized by all who bear His name, is, we trust, the manifest working of God in our own day and generation, whereby He seeks to heal for His Church the estrangements of former times, and to restore unto her the unity of the Spirit in the bond of peace; and whereas that great principle of free and personal faith with liberty of conscience in matters of belief and worship, unto which our fathers were made apostles and we their heirs in stewardship, is not in any sense the exclusive possession of Baptists, but is the heritage of the whole Christian world." Unter den Baptisten gibt es viele liberale Geister, und wir wundern uns darum nicht, daß sie jetzt für schrankenlosen Unionismus eintreten. J. B.

Der baptistische *Watchman* schreibt: "Baptists have no creed. They do not have any statement of belief and doctrine which is binding on all Baptists. The teachers in their theological seminaries are not compelled to subscribe to any uniform creed, or confession, or statement as to what views they will teach, and no professor in a Baptist theological seminary, no Baptist minister, and no member of a Baptist church can be excluded from his office or from the denomination because he does not conform in belief and teaching to any particular creed or statement of religious views." Genau so ist es. Mit Bezug auf göttliche Wahrheiten darf bei den Baptisten jeder lehren, glauben und bekennen, was er will. Steht aber der baptistische Bahn von dem Modus der Taufe zur Frage, so hört die Freiheit auf.

J. B.

Baptisten pflegen bekanntlich mit großer Zuversichtlichkeit zu behaupten, daß ihre Lehre vom Untertauchen das Zeugnis der „Wissenschaft“ für sich habe. Interessant ist darum folgende Mitteilung des *Christian Observer*: „Baptists are necessarily displeased with the article on ‘Baptism’ which appears in the new ‘Encyclopaedia Britannica.’ In part this writer says: ‘The “Didache” bids us pour water on the head, and Christian pictures and sculptures ranging from the first to the tenth century represent the baptized as standing in the water, while the baptizer pours water from his hand or from a bowl over his head. Even if we allow for the difficulty of representing complete submersion in art, it is nevertheless clear that it was not insisted on; nor were the earliest fonts, to judge from the ruins of them, large and deep enough for such usage. The earliest literary notices of baptism are far from conclusive in favor of submersion, and are often to be regarded as merely rhetorical. The rubrics of the manuscripts, it is true, enjoin total immersion, but it only came into general vogue in the seventh century, when the growing rarity of adult baptism made the Greek word “baptizo” patient of an interpretation that suited that of infants only.’ Immersionists are fond of saying that the scholarship of the world is on their side. But this latest word from the ‘scholars’ shows how frail is such a claim.”

**Liberalismus unter den Presbyterianern.** Die Spannung zwischen dem Konserватiven und dem liberalen Flügel der Presbyterianer nimmt an scheinend zu. Der *Presbyterian* schreibt, man empfinde in den Konservativen Kreisen, “that the situation in the church was grave, that the church had been quiet and patient long enough, and that it now was her duty to step forward and to use the power which she possessed for the maintenance of the truth and the defense of the church. The present tendency in institutions of learning to belittle evangelical faith and to substitute a general and indefinite religion, the effects of this course upon the lives of young men and women, the promulgation of unscriptural teaching in various ways among the people in general, impel these men to feel that the crisis is serious.” — “Unitarian ideas”, sagt Rev. Osborne, “are growing among Presbyterians, Methodists, and Baptists. The teachings of Prof. A. Harnack, of Berlin, are largely the source of this. These teachings have been brought to this country by people who have studied under him in Germany and now occupy professorships in Methodist, Baptist, and Presbyterian seminaries.” (R. 3.)

In den Vereinigten Staaten gibt es noch 300,000 Indianer: in California 20,000; Arizona 39,000; Oregon 3600; Washington 8000; Nevada 5800; Idaho 4000; Oklahoma 117,000; New Mexico 18,255; Montana 10,428; South Dakota 20,000; Wisconsin 10,688; Wyoming 1700; Utah 1745; North Dakota 8000; North Carolina 1900; Nebraska 3700; Kansas 1300; New York 5500; Minnesota 10,000; Michigan 6700; außerdem je eine kleine Anzahl in Colorado, Florida und Texas. Im Jahre 1908 konnten 63,147 Indianer lesen und 69,209 Englisch sprechen. Die Regierung unterhält für die Indianer 116 boarding-schools und 163 Tageschulen und gibt dafür etwa zehn Millionen Dollars das Jahr aus.

Die Zahl der akademisch gebildeten Regier in den Vereinigten Staaten beträgt 47,324, einen auf etwa 200 Regier. Von diesen sind 15,530 Geistliche und 21,268 Lehrer (davon 13,525 Frauen). Von den übrigen zirka

10,000 sind 3921 Musiker und Musiklehrer, 1734 Ärzte, Zahnärzte und Apotheker, 728 Rechtsanwälte und Notare, 718 Regierungsbeamte, 236 Künstler oder Kunstlehrer, 210 Journalisten zc.

In der Staatsuniversität von Minnesota wurde vor kurzem ein kirchlicher Zensus aufgenommen, um ausfindig zu machen, wie die Studenten dieser höchsten Lehranstalt des Staates zum Christentum und zur Kirche stehen. Dreitausend Karten wurden ausgesandt, und diese brachten 1818 Antworten. Nur 5 Studenten erklärten sich als Feinde der Kirche, während 38 alle Kirchen als „gleich gut“ ansehen. Alle übrigen sagten aus, daß sie der einen oder andern der bestehenden Kirchengemeinschaften angehören. Die Angaben waren: Methodisten: 312, Lutheraner: 290, Katholiken: 230, Kongregationalisten: 223, Episcopale: 162, Presbyterianer: 156, Baptisten: 126, Juden: 37, Christian Science: 36, Unitarier: 35, Univerfalisten: 30, Disciples: 24, verschiedene andere Gemeinschaften: 35. Von den 1818 gaben 99 zu, daß sie die Gottesdienste der Kirchen, zu denen sie gehören, nicht regelmäßig besuchen; und von diesen 99 waren nur 15 Lutheraner. (R.-B.)

## II. Ausland.

**Schriftautorität und Gewissen bei Luther.** Die „E. K. Z.“ schreibt (S. 908): „Was Luther in dem Kampfe vorwärts trieb, hat er in der Schrift *De servo arbitrio* ausgesprochen. Dort bezeugt er feierlich, daß die Ehrfurcht gegen die durch so viele Heilige, Märtyrer, Väter und Konzile gestützte Autorität der römisch-katholischen Kirche ihn selbst lange Zeit wie keinen andern beherrscht und ihn von der Bekämpfung der verbreiteten Irrtümer abgehalten habe; er sei weit entfernt gewesen zu meinen, daß jene heilige Troja der überlieferten Satzungen je fallen könne; und ‚in diesem Sinne‘, fügt er hinzu, ‚würde ich noch jetzt verharren, wenn mich nicht drängte das Gewissen und die Evidenz der Tatsache, nisi urgeret me conscientia et evidentia rerum‘. Hiermit hat Luther die beiden Momente bezeichnet, welche für die kritische Selbstbestimmung des menschlichen Geistes im Leben und in der Wissenschaft die einzig entscheidenden sind. Ohne Beglaubigung für das Gewissen und durch die Evidenz der Tatsachen kann keinerlei Autorität sich behaupten, weder die irgendeiner geschichtlich überlieferten Kirchengewalt noch die der Heiligen Schrift, zu welcher als der alleinigen Norm des Glaubens der Protestantismus sich bekennt. Daher hat auch Luther, wiewohl er wie wenige in der Schrift lebte und unter ihren Inhalt sich beugte, dennoch zu einzelnen menschlichen Schwächen ihres Buchstabens bekanntlich eine freie Stellung angenommen. Anders die spätere protestantische Orthologie. Sie machte sich aus der Bibel oder vielmehr aus der Vorstellung von der Bibel, die für das dogmatische System postuliert wurde, ein Idol. Kein Titelchen mit menschlicher Schwachheit behaftet, keinerlei Einmischung der Unvollkommenheit auch des geschichtlich bedingten, auf menschlicher Überlieferung beruhenden Wissens bei denjenigen, die zu ‚Griffeln des Heiligen Geistes‘ erwählt waren, keinerlei Widerspruch, keinerlei Ungenauigkeit in irgendeinem Namen, irgendeiner Zeit, irgendwelchen historischen Minuten — das waren die Grundsätze, welche unsere Väter um jeden Preis festhalten und trotz des oft genug sich sträubenden Buchstabens der Schrift durchsetzen zu müssen glaubten, um in dem Sinne, in welchem sie es für notwendig erachteten, auf dem Grunde eines untrüglichen Gotteswortes eine untrügliche



Dogmatik aufzurichten.“ Was hier Luther betrifft, so war sein Gewissen gebunden in der Schrift. Ein klares Wort derselben machte ihm die Welt zu eng. Allen Einwürfen der Vernunft, auch seiner eigenen, gegenüber erklärte er: „Das Wort steht zu gewaltig da!“ Für Luther sind darum Schriftwort und Gewissen keine Gegensätze, die sich ausschließen, sondern Korrelate, die sich gegenseitig fordern. Das hat die „E. R. Z.“ außer acht gelassen. F. B.

Ulrich von Hutten ist ein Name, der aus der Reformationszeit her einen guten Klang hat. Wie hat dieser begeisterte Edelmann dem Reformator zugejubelt! Selbst das Schwert wollte er schwingen zu Luthers Schutz. Im Jahre 1523 starb er ohne Nachkommen. Die übrige Familie ist bald nach der Reformationszeit zur römischen Kirche zurückgekehrt, und der Name Hutten kam seither nicht mehr in den Büchern der Lutherischen Kirche vor. Heute nun ist ein Sproß dieses berühmten Geschlechts, Ulrich Freiherr von Hutten, in der Kreuzkirche zu Hamburg zur Lutherischen Kirche übergetreten. Es steht zu erwarten, daß dieser nach fast 400 Jahren wieder erste Lutherische Freiherr von Hutten sich als treues, überzeugtes Glied unserer Lutherischen Kirche betweisen wird. Denn der Unterricht, den er vor seinem Abtritt empfing, hat seinem Seelsorger (P. D. Budde) viel Freude bereitet. (Th. Bl.)

Der Vorstand des Institutum Delitschianum in Leipzig hat durch D. Mittel und P. v. Harling folgenden Notruf erlassen: „Wir bitten dringend Missionsgesellschaften und -vereine, auch einzelne Missionsfreunde, denen die Bedeutung eines wissenschaftlichen Institutes für Judenmission klar ist und die Aufrechterhaltung der Stiftung Franz Delitsch's als eine Ehrenpflicht der Mission am Herzen liegt, uns weiter durch Beiträge zu unterstützen. Andernfalls wird es uns unmöglich sein, auf die Dauer unsere Arbeit fortzusetzen, geschweige denn die Einstellung einer neuen Kraft neben oder an Stelle unsers ehrwürdigen alten Jeschiel Lichtenstein zu wagen.“ Der Lehrplan des Instituts für das Sommersemester ist folgender: I. Übungen: Jeschiel Lichtenstein: 1. Hebräerbrieff (nach der hebräischen Übersetzung von Delitsch's), 2 Stunden. 2. Chisul Emunah (jüdische Streitschrift gegen das Christentum), 1 Stunde. Lic. theol. P. Krüger: 1. Verschiedene Richtungen jüdischer Frömmigkeit zur Zeit Jesu (nach jüdischen Quellen, besonders Josephus und Mishna), 2 Stunden. 2. Jüdische Theologie (im Anschluß an die Darstellungen von Ferd. Weber und Kaufmann-Rohler), 1 Stunde. P. v. Harling: Lesen ausgewählter Stücke aus der jüdenchristlichen Jargonliteratur, 1 Stunde. II. Vorträge: Lic. theol. P. Krüger: Der Messiasgedanke bei den Juden seit Christus. P. v. Harling: Aufgaben und Ziele der Judenmission im Lichte praktischer Erfahrungen. Die Teilnahme an Übungen und Vorträgen steht Studierenden unentgeltlich frei.

Das Johanneum, die unierte Evangelistenschule in Barmen (Rheinprovinz) feierte im Juli ihr 25jähriges Jubiläum. Sie war zuerst in Bonn am Rhein gegründet. Dort hat Prof. Christlieb im Jahre 1836 mit einem einzigen Schüler, dem jetzigen Evangelisten Eug. Zimmermann in Barmen, die Schule begonnen. Bald darauf trat als zweiter Schüler Hermann Dannert ein, der bekannte Evangelist, der jetzt in Barmen seinen Wohnsitz hat. Aber schon drei Jahre nach der Gründung der Schule starb Christlieb. Zunächst leitete der erste Inspektor, Prof. Dr. Pfeleiderer, die Anstalt. Im Jahre

1890 wurde dann P. Th. Haarbed zum Inspektor des Johanneums gewählt, unter dessen Leitung die Anstalt 1893 nach Darmen übersiedelte. Von den 143 Johannitern, die bis jetzt zum Dienst ausgesandt wurden, sind 38 Vereinssekretäre von Jünglingsvereinen geworden. Andere sind als Gemein-schaftspfleger tätig.

**Wissenschaftliche Theologen.** Die „E. R. Z.“ schreibt: „Auf unsere Charakterisierung der Agitationsweise des Lic. Traub in No. 30 erwidert die ‚Christliche Freiheit‘, das Organ dieses Verteidigers Kathos: ‚Die alte Hengstenberg'sche Zeitschrift fragt: ‚Weiß der Lic. Traub nicht, daß die gesamte positive Theologie auf D. Haugleiters Seite steht, der an der geschichtlichen Wirklichkeit der Engelserscheinungen in der Weihnachtsgeschichte festhält?‘ Nein, das wußte ich nicht; denn ich nehme an, daß die positiven Theologen dann so ehrlich wären zu erklären: Wir sind keine wissenschaftlichen Theologen und wollen an einer Universität nicht mehr dozieren! Es gibt nämlich Dinge, über die entscheidet nicht der Glaube, sondern das geschichtliche — Wissen! Das ist die alte Annahme des Rationalismus, welcher alles, was sich nicht unter seine Machtprüche beugen will, für unwissenschaftlich erklärt. Was würde aus unserer Theologie werden, wenn sie sich in dieses Prokrustesbett eines wunderleugnenden Deismus spannen ließe? Ein Theolog, der auf dem Gebiet der Wissenschaft doch eine größere Autorität ist als Lic. Traub, und den dieser nicht als orthodox verwerfen kann, hat sich über den fraglichen Punkt sehr viel bescheidener, also echter Wissenschaft angemessener, ausgesprochen. Schleiermacher ist es, der in seinem ‚Christlichen Glauben‘ (Wd. I, § 43) schreibt: ‚Das einzige, was als Lehre über die Engel aufgestellt werden kann, ist dieses, daß, ob Engel sind, auf unsere Handlungsweise keinen Einfluß haben darf, und daß Offenbarungen ihres Daseins jetzt nicht mehr zu erwarten sind.‘“ Wenn man hier das Wort Wissenschaft im strengen Sinn nimmt, so wird man erinnern an das Wort in der Fabel: „Ihr seid alle beide Narren“; denn die wahre Theologie der Positiven beruht auf Offenbarung und kann somit nicht wissenschaftlich bestimmt und gefunden werden, und die liberale Theologie ist purer Schwindel, mit dem wahre Wissenschaft nichts zu schaffen hat. Harnack sagt: „Die Wissenschaft freilich kann nicht nur, sondern sie muß unbedenklich um alles Seelenheil forschen und fragen.“ Eine solche Wissenschaft ist wahrlich die Theologie nicht. Mit Recht wurde beim Walthertjubiläum in St. Louis erwähnt, daß Walthert mit Bestimmtheit die moderne Definition der Theologie als eigentliche Wissenschaft verworfen und die alte, einzig richtige Definition der Theologie als habitus practicus deodatus restituiert habe. Dieser habitus aber setzt Glauben und Gewißheit voraus und ist somit nichts weniger als jenes heidnische, skeptische, interesseloße Harnack'sche Forschen und Fragen, unbedenklich um alles Seelenheil. J. W.

**Die Verklumpung der freien religiösen Gemeinden.** Die „E. R. Z.“ schreibt: „Wie es um die Gesinnung der freien religiösen Gemeinde steht, zeigte bei dem letzten Kongreß dieser Gemeinden in München eine ‚Kapuzinerpredigt‘, vorgetragen von einem Vorstandsmitgliede der freien religiösen Gemeinde, auf dem offiziellen Festprogramm ausdrücklich angezeigt und unwidersprochen angehört von den anwesenden Führern der freireligiösen Bewegung und zahlreichen ‚gebildeten‘ Damen. Note reihte sich an Note. über die jungfräuliche Geburt des Herrn wurden derartige Bemerkungen gemacht, daß Tageszeitungen sie nicht wiederzugeben, sondern

nur anzudeuten wagen. Die ganze Christusgeschichte wurde als Humbug hingestellt. Bei jeder Nennung des Namens Jesus oder Christus löstete der ‚Prediger‘ sein Käppchen. Zum Schluß rief er: ‚Seid ihr jetzt noch nicht von der göttlichen Mission des Christentums überzeugt? Nein? Dann muß ich mit stärkeren Mitteln kommen, dann muß ich zum Exorzismus greifen!‘ Sprach’s, nahm den Weihwassertwedel und ahnte die Bewegung des Besprengens mit Weihwasser nach. ‚Ja‘, meinte er dann, ‚bei euch hilft das Weihwasser auch nichts; ich muß noch stärker kommen.‘ Dann ließ er sich ein Tuch, ähnlich dem Schultervelum der Priester, umlegen — auch Herzen waren inzwischen angezündet — und mit einer Nachbildung einer Prozessionsmonstranz machte er unter umständlichem Zeremoniell die Bewegung des Segnens. An der Stelle, wo in der Monstranz die Hostie sich befindet, stand: § 166 (Gotteslästerungsparagraph). Mit dem Wunsche des ‚Teufelholens‘ schloß die Predigt.“

**Einigung der römischen und griechischen Kirche.** Hierüber schreibt Vatanoß, Dogmatiker an der Universität Athen: „Was die Förderung des kirchlichen Lebens angeht, die das Prinzip in der Einigung erblickt, so bekennen wir, daß wir nicht begreifen können, inwiefern die Einigung mit der westlichen Kirche fähig wäre, das Leben unserer Kirche zu fördern. Die westliche Kirche bietet noch nicht einmal im Reime irgendein Zeichen wahren kirchlichen Lebens. Ihre laut verkündete Einheit ist ganz und gar äußerlich und nur scheinbar. Denn das religiöse Gewissen der fortgeschrittenen Kreise befindet sich mehr oder weniger in unaufhörlichem Streit gegen die äußeren Formen, und die Religiosität der Menge geht auf in grobem Aberglauben. Die westliche Kirche, eifrig im Verfolgen ihrer eigenen Ziele, entfremdet ihre Völker von sich Schritt für Schritt. Wir sehen fast überall im Katholizismus die Streitigkeiten zwischen Kirche und Staat, zwischen religiösem und völklichem Gefühl. Welchen Vorteil hätte die östliche Kirche, die in solcher Harmonie mit dem Staate lebt, die mit solcher Selbsterleugnung den völklichen Idealen dient — welchen Vorteil hätte sie aus der Einigung mit einer Kirche, die das Gefühl des Volkstums verachtet und mit Füßen tritt? Welche geistlichen Vorteile haben wir zu gewinnen aus der Einigung mit einer Kirche, die vor wenigen Jahren nicht zögerte, die unbefleckte Empfängnis der Gottesgebärerin und die Infallibilität des Papstes als Dogmen zu verkündigen, die den Spott und Unwillen der Blüte der katholischen Welt selbst erregte? Welche geistlichen Vorteile haben wir zu gewinnen aus der Einigung mit einer Kirche, die vor kurzem den Alfons Liguori, den Verfasser der berühmten Regeln für die Weichte, als einen großen Philosophen verkündigte, und die noch heute versucht, durch den Tadel der verbotenen Bücher jeden Fortschritt in der Wissenschaft und alle Freiheit in der Forschung zu ersticken? Wir glauben gewiß, daß auch in dem Osten heute das kirchliche Leben sich nicht in einem beneidenswerten Sternbilde der Blüte befindet. Das ist aber den äußerlichen Umständen und der Umgebung zuzuschreiben und liegt nicht in dem Geiste der Kirche, die in sich selbst alle die Keime hat des Fortschrittes und eines neuen Aufstieges zur Höhe der Tage ihres Ruhms. Die Einigung der Kirchen ist schön als eine Idee, aber, wenigstens für die Gegenwart, völlig unausführbar. Eine Einigung der Kirche kann nicht durch künstliche Mittel und Vorteile herbeigeführt werden, sondern sie setzt Geisteseinheit voraus. Fehlt es an dieser, so ist jede Hoffnung auf eine Einigung chimärisch.“

Einem Hirtenbrief über die Erstkommunion hat der Kardinalerzbischof D. Fischer in Köln erlassen, in dem er fordert, daß die Vorbereitung auf die Kommunion schon mit dem sechsten Lebensjahre erfolge; mit dem Gebrauche der Vernunft, und zwar mit dem siebenten Lebensjahre, sollen die Kinder zur Beichte und zur Kommunion geführt werden; an der öffentlichen Feier der Kommunion haben alle Kinder spätestens mit dem neunten Lebensjahre teilzunehmen. Der Hirtenbrieffschreiber wendet sich übrigens auch gegen den überhandnehmenden Kleiderluxus bei der Kommunion, verlangt, daß die Kinder, ob arm, ob reich, möglichst gleichmäßig und schlicht gekleidet werden.

(E. N. 3.)

**Los-von-Rom-Bewegung in Oesterreich.** „Man ruft zwar nicht mehr so laut: Los von Rom! aber man arbeitet: Los von Rom! und arbeitet mit sichtlichem Erfolg. Wer noch immer in dem Wahne lebt, daß der Protestantismus bei uns in Oesterreich keine Fortschritte mache, der ist mit Blindheit geschlagen. Ein Erfolg ist da, und zwar ein relativ großer. Der Boden ist gedüngt. Der weitere Erfolg wird natürlich ein doppelter sein, weil jeder Abgefallene ja ein Apostel ist. Man sage doch nicht unsererseits das häßliche Wort: Was da abfällt, ist Spreu, es sind abgestandene kalte Katholiken. Halten wir es lieber mit dem Heiland, der dem verlorenen Schäflein nachgeht, bis er es findet, und es dann als guter Hirt auf seinen Schultern freudig zur Herde zurückträgt. Nolens volens muß konstatiert werden, daß bei uns in Oesterreich ein frischer protestantischer Wind weht.“ So schreibt der römische Priester Bong in der „Christl.-Sozialen Arbeiterzeitung“.

**Fortschritte des Evangeliums in Belgien.** Der Jahresbericht der Belgischen Missionskirche bringt folgende Mitteilungen: „In 210 Orten konnte das Evangelium gepredigt werden gegen 182 im Vorjahre. In 16 Ortschaften hat die Kirche festen Fuß gefaßt. 10,850 Gottesdienste und Versammlungen wurden von 33 Predigern, 4 Evangelisten und 15 Bibelboten gehalten, 231 Taufen, 94 Trauungen und 171 Begräbnisse vollzogen. Die 181 Sonntagsschulen wurden von 3714 Kindern besucht. Die Zahl der erwachsenen Gemeindeglieder erhöhte sich um 229 auf 7284, die der Kinder um 120 auf 3714.“

In Madagaskar erwachsen der Mission statt der erhofften Erleichterungen neue Schwierigkeiten, wie dies aus Fragen erhellt, welche die Vertreter verschiedener Gesellschaften vor kurzem an den Generalgouverneur gestellt haben. Wir geben diese Fragen wieder mit den Antworten der Regierung: 1. Begehren, verschiedene Kultuslotale auf der Küste wieder zu öffnen, die willkürlich geschlossen worden waren. Antwort: Es wird eine Untersuchung eröffnet werden, um zu erfahren, ob die Ursachen, um derentwillen man sie geschlossen, noch fortbestehen. 2. Erlaubnis an die Gemeinden, ihre Kirche zu reparieren, ohne, wie dies jetzt der Fall ist, erst die Erlaubnis einzuholen. Antwort: Man muß zuerst sehen, ob sie überhaupt das Recht haben zu bestehen. Und es gibt derer, die bestehen, seit über vierzig Jahren. 3. Erlaubnis, eingeborene Lehrerinnen anzustellen, bzw. zu bilden. Antwort: Die madagassische Frau ist noch nicht auf dem nötigen Niveau angelangt. 4. Erlaubnis, in den Schulen nicht diplomierte Lehrer anzustellen. Antwort: Nein, sie können das Französische nicht. Und doch müssen in den offiziellen Schulen zurzeit die Kinder das Französische vor ihrer Muttersprache lesen lernen. 5. Mehr Toleranz in der Anlegung

von Kinderhütereien mit nicht diplomierten Lehrern. Antwort: Nein. Kurz, die Zukunft verbüßert sich mehr und mehr, der Rabagasse wird gedrückt, niedergehalten, und seine sittliche Ausbildung immer schwieriger gemacht. (A. E. L. R.)

Der Scheich-el-Islam, das geistliche Haupt der Mohammedaner, hat ein Rundschreiben erlassen, worin er alle „Gläubigen“ auffordert, zur Befestigung des Islam eine Neuerung vorzunehmen, deren Vorteil und Nützlichkeit er bei den Christen wahrgenommen habe. Sie sollten sich in geordnete Gemeinden zusammenschließen, Selbstverwaltung einführen, Prediger anstellen und wohlthätige Anstalten stiften und im Gange halten. Zwar wünscht der mohammedanische „Papst“, die Gläubigen sollen Frieden halten mit Andersgläubigen, aber das dürfe nicht aus Gleichgültigkeit gegen die eigene und allerbeste Religion geschehen. Mose sei ein großer Prophet gewesen und nicht minder Nebi Isa (der Prophet Jesus), und man solle sie verehren, aber keiner komme dem größten, Mohammed, gleich. Auch Schulen sollen sie gründen, aber dann darauf bedacht sein, daß aller Unterricht dem Islam gemäß erteilt werde. — Der Islam, der gegenwärtig etwa 250 Millionen Anhänger zählt, wehrt sich gewaltig gegen das Christentum und macht insonderheit in Afrika den Missionaren viel zu schaffen. Zu seinen Bundesgenossen gehören vor andern die liberalen Theologen und Kritiker, die Verräter des Christentums innerhalb der Christenheit. • F. B.

Der Islam macht auch in Rußland bedenkliche Fortschritte. Nach einer Mitteilung des Baseler „Evangelischen Missionsmagazin“ sollen dort seit Verkündigung der Religionsfreiheit vom 17. April 1905 nicht weniger als 50,000 griechische Katholiken aus der orthodoxen Kirche zum Islam übertreten sein, und zwar nicht etwa ehemalige Mohammedaner, die zuvor mit Gewalt der griechischen Kirche einberleibt worden und nach dem Religionsedikte massenweise zu ihrem früheren Glauben zurückgekehrt wären, sondern Altgläubige. Und von dem gegenwärtigen Bekehrungszeifer heißt es dann: „Mohammedanische Priester sowie reiche Kaufleute und Großgrundbesitzer gehen besonders unter den Nomadenstämmen der Tschermissen, Nordwinen u. a., die zum Teil Heiden sind, zum Teil offiziell der griechisch-katholischen Kirche angehören, sehr energisch vor, um unter ihnen ihren Glauben zu verbreiten. Auch die mohammedanische Presse ist dabei sehr tätig. Zahlreiche Tagesblätter — in Kasan allein 30 —, Flugblätter und Traktate werden in tatarischer Sprache auf Kosten reicher Moslim massenweise gedruckt und verbreitet. Große Pakete dieser Literatur werden in alle Städte und Dörfer verschickt und an Markttagen zu niedrigen Preisen an die Leute verkauft. Die Herausgeber haben keinen Profit davon, haben einen solchen auch gar nicht im Auge, da ohne Zweifel die reichen Mohammedaner mit ihren Geldmitteln hinter der ganzen Bewegung stehen und sie unterstützen. Die Propaganda ist so stark, daß russische Blätter die Regierung auffordern, energische Schritte dagegen zu tun, weil diese Bewegung zu einer nationalen Gefahr werden könnte.“ (A. G.)

Im Moskauer Kreml ist ein Souterrain entdeckt worden, in welchem sich eine Bibliothek Iwans des Grausamen befinden soll. Bisher war man der Meinung, daß diese Bibliothek, die Bücher in hebräischer, griechischer und lateinischer Sprache enthält, im Jahre 1551 dem Feuer zum Opfer gefallen sei. (A. E. L. R.)

# Lehre und Wehre.

Jahrgang 57.

Dezember 1911.

No. 12.

## Festrede,

gehalten bei der akademischen Feier am hundertsten Geburtstage des  
seligen D. C. F. W. Walther

im Concordia-Seminar zu St. Louis am 25. Oktober 1911.

Hochverehrte Festversammlung!

Es ist gewiß löblich und recht, daß in diesen Tagen, da in unserer großen Synode und auch wohl über deren Grenzen hinaus des Gottesmannes gedacht wird, der einst heute vor hundert Jahren geboren wurde, hier in unserer lieben Concordia eine besondere Gedenkfeier veranstaltet wird. Denn daß sie das geworden, was sie heute ist, das haben wir ohne allen Zweifel nächst Gott vornehmlich dem lieben seligen D. Walther zu verdanken.

Von D. Walthers Verhältnis zu unserer Synode schrieb einst R. Hoffmann: „Er ist der Schöpfer und bisher der geistige Leiter der Synode; wer ihn kennt, kennt sie. Er hat es verstanden, ihr seine Gedanken, seine Richtung, seine Ziele einzuschließen.“ Dies Wort gilt in seinem vollen Umfang auch von Walthers Verhältnis zu unserer teuren Concordia. Vom Jahre 1850 an bis an seinen Tod war er der geistige Leiter dieser Prophetenschule. Seine gewaltige Persönlichkeit hat ihr das charakteristische Gepräge gegeben, das sie durch Gottes Gnade bis auf diesen Tag bewahrt hat und wodurch sie in der ganzen christlichen Welt bekannt und, je nachdem, berühmt oder berüchtigt geworden ist. Ja, wenn hien oder drüben das Concordia-Seminar zu St. Louis genannt wurde, dann dachte man dabei ganz unwillkürlich zunächst an D. Walther.

Jeder wahre Diener der Kirche Gottes muß beides, das Schwert und auch die Kelle, führen, muß wehren und lehren. Beides hat Walther treulich getan. Denn wie einst Jeremias, so war auch er vom Herrn geseht, daß er ausreißten, zerbrechen, zerstören und verderben, dann aber auch pflanzen und bauen sollte. In gar manchem heißen Waffengang hat er das Schwert des Herrn geschwungen im

Kampf gegen falsche Lehre und gottloses Leben. Aber Walthers gehörte nun nicht zu den Heerführern, die Ruin und öde Wüstenei in ihrem Gefolge zurücklassen. Nein, Walthers war ein konstruktiver Theolog im guten, ja im allerbesten Sinne des Wortes. Es ist wahr, mit großem Eifer säuberte er den Acker vom Unkraut, aber nur um ihn mit gutem Samen besäen zu können; mit heiligem Kampfesmut zerbrach er die Bollwerke der Lüge, aber nur um Behausungen der ewigen Wahrheit an ihrer Stelle zu erbauen.

Immer wieder und wieder hat man Walthers beschrien als einen Menschen, der allem Frieden abhold, dessen höchste Freude bittere Feindschaft und endloser Kampf gewesen sei. Das ist nicht wahr! Walthers war ein Mann des Friedens. Er kämpfte nur dann, wenn er mußte, wenn es die Ehre seines Gottes und das Heil der Kirche Jesu Christi gebieterisch forderten. Seine größte Freude war, wenn er in der Stille seines Stübchens sich in das Studium seiner lieben Bibel und der Schriften seines hochverehrten Lehrers D. Luther versenken und dann andern die kostbaren Schätze, die er da gefunden und gehoben hatte, durch Wort und Schrift zugänglich machen konnte. Ja, die Erbauung des Leibes Christi, der christlichen Gemeinde, das war Walthers eigentliches Lebenswerk. Und wie überschwänglich der Herr diese seine treue Arbeit gesegnet hat, dafür ist unsere große Synode ein lebendiges Zeugnis.

Da kommt uns nun wohl die Frage in den Sinn: Wodurch hat wohl Walthers den größten, den nachhaltigsten Einfluß auf den Aufbau und die Befestigung dieses großen kirchlichen Körpers ausgeübt? — Walthers war groß als Prediger, groß als Schriftsteller und Redakteur unserer kirchlichen Zeitschriften, groß als Referent auf Konferenzen und Synoden, groß als persönlicher Berater, groß als Organisator und Synodalpräsident; aber am größten war er nach meiner Überzeugung als geistiger Leiter und Lehrer an dieser unserer teuren Concordia. Trotz Walthers rastloser Tätigkeit als Prediger, Schriftsteller zc. wäre nämlich nach menschlichem Ermessen unsere liebe Synode nie geworden, was sie heute ist, hätte der Herr uns nicht diese liebe Concordia und in ihr unsern unvergeßlichen Walthers geschenkt. — Wenn der heilige Paulus von der Sammlung der Auserwählten redet, ruft er aus: „Wie sollen sie glauben, von dem sie nichts gehört haben? Wie sollen sie aber hören ohne Prediger? Wie sollen sie aber predigen, wo sie nicht gesandt werden?“ So gewiß unser Herr das heilige Predigtamt eingesetzt und uns bis an das Ende der Tage daran gebunden hat; so gewiß der Glaube aus der Predigt kommt; so gewiß der erhöhte Heiland Hirten und Lehrer sät, „daß die Heiligen zugerichtet werden zum Werk des Amtes, dadurch der Leib Christi erbauet werde“: so gewiß ist die Ausbildung frommer, rechtgläubiger Prediger des Evangeliums ein Werk, das von der allerhöchsten Bedeutung ist für den Aufbau und die Förderung der Kirche Jesu Christi hier auf Erden.

Und eben dieser hohen, für das Gedeihen der Kirche so wichtigen Aufgabe hat Walthers seine Tätigkeit als Leiter und Lehrer an dieser Anstalt in ganz besonderer Weise gewidmet. Mit großer Liebe und Eifer hat er seine beste Kraft darauf verwendet, in der Stille dieser geistlichen Werkstatt gottselige, demütige, kindlich gläubige Diener der Kirche Jesu Christi heranzubilden. Und so sind von seinem Leibe durch diese seine Schüler „Ströme des lebendigen Wassers“ auf viel Tausende herabgefloßen. In seinem letzten Synodalreferat, ja noch auf seinem Sterbelager war ja das sein brünstiges Gebet: Gott erhalte unserer lieben Synode nur ein frommes Ministerium!

Es kann nicht meine Aufgabe sein, bei dieser festlichen Gelegenheit ein vollständiges Bild vom seligen Walthers als theologischem Professor und Erzieher lutherischer Prediger zu entwerfen. Das wird hoffentlich in nicht allzu ferner Zeit von berufener Feder geschehen. Nur auf einen Charakterzug möchte ich hinweisen, der für die Ausbildung lutherischer Prediger unsers Landes sowie für die Organisation unserer Gemeinden und unserer Synode von durchgreifender, nachhaltiger Wirkung gewesen ist, und das ist

#### D. Walthers hohe, ja, ich möchte sagen, heilige Ehrfurcht vor der christlichen Gemeinde.

D. A. Brömel hat einmal den charakteristischen Ausspruch getan: „Es geht ein hierarchischer Zug durch die Welt.“ Das ist nun aber nicht etwa erst seit gestern und ehigestern wahr. Das galt schon, als Jeremias und Hesekiel über die Herrschsucht der Priester des Alten Bundes klagten, als die Pharisäer höhnisch die wegwerfende Bemerkung machten: „Das Volk, das vom Gesetz nichts weiß, ist verflucht“, als Petrus die Ältesten warnte, doch ja zuzusehen, daß sie nicht als solche erfunden würden, die über das Volk herrschten. Und als nun gar das Papsttum erst in seiner vollen Blüte stand, da ging nicht etwa bloß ein „hierarchischer Zug“ durch die Welt, sondern da lag die ganze Christenheit an Händen und Füßen geknebelt in den Banden einer despotischen Hierarchie. Und leider, leider dürfen wir auch dies nicht verhehlen, daß in alter und neuer, ja auch in der allerneuesten Zeit dieser „hierarchische Zug“ sich auch bei solchen Pastoren, Lehrern und kirchlichen Beamten gezeigt hat und noch zeigt, die den lutherischen Namen tragen. Darauf deutet schon der Volksmund in unmißverständlicher Weise hin in dem Sprichwort: „Kein Pfäfflein so klein, es möchte gern ein Päpstelein sein.“ Und wir brauchen in der Geschichte der lutherischen Kirche Amerikas nur wenige Blätter zurückzuschlagen, um auf das Kapitel zu kommen, in dem geschrieben steht, daß es auch hier an diesem „hierarchischen Zuge“ nicht gefehlt, daß sich auch in diesem Lande der Religions- und Gewissensfreiheit inmitten der Kirche, die sich nach Luther nennt, das „Geheimnis der Bosheit“



schon gar gewaltig geregt hat. Ja, es hätte nicht viel gefehlt, und die Väter unserer Synode wären mit „Herz und Leben“ wieder in die schmachvollste babylonische Gefangenschaft geraten. Daß dieser schlaue Anschlag des Satans nicht gelungen ist, das haben wir nächst Gott niemand anders als unserm teuren D. Walthertage zu verdanken. Er war es, der mit dem Schwerte des Herrn jenes amerikanische Päpftlein stürzte, den geängsteten Gemeinden ihre ihnen von Gott verliehenen und verbrieften Rechte, Gewalten und Freiheiten wiedergab und so den Grund legte zu der Gründung und fröhlichen Entfaltung unserer Gemeinden und unserer Synode.

Schon bei flüchtigem Durchlesen der Predigten und Schriften Waltherts und der Geschichte seines mit der Geschichte unserer Synode so eng verwobenen Lebens muß auch dem oberflächlichsten Leser dies eine auffallen, daß nämlich Walthertage von seinem Eintritt in das heilige Predigtamt an bis an seinen Tod eine so hohe Ehrfurcht vor der christlichen Gemeinde an den Tag legte. Schon in seiner Antrittspredigt in Bräunsdorf zeigte sich dieser für Walthertage so charakteristische Zug ganz deutlich: er fühlt sich unwürdig und unfähig zu diesem hohen Amte, in dem er der Gemeinde des großen Gottes dienen soll. An der Hand seines großen Lehrmeisters D. Luther hatte er aus Gottes Wort die christliche Gemeinde, auch die kleinste und ärmste, kennen gelernt als die hohe, hehre Braut des großen Himmelkönigs Jesu Christi. Mit Staunen und Verwunderung versenkt er sich immer aufs neue in die Betrachtung ihrer entzündenden Schönheit. Mit wahrhaft hinreißender Begeisterung weiß er zu reden von der erhabenen Würde, von der seligen Freiheit, von der einzigartigen Gewalt und Machtvollkommenheit, die der erhöhte Gottessohn seiner herzlich geliebten Gemeinde verliehen hat. Er kann gar nicht Worte genug finden, um die Herrlichkeit und Kostbarkeit der Schätze, Güter und Gaben zu beschreiben, die Jesus seiner so teuer erworbenen und gewonnenen Braut als Morgengabe geschenkt hat. Mit ganz großartiger, wahrhaft paulinischer Beredsamkeit ruft er der gläubigen Gemeinde zu: „Alles ist euer“, spricht der Apostel. Hiernach ist nichts ausgenommen, was die gläubigen Christen nicht durch den Glauben hätten; und zwar wird ihnen hiermit klärlieh nicht nur der Gebrauch und die Nutznießung aller Dinge zugesprochen, sondern die Sache selbst. Die Christen sitzen hiernach in Gottes Gütern nicht nur sozusagen zu Pacht und Miete, sondern sie sind hiermit für die einzigen rechtmäßigen Besitzer, Eigentümer und Herren aller Dinge erklärt; ja, während sie gerade noch vieles nicht in der Tat genießen, so besitzen sie doch alles durch den Glauben. Der Apostel ruft ihnen hiermit zu: Euer ist alles, was Gott der Vater erschaffen, euer, was Gott der Sohn verdient, euer, was Gott der Heilige Geist gewirkt hat. Euer ist Gott selbst, euer das Himmelreich, euer das Erdreich. Euer sind alle Schätze und Mittel der Gnade und alle Früchte der Versöhnung und Erlösung; euer die

Freiheit von Sünde, Tod, Teufel und Hölle; euer alle gestiftete Vergebung; euer alle ertworbene Gerechtigkeit; euer die göttliche Kinderschaft und alle Hoffnung des ewigen Lebens; euer ist das Wort und die heiligen Sakramente; euer die Schlüssel des Paradieses und der Hölle; euer alle Ämter und Rechte und Gewalten, die Christus den Sündern wieder mit seinem Blut erkauf hat. Euer ist endlich alle Gabe und Trost des Heiligen Geistes.“ (Prosamen, S. 589.)

Um solcher und ähnlicher Ausführungen willen ist Walthers von Grabau und andern als ein Demagog verschrien worden, der die Gunft des Pöbels suche, eine Kirchengemokratie gründen und das heilige, von Gott gestiftete Predigtamt der Willkür des Herrn Omnes preisgeben wolle, um sich selbst so als echt amerikanischer Freiheitsheld aufspielen und verherrlichen zu können. Aber Walthers hohe Ehrfurcht vor der christlichen Gemeinde war nicht leere Phrasen, sie entsprang vielmehr der aus Gottes Wort gewonnenen Erkenntnis der rechten Lehre von der gnädigen Vergebung der Sünden, von der Rechtfertigung allein aus Gnaden um Christi willen durch den Glauben. Sein Herz und Gewissen war gefangen in dem Sprüchlein: „Christus hat geliebet die Gemeinde und hat sich selbst für sie gegeben, auf daß er sie heiligte, und hat sie gereinigt durch das Wasserbad im Wort, auf daß er sie ihm selbst darstellte eine Gemeinde, die herrlich sei, die nicht habe einen Flecken oder Runzel oder des etwas, sondern daß sie heilig sei und unsträflich“, Eph. 5, 25—27. Sich an diesem auserwählten Geschlechte, diesem königlichen Priestertum, diesem heiligen Volke, diesem Volke des Eigentums vergreifen, der christlichen Gemeinde ihre von Gott verliehenen Rechte schmälern, über dies souveräne Gottesvolk herrschen wollen, das galt in Walthers Augen als ein grauenhaftes Sakrilegium, als ein Frevel an Christi Augapfel, als eine Schändung der teuren Braut seines geliebten Königs.

Aber wie? mußte bei solcher überschwenglichen Verherrlichung der Gemeinde das heilige Predigtamt nicht doch tatsächlich entwürdigt und in den Hintergrund geschoben werden? Verehrte Festversammlung, es wird seit den Tagen Luthers wenig lutherische Theologen gegeben haben, die das heilige Predigtamt so hoch erhoben haben wie Walthers. Aber er tat es in rechter, schriftgemäßer Weise. Auf die Frage: Welche Stellung nehmen die Prediger und Lehrer in der Gemeinde, in der Kirche ein? antwortet Walthers kurz und klar mit Paulus: „Diener sind sie!“ und zwar nicht Diener der Höhen und Mächtigen dieser Welt, nicht Diener des Volkswillens und des Zeitgeistes, sondern Diener der Kirche, der edlen Braut Jesu Christi. Wer aber im Dienst der Königin steht, der ist tatsächlich ein Diener des Königs. Und so sind die Prediger Christi Diener um ihres Dienstes an der Gemeinde willen. Darin besteht eben die hohe Würde eines christlichen Predigers, daß er, ein armer sündiger Mensch, der Gemeinde Gottes, die Christus mit seinem Blut erkauf hat, dienen darf. Das ist eine so hohe Ehre, daß,

wie Walthers einmal sagt, junge Theologen sich täglich gedrungen fühlen sollten, auf ihre Kniee zu fallen und Gott dafür zu loben und zu danken, daß er sie zu diesem hohen, heiligen Amte berufen habe. Walthers Hochschätzung des heiligen Predigtamtes und seine hohe Ehrfurcht vor der christlichen Gemeinde standen also nicht miteinander in Widerspruch; die erstere floß vielmehr aus der letzteren. Weil er die christliche Gemeinde als die hohe, souveräne Braut Christi erkannt hatte, darum schaute er mit so inniger Liebe, mit so hoher Ehrfurcht zu ihr auf und stellte all sein Wissen und Können, sein Leben und Wirken als Prediger und Lehrer in ihren Dienst.

Und eben diese hohe, heilige Ehrfurcht vor der christlichen Gemeinde suchte nun Walthers auch seinen lieben Studenten, den zukünftigen Pastoren, recht tief einzufloßen, sonderlich in seinen Vorlesungen über Pastoraltheologie, in seinen mit Recht berühmten „Lutherstunden“ und auch in der Dogmatik, wenn er über die loci *De Ecclesia* und *De Ministerio ecclesiastico* las. Mit heiligem Ernste warnte er die jungen Theologen vor jenem „hierarchischen Zuge“, der sich von Natur auch in ihrem Herzen finde, und bat sie, um Gottes willen ernstlich und ängstlich zu wachen über ihr Herz und Gemüt, damit sie der Versuchung, über Gottes Volk zu herrschen, widerstehen möchten. Mit flammendem Zorn konnte er die Schalen des heißendsten Spottes ausschütten über die armen Pfaffen, die sich in der Gemeinde als Päpste aufspielen, kraft ihres Amtes befehlen wollen, wo Gott nicht befohlen hat, die Beleidigten spielen, wenn in Mitteldingen oder irdischen Angelegenheiten nicht alles nach ihrem Kopfe geht, oder auf sonstige Weise ihrer Herrschsucht freien Lauf lassen. Immer wieder und wieder schärfte er seinen Studenten die Schriftwahrheit ein, daß die Gemeinde der Gläubigen die eigentliche und alleinige Inhaberin und Trägerin aller geistlichen Güter, Rechte, Gewalten und Ämter, die es in der Kirche gibt, und darum auch das höchste geistliche Gericht auf Erden sei laut des Befehls Christi: „Sag's der Gemeinde!“ Es sei daher eine schändliche Arroganz und Selbstüberhebung, wenn der Prediger sich irgendwelche Gewalt über die Gemeinde anmaße, die der Herr ihm nicht mit dem Amte des Wortes verliehen habe.

In der Kirche soll niemand öffentlich lehren ohne ordentlichen Beruf. Christus ruft die Arbeiter in seinen Weinberg, aber nicht unmittelbar, sondern mittelbar, durch seine Hausehre, die Gemeinde, der er diese hohe Gewalt verliehen hat. Darum lehrte Walthers seine Studenten, den Beruf auch der Kleinsten, ärmsten Gemeinde nicht leichtfertig, sondern mit höchster Ehrfurcht anzusehen und unter brünstigem Gebet und dem Rate erfahrener Mitchristen ernstlich zu erwägen, da es sich dabei um eine gar heilige Sache handele.

Die Ehrfurcht vor der christlichen Gemeinde soll nach Walthers den Prediger auch anspornen zu großem Eifer in seinem Studium, sonderlich in der Vorbereitung auf seine Predigt. Die christliche Gemeinde ist

eben keine arme, zerlumpfte Bettlerin, der man Broden und zusammengeschabte Speisereste auf einem schmutzigen Scherben reichen dürfte, nein, sie ist die Herrin des Hauses; ihr gehört alles, was in Keller, Küche und Kammer ist. Dabei ist sie eine gar vornehme, erlauchte Frau, für die nur das Allerbeste gut genug ist. Das soll ihr Diener, der Pastor, wohl bedenken. Er soll nicht nur darauf sehen, daß die Speisen, die er für seine hohe Herrin zubereitet, gut und rein sind, sondern er soll auch auf deren Zubereitung den höchsten Fleiß, die gewissenhafteste Sorgfalt verwenden und sie dann in sauberen, zierlichen Gefäßen auftragen. Der Prediger — oder auch Student —, der meint, er dürfe einer Gemeinde irgendein zusammengestoppeltes, fromm klingendes Sammelsurium vorpredigen, weil sie etwa klein oder arm oder noch schwach an der Erkenntnis ist, der handelt nach Walthers respektswidrig und versündigt sich schwer an Gottes hoher Majestät.

Wer im Dienste hoher Herrschaften steht, von dem wird erwartet, daß er sich ihnen gegenüber höflich und zuvorkommend benehme. Ernstlich warnt daher Walthers seine Schüler vor hartem, rechtshaberischem, hochmütigem Benehmen in ihrem Amte. Auch das einfältigste Bäuerlein sollten sie mit aufrichtiger Höflichkeit und Respekt behandeln und sollten nie vergessen, daß sie es hier mit einem Kinde Gottes zu tun haben, zu dessen Dienst sie vom Herrn berufen seien.

Zur christlichen Gemeinde gehören auch die getauften Kindlein, und gerade ihnen soll der Prediger mit ganz besonderer Liebe dienen; denn sie sind nicht nur die Juwelen der Kirche, sondern auch die Herzblättchen, die Freude und Wonne des lieben Heilandes. Aber eben hier ist nun große Gefahr, daß der Prediger die hohe Ehrfurcht vergesse, die er diesen Königskindern schuldig ist, sonderlich dann, wenn er etwa eine natürliche Abneigung gegen den Umgang mit Kindern hat und sich nicht gerne mit den Kleinen abgibt. Besonders eindringlich warnt Walthers seine Schüler gerade vor dieser Gefahr unter Hinweis auf das Wort des Herrn: „Sehet zu, daß ihr nicht jemand von diesen Kleinen verachtet! Denn ich sage euch, ihre Engel im Himmel sehen allezeit das Angesicht meines Vaters im Himmel.“ In gar lieblichen Worten wußte er die Arbeit gerade an den Lämmlein Jesu als eins der schönsten Werke eines treuen Gemeindegirten zu schildern und dadurch seine Studenten für den Schuldienst und für die Arbeit an der Jugend zu begeistern.

Und was Walthers so seinen lieben Studenten vorgelebt und vortragen hat, das hat dann auch in ihren Herzen gezündet und sie zu Nachfolgern ihres großen Lehrers gemacht, auch gerade in dem Stück, daß sie, wie er, mit hoher, heiliger Ehrfurcht vor der christlichen Gemeinde, als der hohen, hehren Braut unsers göttlichen Heilandes, erfüllt wurden. In dieser Gesinnung sind sie als wahre Diener der Kirche hinausgegangen, haben Gemeinden gesammelt, haben diese Gemeinden gewissenhaft belehrt über die hohen Rechte und Gewalten, die Christus

ihnen verliehen hat, haben ihnen treulich in aller Demut gedient und so in unsern Gemeinden und in der von den Gemeinden gebildeten Synode die grundlegenden Gedanken praktisch zur Ausführung gebracht, die Walther in unserer Synodalkonstitution und in seinen beiden berühmten Schriften, „Die Lehre von Kirche und Amt“ und „Die rechte Gestalt einer vom Staate unabhängigen evangelisch-lutherischen Ortsgemeinde“, niedergelegt hat. Wie sichtlich aber der Herr sich zu diesen Grundsätzen und zu dieser treuen Arbeit Walthers bekannt hat, das liegt ja offen zutage. Frei von dem knechtischen Joche der Gewissensbedrückung und papistischer Bevormundung hat sich unser Gemeinde- und Synodalwesen fröhlich entfaltet. Frei von allem kirchlichen Zwang, frei von aller pfäffischen Knechtung, frei von jeglichem hierarchischen Kirchenregiment arbeiten unsere lieben Christen als selige Kinder der Freiheit mit Lust und Freude an dem Aufbau der Mauern Zions. Und unsere Pastoren und Lehrer und Synodalbeamten freuen sich von Herzen und danken Gott ob der blühenden Entfaltung und Entwicklung dieses herrlichen, freien Gottesstaates, freuen sich ob dem regen Wirken und emsigen Schaffen seiner souveränen Bürger. Als treue Wächter stehen sie auf den Zinnen unsers geliebten lutherischen Zion, und wehe dem, der es wagen wollte, diesem gottbegnadeten Volke seine Rechte und Gewalten und Freiheiten zu schmälern! In echt Waltherschem Geiste würden sie ihre warnende Stimme erheben und den Gemeinden zurufen: „Ihr Kinder Gottes, besteht nun in der Freiheit, damit uns Christus befreit hat, und laßt euch nicht wiederum in das knechtische Joch fangen!“ Und daß das so ist, das haben wir, wie gesagt, nächst Gott vornehmlich der treuen Arbeit zu verdanken, die der selige D. Walther als Leiter und Lehrer an dieser unserer teuren alma mater verrichtet hat.

Der liebe Herr Jesus aber, der Herr der Kirche, wolle nun Gnade geben, daß unsere liebe Concordia, wie bisher, so auch fernerhin im Sinne und Geiste Walthers geführt werde; daß, wie bisher, so auch fernerhin Lehrer und Studenten, wie Walther, beseelt seien von hoher, heiliger Ehrfurcht vor der Gemeinde Jesu Christi; daß, wie bisher, so auch fernerhin zu allen Zeiten von dieser Wartburg des Luthertums gegen jegliche hierarchische Tendenz in Gemeinden oder in der Synode in Wort und Schrift feierlich Protest erhoben und der christlichen Gemeinde ihre herrlichen Würden und Rechte gewahrt werden. Dann, aber auch nur dann wird das von Walther begonnene und vom Herrn so herrlich gesegnete Werk auch fernerhin fröhlich wachsen und blühen zum Heil der Kirche und zur Ehre und zum Ruhme unsers Gottes und Heilandes Jesu Christi. Das gebe Gott! Amen.

Zul. A. Friedrich.

## Die Reue.

(Eine Konferenzarbeit.)

### I.

Was ist die Reue an sich? Welche Stellung nimmt sie zum Glauben ein? Wodurch wird sie gewirkt? Wie aus dem Wortlaut dieses Themas hervorgeht, ist hier die Rede von der Reue, die nach der Schrift (Mark. 1, 15; Luk. 24, 46. 47), unserm Bekenntnis (Müller, S. 176, § 57: „Diese zwei Stücke gehören allezeit vornehmlich zu einer rechten Buße: erstlich, daß unser Gewissen die Sünde erkenne und erschreke; zum andern, daß wir der göttlichen Zusage glauben“; S. 184, § 91: „Wir haben nun angezeigt, aus was Ursachen wir die zwei Stücke der Buße gesetzt haben, nämlich die Reue und den Glauben“) und Dietrichs Katechismus (Fr. 136) ein Stück der Buße im weiteren Sinne ist. Es ist also hier die Rede von der *contritio* als einem Stück der *poenitentia*.

Wir wollen deshalb gleich zu Anfang eine andere sogenannte Reue, die nicht hierher gehört, aus dem Wege räumen und beiseite setzen, nämlich das Bereuen der Sünde lediglich als etwas, was für dieses Leben Unglück bringt. Wenn z. B. ein Mensch gehurt hat, und infolgedessen sein Leib zerrüttet ist, und es ist ihm nun sein Huren leid, er bereut es, aber nur deshalb, weil dadurch sein Leib zerrüttet ist, so ist solches Leidtragen, solche Reue nur eine Traurigkeit der Welt, die den Tod wirkt, und gar nicht Reue in dem Sinne, in welchem wir in dem Artikel de *poenitentia* von Reue reden. Ganz dieselbe und keine andere Reue hat der Mörder auf der Falltür des Galgens, der an die Menge, die ihn gaffend umsteht, die Worte richtet: „Meine Freunde, das Saufen hat mich so weit gebracht; hütet euch vor dem Saloon!“ der aber dabei nur an die so jämmerliche und schmachvolle Verkürzung seines irdischen Lebens denkt, während sein Herz und Gewissen noch gar nicht getroffen ist von dem scharfen Schwert des Wortes des Gesetzes des majestätischen Gottes: „Saufet euch nicht voll Weins!“ „Du sollst nicht töten!“ „Ein Lotsschläger hat nicht das ewige Leben bei ihm bleibend.“ In diesen beiden Beispielen treten uns Menschen entgegen, die wohl Traurigkeit haben, unaussprechliche Traurigkeit, aber ihre Traurigkeit ist nicht von Gott gewirkt; sie beschäftigt sich nur mit den Dingen dieser Welt, denkt an keinen Gott und Teufel. Jene beiden Missetäter haben wohl Reue. Sie wünschen, sie hätten es nicht getan; insofern bereuen sie es, aber einzig und allein um der üblen zeitlichen, irdischen Folgen willen, die ihre Taten über sie gebracht haben, wünschen sie nun, sie hätten es nicht getan, möchten es gerne ungeschehen machen. Ihre Reue ist nicht eine Gesetzesreue, durchs Gesetz Gottes gewirkt, der seligen Reue ganz zu geschweigen, zu der der Glaube schon hinzugekommen ist. Wer nur deshalb traurig ist, weil die Sünde ihn

ins Verderben bringt in diesem Leben, der hat das Gesetz noch nicht erkannt, der weiß noch nicht, daß hinter dem Gesetz die ganze göttliche Majestät ist; ein solcher sieht die Sünde noch gar nicht als Sünde an, denn Erkenntnis der Sünde ist, daß ich sehe, daß ich das Gebot des großen Gottes übertreten habe und die unendliche Strafe dieses Gottes verdiene. Dem, welcher in solche Traurigkeit der Welt versunken ist, kann man das Evangelium nicht fruchtbarlich predigen, denn das Evangelium gibt ihm den Trost nicht, den er sucht — der infolge des Surenz leiblich Kranke wird dadurch nicht leiblich gesund, dem zum Tode verurteilten Verbrecher wird dadurch nicht das zeitliche Leben geschenkt.

Wir gehen nun über zu einer Neue anderer Art. Wir wollen uns einmal vergegenwärtigen, welche Wirkung das Gesetz Gottes hat, wenn es nun einem unbefehrten Menschen gepredigt wird. Wir haben es nun mit einem unbefehrten, geistlich toten Menschen zu tun, und man wolle sich ihn als einen solchen vorstellen, bis ausdrücklich gesagt wird, daß er bekehrt ist. Es wird ihm das Gesetz Gottes gepredigt. Durch dies Gesetz kommt in sein Herz und Sinn Erkenntnis seiner Sünde, Röm. 3, 20. Er erkennt aus dem Gesetz, daß er gegen Gott gesündigt hat, und daß ihn das Gesetz zur ewigen Verdammnis in der Hölle verurteilt, und er also unrettbar ewig verloren ist. Natürlicherweise erfüllt nun Entsetzen, Schrecken, Hölleangst sein Herz. Das ist wirkliche, genuine Neue, wenn jemand aus dem Gesetz erkannt hat, daß er gegen Gott gesündigt, Gottes ewigen Zorn auf sich geladen hat und der ewigen Verdammnis verfallen ist. Diese Erkenntnis ist nun ganz natürlicherweise begleitet von Feindschaft, Haß gegen Gott in seinem Herzen. Die angeborene Feindschaft ist nun in gesteigertem Maße vorhanden. Kommt ein Sünder voller Angst und Schrecken und sagt: „Ich muß verloren gehen!“ so sieht man, daß das Gesetz bei ihm gewirkt hat. Fragt ihn nun: „Liebst du denn Gott gar nicht?“ so antwortet er, wenn er ehrlich ist: „Nein, ich liebe Gott nicht.“ „Haßt du ihn denn?“ „Ja, ich hasse ihn; denn aus dem Gesetz habe ich gesehen, daß er mich ewig verdammen wird wegen meiner Sünde. Wie könnte ich den Gott lieben, der mich der Hölle zugesprochen hat?“ Wir wundern uns nicht darüber, daß er so redet, denn das Gesetz kann nichts anderes wirken als Angst, Not, Schrecken, Furcht und Haß gegen Gott, wie der Apostel ausdrücklich sagt: „Das Gesetz richtet nur Zorn an“, Röm. 4, 15. Wenn das Gesetz mit seiner Forderung und Drohung auf den Sünder eindringt, so fängt derselbe erst recht an, Gott feind zu werden und zu murren. So mehr und steigert das Gesetz die Sünde in diesem Menschen. Das Gebot macht die Sünde erst recht lebendig. Durch das Gesetz wird die Sünde überaus sündig, wird die Sünde nur um so mächtiger, Röm. 7, 5. Freilich hebt der Apostel hier zugleich hervor, daß das Gesetz an sich gut und heilig ist, und daß die Sünde im Menschen die eigentliche Ursache ist, warum

das Gesetz so schlimme Wirkung hat. Also: Erkenntnis der Sünde, Furcht und Schreden, Qual und Pein des Gewissens, Hölleangst und Verzweiflung und insolgedessen Haß, Feindschaft, Groll gegen Gott in gesteigertem Maße, das ist wirkliche Reue. Mit dem bisher Gesagten soll nicht behauptet sein, daß gesteigerte Feindschaft wider Gott ein eigentliches Stück der Reue ist. Aber die Reue, Gesetzesreue, ist immer begleitet von Zorn. Zum Wesen der Reue gehört nur dies, daß man einsieht, man ist unrettbar der ewigen Verdammnis verfallen. Das Amt aber, das eine solche Verdammnis predigt, richtet Zorn an, steigert immer die Feindschaft wider Gott. Ein Beispiel der Gesetzesreue ist die Judasreue. In ihm ist, wie unser Bekenntnis sagt, eine schreckliche Kontrition gewesen. Er erkannte seine Sünde und bekannte sie vor den Obersten der Juden. Und es wurmte ihn im innersten Herzen, daß er unschuldig Blut verraten hätte. Er warf das verhaßte Blutgeld weit von sich. Das war aber nur Ärger, Verdruß, Unwille, Murren wider Gott, der die böse Tat hatte gelingen lassen. Judas war mit sich selbst, mit den Menschen und mit Gott zerfallen, und so ging er hin und erkannte sich selbst. Eine solche Reue war auch Sauls, und auch Sauls Reue wird von unsern Theologen für eine rechte Reue erklärt.

Zu diesem allem nun noch einiges aus unsern Bekenntnisschriften. Müller, S. 171, § 29: „Wir sagen, daß contritio oder rechte Reue das sei, wenn das Gewissen erschreckt wird und seine Sünde und den großen Zorn Gottes über die Sünde anhebt zu fühlen, und ist ihm leid, daß es gesündigt hat. Und dieselbige contritio gehet also zu, wenn unsere Sünde durch Gottes Wort gestraft wird.“ S. 173, § 45: „Da sehet ihr auch die zwei Stücke: die Reue oder das Schrecken des Gewissens, da er sagt: ‚Lut Buße‘, und den Glauben, da er sagt: ‚Glaubet dem Evangelio.‘“ S. 313, §§ 5—7: „Und vor ihm her Johannes wird genannt ein Prediger der Buße, doch zur Vergebung der Sünden, das ist, er sollte sie alle strafen und zu Sündern machen, auf daß sie wüßten, was sie vor Gott wären, und sich erkannten als verlorene Menschen und also dem Herrn bereitet würden, die Gnade zu empfangen und der Sünden Vergebung von ihm gewarten und annehmen. Also sagt auch Christus Luk. am 24. selbst: ‚Man muß in meinem Namen in alle Welt predigen Buße und Vergebung der Sünden.‘ Wo aber das Gesetz solch sein Amt allein treibet, ohne Zutun des Evangelii, da ist der Tod und die Hölle, und muß der Mensch verzweifeln wie Saul und Judas, wie St. Paulus sagt: ‚Das Gesetz tötet durch die Sünde.‘“ S. 312, §§ 4. 5. 1. 2: „Aber das vornehmste Amt oder Kraft des Gesetzes ist, daß es die Erbsünde mit den Früchten und allem offenbare und dem Menschen zeige, wie gar tief seine Natur gefallen und grundlos verderbt ist, als dem das Gesetz sagen muß, daß er keinen Gott habe noch achte und bete fremde Götter an, welches er zuvor und ohne das Gesetz nicht geglaubt hätte. Damit wird er erschreckt, gedemütigt, verzagt, verzweifelt, wollte gern, daß



ihm geholfen würde, und weiß nicht wo aus, fähet an, Gott feind zu werden und zu murren zc. Das heißt denn Röm. 4: „Das Gesetz erregt Zorn“, und Röm. 5: „Die Sünde wird größer durchs Gesetz.“ Solch Amt behält das Neue Testament und treibt's auch, wie St. Paulus Röm. 1 tut und spricht: „Gottes Zorn wird vom Himmel offenbart über alle Menschen“, item 3: „Alle Welt ist vor Gott schuldig“, und: „Kein Mensch ist vor ihm gerecht.“ Und Christus Joh. 16: „Der Heilige Geist wird die Welt strafen um die Sünde.“ Das ist nun die Donnerart Gottes, damit er beide die offenbarlichen Sünder und falschen Heiligen in einen Haufen schlägt und läßt keinen recht haben, treibt sie allesamt in das Schrecken und Verzagen. Das ist der Hammer, wie Jeremias spricht: „Mein Wort ist ein Hammer, der die Felsen zerschmettert.“ Das ist nicht activa contritio, eine gemachte Reue, sondern passiva contritio, das rechte Herzeleid, Leiden und Fühlen des Todes.“ E. 172, § 38: „Servilis timor autem, knechtliche Furcht, ist Furcht ohne Glauben; da wird eitel Zorn und Verzweiflung.“ Luther (St. L. Ausg. XI, 709, § 38): „Rechte Reue in der Schrift heißt nicht solche unsere eigenen und selbst gemachten Gedanken, so die Mönche contritio und attritio, ganze oder halbe Reue, nennen; sondern so dich wahrhaftig dein Gewissen beginnt zu beißen und zu ängsten, und dein Herz ernstlich erschrickt vor Gottes Zorn und Gericht.“ Johann Gerhard (Locus de poenitentia, § 85): „Ist die Reue vorhanden, so ist darum noch nicht die Vergebung der Sünden vorhanden, da meistens die Schmerzen über die begangenen Sünden bei denen größer sind, welche durch Verzweiflung in die Verdammnis stürzen, als bei den Auserwählten und denen, die eine heilsame Buße tun.“

## II.

Wodurch diese eben behandelte Reue gewirkt wird, diese Frage ist im vorhergehenden schon zum Teil beantwortet worden, nämlich durch das Gesetz. Durch das Gesetz kommt Erkenntnis der Sünde. Das Gesetz ist das Amt, das die Verdammnis predigt. Der Mensch kann solche Reue nicht in sich selbst erwecken. Wohl predigen wir mit Recht dem Sünder: Tu Buße (hier im engeren Sinn); du mußt deine Sünden bereuen, du mußt Reue haben! Wenn wir aber so predigen, so predigen wir einfach Gottes Gesetz, wodurch Gott die Reue wirken will. Wir predigen nicht: Erwecke selbst die Reue! Durch solche Forderung könnte man den Menschen höchstens zu einem Pharisäer und Heuchler machen. Wer sich mit einer selbst in sich erweckten Reue zufrieden gibt, der hat keine Reue und betrügt sich selbst. Das wahre Bereuen wirkt Gott allein. Wenn dem Menschen das Gesetz in seinem geistlichen Sinn gepredigt wird, oder wenn auch nur einmal ein scharfes Gesetzeswort erklingt, so kann Gott diesen Pfeil nehmen und so tief ins Herz eines Menschen hineintreiben, daß ihm die Welt plötzlich zu enge wird und er vor Angst nicht aus noch ein weiß.

Müller, S. 312, § 2: „Das ist nun die Donnerart Gottes, damit er beide die offenbarlichen Sünder und falschen Heiligen in einen Haufen schlägt und läßt keinen recht haben, treibt sie allesamt in das Schrecken und Verzagen. Das ist der Hammer, wie Jeremias spricht: ‚Mein Wort ist ein Hammer, der die Felsen zerschmettert.‘ Das ist nicht activa contritio, eine gemachte Reue, sondern passiva contritio, das rechte Herzeleid, Leiden und Fühlen des Todes.“ Wenn das Gesetz recht gewirkt hat, dann entsteht nicht jene activa contritio, von der die Päpster reden, sondern eine passiva contritio. Die hat der Mensch nicht in sich erzeugt, sondern, ohne daß er es wollte, ist sie in ihm entstanden, wie derjenige nicht den Schmerz in sich erzeugt, sondern ihn erleidet (*passiva contritio*), der von einem andern mit einem Hammer auf die Finger geschlagen wird. Nein, er will gar nicht die Schmerzen in sich erzeugen. Aber er leidet und fühlt sie. Das ist wahre Reue. Luther (XI, 709, § 39): „Solche Reue und ernstlich Erschrecken kommt nicht aus eigenem menschlichen Vornehmen oder Gedanken, wie die Mönche davon träumen, sondern muß durch Gottes Wort in dem Menschen gewirkt werden, welches Gottes Zorn anzeigt und das Herz trifft, daß es anfängt zu zittern und zagen und nicht weiß, wo es bleiben soll. Denn solches kann die menschliche Vernunft von sich selbst nicht sehen noch verstehen, daß alles, was in Menschen Kräften und Vermögen ist, unter Gottes Zorn und vor seinem Gericht schon zur Hölle verdammt ist.“ Damit ist ja nicht in Abrede gestellt, daß Gott auch zuweilen durch leibliche Strafen und Plagen auf die Stimme des Gesetzes merken lehrt oder dieselbe verschärft.

### III.

Nun wollen wir diesem armen Menschen, in dem das Gesetz eine solche Reue gewirkt hat, wie wir soeben gesehen haben, das Evangelium predigen. Wir sagen ihm Joh. 3, 16 und ähnliche Sprüche. Wie? Ihm das Evangelium predigen? Er haßt ja Gott, hadert und zürnt mit ihm. Einem solchen Gottlosen sollen wir das Evangelium predigen? Gewiß! Gott ist ein Gott, der die Gottlosen gerecht macht. Das geschieht aber nimmermehr durchs Gesetz. Mit dem Gesetz bringen wir den Menschen nicht um ein Haar der Gerechtigkeit, der Liebe zu Gott näher, als er von Natur ist. Nun haben wir also diesem wirklich reuigen Gottlosen das Evangelium verkündigt, und siehe da, durch dieses Evangelium zündet Gott den Glauben an dieses Evangelium in seinem Herzen an. Er ist nun belehrt, wiedergeboren, ein gläubiger Christ. Es ist nun nicht allein durch das Gesetz mit ihm gegangen nach dem Wort: „Tut Buße“, das heißt, Reue, sondern es ist nun auch durch das Evangelium mit ihm dahin gekommen, daß er nun glaubt an das Evangelium. Das ist nun dieses Menschen fester Trost und einziger Trost, daß er, den das Gesetz ohne die geringste Hoffnung auf gänzliche oder teilweise Wegnadigung zum ewigen

Tode beurteilt, nun durch das Evangelium bedingungslos zum ewigen Leben um Christi willen begnadigt ist. Aus solchem Glauben folgt natürlich bei diesem Menschen nun auch die Liebe zu Gott, der für ihn seinen eigenen Sohn dahingegeben hat.

Nun ist die Frage: Welche Stellung nahm dieses Menschen Gesetzesreue, von der wir vorher geredet haben, zu seinem Glauben ein, ehe ihm dieser Glaube geschenkt war? Nicht eine hinneigende Stellung zu dem Heilande, den der Glaube nun ergriffen hat, sondern Gott, sein Heiland, hat sich im Evangelium mit offenen Liebesarmen zu dem mit Reue, Angst, Schrecken, Haß erfüllten Sünder geneigt und also mit seinem Evangelium einen Sünder vorgefunden, den er mit dem Gesetz vorher mit Angst erfüllt hatte, so daß er ihn nun mit dem Evangelium trösten konnte. Nur einen Traurigen, mit Angst Erfüllten kann man trösten. Durch das Gesetz hatte Gott in dem Menschen eine gänzliche Trostlosigkeit gewirkt, die wegen der natürlichen Verderbtheit des Menschen eine durchaus selbstfüchtige Trostlosigkeit war, die aber, insofern sie eben Trostlosigkeit war, vorhanden sein mußte, ehe Gott durchs Evangelium trösten konnte. Einen gänzlich Fröhlichen oder gänzlich Gleichgültigen zu trösten, das ist ja widerförmig, ja, streng genommen, ein Widerspruch in sich selbst. Gott handelt in der Bekehrung in jedem einzelnen Falle nach der Regel, daß nur ein Trostloser getröstet werden kann. Solange ein Schwindstüchtiger in dem Wahn steht, er sei ganz gesund, und also ohne alle Besorgnis ist, kann man doch dadurch keinen Eindruck auf ihn machen und ihn damit nicht trösten, daß in Colorado schon viele Schwindstüchtige steinalt geworden sind. Was geht mich das an? denkt er; da lasse ich die Schwindstüchtigen hingehen. Man kann den Menschen nicht trösten, ihm nicht aus seiner in Wirklichkeit traurigen Lage helfen, solange er nicht in sich selbst trostlos geworden ist. Hat man ihm aber gesagt: „Du hast die Schwindstucht“ und ihn davon überzeugt, dann kann man ihn trösten, ihm helfen, ihn retten, indem man ihm die frohe Botschaft sagt: „Sei getrost, in Colorado kannst auch du gesund werden! Hier ist das Reisegeld.“ Nun ist ihm geholfen, nun freut er sich, denn er ist getröstet mit der frohen Botschaft. Nun aber wollen wir dies festhalten: Die Gesetzesbotschaft: „Du bist so und so krank“ hat auch bei einer möglichst intensiven und extensiven Wirkung den Kranken der Genesung und Rettung auch um keinen Deut näher gebracht. Sie hat an und für sich nicht im mindesten geholfen, nur Angst, Zagen, ja Zorn gegen den Botschafter gewirkt, und wäre es dabei geblieben, so wäre dieser leidlich Kranke leidlich elendiglich umgekommen. Jene Gesetzesbotschaft, jenes Gesetzesurteil: „Du bist krank“ hat auch des Kranken System und Natur nicht im geringsten zubereitet, zugerichtet, fähig, geschickt, empfänglich gemacht für irgend ein Heilmittel, sondern hat ihn lediglich trostlos gemacht, so daß man ihn nun trösten konnte. Das Gesetz Gottes, das Reue gewirkt, dem

Sünder seine Sündenkrankheit, sein Sündenelend aufgedeckt, gesagt, ihn davon überzeugt hat, hat ihn dadurch dem Heil um nichts näher gebracht. Auch eine noch so tiefe Gesetzesreue, Angst, Schreden, Zagen bringt den Menschen dem Heil um gar nichts näher. Das Gesetz und die Gesetzesreue ist so weit entfernt, den Menschen dem status peccati zu entziehen, auch nur teilweise oder anfangsweise, daß das Gesetz vielmehr die Sünde mehrt und steigert. Die Gesetzesreue hat nicht des Menschen natürlichen geistlichen Zustand, des Menschen sittliche Natur, verändert, für den Glauben und das Evangelium zugerichtet, zubereitet, ja wohl gar willig gemacht. Wir haben die Reue nicht anzusehen als eine bessere Regung und Bewegung, als ein besseres Verhalten des Menschen, nicht als Anfang der Besserung und Sinnesänderung. Es ist eine Abschwächung des Gesetzes, wenn etwas Verdienstliches in die Reue setzt. Man denke an einen Kaufmann, der durch unsinnige Spekulationen ein großes Vermögen verloren hat. Er untersucht seine Bücher und findet eines Tages, daß er bankrott ist und etwa eine Million Dollars Schulden hat. Aber wenn er nun spräche, dadurch, daß er seinen Bankrott eingesehen, habe er verdient, daß ein anderer seine Schulden bezahlt, so wäre er ein Narr. Auch wir haben viel verloren, unser himmlisches Erbe; haben dazu noch ungeheure Schulden gemacht, zehntausend Pfund; wir sehen auch ein durch das Gesetz, daß wir in die Hölle gehören — aber wer wollte sagen, daß man damit etwas verdiene, daß solch Einssehen und Erkennen etwas moralisch Gutes ist? Nein, die Reue nimmt zum Glauben dieselbe Stellung ein wie die Angst des Mörders vor dem Galgen zur Begnadigungsbotschaft. Angst, Schreden vor dem Tod muß da sein, ehe man den Missetäter mit einer Begnadigungsbotschaft erfreuen kann. Die Reue wird daher mit Recht ein nötiges praecedens, ein praerequisitum des Glaubens genannt. Müller, S. 313, §§ 5. 6: „Und vor ihm her Johannes wird genannt ein Prediger der Buße, doch zur Vergebung der Sünden, das ist, er sollte sie alle strafen und zu Sündern machen, auf daß sie wüßten, was sie vor Gott wären, und sich erkenneten als verlorene Menschen und also dem Herrn bereitet würden, die Gnade zu empfangen und der Sünden Vergebung von ihm gewarten und annehmen. Also sagt auch Christus Luk. am 24. selbst: „Man muß in meinem Namen in alle Welt predigen Buße und Vergebung der Sünden.“

Was wir bisher von der Wirkung des Gesetzes gesagt haben, wird dadurch nicht im mindesten alteriert, daß Paulus Gal. 3, 24 das Gesetz einen Zuchtmeister auf Christum nennt. Luther (*Quarterly*, vol. VIII, No. 4, p. 219 f.): „Paul answereth therefore to this question: If the Law do not justify, to what end, then, serveth it? Although, saith he, it justify not, yet it is very profitable and necessary. For, first, it civilly restraineth such as are carnal, rebellious, and obstinate. Moreover, it is a glass that showeth unto a man

himself, that he is a sinner, guilty of death, and worthy of God's everlasting wrath and indignation. To what end serveth this humbling, this bruising and beating down (Latin: *contritio*) by this hammer, the Law I mean? To this end, that we may have an entrance into grace. So, then, the Law is a minister that prepareth the way unto grace. For God is the God of the humble, the miserable, the afflicted, the oppressed, and the desperate, and of those that are brought even to nothing, and His nature is to exalt the humble, to feed the hungry, to give sight to the blind, to comfort the miserable, the afflicted, the bruised and broken-hearted, to justify sinners, to quicken the dead, and to save the very desperate and damned. For He is an almighty Creator, making all things of nothing. Now that pernicious and pestilent opinion of man's own righteousness, which will not be a sinner, unclean, miserable, and damnable, but righteous and holy, suffereth not God to come to His own natural and proper work. Therefore God must needs take this maul in hand (the Law I mean) to drive down, to beat in pieces, and to bring to nothing this beast, with her vain confidence, wisdom, righteousness, and power, that she may so learn at the length by her own misery and mischief that she is utterly forlorn, lost, and damned. Here, now, when the conscience is thus terrified with the Law, then cometh the doctrine of the Gospel and grace, which raiseth up and comforteth the same again, saying: Christ came into the world, not to break the bruised reed, nor to quench the smoking flax, but to preach the Gospel of glad tidings to the poor, to heal the broken and contrite in heart, to preach forgiveness of sins to the captives, etc. (Is. 42, 3; Matt. 12, 20.)" Jef. 61, 1. 2; Luf. 5, 31; Matth. 11, 5; Mark. 2, 17; Luf. 15, 7.

Und weil man sich also den Glauben nicht ohne vorhergehende Reue denken kann, ist es eine korrekte Redeweise, die sich auch von alters her in der Kirche eingebürgert hat, daß man Reue und Glaube als die zwei Stücke der Buße und erstere als Wirkung des Gesetzes, letztere als Wirkung des Evangeliums bezeichnet. So auch die Apologie (Müller, S. 176, § 57): „Diese zwei Stücke gehören allezeit vornehmlich zu einer rechten Buße: erstlich, daß unser Gewissen die Sünde erkenne und erschrecke; zum andern, daß wir der göttlichen Zusage glauben.“ Mark. 1, 15; Luf. 24, 47. Müller, S. 173, § 45: „Da sehet ihr auch die zwei Stücke: die Reue oder das Schrecken des Gewissens, da er sagt: ‚Tut Buße‘, und den Glauben, da er sagt: ‚Glaubet dem Evangelio.‘“

Zu einer einigermaßen vollständigen Behandlung des Themas „Reue“ gehört auch eine Erörterung über die Reue, nachdem der Glaube hinzugekommen ist, also über die Reue gläubiger Christen. Das ist eine selige Reue. Doch darüber ist schon anderwärts in dieser Zeitschrift gehandelt worden.

J. Gräbner.

## Literatur.

**Im Concordia Publishing House, St. Louis, Mo., ist erschienen:**

1. "Lutheran Annual 1912." (10 Cts.) Dieser Kalender unterscheidet sich von dem deutschen nur durch Sprache und Lesstoff.

2. "Concordia Sunday-School Class Book." (6 Cts.; das Duzend 60 Cts.) Unser Verlag bemerkt: "It furnishes blank space for a class of 24 for one year or a class of 12 for two years, making it necessary to write the names and addresses but once, giving space for absence or attendance on an easily controlled system, tardiness, individual cash contributions of each pupil, totals of absence and presence, totals of cash, to be arranged either by the week or by the year, and additional memoranda, such as age, previous church connections," etc.

3. „Concordia-Blättchen für die Kleinen“, die vierteljährlich erscheinen und 25 Cts. das Jahr kosten.

4. „Concordia-Sonntagschullektionen für Oberklassen“, die monatlich erscheinen zu 25 Cts. per Jahr.

5. „Concordia-Sonntagschullektionen für Mittelklassen“, die auch monatlich erscheinen und 25 Cts. kosten.

6. „Concordia-Bibelklasse“, zwölf Nummern jährlich. Preis: 40 Cts.

7. "Concordia Primary Leaflets." A colored card and lesson for each Sunday. Issued quarterly. Price, 25 cts. per annum.

8. "Concordia Sunday-School Lessons for Junior Department." Published monthly. Price, 25 cts. per annum.

9. "Concordia Sunday-School Lessons for Senior Department." Published monthly. Price, 25 cts. per annum.

10. "Concordia Bible Class." Published monthly. Price, 40 cts. per annum.

F. B.

**Der Ev.-Luth. Hausfreund.** Kalender auf das Jahr 1912. Herausgegeben von D. G. Lh. Willkomm. Achtundzwanzigster Jahrgang. Verlag von Johannes Herrmann, Zwickau i. S. Zu beziehen vom Concordia Publishing House, St. Louis, Mo. Preis: 15 Cts.

Wie immer, so ist auch der 112 Seiten starke „Hausfreund“ für 1912 gepfropft voll von lehrreichem, kernigem und echtlutherischem Lesstoff. Der Verlag bemerkt: „Die Aufgabe dieses Kalenders ist: die Erdenpilger an die himmlische Heimat zu erinnern und sie vor den Gefahren zu warnen, mit denen der Weg dorthin umgeben ist. Der ganze Inhalt des Kalenders ist mit erstem Fleiß darauf berechnet, daß das eine, was not tut, den Lesern in Wort und Beispiel nahegelegt wird. Er will christlichen Familien, alt und jung, ein wirklicher Hausfreund im wahrsten Sinne des Wortes sein.“ Zu den Haupttiteln gehören folgende: 1. „Ein jegliches Volk wandelt im Namen seines Gottes, aber wir Christen! — ?? —!“ 2. „Eine seltsame Geschichte aus der Gegenwart.“ 3. „Valerius Herberger.“ 4. „Vom Schuster Mertens. Eine Geschichte, die die Großmutter erlebte.“ 5. „Aus der Kinderstube.“

F. B.

**Verhandlungen der Synode der Ev.-Luth. Freikirche in Sachsen u. a. St. auf ihrer 35. Jahresversammlung 1911.** Verlag des Schriftenvereins, Zwickau i. S. Preis: M. 1.

Dieser Synodalbericht unserer sächsischen Brüder, den wir unsern Lesern aufs wärmste empfehlen möchten, enthält außer den üblichen Geschäftsverhandlungen 1. eine Synodalrede von Präses Kunkmann über Walther, 2. ein Referat über die wörtliche Eingebung der ganzen Heiligen Schrift mit besonderer Berücksichtigung der modernen Einwände von P. D. Willkomm und 3. eine Arbeit über „Die Lehre vom geistlichen Priestertum“ (Fortsetzung) von P. B. Köfler.

F. B.

**Kurzgefaßte Kirchengeschichte für Studierende.** Besonders zum Gebrauch bei Repetitionen von Lic. G. Appel. Teil 3, 2. Hälfte: Die neueste Kirchengeschichte. Mit verschiedenen Tabellen und Karten. Verlag von A. Deichert, Leipzig. Preis: M. 3; geb. M. 3.60.

Dieser dritte Band der Appelschen Kirchengeschichte behandelt die neueste Kirchengeschichte und zerfällt in die drei Hauptteile: 1. Die Zeit der individuellen Frömmigkeit, von 1649 bis ca. 1750. 2. Die Kirche in der Zeit ihrer Auseinandersetzung mit der Aufklärung, von ca. 1750 bis 1835. 3. Die Kirche in der Zeit ihrer Auseinandersetzung mit den Ausläufern der Aufklärung, von ca. 1835 bis zur Gegenwart. Hauptzweck des Buches ist der, den Studenten das Lernen zu erleichtern durch unterschiedlichen Druck, übersichtliche Anordnung des Stoffes, chronologische und synchronistische Tabellen, Regentenlisten, Karten und ähnliche praktische Handhaben. Den Urteilen, insonderheit über manche Päpste und neuere Theologen, kann man nicht immer zustimmen. So lesen wir z. B. S. 94 über Schleiermacher: „Durch die Glaubenslehre wird zunächst der Rationalismus überwunden, denn sie wertet mit allen Mitteln der Wissenschaft gerade das, was er verworfen, das spezifisch Christliche. Indem das christliche Glaubensbewußtsein zum Gegenstand der dogmatischen Darstellung gemacht wird, beseitigt Schleiermacher aber auch den Traditionalismus der Orthodoxie und bringt das reformatorische Prinzip grundlegend in der Theologie zur Anwendung. Er ist der Reformator der Theologie. Zugleich liefert er das erste wirkliche System der Dogmatik. So reicht seine Bedeutung weit über die eines Schulhauptes hinaus. Seine Glaubenslehre bildet das Programm für die geistige Arbeit von Generationen.“ Die wahre Theologie ist und kann immer und überall nur sein Schrifttheologie und einzig und allein gedeihen auf ihrem Mutterboden, der Heiligen Schrift. Dieser Theologie aber hat Schleiermacher den Todesstoß versetzt, was freilich selten genug erkannt und zugestanden wird. Unserem D. Waltherr schreibt Appel mit Unrecht die Lehre zu: „Gott bietet allen Menschen das Heil an, aber nur bei den Erwählten wird der seligmachende Glaube gewirkt.“ Auf einmal komplett bezogen, kostet das ganze Werk Appels M. 9.50, gebunden: M. 11.

J. P.

**Moderne Willensziele.** Von Gerhard Hilbert. Verlag von A. Deichert, Leipzig. Preis: M. 1.25; kart. M. 1.50.

Diese Schrift bietet auf 80 Seiten eine geistreiche Kritik Schopenhauers, der aus dem Willensziel den Glauben an Gott streicht, Nietzsche, der beides, den Glauben an Gott und die Moral, verneint, und Horneffers, der überhaupt jede Sehnsucht nach einem Jenseits als etwas Krankhaftes bezeichnet. Sie zerfällt in folgende Abschnitte: 1. Der Wille zum Nichts: Arthur Schopenhauer. 2. Der Wille zur Macht: Friedrich Nietzsche. 3. Der Wille zur Form: Ernst Horneffer. 4. Der Wille zum Glauben: Hamlet.

J. P.

**Das Alte Testament mit in den Text eingeschalteter Auslegung, ausführlichen Inhaltsangaben und erläuternden Bemerkungen, herausgegeben von August Dähse.** Erste Hälfte. Erste Abteilung: Die Fünf Bücher Mose. Mit 13 Holzschnitten und 2 kolorierten Karten. A. Deicherts Verlag, Leipzig. Preis: M. 3.20; gebunden: M. 4.30.

Dem Herausgeber zufolge ist dies Bibelwerk, welches zuerst 1862 erschien und jetzt in fünfter Auflage vorliegt, berechnet für Laien, Lehrer, Pastoren und Studenten der Theologie. Der Lutherschen Übersetzung, die in fetter Schrift gedruckt ist, sind die Erklärungen in edigen Klammern in gewöhnlicher Schrift beigegeben. Außerdem sind längere und kürzere Anmerkungen hinzugefügt, wo immer dem Verfasser ausführlichere Erörterungen nötig erschienen. Benutzt worden sind dabei nicht bloß ältere Exegeten, wie Luther, sondern auch Keil, Delitzsch, Philippi, Bengtzenberg und andere. Die im Pentateuch enthaltenen messianischen Weissagungen werden nicht umgedeutet, und die Wunder, von welchen der Pentateuch berichtet, bleiben, was sie sind, wirkliche Wunder Gottes, und werden nicht ratio-

nalistisch erklärt. Zu 1 Mos. 1, 2 wird bemerkt: „Das erste Blatt der mosaïschen Urkunde hat mehr Gewicht als alle Folianten der Naturforscher und Philosophen. . . . Von jenen Schlußfolgerungen (der Geologie) aber und den ihr zugrunde liegenden Voraussetzungen kann zurzeit keine als ausgemachte Wahrheit, nicht einmal als einhellig angenommenes Ergebnis der Erderforschung gelten, sondern wie sich die älteste Geschichte der Völker in Sagen und Mythen verliert, so geht auch die älteste Geschichte der Erde größtenteils in Hypothesen oder bloße Annahmen auf. Dazu kommt, daß Mittelasien, die Wiege des Menschengeschlechts, von den Altertumsforschern bisher noch gar nicht näher untersucht worden ist, und daß die Bibel von zwei Ereignissen der Urzeit berichtet, deren Einfluß auf die Gestaltung des Erdbodens und die Entwicklung der Pflanzen- und Tierwelt keine Naturwissenschaft ermessen kann, wir meinen den Fluch, der infolge des Falles der Stammeltern unsers Geschlechts von Gott über die Erde ausgesprochen, und durch den auch die Tierwelt dem Verderben unterworfen worden (1 Mos. 3, 17; Röm. 8, 20), und die Sündflut, durch welche der Erdboden bis zu den höchsten Bergen unter Wasser gesetzt wurde und alle lebendigen Wesen auf dem trockenen Lande bis auf die von Noah in der Arche geborgenen Tiergeschlechter untergingen. Mögen daher immerhin die geologischen Doktrinen mit der Schöpfungsgeschichte der Bibel in Widerspruch stehen, die Wahrheit der Schrift können sie nicht erschüttern. Die Sünde ist's, die dem Menschen das Buch der Natur zugesiegelt hat, und die Erlösung ist's, die es entseiegelt. Zwischen dem Beginn jener und der Vollendung dieser ist die Naturerkenntnis noch eine mangelhafte.“ 1 Mos. 3, 15 nicht nur, sondern auch 4, 1 wird auf Christum gedeutet. Zu 1 Mos. 16, 7 wird bemerkt: „Der hier zum erstenmal erwähnte Engel des Herrn ist kein anderer als der hernachmals in der Person Christi fleischgewordene Sohn Gottes, der schon im Alten Testament auf vorübergehende Weise bisweilen die Gestalt eines Menschen oder die eines Engels annahm. Solchergestalt war er auch hier der Hagar nachgegangen, um sie von ihrem Wege herumzuholen.“ (S. 44.) Zu 1 Mos. 19, 25 wird bemerkt: „Dieser brennende Schwefel hatte also keine natürliche Ursache, sondern kam unmittelbar aus der Hand des Herrn, der seinen eigentlichen Thronsiß im Himmel hat, obgleich er jetzt auf Erden gegenwärtig war.“ (S. 54.) Zu 1 Mos. 24, 4: „Die Hüfte Abrahams, welche durch das Wort der Verheißung von dem gebenedeiten Samen geheiligt, oder in welcher nach Luthers Ausdruck Christus war, erinnerte den Elieser aufs ernsteste daran, daß hier nicht ein Menschenkind das andere freie, sondern daß er dem Sohn und Erben der Verheißung ein Weib zuzuführen habe.“ (S. 66.) Zu 1 Mos. 32, 1: „Es wurden ihm (Jakob), wie hernach in einer ähnlichen Lage dem Knaben des Elisa (2 Kön. 6, 17), die Augen geöffnet, und er erblickte auf einmal über seinen Häupten zwei Heere von kampferkürtesten Streitern, entweder das eine vor ihm und das andere hinter ihm oder das eine zur rechten und das andere zur linken Seite.“ (S. 95.) Zu 1 Mos. 49, 10: „Jede appellative Fassung des Wortes S c h i l o h (da man es für einen Gattungsnamen nimmt) ist verfehlt, hingegen die Fassung desselben als Name des Messias die allein richtige, indem diese Weissagung ein integrierendes Glied in der Geschichtskette der Heilsverkündigung bildet.“ (S. 151.) Zu 2 Mos. 10: „Was die Art und Natur dieser zehn Wunderzeichen betrifft, so sind sie zwar insgesamt wirkliche Wunder, insofern sie entweder ganz außerhalb des natürlichen Zusammenhangs liegen oder doch solche Wirkungen Gottes enthalten, die das, was im gewöhnlichen Lauf der Dinge oft genug vorkommt, zu außerordentlicher Zeit und in unerhörtem Maße herbeiführen und auf das Gebet eines Menschen dann wieder zurückziehen. Sie unterscheiden sich dadurch wesentlich von den teils magischen, teils diabolischen Wirkungen der Zauberer, welche nicht wunderbarer, sondern nur sonderbarer Art (nicht miracula, sondern mirabilia) sind.“ (S. 191.) S. 233 wird Luthers Stellung zum Bilderverbot gerechtfertigt sowie auch seine Verlegung der Drohung und Verheißung an den Schluß der zehn Gebote. Zu 4 Mos. 22 lesen wir: „Wohl keine Geschichte der Bibel hat so viel Zweifel und Spott erfahren wie die von der redenden Eselin Bileams. Und doch bestätigt es sich gerade hier, was Baco von Verulam . . . sagt: Ein oberflächliches Wissen führt von der heiligen Schrift ab, ein gründliches zu ihr zurück. Wir haben in unserer bisherigen Auslegung uns Mühe gegeben, in den inneren Gang der Begebenheit einzuführen. Wer diesen mit rechter Aufmerksamkeit verfolgt und Gottes Absicht mit Bileam versteht, dem wird das Wunder von der redenden



Eselin weniger zu schaffen machen als das von der redenden Schlange im Paradiese; denn dort ist es der Teufel, der aus der Schlange redet, hier aber ist es der Herr, der der Eselin den Mund aufstut, und dem Herrn steht doch wohl noch ein ganz anderes Vermögen zu, zu tun, was er will, als dem in seiner Macht beschränkten Fürsten der Finsternis. Gleichwie wir nun dort nicht behaupten werden, daß Eva nicht in Wirklichkeit, sondern bloß in ekstatischem Zustande die Schlange habe reden hören, so können wir uns auch hier nicht zu der Meinung derer bekennen, die das Ereignis für eine rein innerliche Tatsache ansehen, so daß die Eselin gar nicht geredet oder doch nur ihre gewöhnlichen tierischen Klageklänge hervorgebracht habe, die aber in Aileams geistigem Ohr durch Einwirkung des Herrn zu vernehmbarer menschlicher Rede geworden seien. . . . Sie (die Eselin) tut nämlich viel mehr, als daß sie das, was ihre natürlichen Klageklänge würden ebenfalls zu verstehen gegeben haben, das Gefühl des Schmerzes, in Worte faßt; sie stellt ihren Herrn über die ihr widerfahrene Behandlung zur Rede und erinnert ihn an ihr bisheriges Verhalten. Das ist nicht bloß ein artifizielles, sondern auch ein vernünftiges Reden, nur daß sie freilich die Vernunft nicht aus sich selber nahm, sondern sie in diesem Augenblick von demselben Herrn empfang, der ihr auch die Menschengimme verlieh.“ (S. 488.) Zu 4 Mos. 24: „Es leidet keinen Zweifel, daß die Worte V. 17: „Ich sehe ihn, aber jetzt nicht; ich schaue ihn, aber nicht von nahe. Es wird ein Stern aus Jakob aufgehen und ein Zepter aus Israhel aufkommen“ eine unmittelbare messianische Weissagung enthalten und auf niemand anders bezogen werden können als auf den großen König der Juden, von dem die Weisen aus dem Morgenlande hernach sagen (Matt. 2, 2): „Wir haben seinen Stern gesehen im Morgenlande und sind kommen, ihn anzubeten.““ (S. 498.) So kommen die Wunderberichte und die messianischen Weissagungen des Pentateuchs zu ihrem vollen Recht. — Zu den Ausstellungen, welche wir aus dogmatischen Gründen machen, gehören folgende: Zu 1 Mos. 7, 21 wird bemerkt: „Unter den Schreden und Ängsten jener Lage (der Sündflut) mag noch mancher in sich geschlagen und zu Gott um Gnade und Erbarmen geschrien haben. über deren Rettung vom ewigen Verderben siehe 1 Petr. 3, 19 f.; 4, 6.“ Mit Unrecht wird hier angedeutet, daß die Predigt Christi in der Hölle eine Predigt zur Rettung war. In der Erklärung zu 2 Mos. 20, 11 wird schlechtthin gesagt, daß im Neuen Testament an die Stelle des Sabbats der Sonntag getreten sei. Zu 3 Mos. 18 lesen wir: „Es hat sich also der schon von Luther in seinem Gutachten über die Ehe Heinrichs VIII. aufgestellte Grundsatz Geltung verschafft, daß wir nicht mehr unter dem Gesetz Moses sind, sondern in dergleichen Sachen den bürgerlichen Gesetzen unterworfen.“ Der Christ ist freilich an die bürgerlichen Ehegesetze gebunden, aber dabei darf nicht übersehen werden, daß Ehen, die Gott verboten hat, dem Christen verboten bleiben, selbst wenn der Staat sie erlaubt. In dem Exkurs zu 5 Mos. 18, 22 über die Prophetie wird nicht bloß unklar geredet über Inspiration und Offenbarung, sondern auch gesagt: „So scheinen die Rabbiner im vollen Rechte zu sein mit ihrer Ansicht von einem höheren oder niederen Grade der Inspiration, die sie denn auch veranlaßt hat, die Schriften des Alten Testaments in die drei Klassen: a. die Thora (Gesetzbuch), b. die Nebim (Propheten), c. die Chetubim (übrige heilige Schriften oder Hagiographen) zu teilen. Die meisten älteren Theologen haben einen solchen Gradunterschied hinsichtlich der göttlichen Eingebung verworfen; neuere jedoch unterscheiden etwa: 1. was die heiligen Menschen Gottes geredet haben im Geist — das ist das Höchste; 2. durch den Geist, da ihr Geist und Gottes Geist in der Wirkung sich vereinigen; 3. gemäß dem Geiste, indem der Geist des Herrn nur hütend und wachend ihnen nahe war.“ Hier wird, von andern abgesehen, Inspiration und Offenbarung verwechselt; denn in der Bibel ist zwar nicht alles offenbart, wohl aber ist alles inspiriert, und Grade der Inspiration anzunehmen, das ist ein Widerspruch in sich selber. Die Verbalinspiration der ganzen Heiligen Schrift ist mit obiger Unterscheidung preisgegeben. Das ganze Werk (mehr als 6200 Seiten in Lexikonformat) umfaßt außer dem vorliegenden noch sechs weitere Bände, von welchen der zweite M. 5.20, geb. M. 6.40 kostet, der dritte M. 4, geb. M. 5.10, der vierte M. 4.80, geb. M. 6, der fünfte M. 4.80, geb. M. 6, der sechste M. 4.40, geb. M. 5.50, der siebente M. 5.60, geb. M. 6.70. Das ganze Werk kostet also gebunden M. 40, weniger als die Hälfte des früheren Preises. J. F.

**Luther.** Von Hartmann Grisar. Drei Bände. Erster Band: „Luthers Werden, Grundlegung der Spaltung bis 1530.“ 656 Seiten. Preis: \$3.90. Zweiter Band: „Auf der Höhe des Lebens.“ 819 Seiten. Preis: \$4.50. Herdersche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau.

Nichts zeugt gewaltiger von dem unermeßlichen Einfluß Luthers auf die Geschichte Europas und der ganzen Welt als die Tatsache, daß immer noch, nach 400 Jahren, nicht bloß zahllose Artikel über Luther und die Reformation erscheinen, sondern auch schier jedes Jahr mehrere Lutherbiographien, nicht bloß in Deutschland, sondern auch in Amerika, England und andern Ländern, nicht bloß in deutscher, sondern in englischer und andern Sprachen, nicht bloß von und für Protestanten geschrieben, sondern auch von Katholiken und für Katholiken. Schon zu Luthers Zeit prophezeiten Papisten, daß das Luthertum bald mit Stumpf und Stiel ausgerottet und spurlos verschwunden sein werde. Heute, nach 400 Jahren, müssen selbst Römlinge wie Janssen, Dentke und Grisar durch ihre Luther-schriften öffentlich dafür den Beweis bringen, daß Luther immer noch lebt, und sein Werk und seine Schriften auch für Katholiken keine quantität négligeable sind, vielmehr ein Faktor, mit dem heute noch zu rechnen ist wie in den Tagen der Reformation. Die beiden ersten Bände des Grisar'schen Werkes, dem noch ein dritter Schlußband folgen wird, bringen auf 656 und 819 Seiten 28 Kapitel mit folgenden Überschriften: „I. Studiengang und erste Klosterzeit; II. Vordoten des Umschwunges; III. Der Ausgangspunkt; IV. ‚Ich bin von Occams Schule‘; V. Rippen falscher Mstik; VI. Der Umschwung von 1515 im Spiegel des Kommentars zum Römische Briefe 1515/16; VII. Aus den äußeren Verhältnissen und dem Innenleben Luthers zur Zeit der Krisis; VIII. Galaterebrief-Kommentar. Erste Disputation und erste Triumphe; IX. Die Ablasthefen von 1517 und ihre Nachwirkung; X. Luthers Fortschritte in der Neuen Lehre; XI. Die Abfallsbewegung in ihren Anfängen; XII. Bann und Acht. ‚Geistesstaufe‘ auf der Wartburg; XIII. Die Jahre der Entstehung der Gegenkirche (1522 bis 1525); XIV. Vom Bauernkrieg bis zum Augsburger Reichstag (1525 bis 1530); XV. Organisation und öffentliche Stellung der Neuerung; Vor- und Rückbild; XVI. Die göttliche Sendung und ihre Kundgebungen; XVII. Sittliche Charakterseiten; XVIII. Luther und Melancthon; XIX. Das Verhältnis zu Zwingli, Carlstadt, Bugenhagen und andern; XX. Einigungsversuche gegenüber dem beabsichtigten Konzil; XXI. Fürstliche Ehefachen; XXII. Luther und die Lüge; XXIII. Neue Kämpfe mit Erasmus (1534, 1536) und Herzog Georg; XXIV. Zu den sittlichen Zuständen im Geleite der Kirchenneuerung; Fürstliche Beförderer; XXV. Im engeren Berufskreise und häuslichen Leben. Vorteilhafte Züge; XXVI. Luthers Kampfweise ein Bild seiner Seele; XXVII. Aus dem Lager der katholischen Verteidigung; XXVIII. Die neuen Dogmen in historischem und psychologischem Lichte.“ — Grisar ist Jesuit und als solcher eiblich verpflichtet, die Geschichte und insonderheit die Reformationsgeschichte so darzustellen, daß das Urteil der Päpste über Luther und die Kirche der Reformation gerechtfertigt wird. Der Angriff, den Grisar in seinem umfangreichen Werk auf Luther macht, gilt darum im Grunde auch nicht sowohl Luther als vielmehr dem Luthertum und besonders der lutherischen Lehre von der Rechtfertigung. Auf diese Lehre, mit der das ganze Werk der Reformation nach Lehre und Leben aufs engste verknüpft ist, hat es Grisar letztlich abgesehen. Nach Luther ist die Lehre von der Rechtfertigung der Artikel, mit dem die Kirche steht und fällt. In den Schmaltz'schen Artikeln schreibt er: „Von diesem Artikel kann man nichts weichen oder nachgeben, es falle Himmel und Erden, oder was nicht bleiben will. Denn es ist kein ander' Name den Menschen gegeben, dadurch wir können selig werden, spricht Petrus Act. 4, 12. Und durch seine Wunden sind wir geheilet, Jes. 53, 3. Und auf diesem Artikel stehet alles, was wir wider den Paps, Teufel und Welt lehren und leben. Darum müssen wir des gar gewiß sein und nicht zweifeln, sonst ist es alles verloren und behält Paps und Teufel und alles wider uns den Sieg und Recht.“ Den Eifer, mit welchem Luther das Papsttum bekämpft, führt Grisar zurück auf Haß, Undersöhnlichkeit, Ehrsucht und andere schände Motive. Aber Luthers Kampf gegen das Papsttum hat seinen letzten Grund in der klaren Erkenntnis, daß mit der papistischen Weltlehre das Heidentum in die christliche Kirche eingebracht sei, und daß jeder Angriff auf die Lehre von der Rechtfertigung allein durch den Glauben nichts anderes sei als ein Stoß in das Herz

des Christentums. Luther hatte klar erkannt, daß mit der römischen Lehre, nach welcher die Seligkeit eines Christen gebunden ist an den Gehorsam gegen den Papst und seine Gebote, das Herz des Christentums tödlich getroffen werde, welches eben wesentlich nichts anderes ist als die Lehre von der Seligkeit allein aus Gnaden um Christi willen durch den Glauben. Auch Grisar ist es nicht entgangen, daß Papsttum und Luthertum sich gegenseitig verneinen wie Feuer und Wasser. Auch ihm sind in schier jedem Punkt der Lehre, insonderheit in der Lehre von der Rechtfertigung, Papsttum und Luthertum entgegengesetzte Pole und kontradiktorische Gegensätze. Luther und Grisar stimmen darin überein: Ist die papistische Lehre von der Seligkeit durch die Werke richtig, so ist notwendig das Luthertum falsch; ist hingegen die lutherische Lehre vom Glauben richtig, so ist notwendig das Papsttum antichristlich. Steht die Lehre von der Vergebung der Sünden allein durch den Glauben, so ist das Papsttum gerichtet; fällt sie, so ist es aus mit dem Luthertum. Ist Luthers Lehre richtig, so ist das Papsttum das rechte Antichristentum; ist sie falsch, so ist das Luthertum die größte Rebellion wider Gott und sein Wort. Hier gibt es nur ein Entweder — Oder: Luthertum oder Papsttum; tertium non datur. Zwischen beiden gibt es keinen Ausgleich. Das alles hat, wie gesagt, auch Grisar begriffen; daher sein Kampf gegen Luther und das Luthertum. Die Methode aber, die Grisar einschlägt, um das Luthertum zu widerlegen, verrät, daß er der Anwalt einer bösen Sache ist. Luther behauptet, in allen seinen Lehren und insonderheit in der Lehre von der Rechtfertigung nur die klare Lehre der Heiligen Schrift zum Ausdruck zu bringen. Und in seinen zahlreichen Schriften hat Luther auch dafür den Beweis geliefert, daß er in der Schrift sitzt und die Papisten daneben. Und seit den Tagen Luthers haben Millionen und aber Millionen von Protestanten durch vier Jahrhunderte hin mit der Bibel in der Hand die Lehre Luthers geprüft und richtig gefunden. Wollte darum Grisar Luther widerlegen und dem Luthertum den Todesstoß versetzen, so mußte er den Beweis aus der Schrift antreten und insonderheit aus Paulus Luther widerlegen und die papistische Werklehre beweisen. Hic Rhodus! Beweiskräftig ist hier schließlich nur ein Argument, und das ist der Beweis aus der Schrift. Kann Grisar diesen Beweis nicht liefern, so hat er verloren. Jeder andere Beweis gegen Luther und ganz besonders Anhäufungen von allerlei Beschuldigungen wider seinen Charakter sind hier nichts als ein sophistisches quid pro quo, das im Grunde genommen nichts verschlägt, wie auch immer es gleicht und Papisten die Augen blenden mag. Der Schriftbeweis ist der einzig mögliche Weg, um Luthers Lehre etwas anzuhaben. Wer diesen Weg nicht gehen will, der mag wohl schmähen, das Luthertum widerlegen kann er aber nicht. Würde Grisar die Lehre seiner Kirche von der Seligkeit durch die Werke und den Gehorsam gegen den Papst aus der Schrift beweisen, so müßten wir uns unter diese Lehre beugen, und auch die zahllosen Ärgernisse, welche Päpste, Kardinäle, Bischöfe, Priester, Mönche und Nonnen durch alle Jahrhunderte hin bis in die Gegenwart hinein gegeben haben, dürften und könnten uns davon nicht abhalten. Könnte Grisar beweisen, daß die lutherische Lehre vom Glauben nicht mit der Schrift stimmt, so hätte er in den Augen aller Lutheraner und Luthers selber gewonnen, selbst wenn alle lutherischen Koryphäen vor den Augen der Menschen ein Ausbund aller Klugheit, Gelehrsamkeit und Frömmigkeit wären. Kann aber Grisar den Schriftbeweis für seine römischen Lehren nicht bringen, muß er vielmehr, wengleich nicht mit ebensovielen Worten, so doch mit der Tat zugeben, daß die Lutheraner in der Schrift sitzen und die Papisten daneben, so ist das Luthertum Wahrheit, ewige Wahrheit, und das Papsttum ein Betrug des Teufels, selbst wenn die Papisten vor der Welt als eitel Heilige glänzen würden, und es Grisar gelänge, Luther in den Augen seiner Leser moralisch zu vernichten. Zudem weiß ja auch Grisar gut genug, daß wir Lutheraner Luther nicht etwa für einen unfehlbaren heiligen Vater halten, wie die Papisten ihre Päpste, sondern für einen Menschen, der irren und fehlen konnte und nicht ohne Mängel und Gebrechen war. Lutheraner bauen ihren Glauben nicht auf Luther und sein Leben, sondern auf die Heilige Schrift. Auch rühmen wir uns nicht sowohl des Lebens Luthers als vielmehr seiner Lehre von der Vergebung der Sünden allein um Christi willen durch den Glauben, weil sie nichts anderes ist als das lautere Gotteswort selber. Was wir an Luther rühmen, ist vor allem dies, daß er uns gelehrt hat, unsern Glauben nicht zu bauen auf Luther oder irgendeinen andern Menschen, sondern auf das Zeugnis der Heiligen Schrift

allein. Statt aber den Schriftbeweis wider Luther anzutreten, verlegt Grisar sich darauf, den Charakter Luthers zu verdächtigen und verächtlich zu machen. So haben es bisher alle römischen Polemiker gemacht, von denen sich Grisar nur dadurch unterscheidet, daß er manche von den plumpen Verleumdungen Luthers, die von protestantischen Gelehrten als Lügen längst festgenagelt sind, hat fallen gelassen. Wir können darum in der Methode Grisars nur das Zugeständnis erblicken, daß die Papisten mit der Schrift nichts gegen Luther auszurichten vermögen. Andere aber als Schriftargumente verschlagen bei uns nichts. Luther und Grisar sind Antipoden. Nach Luther entscheidet über alle Fragen des Glaubens und Lebens die Schrift allein; nach Grisar allein der Papst. Nach Luther legt die Schrift sich selber aus; nach Grisar besorgt dies der unfehlbare Papst. Nach Luther ist die Schrift klar; nach Grisar ist sie ein Vabel, in das nur der Papst Klarheit zu bringen vermag. Nach Luther ist der Kampf wider das Papsttum ein nötiger Kampf wider den Antichristen, der Jesum von seinem Thron gestossen und sich selbst auf seinen Stuhl gesetzt hat; nach Grisar ist Luthers Kampf gegen den Papst eitel Gottlosigkeit und Rebellion wider den Stellvertreter Christi und somit wider Christum selber. Nach Grisar ist der Papst der rechtmäßige Herr der Kirche; nach Luther ist er der Antichrist, der die Kirche in die babylonische Gefangenschaft geführt hat. Nach Grisar ist es Revolution in der Kirche, wenn man sich dem Papst und seinem Urtheil nicht unterwirft; nach Luther ist es Rebellion wider Christum, wenn der Papst sich irgendwelche Herrschaft in der Kirche anmaßt. Nach Luther besteht die Einigkeit der Kirche in der Verbindung aller Christen durch den Glauben mit ihrem Haupte Christo; nach Grisar besteht sie in der äußerlichen Unterwerfung unter den Papst. Luther hält dafür, daß kein Mensch mit gutem Gewissen und ohne Gotteslästerung Priester sein kann; Grisar ist der Meinung, daß nur fleischliche Gelüste der Grund sein können, warum jemand dem Priesteramt entsagt. Die Hierarchie ist nach Grisar nötig zur Seligkeit; nach Luther ist sie das größte Hindernis zur Seligkeit. Nach Luther sind alle wahren Christen Priester vor Gott; nach Grisar sind dies nur die vom Papst geweihten Sölibatzen. Nach Luther wird ein Mensch selig einzig und allein durch den Glauben an Christum; nach Grisar kann niemand selig werden ohne den Papst und die Werke, welche der Papst gebietet. Grisar bindet die Seligkeit an die Gemeinschaft mit Rom und an den Papst; Luther erblickt im Papst den Antichristen, der die Kirche tyrannisiert. Luther hält die Mönchswerte für eitel Pharisäismus; Grisar hält sie für den Ausbund aller Heiligkeit. Die Imputation der Gerechtigkeit Christi ist Grisar ein Uergernis und eine Torheit; Luther ist sie der süßeste Kern des Christentums. Grisar greift zu jedem Mittel, um die Lehre von der Rechtfertigung allein durch den Glauben in den Kot zu ziehen und verächtlich zu machen; Luther weiß diese Lehre nicht hoch genug zu rühmen und zu preisen. Nach Grisar machen die guten Werke den Menschen gerecht und selig; nach Luther gibt es überhaupt gar keine guten Werke, ehe der Mensch vor Gott gerecht ist und ein seliges Kind Gottes. Grisar hält die Rechtfertigungslehre durch den Glauben für sittenverderblichen Unsinn; nach Luther ist sie der Kern des Evangeliums selber, die auch allein wahre Frömmigkeit erst möglich und wirklich macht. Nach Luther ist der Stand der heiligen Ehe ein von Gott geordneter Stand, zu dem man alle Christen laden und reizen soll, und die Gelübde der Mönche und Nonnen sind ihm falsche, verwerfliche und tyrannische Menschenansagen; nach Grisar besteht der Greuel aller Greuel bei Luther in der Tatsache, daß er, der frühere Mönch, sich verheiratet hat, und das mit einer früheren Nonne! Nach Grisar ist das Gelübde der Ehelosigkeit verbindlich und besonders heilig und verdienstlich; nach Luther ist es unnatürlich, schriftwidrig und gottlos. Luther fordert auch Priester und Nonnen auf zum Eintritt in die heilige Ehe; Grisar erblickt darin nur einen Sireneugesang an den niedrigsten und stärksten Trieb des Menschen. Nach Grisar ist die Messe mit der Verwandlungslehre und Anbetung der Hostie die eigentliche Perle des römischen Kultus; nach Luther ist die Messe eitel Greuel und Götzendienst. So sind Luther und Grisar in allen ihren Anschauungen Antipoden. Und mit seinen dogmatisch und ethisch falschen Voraussetzungen tritt nun Grisar an Luther heran, um ihn religiös, dogmatisch und sittlich zu würdigen, ohne zuvor aus der Schrift den Nachweis zu liefern, daß seine eigene Stellung die richtige ist. Für Grisar steht darum a priori das Urtheil über Luther fest, daß er als offener Rebell gegen den Stellvertreter Christi, den heiligen und unfehlbaren Papst,

nichts anderes sei und sein könne als ein religiöses und moralisches Monstrum, und daß seiner ganzen Tätigkeit in Wort und Schrift und Tat immer nur schlechte, ungöttliche Motive und unlaute und unreine Gefinnungen zugrunde liegen können. Diese apriorische Methode macht darum Grisar's Buch für jeden Lutheraner von vornherein zu einer Fehlerarbeit, geschrieben aus dogmatischer Gebundenheit, bei der Ziel und Weg der Untersuchung von vornherein vorgegeschrieben war. Statt Luther *sub specie scripturae* zu beurteilen, betrachtet ihn Grisar durch die Brille seines Jesuiteneides und unterstellt ihn dem Urteil der papistischen Dogmatik und Ethik und rechnet so in seinem Buche von Anfang bis zu Ende mit einem falschen Einnmaleins. So ist es denn auch kein Wunder, daß Luthers Person und Wert Grisar ein Geheimnis geblieben ist, ja ein Argernis und eine Torheit, und Luther selbst ein Monstrum der Gottlosigkeit und ein Bündel von Widersprüchen, das er nicht verstehen und begreifen kann. Wie Renan, Strauß und moderne Sozialdemokraten nicht imstande sind, ein Leben Jesu zu schreiben oder ein Leben Pauli und im besten Fall Jesum für einen Schwärmer erklären und Paulum für einen Epileptiker, so ist auch Grisar nicht imstande, ein Leben Luthers zu schreiben, dem er in fast jedem Stück der Lehre und Moral antipodisch gegenübersteht. Kurz, wer Luther nicht vom Standpunkt der Heiligen Schrift aus betrachten und verstehen will, der kann ihn überhaupt nicht verstehen. Tatsache ist denn auch, daß die Seiten der Grisar'schen Lutherbiographie Spiegelbild gleichen, die auf der einen Seite kontak und auf der andern sonde sind, und darum zwar wunderliche Karikaturen, aber keine treuen Bilder bieten. Luther schreibt: „Wenn das Wort Gottes zu den Vätern kömmt, so gemahnet mich's gleich, als wenn einer Milch seiget durch einen Kohlenjad, da die Milch muß schwarz und verderbt werden.“ Auch Luthers Worte und Werke und Schriften sind solche Milch, und die dogmatischen und ethischen Vorurteile Grisar's sind der Kohlenjad, und das Resultat findet man in Grisar's Lutherbiographie. Freilich läßt Grisar, wie gesagt, eine ganze Anzahl der größten Verleumdungen gegen Luther, die bisher zum eisernen Bestand der römischen Polemik gehörten, fallen, aber doch immer nur so, daß er zugleich dafür sorgt, daß das semper aliquid haeret nicht zu kurz kommt. Wie Grisar dabei „wissenschaftlich“, „historisch“ und „psychologisch“ zuwege geht, um das Verdammungsurteil des Papstes über Luther und die Reformation zu rechtfertigen, wie Grisar entstellt, falsch auslegt, falsch verbindet, vergrößert, verkleinert u., dies im einzelnen darzulegen, wird sich hoffentlich später noch Gelegenheit bieten. In einem gewissen Sinne aber freuen wir uns auch über das echt jesuitische Werk Grisar's, und zwar vornehmlich aus folgenden Gründen: 1. weil dadurch wieder aller Welt gezeigt wird, daß Luther immer noch lebt und immer noch nicht von den Papisten ignoriert werden kann; 2. weil so immer wieder der Beweis dafür geliefert wird, daß die Papisten Luthers Lehre nicht aus der Schrift widerlegen können und nur mit Verdächtigungen der Person Luthers gegen das Luthertum anzukämpfen vermögen; 3. weil dadurch das Studium der Schriften Luthers gefördert wird, was nicht ohne Segen abgehen kann, und so nach Gottes Rat gerade auch die Feinde Luthers mit dazu beitragen müssen, daß Luther und seine Schriften nicht vergessen werden. Als Antidot gegen Grisar's Schrift und gegen alle Verleumdungen über Luther und das Werk der Reformation empfehlen wir die Lektüre des Kleinen oder Großen Katechismus Luthers, die im Herzen auch des rabiatesten Papisten den Stachel zurückerlassen wird, daß Luther die Wahrheit vertritt und doch ein ganz anderer Mann gewesen sein muß, als Grisar und andere katholische Polemiker aus ihm zu machen suchen.

F. B.

**Johannes Herrmann, Zwidau i. S., hat uns zugesandt:**

1. „Das Leben unsers Heilandes.“ Von Jul. Schnorr von Carolsfeld. 23 Holzschnitte mit gegenüberstehendem, begleitendem Bibeltext. Mit buntem Titelbild. 10 Cts.; 20 Expl. \$1.75.
2. Neun Weihnachts-Postkarten von Olga Burdhardt. Neue Dreifarben-drucke mit Weihnachtsversen. 20 Cts.
3. „Weihnachtsfeier.“ Von Marg. Lent. Mit buntem Titelbild von O. Burdhardt. 5 Cts.; 100 Expl. \$3.50.
4. „Merkblatt für Kaufpaten und alle, die einer Kaufhandlung beimohnen oder sonst ihrer heiligen Tausche gedenken.“ Von Valerius Herberger. Zweifarbtiger Druck mit Titelbild. 3 Cts.; 25 Expl. 60 Cts.; 100: \$2.00.

5. „Was will aus dem Kindlein werden?“ Von D. Willkomm. 10 Cts.; 20 Expl. \$1.00.

6. „Licht von Oben.“ Von D. Willkomm. 10 Cts.; 20 Expl. \$1.00. — Alle diese Neuerscheinungen können bestens empfohlen werden. Der zuletzt genannte Traktat liegt bereits in zweiter Auflage vor und richtet sich gegen den Materialismus, Sorgengeist, Selbstsucht und Eigennuß, Welt- und Fleischelust, Geiz, Hoffart, Ungebuld, Verzagtheit und Todesfurcht. J. B.

## Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

### I. Amerika.

**Bemerkungen zu den ohioschen Publikationen den angeblichen Widerruf Walthers betreffend.** In dem von D. Stellhorn veröffentlichten „Nachlaß“ Allwardts heißt es: „Ich erfuhr schon vor mehr als zwanzig Jahren aus ‚zuverlässiger Quelle‘, daß D. Walthers während seiner letzten langen Krankheit zweimal widerrufen wollte, daß aber sein Seelsorger, der jetzige D. Stöckhardt, das verhindert habe.“ Wenn Allwardt diese Worte nicht lange vor seinem Tode (April 1910) geschrieben hat, so muß er das Gerücht von dem Widerruf Walthers jedenfalls vor 1890 und wahrscheinlich nicht lange nach Walthers Tod (1887) gehört haben. Seine Quelle nennt Allwardt nicht, bezeichnet sie auch nicht als missourische, wohl aber als „zuverlässige Quelle“. Hätte Allwardt seine Quelle genannt, dann könnte sich auch der Leser ein Urteil bilden, ob sie wirklich objektiv zuverlässig war oder bloß in der Meinung Allwardts, der dem Gerüchte so gerne Glauben schenkte. Wenn ihm nun in seiner Angabe sein Gedächtnis keinen Streich gespielt hat, so muß Allwardt auch gleich von Anfang an geneigt gewesen sein, dem Gerüchte Glauben zu schenken. Stammt es doch, wie er sagt, „aus zuverlässiger Quelle“! Zugleich muß ihm auch klar gewesen sein, daß mit dem Gerüchte die Berichte im „Lutheraner“ über Walthers Tod und auch das, was dort aus D. Stöckhardts Feder zu lesen steht, nicht stimmen. Da nun Allwardt, wie allgemein bekannt, kein müßiger Zuschauer in dem Streit zwischen Ohio und Missouri war, sondern mehr Eifer an den Tag legte als andere, so bleibt es ein psychologisches Geheimnis, warum er, wenn er vor zwanzig Jahren wirklich glaubte, eine „zuverlässige Quelle“ vor sich zu haben, nicht früher von dem Gerücht Gebrauch gemacht hat. Erst recht bleibt es unverständlich, warum Allwardt, wenn es mit seiner Angabe über die Zuverlässigkeit seiner Quelle seine Richtigkeit hat, nicht gleich Anstrengungen machte, der Sache auf den Grund zu kommen, statt erst nach zwanzig Jahren damit hervorzutreten. Stellhorn schreibt von Allwardt in den „Zeitblättern“ (1910, 168): „Wer Missouri beharrlich entgegentritt, dem fehlt's in bedenklicher Weise entweder am Verstand oder am Gewissen: das ist, wenigstens praktisch, missourischer Grundsatz. Unser Allwardt ließ sich aber nicht irremachen. Menschenfurcht kannte er nicht; er gehörte zu der Zahl jener echten Deutschen, die nach Bismarcks bekanntem Ausspruch Gott fürchten und sonst niemand. So ist er denn auch immer im Kampf gegen neumissourischen Semicalvinismus einer der ersten Rufer im Streit gewesen und immer einer, den man gern hörte.“ Furchtsamkeit und Bescheidenheit war es also nicht, die Allwardt zurückhielten, von dem Gerücht gleich anfangs Gebrauch zu machen, und noch weniger Mangel an Eifer wider Missouri. So fragt

man sich: Wie kommt es nur, daß Allwardt das Gerücht über Walthers Widerruf, für welches er von Anfang an eine „zuverlässige Quelle“ gehabt zu haben behauptet, nicht gegen Missouri ausgebeutet hat? Hätte er doch von seinem Standpunkt aus zur günstigsten Zeit, bald nach den Berichten über Walthers Ende im „Lutheraner“ und in Prof. Günthers „Lebensbild“, mit seiner „zuverlässigen Quelle“ Missouri einen schweren Schlag versetzen können. Oder war Allwardt damals wirklich so kurzsichtig, daß er diese einzigartige Gelegenheit nicht erkannt hätte? Allwardt schreibt: „Trotz alledem aber würde ich hiervon nichts vor die Öffentlichkeit bringen, wenn nicht D. Stöckhardt noch am Leben wäre, der ja um alles am besten Bescheid wissen muß und nur sagen darf: Es ist nichts dran!“ Aber wenn Allwardt wirklich schon vor zwanzig Jahren an die Zuverlässigkeit seiner Quelle glaubte, warum stellte er nicht gleich Nachforschungen an in einer Sache, die für ihn von so eminenten Bedeutung sein mußte? Prof. Günther starb am 22. Juni 1893, Prof. Lange am 22. Oktober 1892, Prof. Krämer am 3. Mai 1891. Alle diese Augen- und Ohrenzeugen und viele andere, wie z. B. P. Hanser und solche, die noch leben, hätte Allwardt ja gleich interpellieren können. Davon aber, daß Allwardt sich damals bei den Männern, die ihm Aufschluß geben konnten, erkundigt hat über das, was er aus seiner „zuverlässigen Quelle“ gehört hatte, berichtet er nichts. Liegt die Erklärung dieser Tatsache nicht darin, daß Allwardt vor zwanzig Jahren seine Quelle doch nicht für so zuverlässig gehalten hat, wie sie ihm im Jahre 1910 geworden war? Stammt die Gewißheit Allwardts mit Bezug auf die Zuverlässigkeit seiner Quelle nicht aus viel späterer Zeit? Hat ihm hier nicht sein Gedächtnis, beeinflusst von dem heißen Wunsche, daß das Gerücht doch wahr sein möchte, einen fatalen Streich gespielt? Wie dem aber auch sein mag, jedenfalls läßt sich die Tatsache, daß Allwardt schon vor 1890 von dem Widerruf Walthers in einer Weise gewußt haben will, wie er davon 1910 berichtet, nicht vereinigen damit, daß er, der eifrige Kämpfer wider Missouri, keinerlei Versuche machte, um dem Gerüchte auf den Grund zu kommen, vielmehr zwanzig Jahre wartete, um sich dann erst mit einer Anfrage an D. Stöckhardt zu wenden. Durch diese Tatsache bekommt nicht bloß das Gerücht selber den Stempel des Fabelhaften, sondern auch der Bericht Allwardts über dasselbe verliert dadurch den Charakter historisch treuer Wiedergabe. Und wir meinen, daß auch D. Stellhorn trotz seiner Vorurteile gegen Missouri dies hätte erkennen können, zumal er selber von Allwardt in den „Zeitblättern“ (1910, 169) schreibt: „Eine Überzeugung, die er (Allwardt) einmal gewonnen hatte, hielt er unberrückt fest, bis er von der Unrichtigkeit derselben überführt worden war. Und zu dem Schatten, der immer dem Lichte folgt, gehört bei ihm auch wohl dies, daß es öfters schwer hielt, ihm eine andere Überzeugung beizubringen, auch wo die Tatsachen diese zu fordern schienen, und daß er sich überhaupt nicht leicht auf den Standpunkt eines andern stellen und von da aus diesen Standpunkt würdigen konnte.“ Dazu kommt, daß das ganze Gerücht auch an sich den Stempel des Unwahrscheinlichen trägt. Daß D. Stöckhardt, den Allwardt und Stellhorn für einen ehrlichen Mann erklären, D. Walther zweimal soll abgehalten haben, das öffentliche Bekenntnis abzulegen: er habe in seiner Polemik in diesem oder jenem Punkte gefehlt, trägt das Gepräge der Unwahrheit für jeden denkenden Menschen a priori auf der Stirn. Weiß Stellhorn überhaupt einen lutherischen Pastor zu nennen, dem er so etwas zutraut? Und nun gar einem

Pastor, den er für einen durchaus ehrlichen Mann hält? Dazu kommt noch, daß auch Prof. Krämer und andere, die um Walthers waren, sich mit D. Stöckhardt gegen D. Walthers verbunden haben müßten, um ihn daran zu verhindern, etwas zu tun, was obendrein sie selber billigen, und zugleich auch sich verbunden haben müßten, in ihren Berichten über Walthers Tod die Welt zu täuschen. Daß Allwardt das Unwahrscheinliche seiner Erzählung nicht zum Bewußtsein gekommen ist, erklärt sich teils aus seinem Eifer, etwas wider Missouri vorzubringen, teils aus seinem von D. Stellhorn oben beschriebenen Charakter. Wie aber D. Stellhorn noch in der Novembernummer der „Zeitblätter“ (511) schreiben konnte: „Wir sind gewiß, daß D. Allwardts Angaben durchaus richtig sind“ zc., verstehen wir nicht.

D. Allwardt sagt in seinem „Nachlaß“ weiter: „Vor drei Jahren hörte ich wieder fast zu gleicher Zeit von zwei verschiedenen Seiten, daß D. Walthers schwere Anfechtungen erlitten habe, daß kein Zuspruch noch Trost in seiner Seele haftete, daher sein alter Freund, Prof. Krämer von Springfield, hingerufen wurde, der aber auch nichts ausrichten konnte und später zum zweiten Male hinabreiste, daß D. Walthers zweimal sagte: ‚Krämer, ich muß widerrufen.‘“ Allwardt und auch Stellhorn, der Allwardts „Nachlaß“ veröffentlicht, scheinen hierin eine Bestätigung der ersten „zuverlässigen Quelle“ zu finden. Ist das aber nicht naiv? Wenn die „zuverlässige Quelle“ Allwardts das Gerücht aufgebracht oder es aus einer andern Quelle gehört hat, und diese Quellen und Allwardt und andere, die ebenfalls aus denselben gehört, haben nun dies Gerücht weitererzählt, so ist es doch kein Wunder, wenn Allwardt nach Jahren von andern, und etwas mehr ausgeschmückt, eben das wieder hört, was vielleicht auf Allwardts eigene Erzählung zurückzuführen ist. Wer freilich etwas gerne glaubt, der glaubt auch einem Zirkelgerüchte, das er selber mit in Kurs gesetzt hat, und erblickt dann wohl in einer puren Wiederholung seiner eigenen Erzählung eine Bestätigung derselben. Allwardt fährt in seinem Berichte fort (317): „Auch weiß ich bestimmt, daß ähnliche Gerüchte unter missourischen Pastoren im Umlauf waren.“ Auch hier nennt Allwardt weder Ort noch Leute und redet bloß von „ähnlichen Gerüchten“. Und daß auch diese Gerüchte wahrscheinlich aus der „zuverlässigen Quelle“ stammen, dieser Gedanke scheint Allwardt, der nun einmal der Fabel so gerne glaubte, überhaupt nicht gekommen zu sein. Und doch liegt er so nahe. Die Missourier sind ja nicht hermetisch verschlossen gegen die Ohioer, auch da nicht, wo der Wirkungskreis Allwardts lag, und so ist es wieder nichts Wunderbares, wenn das Gerücht der „zuverlässigen Quelle“ Allwardts auch in missourische Kreise floß. Tatsache ist, daß wir hier in St. Louis, wo man doch um die Sache hätte wissen sollen, zum erstenmal von dem Gerücht über Walthers Widerruf gehört haben aus dem von D. Stellhorn veröffentlichten „Nachlaß“ Allwardts, und daß wir auch seitdem von keinem einzigen missourischen Pastor oder Professor auch nur von dem Vorhandensein solcher Gerüchte irgend etwas vernommen haben. Seiner Anfrage setzt D. Allwardt mit folgenden Worten die Krone auf: „Endlich glaube ich die Sache um so lieber, weil ich so hoffen darf, daß D. Walthers selig gestorben ist; das müßte ich sonst für unmöglich halten, weil die Schrift sagt: ‚Gott bringt die Lügner um.‘“ D. Stellhorn bringt auch diese Stelle, die sich selber richtet, ohne Bemerkung zum Abdruck und hat damit allerdings sich selber und Allwardt für alle Zeiten ein trauriges Denkmal gesetzt. Seinen historischen Beweis sucht



hier Allwardt zu stützen durch einen dogmatischen. Aber ob wirklich Stellhorn wünscht, daß über seine eigene und Allwardts Seligkeit entschieden werden soll nach dem Prinzip, welches dem Urteil Allwardts über Walthers hier zugrunde liegt? Auch Stellhorn ist Verleumdung nachgewiesen und vorgehalten worden, die er nicht öffentlich widerrufen hat, wovon sich jeder überzeugen kann, der die Schriften *Missouri* liest. (Cf. „L. u. W.“ 1910, 225.) Seine Anfrage schließt Allwardt, wie folgt: „Trotz alledem aber würde ich hiervon nichts vor die Öffentlichkeit bringen, wenn nicht D. Stöckhardt noch am Leben wäre, der ja um alles am besten Bescheid wissen muß und nur sagen darf: Es ist nichts dran! Ich kann zwar nicht erwarten, daß er den ganzen Sachverhalt darlegen werde, traue ihm aber auch nicht zu, daß er kurzweg alles ableugnen werde, wenn die Sachen sich so verhalten, wie ich berichtet bin.“ Daß es ein Rätsel bleibt, warum Allwardt erst im Jahre 1910 mit seiner Anfrage in die Öffentlichkeit geht, da er doch versichert, daß er das Gerücht vor mehr als zwanzig Jahren gehört habe, und zwar aus „zuverlässiger Quelle“, darauf haben wir bereits hingewiesen. Allwardt sagt, er traue D. Stöckhardt nicht zu, „daß er kurzweg alles ableugnen werde“, und D. Stellhorn versichert, daß er und Allwardt D. Stöckhardt für einen ehrlichen Mann halten. Aber warum glaubten sie dann nicht den Berichten im „Lutheraner“, die D. Stöckhardt nicht nur gebilligt hat, sondern die auch zum Teil aus seiner eigenen Feder stammen, und in denen für das Widerrufsgerücht des Allwardtschen „Nachlasses“ kein Raum vorhanden ist? Ziehen hier Allwardt und Stellhorn nicht mit der einen Hand zurück, was sie mit der andern geben? Die Form, in der Allwardt seine Anfrage stellt, zieht die Wahrheit der Berichte im „Lutheraner“ in Frage und insinuiert die mögliche Unlauterkeit derselben.

Die Septemhernummer der „Zeitblätter“ (S. 416) teilt die Erklärung mit, welche D. Stöckhardt in „Lehre und Wehre“ in dieser Sache abgegeben hat. Dabei behauptet Stellhorn: Allwardts Anfrage sei nicht „in der Form verlegend“, und in der Novembernummer (S. 511): die Anfrage Allwardts sei „in ganz anständigem Tone“ gehalten. Stellhorn findet darin nichts Verlegendes und Unanständiges, wenn Allwardt seine Anfrage in einer Form stellt, die nicht bloß die Seligkeit Walthers in der angegebenen Weise in Frage zieht, sondern auch die Wahrheit der Berichte über das Ende Walthers im „Lutheraner“. Wir sind der Überzeugung, daß gerade die Form der Anfrage Allwardts bei jedem Lutheraner, der nicht ohioisch interessiert ist, Entrüstung und Empörung hervorrufen muß. Stellhorn selber leitet die Publikation des Allwardtschen „Nachlasses“ unter andern mit der Bemerkung ein (S. 308): „Wir waren zuerst nicht sicher, ob wir die in dieser Nummer erscheinende Partie veröffentlichen sollten. Aber wie man sehen wird, D. Allwardt legte solches Gewicht auf die Veröffentlichung derselben, daß wir sie ihm schuldig zu sein glauben. Auch haben wir nichts darin geändert. D. Allwardt war ein so besonnener und aufrichtiger Mann, daß er ein Recht hat, sich in seiner offenen Weise hören zu lassen.“ Und in seinen Bemerkungen zu D. Stöckhardts Erklärung wiederholt es Stellhorn, daß er seiner „Neigung zuwider doch diesen Artikel veröffentlicht“ habe. Hatte diese Abneigung bei Stellhorn nicht zum Teil auch ihren Grund darin, daß er das Verlegendes und Unanständige der Form dieser Anfrage selber fühlte, wenn auch nur dunkel? Um seine Veröffentlichung der Allwardtschen Anfrage zu rechtfertigen, schreibt Stellhorn (S. 417): „Denn

jeder, der L. u. W.' und die 'Zeitblätter' liest und D. Stöckhardt für einen ehrlichen Mann hält, wie D. Allwardt und wir das tun, weiß jetzt, daß an dem Gerücht von D. Walthers Widerruf nichts ist. Eine private Anfrage und Antwort hätte da nichts genützt." Stellhorn tut also immer noch, als ob die Welt erst „jetzt“ nach der Erklärung D. Stöckhardts wissen konnte, ob das Gerücht, von welchem Allwardt berichtet, wahr sei oder nicht. Warum bekennet er es nicht, daß dies Gerücht bereits durch die Berichte über Walthers Tod im „Lutheraner“ gerichtet ist, und daß nur der diesem Gerücht Glauben schenken kann, der die Berichte im „Lutheraner“ für falsch hält? Dies hätte D. Stellhorn um so mehr tun sollen, als Stöckhardt in seiner Erklärung ausdrücklich auf diese Berichte verweist, und Stellhorn D. Stöckhardt für einen ehrlichen Mann erklärt. Auch damit rechtfertigt Stellhorn die Anfrage Allwardts nicht, daß er schreibt: Eine private Anfrage und Antwort hätte dem Gerücht gegenüber nichts genützt. Als ob eine öffentliche Anfrage nur erfolgen konnte in einer Form, die Walthers Seligkeit abhängig sein läßt von der Wahrheit des von Allwardt berichteten Gerüchts und die die Wahrheit der Berichte über Walthers Tod in Frage zieht! Will man übrigens sich darüber ein vollständiges Urteil bilden, ob Allwardts Anfrage wirklich das Prädikat „nicht verlegend“ und „durchaus anständig“ verdient, so muß man sich auch den Zusammenhang ansehen, in welchem diese Anfrage steht. Hier lesen wir nun unter andern auch folgende Phrasen: „diesen Vertrag schmählich brach“; „aufs ärgste verdrehte und verhöhnzte“; „verleßerte“; „eine überaus schändliche Verleumdung“; „der Verleumder selbst“; „er hatte Sorge, daß seine Leser die giftige Beschuldigung nicht von selber genugsam beachten würden“; „eine überaus schändliche Verleumdung“, „nur zu dem Zwecke erfunden“, um das „Zeugnis wider die falsche Lehre zu schänden“; „sogar ganz unsinnige Unwahrheiten“; „alle Schmähschriften, die ich je gelesen habe, bei weitem übertrifft“; „die giftigen Stiche“; „planmäßig als Schmähschrift angelegt und durchgeführt“; „ganz grobe, beispieldlose Verdrehung und selbst offenbare Lügen“; „solche giftigen Reden“; „infame Verleumdung“ zc. Das ist die äußere Hülle der „durchaus anständigen“ und in der Form „nicht verlegenden“ Allwardtschen Anfrage.

In seinen Bemerkungen zu D. Stöckhardts Erklärung wiederholt D. Stellhorn auch den Vorwurf der Unehrllichkeit. Er schreibt (417): „Fürs zweite halten wir den Vorwurf der Unehrllichkeit bei der Führung des Streites betreffs der missourischen Polemik im allgemeinen aufrecht.“ Stöckhardt hatte in seiner Erklärung Stellhorn darauf aufmerksam gemacht, daß auch die ohioische Polemik die Liebe vermissen lasse, und dabei seinen Finger gelegt auf den von D. Stellhorn beliebten Vorwurf der Unehrllichkeit. Stellhorn tut nun in seiner Antwort, als ob er nur mit Bezug auf die Weise, wie Missouri die Lehre der Dogmatiker von Bekehrung und Gnadenwahl in ihrer Beziehung zu der Lehre der Ohioer darstellt, den Vorwurf der Unehrllichkeit erhoben habe. Aber Stellhorn muß doch wissen, daß er auch in andern Punkten uns diesen Vorwurf gemacht hat, z. B. auch auf Grund von Annahmen, von deren Unwahrheit er sich selbst überzeugt hat, ohne aber den darauf gegründeten Vorwurf der Unehrllichkeit zurückzugeben. Und was den Vorwurf der Unehrllichkeit in dem von D. Stellhorn genannten Punkte betrifft, so begründet Stellhorn diesen also: „Wenn nun die missourischen Schreiber nicht wissen, daß das Obige Sinn und Lehre unserer Alten

ist, dann haben sie kein Recht, in dem jetzigen Streite mitzureden; wenn sie es aber wissen — und wir sind überzeugt, daß sie es wissen —, dann ist es unehrlich, uns hinzustellen als Leute, die eine neue, bisher in der lutherischen Kirche unerhörte Lehre von Bekehrung und Gnadenwahl führen.“ D. Stellhorn setzt hier also eine Alternative, entscheidet sich mit den Worten: „Wir sind überzeugt, daß sie es wissen“ ohne weiteres für die eine Seite derselben, baut auf diese Entscheidung seinen Vorwurf der Unehrllichkeit und veröffentlicht in den „Zeitblättern“: im allgemeinen halte er den Vorwurf der Unehrllichkeit aufrecht. Wie leicht macht D. Stellhorn es sich mit dem Vorwurf der Unehrllichkeit! Dazu kommt, daß Stellhorn auch von seinem eigenen Standpunkte aus nicht gerecht ist in seiner Ausführung des Punktes, in welchem er glaubt, seinen Vorwurf der Unehrllichkeit festhalten zu können, denn er ignoriert die Tatsache, daß das Stöckhardt'sche Urteil hierüber nicht bloß privatim abgegeben, sondern in „Lehre und Wehre“ erschienen ist, und zieht auch nicht in Betracht, was sonst diesen Punkt betreffend über Gerhard und die Dogmatiker in „Lehre und Wehre“ gesagt worden ist. Wie leichtfertig Stellhorn in seinen Behauptungen und Vorwürfen ist, zeigt sich auf derselben Seite, auf der er den Vorwurf der Unehrllichkeit wiederholt, wo er schreibt (S. 418): „Er (D. Stöckhardt) ist auch unsers Wissens der erste und bisher einzige, der zugesteht, daß bei D. Walthers ‚in der Hitze des Kampfes‘ Worte und Urteile ‚über die persönlichen Motive seiner Gegner‘ ‚mit untergelaufen‘ seien, die man nicht ‚gutheißen und verteidigen‘ kann, während z. B. Prof. Krauß in seinen Lebensbildern‘ D. Walthers nur als einen ‚christlichen Polemiker‘, gerade auch im Gnadenwahlstreit, zu rühmen weiß.“ Aber schon in der folgenden Nummer der „Zeitblätter“ (519) sieht D. Stellhorn sich genötigt, zu erklären, daß er hier geirrt und leider eine Stelle in Prof. Krauß' Buch ganz übersehen habe. Wenn aber D. Stellhorn sich ordentlich in „Lehre und Wehre“ umsehen wollte, so würde er finden, daß er auch in diesem Punkt noch mehr zu widerrufen hat, weil schon wiederholt erklärt worden ist, daß wir Walthers nicht für fehlerlos halten. Auch kennen wir keinen einzigen Missouriier, der nicht zugäbe, daß Walthers auch in seiner Polemik gefehlt habe. Dazu kommt, daß D. Stöckhardt sein Urteil in dieser Sache nicht etwa Stellhorn privatim gestellt hat als seine Privatmeinung, sondern in „Lehre und Wehre“ veröffentlicht hat, und also dies Urteil nicht etwas sein kann, womit er zu den übrigen Missouriern in Widerspruch träte. Wenn sonst etwas in „Lehre und Wehre“ veröffentlicht wird, so folgert Stellhorn, daß dies die Meinung der Missouriier sei oder doch der hiesigen Fakultät. Hier aber paßt es ihm besser, die Aussage Stöckhardt's als etwas hinzustellen, womit er in Missouri relativ allein stünde. Welch ein schwaches Gefühl D. Stellhorn hat für das, was in der Polemik gerecht und billig ist, geht endlich auch daraus hervor, daß er den „Zeitblättern“ (1911, 511) zufolge immer noch sich für ganz berechtigt hielt, in der Ausbeutung der Warfield'schen Rundgebungen, von denen wir in „Lehre und Wehre“ (S. 469 ff.) berichteten, die Tatsache einfach zu ignorieren, daß Warfield alles, was er von Missouri behauptet, auch mit Bezug auf die Konkordienformel geltend macht. Und wenn D. Stellhorn seine Bemerkungen zur Warfield-Affäre mit den Worten schließt: „Wenn wir sagen, daß L. u. W. D. Warfield ‚sogar als Führer für das rechte Verständnis des 11. Artikels der Konkordienformel empfehle‘, so ist das nur ein anderer Ausdruck dafür, daß sie ihn uns Gegnern Neumissouris als ein beschämendes

des Beispiel hinsichtlich dieses Verständnisses vorhält“, so kann jeder, der „L. u. W.“ (1911, S. 81 f.) nachlesen will, sich selbst davon überzeugen, daß D. Stellhorn auch durch diese Auslegung, obwohl sie tatsächlich ein Substitut seiner Worte ist, die Sachlage nicht gebessert hat.

F. W.

Von Gerhard Tersteegen schreibt das iowasche „Kirchenblatt“: „Eine der reinsten und liebenswürdigsten Erscheinungen unter unsern Kirchenliederdichtern ist Gerhard Tersteegen. Er ist kein Pastor gewesen, er hat niemals ein öffentliches Amt bekleidet, nie den Verkehr mit den Großen dieser Welt gesucht und doch übte er durch den eingebornen Adel seiner Person, durch seine lautere Frömmigkeit, durch sein wahrhaft geistgesalbetes Wesen einen Einfluß aus, der weit über die Grenzen seiner Heimatprovinz drang, und wenn man heute auch davon nicht mehr viel weiß, und wenn seine sonstigen Schriften fast vergessen sind, in seinen Gesängen lebt er fort, und durch sie ist sein Name bei uns jedem Kinde bekannt, das nur in seinem Kirchenbuch blättert.“ Das heißt doch selbst vom Standpunkt des iowaschen „Kirchenblattes“ einem reformierten Theologen, denn das war Tersteegen durch und durch, viel Ehre angefan!

F. W.

Inkonsequenz in der Behandlung der Vögen. Der *Lutheran Standard* sagt in einem Bericht über die Indianapolis-Konferenz: „A number of casual questions were discussed, among which this: 'Is the position of our Synod consistent when we require our missionaries to observe strictly our position on the lodge question, and allow self-sustaining congregations to evade it?' The answer of conference was unanimously and emphatically, No. Conference also petitions the Western District to appeal to Joint Synod to harmonize the practice.“

F. W.

Romfreundschaft unserer Regierung auf den Philippinen. Die verschiedenen protestantischen Missionsbehörden der Vereinigten Staaten, welche in den Philippinen tätig sind, haben einen gemeinsamen Protest erhoben gegen eine neuliche Verordnung des „Bureaus für Erziehung in den Philippinen“, welche die religiöse Freiheit der Lehrer in den öffentlichen Schulen in diesen Inseln beschränkt. Diese Verordnung verbietet solchen Lehrern, selbst in ihren eigenen Wohnungen irgendwelchen religiösen Unterricht zu erteilen, und erklärt, daß es sich für Lehrer in den öffentlichen Schulen in diesem katholischen Lande nicht geziemt, ihre Schüler zum Studium der Bibel, und besonders der protestantischen Bibel, zu ermutigen. Sie schließt mit folgenden Worten: „Angesichts der intimen persönlichen Beziehungen eines Lehrers zu seinen Schülern sollte kein religiöser Unterricht irgendwelcher Art von ihm zu irgendeiner Zeit gegeben werden, selbst nicht außerhalb des Schulgebäudes.“ Ein vereinigter Ausschuß der protestantischen Missionsbehörden gründet seinen Protest gegen diese Verordnung auf die Tatsache, daß sie ein faktisches Verbot des Privatrechtes zur Westätigung des religiösen Glaubens ist, und daß sie in spezifischer Weise gegen die protestantische Bibelübersetzung diskriminiert und die Philippineninseln offiziell als „ein katholisches Land“ bezeichnet. Prof. Barrows, welcher diese Verordnung unterzeichnete, entgegnet, daß dieselbe einem Amerikaner völlige Freiheit gewährt, unter amerikanischen Einwohnern in den Philippinen religiöse Arbeit zu verrichten, und daß diese Verordnung sowohl die katholischen als die protestantischen Lehrer betreffe. Aber die Missionsbehörden machen geltend, daß nach dem Zeugnis eines zuverlässigen Beobachters der Lage in den Philippinen dieses Verbot praktisch nur auf die

protestantischen Lehrer Anwendung findet. Diese Behauptung wird von einem andern, wie folgt, bestätigt: „In den letzten sieben Jahren habe ich noch von keinem einzigen Fall gehört, wo ein römisch-katholischer Lehrer einen Verweis erhalten hat. Man erhebt keinen Einwand dagegen, wenn diese mit ihren Bischöfen als Dolmetscher im Lande herumreisen oder die Musik in den katholischen Kirchen leiten oder sich an die Spitze katholischer Straßenaufzüge an kirchlichen Festtagen stellen oder als Präsidenten in den katholischen Ortschaften dienen. Anderseits, als ich einen amerikanischen Lehrer bat, meine Sonntagsschulklassen zu übernehmen, bekannte er offen, daß er nicht wagen dürfe, dieses zu tun.“ Es wird von den Missionsbehörden ferner behauptet, wenn einer der öffentlichen Schullehrer dasselbe religiöse Interesse an den Tag legen würde, welches ein Lehrer in den Vereinigten Staaten zeigen darf, so würde ihm bedeutet werden, daß „sein Verfallnis, eine neutrale Stellung in religiösen Dingen zu bewahren, seine Nützlichkeit als Lehrer beeinträchtigt habe“. — Obiger, einem Wbl. entnommener Bericht wird wohl auf Wahrheit beruhen, denn Tatsache ist, daß unsere Regierung selbst in den Vereinigten Staaten den Römischen in die Hände arbeitet. F. B.

## II. Ausland.

Deutschland hat rund 18,000 evangelische Geistliche. Davon stehen 1800 in der Großstadt, 16,400 auf dem Lande und in kleinen und Mittelstädten. Nach der Bevölkerungszahl müßten 4500 in der Großstadt arbeiten — es sind 3000 zu wenig. Im Durchschnitt Deutschlands kommen 2300 Seelen auf einen Pfarrer, in den Großstädten aber 6250 auf eine geistliche Kraft. Auf dem platten Lande haben wir Zwerggemeinden von 100 bis 400 Seelen (in Mittelfranken allein 70), in den Großstädten Gemeinden, wo 10,000 bis 20,000 Seelen auf einen kommen. Einen Geschäftsmann, der so disponieren wollte mit seinen angestellten Kräften, würde man unter Kuratel stellen; die Kirche disponiert so und ändert es nicht — dank der Schwermfälligkeit ihrer Organisation. (Ref.)

Einen erschreckenden Rückgang des religiösen Lebens im protestantischen Deutschland verraten die von Dr. Schneider im neuesten „Evangelisch-Kirchlichen Jahrbuch“ mitgeteilten Zahlen. In Braunschweig wurden im Jahre 1895 noch 108 theologische Kandidaten geprüft, 1908 nur 48! In Braunschweig wurde die zweite Prüfung im Jahre 1895 noch von 115 Kandidaten abgelegt, im Jahre 1908 waren es ebenfalls nur 48! Die Berliner Universität prüfte 1890 theologische Studierende 686, 1909 nur 247, Halle 1890 780, 1909 nur 271, Jena 1890 113, 1909 nur 56, Erlangen 1890 290, 1909 nur 153, Göttingen 1890 225, 1909 nur 113. Die Gesamtziffer aller protestantischen Theologen auf den deutschen Universitäten betrug 1890 noch 4536, 1910 hingegen nur noch 2320, ein Bestand, der schon im Jahre 1840 erreicht war! Dabei ist zu bedenken, daß die protestantische Bevölkerung in den 20 Jahren von 1890 bis 1910 sich um viele Millionen vermehrt, seit 1840 verdoppelt hat!

„Man kann doch auch in der unierten Kirche lutherisch amtieren.“ Damit suchten je und je die Vereinslutheraner ihr Verbleiben in der Union zu rechtfertigen. D. Th. Kaftan führt in der „A. G. L. R.“ die Worte eines gewissen uniert-lutherischen Pfarrers an: „Solange ich auf dem Posten, auf den ich von Gott gestellt bin, das Wort Gottes bekennnismäßig verkünden

und die Sacramente einsetzungsgemäß verwalten kann, bleibe ich auf dem Posten, auf dem ich stehe“, und urteilt dazu: „Ich glaube, daß der Mann das gut lutherisch beantworten kann.“ Mit Recht hält ihm aber D. Stier das Wort Rocholls entgegen: „Aber man wird erwidern: Ich darf noch lutherisch antieren! Welch ein im Grunde doch eifriger Egoismus! Man will für sich und seinen eigenen Pfarrsprengel sorgen, mag es in der Kirche noch so bunt aussehen. Wollte man ernstlich für die Seelen sorgen, so könnte man nicht eine Kreidelinie um die eigene Parochie ziehen, wenn diese überhaupt möglich wäre. Man könnte nicht das, was außerhalb derselben liegt, die übrige Kirche, ruhig versumpfen sehen.“ Übrigens kann von einem wirklich lutherischen Antieren auch in den lutherischen Landeskirchen schon lange nicht mehr die Rede sein, weil man in denselben mit offenkundig falschen und Ungläubigen in Kanzel-, Abendmahls- und Kirchengemeinschaft steht und stehen muß.

F. B.

Das württembergische Konsistorium hat nunmehr den amtlichen Entwurf zu einem neuen Gesangbuch erscheinen lassen. Von den Liedern des bisherigen wurden 252 ausgeschieden, hauptsächlich solche der rationalistischen Periode. Neu aufgenommen wurden 151 Lieder, darunter viele von neueren Dichtern. Die Zahl der Stellen, in denen der Originaltext wieder hergestellt wurde, beläuft sich auf etwa 1700. Manche freilich werden da und dort der gewohnten, mundgerechten bisherigen Form den Vorzug geben vor den mancherlei sprachlichen Härten, die die neue Fassung aufweist, und es wird hierüber wohl noch zu einem lebhaften Meinungsaustausch kommen. Am meisten aber werden die Ansichten über die Notenbeigabe auseinandergehen. Der Entwurf bedient sich nämlich der von Pfarrer Beutter erfundenen Reformnotenschrift. Durch Unterstreichung und verschiedenartige Schraffirung der Notenlinien will sie nämlich auch denen, die keine Kenntnis unsers Notensystems haben, einen Wink geben, auf welcher Stufe der Anfangston der betreffenden Moll- oder Durtonleiter zu finden ist, so daß also keine Notenschlüssel und keine Vorzeichen nötig sind. Dagegen wird nun freilich geltend gemacht, daß die Mehrzahl unserer Gemeindeglieder doch niemals nach Noten singen, während musikalisch Gebildete an diesem Hilfsmittel sich stoßen werden. Bei der Auswahl der Weisen wurde darauf abgezielt, dem württembergischen Kirchengesang seinen Besitz an kräftigen, lebensfähigen Weisen zu erhalten und zu mehren und dabei einerseits die im deutschen Kirchengesang vorhandene, auf Verbreiterung des Gesamtbefehes abzielende Bewegung zu unterstützen, andererseits doch das württembergische Sondergut tunlichst zu schonen. Was die Fassung der Weisen betrifft, so wurde insbesondere die Notwendigkeit anerkannt, Württemberg aus der Vereinzelung herauszubringen, in die es in den letzten Jahrzehnten innerhalb der Fortentwicklung des deutschen Kirchengesangs durch seine Sondervarianten geraten ist.

(M. E. L. K.)

„Die Beurteilung der Fleischeskünde in der Heiligen Schrift und in unserer Zeit“ — so lautete das Thema des Vortrags, den Oberkonsistorialpräsident D. v. Weggel kürzlich in München bei der Hauptversammlung der deutschen evangelischen Rettungshausverbände und Erziehungsvereine gehalten. D. Weggel schilderte zunächst an erschrecklichen Beispielen die sittliche Verwirrung und Verderbnis, die vielfach in den Kreisen der Gebildeten sowie in der modernen belletristischen Literatur Platz gegriffen hätte. Er geißelte die falsche Anschauung unserer Zeit, die beim Sichausleben ein übermensch-

tum erleben wolle und dabei beim Untermenschentum ankomme. Solchen Behauptungen, wie denen, daß es für einen Mann in einer Großstadt unmöglich sei, keusch zu bleiben, müsse aufs allerentschiedenste entgegengetreten werden. Auch sei den Büchern, die unter dem Schein philosophischer Kontemplation und künstlerischen Ästhetizismus die obzönsten Dinge besprächen und die sittlichen Grundbegriffe umstürzten, mit Energie zu Leibe zu gehen. Er erinnerte dabei an das Wort eines Perthes, der diejenigen Buchhändler, die unsittliche Bücher verkaufen, zu den Seelenveräußern rechnete. Ein einfacher Arbeiter, der nur eine Elementarschule durchgemacht habe und sich sorgfältig vor unzüchtigen Worten und Handlungen hüte, hätte mehr Bildung als ein gortenreicher Akademiker, wenn dieser auch drei Doktorgrade hätte. Bei den Ausgrabungen des alten Pompeji hätte man in den Räumen der alten Römer eine Unmenge unsittlicher Darstellungen gefunden, und ein Kunstverständiger habe seinerzeit in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ es ausgesprochen, daß man beim Anblick dieser Obszönitäten wirklich auf eine teleologische Erklärung der Weltgeschichte gekommen sei, und daß es damals hohe Zeit gewesen sei, daß der Bese alle diese Greuel bedeckte. Sollte es aber in unserm Volke besser werden, dann müsse man sich an den ewig gültigen Ordnungen, wie sie in der Heiligen Schrift niedergelegt seien, wieder orientieren und zurechtfinden. Das Evangelium gäbe die richtigen Maßstäbe für unser sittliches Leben und sei dabei frei von aller Askese. Auf ihm müsse die Familie wieder aufgebaut werden, denn nur durch sie könne sich unser Volk erneuern. Er schloß mit der sinnigen deutschen Sage von König Laurin, die berichtet, daß um den großen Rosengarten, den schlafende Löwen beschützten, eine seidene Schnur gezogen sei. Werde sie angerührt, so wachten die Löwen auf und zerrissen den Frebler. Um den Garten Gottes seien auch die Fäden christlicher Sitte und Ordnung zur Bewahrung und Umfriedigung gelegt; wenn sie angetastet würden, dann würden auch die alten Gottesordnungen erwachen und die Übeltäter vernichten.

**Lage Ansichten über das Tanzen** vertritt die „Hannoversche Pastoral-Korrespondenz“, wenn sie (S. 202 f.) schreibt: „Im Tanzsaal und beim Startenspiel der alten Herren, überall ist der Geistliche übrig und spielt eine traurige Rolle. Irgendwelchen Einfluß auf das Maß der Vergnügungen im Klub durch seine Anwesenheit zu gewinnen, ist ausgeschlossen, ebenso eine sittliche oder religiöse Beeinflussung der Kreise, die er vorzugsweise im Klub findet, nämlich der unkirchlichen. Dagegen wird gegen den gelegentlichen Besuch eines Balles seitens etwaiger Pfarrtöchter unter Umständen nichts zu erinnern sein. Was das Tanzen betrifft, so ist die Berechtigung dieses Ausdrucks jugendlicher Freude für mich selbstverständlich. Werde ich aber gefragt: Darf der Pastor tanzen? so muß ich antworten: In seiner Gemeinde nein, mit Ausnahme vielleicht einer Polonaise bei einer Hochzeit. Dagegen wo der Pastor außerhalb seiner Gemeinde selbst Hochzeitsgast ist, wird er tanzen können.“ Ähnlich lautet auch das Urteil mit Bezug auf den Besuch des Theaters von seiten des Pastors. Die „S. P. K.“ überfieht, daß es Tänze und Schauspiele gibt (und solcher Art sind jetzt die meisten), die an sich unsittlich sind und nicht erst verwerflich werden, wenn Erkenntnis-schwache sich daran stoßen. J. B.

**Intoleranz der Staatskirchen.** In den alten preußischen Provinzen ist vor etlichen Jahren das Verhältnis der Breslauer Freikirche staatlich neu geordnet worden. Nach langen Verhandlungen wurde vom Staate zuge-

standen, daß Lutheraner, welche nach Preußen ziehen, nicht für die unierte Kirche besteuert werden, wenn sie nach Verlauf einer bestimmten Frist ihren Beitritt zur Freikirche erklären. Diese Bestimmung auch auf die neuen Provinzen auszudehnen, wurde aber von der Regierung ausdrücklich abgelehnt. Über andere Ungerechtigkeiten verbreitet sich ein „Eingefandt aus der heftigen Freikirche“ in der „N. E. L. R.“ von W. Anthes. In demselben lesen wir: „Nun bestehen in den neuen Provinzen, das heißt, in Hessen-Nassau und Hannover, eine größere Anzahl freikirchlicher lutherischer Gemeinden, die verschiedenen kirchlichen Organisationen angehören. Allen diesen Gemeinden fehlte bisher die Möglichkeit, ihren Grundbesitz (Kirchen, Pfarrhäuser 2c.) rechtlich sicherzustellen; meistens mußte man sich damit begnügen, den Besitz der Gemeinde auf die Namen einiger Gemeindeglieder eintragen zu lassen, was besonders bei Sterbefällen zu vielen Unzuträglichkeiten und unnötigen Kosten führte. Auf dem Delegiertenkonvent lutherischer Freikirchen wurden diese Mißstände wiederholt besprochen, und schließlich einigte man sich zu einer gemeinsamen Petition der betreffenden Gemeinden an das Ministerium um Gewährung von Korporationsrechten. Bekanntlich schließt das allgemeine bürgerliche Gesetzbuch religiöse und kirchliche Vereine von der Erlangung der Rechtsfähigkeit auf dem gewöhnlichen Wege aus; die Erteilung von Korporationsrechten an Religionsgesellschaften ist der Landesgesetzgebung vorbehalten. Es wurde deshalb der Minister gebeten, eine Gesetzesvorlage zu veranlassen, durch welche die Gewährung von Korporationsrechten an die beteiligten Gemeinden ermöglicht würde. . . . Auf diese Eingabe erfolgte aus dem Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten ein ablehnender Bescheid. Gründe werden nicht dafür angegeben. Es heißt darin nur, daß die königliche Staatsregierung schon früher die Ausdehnung der Generalkonzession auf die neuen Provinzen habe ablehnen müssen, „weil die genannte Generalkonzession auf besonderen Verhältnissen beruhe, die in den neuen Landesteilen nicht vorliegen“, und daß sie auch den jetzt gestellten eingeschränkten Anträgen gegenüber an diesem Standpunkte festhalten müsse. . . . Jeder Verein kann heute seinen Besitz mit Leichtigkeit rechtlich sicherstellen, und einer kirchlichen Gemeinde verweigert man ohne weiteres die Möglichkeit dazu, und das in einem Staate, dessen Wahlspruch seit alter Zeit das *suum cuique* ist! Will man denn einer kirchlichen Erscheinung, die man auf Grund des Gesetzes nicht verhindern kann, durch allerlei Erschwerung ihrer Existenz den Boden unter den Füßen entziehen? Das erinnert doch allzu lebhaft an die Zeiten des alten Polizeistaates. . . . Wie unsicher die Rechtslage solcher Gemeinden oft ist, mögen zwei Fälle beweisen, die in der letzten Zeit vorgekommen sind. Eine freikirchliche Gemeinde hat ihren Grundbesitz auf den Namen dreier angehöriger Mitglieder eintragen lassen. Einer derselben kommt in Zahlungsschwierigkeiten. Die Gläubiger, die von der obigen Sachlage Kenntnis haben, erklären, daß sie beabsichtigen, den dritten Teil jenes Besitzes einzuklagen. Da der Rechtsanwalt es für sehr zweifelhaft hält, daß diese Klage abgewiesen werde, entschließt sich die Gemeinde schweren Herzens, einen für ihre Verhältnisse großen Fonds für Notfälle hinzugeben. Sie muß sich aber den Gläubigern gegenüber außerdem noch verpflichten, falls die Masse nicht 75 Prozent der Schuldsomme ergibt, das Fehlende nachzuzahlen. Man könnte ja sagen, die Gemeinde hätte die Entscheidung des Gerichts anrufen sollen, aber wer gibt einer freikirchlichen Gemeinde



die Mittel zur Führung eines solchen Rechtsstreites? Man kann sich denken, wie tief das Rechtsbewußtsein von Leuten verletzt wird, wenn sie ihren Besitz, den sie mit großen persönlichen Opfern, oft unter Nebenherzahlung landeskirchlicher Kirchensteuern, sich erworben haben, auf diese Weise gefährdet sehen. In einem andern Falle war der Besitz auf den Namen des Pfarrers eingetragen. Als dieser nach Jahren zur Landeskirche übertrat, wollte er auch den Besitz der freikirchlichen Gemeinde der Landeskirche zuführen. Die Sache ist zurzeit noch nicht geordnet. Angesichts solcher Vorkommnisse, die sich täglich in der einen oder andern Form wiederholen können, hat nach unserer Ansicht der Staat die Pflicht, dieser Rechtsunsicherheit durch eine entsprechende Gesetzesvorlage ein Ende zu machen. Der ablehnende Bescheid ist vom Kultusminister, dem Minister des Innern und dem Justizminister unterzeichnet, aber nicht von den Ministern eigenhändig, sondern ihren Vertretern. Eine Appellation a ministris male informatis ad ministros melius informandos könnte vielleicht Erfolg haben; eine an den preußischen Landtag beabsichtigte Petition wird hierzu Gelegenheit geben.“ Gewissenhaften Lutheranern verweigert man die primitivsten Bürgerrechte und verkommene Atheisten und Pantheisten wie Jatho pensioniert man mit 6000 Mark dafür, daß sie ihren Ordinationseid brechen und die Kirche verläßt. Das ist die Toleranz der Staatskirchen! J. B.

Über Feuerbestattung, die jetzt auch in Preußen fakultativ ist, sagt D. Graf von Zieten-Schwerin: „Kirchlich stehe ich auf dem Standpunkte, daß die Verbrennung der Leichen keinem Glaubenssätze widerspricht; daher werde ich über die, welche ihren Leib verbrennen lassen wollen, kein Richter sein. Nur läßt sich über Gefühle nicht streiten. Meinem christlichen Gefühle widerstreitet es, von der alten guten christlichen Sitte der Erdbestattung abzuweichen, und wie mein Herr und Heiland im Grabe gelegen hat bis zu seiner Auferstehung, so möchte ich ihm wenigstens darin ganz gleich sein. Insonderheit aber ist es noch ein anderes Bedenken gegen die sogenannte Feuerbestattung, welches mir die Feder in die Hand drückte, und das ist ein soziales. Bei der allgemeinen Erdbestattung, wie ich sie in Preußen erhalten sehen möchte, sind bisher alle Schichten der Bevölkerung gleich; arm und reich bekommt nach dem Tode sein Fleckchen Erde zur Bestattung, und wenn Wohlhabendere sich ein etwas größeres Plätzchen herrichten können zu Familienbegräbnissen, so wird dadurch die Gleichheit noch nicht gebrochen. Werden aber an vielen Stellen im Lande Leichenverbrennungsstätten eingerichtet, so werden reiche Leute vielleicht die Verbrennung billiger haben als jetzt das Begräbnis, aber für wenig Bemittelte und nun gar für den Arbeiterstand bleiben die Kosten unerschwinglich. Dann ist die neue Kluft zwischen Armen und Reichen da, während man doch dahin streben sollte, die Gegensätze mehr und mehr auf sozialem Gebiete auszugleichen. Daher mein ceterum censeo: man soll durch Einführung der fakultativen Feuerbestattung in Preußen nicht eine neue Kluft schaffen.“ Dazu kommt als Hauptpunkt, daß in den Augen der ganzen Welt Feuerbestattung und Unglaube sich assoziieren. Der Christ aber hat allezeit und insonderheit angesichts des Todes die Pflicht, seinen Glauben zu bekennen und niemand darüber im Zweifel zu lassen, wie er steht zur Christenhoffnung. In Ostpreußen bekommt Lhd den ersten Verbrennungsofen, und die Gemeinde Offenbach hat beschlossen, die Leichenverbrennung unentgeltlich zu gewähren. So sucht man die heidnische Sitte mit allen Mitteln einzuführen. Die Zahl

der Feuerbestattungen im Deutschen Reiche hat im Monat Juni bedeutend zugenommen, 604 Einäscherungen gegen 493 im Vorjahre und im ersten Halbjahre 1911 im ganzen 3752 gegen 2985 im gleichen Zeitraum in 1910.

Die Ergänzung des „Roten Katechismus“, die Streichung der Kirchenlieder durch die sächsischen Lehrer betreffend, durch die sich der Ev.-Luth. Schulverein ein großes Verdienst erworben, findet in der „Sächsischen Schulzeitung“ eine Beurteilung, die jeden Freund der Lehrer mit Grauen erfüllen muß. In dieser Entgegnung heißt es u. a.: „Auch dieser Nachtrag wird seine Käufer und Leser finden. Es gibt nun einmal in Sachsen eine Gruppe von Menschen, die sich mit unserm Schulprogramm nicht befreundet, die aus mancherlei Gründen unsere Vorschläge, den Religionsunterricht zeitgemäß umzugestalten, ablehnt. Das können wir nicht ändern. . . . Und nun zu den Kirchenliedern selbst. Sie sind zumeist geboren aus den Konfessionskämpfen des 16. und 17. Jahrhunderts. Nur auf diesem Hintergrunde sind sie verständlich. Heute fehlt uns das Milieu. Sie haben bei uns nicht die volle Resonanz. Unser Geist ist anders, ist reicher geworden. Unser religiöses Sehnen hat weitere, fernere Ziele gefunden. Die Welt um uns hat sich geändert. Unsere Hoffnungen und Schmerzen sind nicht mehr die Paul Gerhards. Warum da die Kinder, die nicht unter Krieg und Blutvergießen zu Fußzen haben, das lernen lassen, wo andere Dinge ihnen näher liegen? . . . Wenn wir die Festlieder in den Gesangsunterricht verwiesen haben, so hatten wir dazu unsern guten Grund. Woher kennen die Menschen, auch die vom Schulverein, die Festlieder? Etwas vom Hersagen? Doch wohl vom Singen! Text und Melodie sind fest verwachsen, und das Große, Bleibende, Wirkend: steckt in der Melodie, die den Text mit sich herumträgt. Immer wieder singt man die Weise, immer wieder freut man sich über sie, ganz gleich, welche Worte dazu kommen. Die Melodie des Liedes ‚Befiehl du deine Wege‘ liegt den Menschen so in den Ohren, schmeichelt sie, beruhigt sie, befänstigt das Gemüt, richtet die Jüngenden auf, daß sie sie gern zwölfmal hintereinander singen, ohne dazu sehr auf die Worte zu achten. Die kommen erst in zweiter Linie. Die sind vielleicht sogar ganz gleichgültig. Gibt es auf der Welt einen Menschen, den in der Matthäuspassion das wunderbare, überirdische ‚O Haupt voll Blut und Wunden‘ nicht bis ins tiefste Herz bewegte? Würden uns die Worte hergesagt, würden sie uns nicht halb so ergreifen. Orgel, Kirche, Gemeindegesang, Stimmung, das gehört zum Feste und zum Festliede. Es ist ein Uding, ein intellektueller, ein ästhetischer und ein pädagogischer Fehler, es strophentweise in der Schule herzusagen, herleien zu lassen. Da wird etwas ganz anderes aus dem Liede. Da kommen Härten zum Vorschein, da fängt man an, Worte zu wägen, Silben zu stechen; da fängt man an, logisch und sprachkritisch zu sein. Und die, die jahraus, jahrein, Tag für Tag die Gewalttat begehen mußten, Lieder herzusagen zu lassen, die haben auf Grund ihrer Schultübenerfahrung die Forderung erhoben, davon abzulassen und die Lieder dorthin zu verweisen, wohin sie gehören, zum Gesang. Keiner läßt die Lorelei oder das Heideröslein herzusagen; er wäre ein komischer Schulmeister. Er läßt es singen. Und ‚O Heil’ger Geist, Lehr’ bei uns ein!‘ läßt er auch singen — und nur singen.“

(E. R. B.)

Zur Kritik des Liberalismus veröffentlicht W. Schmidt von Heidelberg folgende Fabel: „Eine Fabel für aufgeklärte Leute. Der Fuchs war in den Hühnerhof eingebrochen und würgte nach Herzenslust. Schreiend rannte

die Bäuerin über den Hof und rief dem Bauer, der am Torpfeiler lehnte und seine Pfeife rauchte, zu: „Aber, Mann, siehst du es denn nicht? Sag' ihn doch hinaus!“ Der Bauer aber rührte sich nicht vom Fleck: „Ich bin ein liberaler Mann“, sagte er; „man darf nicht gewaltfam in den Gang der Dinge eingreifen; man darf der Entwicklung keine Hindernisse in den Weg legen; ich bin für Freiheit und Fortschritt!“ „Aber er bringt ja alle Hühner um!“ schrie die Bäuerin entsetzt. „Es ist das Recht des Stärkeren“, sagte der philosophische Bauer kühl; „es gehört so zur Entwicklung, zum Fortschritt. Ein jedes Wesen hat das Recht, sich auszuleben, und der Fuchs ist auch ein Geschöpf und ist nun einmal auf Geflügel angewiesen.“ Die Bäuerin brummte etwas, was nicht wie Schmeichelei klang. „Aber die Hühner legen uns doch Eier und der Fuchs nicht“, meinte sie. „Man muß es abwarten“, erwiderte der Bauer; „vielleicht wenn man ihn ruhig gewähren läßt, bringt es der Fuchs auch noch zum Eierlegen. Man hat ihn bisher nur immer gestört, wenn er in die Nähe des Nestes kam. Und schließlich ist seine Wildheit nur immer eine Folge des Unverstandes der Menschen, die den Fuchs nicht im Hause dulden wollten und ihn dadurch zwingen, ein Räuber zu werden. Ich werde der Entwicklung der Dinge mit der strengsten Neutralität zusehen. Im übrigen muß man die Hühner auf ihre Selbsthilfe verweisen.“ „Bravo, bravo!“ sagte der Fuchs, der das Gespräch mit angehört hatte. „Bauer, Ihr seid ein wahrhaft erleuchteter Mann; und es ist ein gutes Zeichen der Zeit, daß die Bildung auch auf dem Lande so große Fortschritte macht. Der Geist des Mittelalters beginnt zu weichen, und die Sonne der Aufklärung steigt rolleuchtend empor. Erst wenn die wahre Toleranz überall ihren Einzug gehalten hat, wird der Fortschritt der Kultur ins Phänomenale wachsen, und zwischen Füchsen, Menschen und Hühnern wird ein Bund des ewigen Friedens geschlossen werden.“ So redete der Fuchs noch lange weiter, und der Bauer hörte gerne zu, denn genau so stand es in seiner Zeitung, die zudem noch den Vorzug hatte, daß sie auch von den grundgescheiten Herren in der Stadt gelesen wurde. Die Bäuerin aber ging weinend von dannen, denn sie wußte genau, wie die Herrlichkeit dieser Kultur in der Wirklichkeit sich ausnehmen und wie die „freie, natürliche Fortentwicklung“ enden würde.“

Bei dem Einführungsessen des neuen Pfarrers D. Findeisen in Remscheid (Rheinproving) wurde das pastorale Deforum so stark verlegt, daß zwei Pfarrer das Lokal verließen. Man sang ein Lied, „Pastorenleben“, nach der Melodie: „'s gibt kein schöner Leben als Studentenleben“, von dem jeder Vers mit dem Satz schloß: „Man wird alt und bleibt gesund dabei.“ Der erste Vers rühmte die Behaglichkeit des Pastorenlebens, in dem sich keiner zu plagen und zu quälen brauche; der zweite die schöne Pfarrwohnung und den guten Gehalt, und daß man von keinem Vorgesetzten schikaniert werde, sondern ganz „frei“ sei. Der dritte Vers lautete: „Schreiben kann auch jeder, Wozu reizt die Feder; Freiheit herrscht für jeden, was er lehrt. Männer, Frauen, Kinder, Fromme und die Sünder Füll'n die Kirchen, weil man gern uns hört. Was noch woll'n wir weiter? Darum rufet heiter: Wir gehn nimmer fort von hier — juchheil! Denn auf solcher Stelle Und auf alle Fälle Wird man alt und bleibt gesund dabei!“ Wäre das Lied im „Simplicissimus“ oder „Vorwärts“ gestanden, so hätte wohl die ganze deutsche Pastorenwelt sich über diese „Freiheit“ entzückt. So aber sang man es bei einem Einführungsessen eines Pfarrers, und der Ver-

fasser soll nach der „Kirchl. Rundschau“ im Presbyterium zu suchen sein. Ist das wirklich möglich? So fragt die „A. E. L. N.“. Und nur zwei Pastoren verließen das Lokal  
F. B.

**Liberaler Fälschungen.** Die „E. L. F.“ schreibt: „Der bekannte ungläubige Pfarrer Traub aus Dortmund hat in Berlin einen Vortrag über ‚Römisch-Katholisches in der evangelischen Kirche‘ gehalten, worin er nach dem B. L. u. a. ausführte: ‚Das Wesen des Katholizismus liegt darin, daß man eine übernatürliche Offenbarung Gottes an einen bestimmten Zeitpunkt der Geschichte verlegt und glaubt, daß von diesem Mittelpunkt aus die spätere Entwicklung des kirchlichen und religiösen Lebens gewachsen sei. Aus dieser Lehre entwickeln sich konsequent alle weiteren Anschauungen der römisch-katholischen Kirche. Mit diesem System hat die Reformation im Grundsatz gebrochen in der Stunde, als Luther sich vor dem Kaiser auf nichts anderes berief als auf sein Gewissen und seine Vernunft, während die Kirche des Mittelalters die Pflicht zum Glauben vorschrieb. Die Reformation ist unvollendet stehen geblieben, als auf der einen Seite die Bauernkriege, auf der andern Seite die Wiedertäufer auftraten.“ Daß Traub hier bewußtermaßen flunkert, steht wohl außer Frage. F. B.

**Mission und Liberalismus.** „Die Christliche Welt“ brachte einen Aufsatz „Missionsprobleme“ von Albert Schäfer, der folgende ehrlichen Schlüsselfätze über die Unfähigkeit der kirchlichen Theologie für den Aufbau des Reiches Gottes enthält: „1. Die evangelische Mission von heute erweist sich nach ihren Leistungen wie nach ihren Zielen als eine der gewaltigsten Manifestationen des christlichen Geistes. 2. Die kirchliche Theologie ist durch ihre vorwiegend ethische Auffassung vom Wesen des Christentums außerstande, die Missionsarbeit freudig zu begrüßen und die Missionspflicht von innen heraus zu begründen. 3. Eine die Missionserfahrung verarbeitende und die Missionsarbeit postulierende Theologie muß das Christentum ausschließlich als Erlösungsreligion — Erlösung im weitesten Sinne gefaßt — konstruieren.“

An Stelle Häckels ist der Physiker Prof. W. Ostwald in Leipzig der Führer der Monisten geworden. Er gibt jetzt „Sonntagspredigten“ heraus, deren erste Nummer das Thema hat: „Warum sind wir Monisten?“ Der „Nordhannov. Landesbote“ vom 6. Juni gibt eine kleine gute Kritik dazu, der wir folgendes entnehmen: „Seine Frage beantwortet Ostwald dahin: Der Monismus bietet dem Menschen die höchsten Güter, nämlich innere Ehrlichkeit und inneres Glück. Das letztere soll darin bestehen, daß man möglichst viel Glück um sich verbreitet. Er schildert die Segnungen der medizinischen Wissenschaft und die technischen Fortschritte, durch die Bildung und Kunst verbreitet werden und auch dem Leben des Armen ein Inhalt an Glück und Schönheit gegeben wird, den er seinen persönlichen Bedürfnissen gemäß gestalten kann. Mit Verlaub! Hier schmückt Ostwald den Monismus wohl mit fremden Federn. Die Fortschritte in Medizin und Technik haben mit den monistischen Ideen nichts zu schaffen. Viele der bedeutendsten Arbeiter auf diesen Gebieten waren vielmehr überzeugte Christen und würden, wenn sie heute lebten, Gegner des Monismus sein. Das weiß Ostwald vermutlich ebenfugot wie wir. Für das Glück der Menschheit, das innere wie das äußere, ist von seiten des Christentums so unendlich viel geschehen, daß ein ehrlicher Monist demgegenüber demütig stillschweigen sollte. Auch was Ostwald über die ‚innere Ehrlichkeit‘ predigt, ist sehr ansehbar. Die Fäl-

schungen Häckels und die Aufforderung des Monistenbundes bei der letzten Volkszählung, wissenschaftlich falsche Angaben über die Konfession zu machen, sind gerade kein Beweis für die von Ostwald verkündete ‚innere Ehrlichkeit‘. Was endlich Ostwald zum Schluß behauptet, nämlich daß wissenschaftliche Weltanschauung und Monismus verschiedene Worte für dasselbe Ding seien, ist eine ungeheuerliche professorale Anmaßung. Mag er erst einmal verkünden, was ‚Wissenschaft‘ und was ‚wissenschaftliche‘ Weltanschauung seien; es wird sich dann bald zeigen, daß nach Ostwald nur die exakten Wissenschaften Gültigkeit haben, während die sogenannten Geisteswissenschaften, wie Philosophie, Geschichte, Sprachforschung zc., für ihn sekundären Charakter tragen. Und damit ist sein Materialismus erwiesen.“ So weit das genannte Blatt. Wir fügen hinzu, daß der Selbstmord der drei Leipziger Oberprimaner stark mit auf Rechnung der Monistenführer kommt. Ist das das „innere Glück“, das der Monismus bietet? (A. E. L. S.)

Die Studentenschaft der 21 deutschen Universitäten, die vor zwei Jahren mit einer Gesamtzahl von 51,770 erstmalig das halbe Hunderttausend erreichte, stieg letzten Sommer bei einer Jahressteigerung von 2383 auf 57,230. Den Besuchsziffern der einzelnen Universitäten stellen wir die entsprechenden Zahlen des vorjährigen Sommerhalbjahrs gegenüber. Berlin hat 8039 Studenten, darunter 695 Frauen, gegen 7902 und 626, München hat 6942 (im Vorjahr 6890), Leipzig 4888 (4592), Bonn 4174 (4070), Freiburg 3080 (2884), Halle 2681 (2451), Breslau 2586 (2432), Göttingen 2492 (2355), Heidelberg 2452 (2413), Marburg 2302 (2192), Tübingen 2118 (2061), Straßburg 2071 (1964), Münster 2009 (2007), Kiel 2001 (1760), Jena 1902 (1817), Königsberg 1517 (1381), Würzburg 1499 (1429), Gießen 1315 (1334), Greifswald 1180 (1029), Erlangen 1104 (1050), Rostock 920 (834). Danach haben alle Universitäten, ausgenommen allein Gießen, Anteil an der neuesten Zunahme der Studentenzahl, relativ am stärksten Greifswald, Kiel, Rostock und Halle, am geringsten Heidelberg, Münster und die drei bayerischen Universitäten.

Das Frauenstudium in Deutschland 1910/11. Im Herbst 1908 wurden bekanntlich die Frauen, denen für die Immatrikulation bis dahin nur die süddeutschen Universitäten offenstanden, sämtliche deutsche Universitäten zugänglich gemacht, was sofort eine Verdreifachung der Zahl der Studentinnen und ein Anwachsen auf 1108 zur Folge hatte. Inzwischen ist das Frauenstudium weiter so fortgeschritten, da letzten Winter die studierenden Frauen auf 2412 anwuchsen und 4.4 Prozent der deutschen Studentenschaft repräsentierten, gegen 2169 und 3.5 Prozent im vorletzten Sommer. Diese starke Zunahme beruht auf einem höheren Zufluß aus dem Reich selbst und besonders aus Preußen, denn von der obigen Gesamtzahl waren nur etwa 320 Ausländerinnen, die etwa zur Hälfte aus Rußland und zu einem Drittel aus Amerika stammten. Auf die einzelnen Fächer des akademischen Studiums verteilten sich die obigen Studentinnen, wie folgt: Philosophie, Philologie, Geschichte und verwandte Fächer studierten 1370, gegen 975 im Vorjahr, mithin mehr als die Hälfte, Medizin 527, gegen 476, Naturwissenschaften und Mathematik 356, gegen 287, Zahnheilkunde 49, gegen 46, Staatswissenschaften und Landwirtschaft 60, gegen 27, evangelische Theologie 7, gegen 5, und Pharmazie 5, gegen 3. Es zeigt sich danach mit jedem Jahr mehr, daß die gebildete Frau in höherem Maße sich nur auf zwei Gebieten betätigt: dem höheren Lehramt und der Medizin. Ein volles

Drittel der Studentinnen finden wir an der Universität Berlin, nämlich 806 (gegen 626 im vorletzten Sommer), 222 waren in Bonn eingeschrieben (204), Göttingen hatte 193 Studentinnen (160), München 192 (176), Heidelberg 162 (191), Breslau 117 (100), Freiburg 108 (116), Leipzig und Münster je 80 (51 und 68), Greifswald 64 (60), Marburg 57 (68), Königsberg 56 (56), Halle 45 (37), Jena 42 (41), Gießen 38 (36), Tübingen 36 (35), Kiel und Straßburg je 31 (je 34), Erlangen 30 (22), Würzburg 14 (9) und Moskau 8 (5). Aus der Zunahme der studierenden Frauen haben danach die preussischen Universitäten einen ungleich größeren Nutzen gezogen als die süddeutschen und Leipzig. Mit 1772 Frauen, die letzten Winter als Hörerinnen zu Universitätsvorlesungen zugelassen wurden, betrug somit die Zahl der am deutschen Universitätsunterricht teilhabenden Frauen 4184.

**Die Universität Christiania.** In „Kirketidende“ schreibt ein Pastor, der diese Universität auf einer Durchreise besucht hatte, folgendes: „Es sind hier heuer 1540 Studenten eingeschrieben. Von diesen studieren 470 Jura, 280 Medizin, 225 Philologie und 153 Theologie. Aber wo diese 153 theologischen Studenten ihre Studien betreiben, habe ich noch nicht recht in Erfahrung bringen können. Manche nehmen gewiß Privatunterricht in Griechisch und Latein, denn eine ganze Anzahl bezieht derweilen die Universität ohne die geringste Kenntnis dieser Sprachen. Andere halten sich in der Bibliothek auf und treiben sonstwo Privatstudien, und nur wenige besuchen die theologischen Vorlesungen. Der Professor, der die meisten Zuhörer hat, ist Nyder Brun. Er liest über das Lufasevangelium und hat in der Regel zwischen 30 und 40 Hörer, die seine Vorlesungen fleißig nachschreiben. Dr. Ording hat in seinen Vorlesungen über Prinzipienlehre (das heißt, wie man die Wahrheit erkennt) 8 bis 13, Dr. Michelet etwa die nämliche Anzahl. Michelet liest über „Israels Religionsgeschichte oder die Religion der jüdischen Gemeinde“. Prof. Ahlen liest über christliche Weltanschauung und Dogmatik. In den erstgenannten Vorlesungen sind gewöhnlich 10 bis 12, und in Dogmatik sind es in diesem Semester 3 — drei, die Dogmatik studieren. Brandrud ist krank, liest also nicht. Der schwächste Zuspruch scheint gegenwärtig bei Stipendiat Kalsrud in Kirchengeschichte zu sein. Er hatte an dem Tage, als ich seine Vorlesung besuchte, sage und schreibe, einen Zuhörer. Der Unterricht vollzieht sich in der Form eines Examens, jedoch in der Weise, daß der Studiosus dem Herrn Professor sowohl die Frage als auch die Antwort überläßt. Aus diesen Tatsachen scheint mir klar hervorzugehen, daß das theologische Studium nicht mit sonderlichem Eifer und Interesse betrieben wird. Allerdings halten sich die Studenten im ganzen 5½ Jahre auf der Universität auf, jedoch trägt dies wenig für die Theologie aus. In einem Fach wie Dogmatik sind hier nur in zwei Semestern Vorlesungen. In einem einzigen Schuljahr soll sich also der Student den großen mächtigen Inhalt dieser theologischen Disziplin aneignen. Aber es ist ja ganz natürlich, daß man hier auf Dogmatik wenig Gewicht legt; denn wenn es etwas gibt, wovor den Leuten hier graut, so sind es Dogmen und — Bekenntnisse. Der ganze Unterricht in den verschiedenen theologischen Disziplinen gründet sich auf nichts, das göttlich gewiß, unerschütterlich und zuverlässig ist, sondern auf ungewisse und wechselnde menschliche Meinungen und Anschauungen. Was hier gelehrt wird, ist nicht biblische Theologie, sondern spekulative historische Religionsphilosophie. Ofters kann man hier Bemerkungen wie diese hören: „Die Quellen

sind legendarisch'; so kann Jesus nicht geredet haben'; oder der Evangelist hat hier versucht, sich widersprechende Traditionen zu vereinigen' zc. Ja, in einem Vortrag über die Unsterblichkeit der Seele führte der Professor die gegenteiligen Meinungen Platos und Kants als Beweis für die Schwierigkeit der Frage an. Aus der Schrift aber kam kein Beweis und keine Lösung. Nein! die Bibel ist größtenteils ins Bücherregal verbannt und als Autorität in Sachen des Glaubens und der Lehre abgesetzt. Man kann die armen jungen Leute nur bedauern, die um einen solchen theologischen Unterricht so viele ihrer besten Jahre wegwerfen müssen. Nein, da sind wahrlich unsere theologischen Studenten glückliche Menschen! Sie empfangen in mehr als einem Sinne einen soliden Unterricht — einen soliden Grund, auf dem sie weiterbauen können, und eine solide Darstellung der Wahrheit. Gott segne unser theologisches Seminar und dessen Wirksamkeit!"

D.

Die oben geschilderten Zustände haben unter den kirchlich gesinnten Lutheranern Norwegens eine Bewegung hervorgerufen, die vor einigen Jahren zur Errichtung eines „gläubigen“ Predigerseminars in Christiania führte. Die Lehrerschaft an dieser Anstalt heißt im Volksmund „Menighedsfakultät“, weil sie quasi die Gemeinden repräsentiert. Auch von dieser Anstalt erzählt unser Berichterstatter in „Kirketidende“. „Die Menighedsfakultät wurde errichtet, um dem Einfluß der Universität entgegenzuarbeiten. Das Predigerseminar liegt nur etwa zwei Häusergebiete von der Universität, aber es befindet sich in der dritten Etage eines allgemeinen großen Mietshauses und ist keineswegs so leicht zugänglich, wie zu wünschen wäre. Hier arbeiten 4 Professoren, und 23 Studenten sind eingeschrieben. Odland leitet Exegese, Everdrup Kirchengeschichte, Hognestad Dogmatik und alttestamentliche Exegese (in der Landessprache) und Gallesby Prinzipienlehre. Hier ist der Besuch der Vorlesungen besser als in der Universität. Zu Odlands Vorlesungen über das Johannesevangelium kommen mehrere Studenten der Universität. Sowohl Inhalt als auch Geist und Ton der Vorlesungen sind hier ganz anders als auf der Universität. Aber alslutherisch, z. B. in der Inspirationsfrage, ist auch diese Fakultät nicht. Die Beurteilung der großen theologischen Lehrer der Kirche im letzten Jahrhundert fällt hier auch ganz anders aus, als wir es von unsern Professoren zu hören gewohnt sind. Gleichwohl wirkt es wohlthuend, diese Herren zu hören, nachdem man die Universitätsprofessoren gehört hat.“

D.

Die gesamte Brüderunität zählt nach der letzten Statistik der Brüdergemeinde Ende 1910 43,969 Mitglieder gegen 43,462 Ende 1909, und zwar entfielen auf die deutsche Unitätsprovinz 8132, auf die böhmischen Gemeinden 1178, auf die britische Unität 6515 und auf die amerikanische Unität 27,547 Mitglieder. Die Zahl der Missionare und ihrer noch auf Missionsgebieten befindlichen Kinder wird auf etwa 600 geschätzt.

**Rückgang der Freikirchen in England.** Die Statistik über die Mitgliederzahl der englischen Freikirchen läßt wiederum einen Rückgang erkennen. Am größten ist derselbe bei den Baptisten, wo die Mitgliederzahl (jetzt 418,880) seit fünf Jahren, das heißt, seit der Paliser Erweckungsbewegung, um 16,000 oder 3 Prozent zurückgegangen ist, obwohl 146 neue Kirchen gebaut wurden. Bei den Kongregationalisten (jetzt 454,810 Mitglieder) ist der Rückgang nur gering; dagegen hält er bei den Wesleyanern (485,244 Mitglieder) schon seit fünf Jahren an. Ihr Verlust seit 1907

beträgt 13,120 oder  $2\frac{1}{2}$  Prozent. Auch die andern methodistischen Gemeinschaften haben abgenommen, während die Herrnhuter (3803 Mitglieder) stehen geblieben sind, die Presbyterianer (86,808 Mitglieder) einen kleinen Zuwachs und die Quäker eine beträchtliche Zunahme zu verzeichnen haben. Die letzteren hatten 1910 19,348 Mitglieder, das heißt, 1137 oder 6 Prozent mehr als im Vorjahre. Es ist wohl richtig, wenn kundige Beobachter diesen Rückgang der Freikirchen mit dem allgemeinen Rückgange des Mittelstandes in England erklären; denn der Mittelstand bildete stets das Rückgrat der Freikirchen. Dagegen zeigen in der anglikanischen Staatskirche die Zahlen der Kommunikanten und Sonntagschüler einen normalen Zuwachs. Die gleichzeitig veröffentlichte Statistik über die Geburtsrate in England und Wales während des Jahres 1910 zeigt ebenfalls wiederum einen Rückgang. Die Zahl der Geburten betrug 897,100 oder 24.8 per Tausend der Bevölkerung. Das ist 2.7 per Tausend weniger als der Durchschnitt der Jahre 1900—1909 und bei weitem die niedrigste Zahl seit der Einführung der Geburtsregister. Dazu kommen die beunruhigenden Resultate der letzten Volkszählung in Schottland. Es zeigte sich, daß von den 33 Grafschaften Schottlands 15 seit dem Jahre 1891 eine Bevölkerungsabnahme zu verzeichnen hatten, im ganzen 22,000 Seelen; in einer derselben betrug die Abnahme 10 Prozent. Die andern 18 Grafschaften zeigten eine Zunahme von 309,000, oder seit 1891 eine Zunahme von 6.4 Prozent der Gesamtbevölkerung. Diese Zunahme ist aber fast nur den Großstädten, wie Glasgow und Edinburgh, zugute gekommen. Am 6. Mai verließen 4400 Auswanderer die Häfen Schottlands, um nach den Vereinigten Staaten, Kanada und Queensland zu ziehen. Also an einem Tage wurde Schottland um die Bevölkerung einer Kleinstadt ärmer. Die meisten dieser Auswanderer waren Landleute. Während also die Großstädte anschwellen, wird das Land verlassen und bald zum großen Teile von den Jagdgründen und Golfplätzen amerikanischer Millionäre eingenommen werden. Noch größer ist allerdings die Auswanderung Irlands. Seit 1851 sind aus Irland über 4 Millionen Auswanderer fortgezogen, in den letzten sechs Jahren allein zirka 200,000. Etwa 80 Prozent derselben gingen nach den Vereinigten Staaten. (A. E. L. S.)

Wie die Admlinge zur Lüge und Heuchelei erziehen, geht hervor aus dem folgenden Bericht der „A. E. L. S.“: „Im Krankenhaus zu Wohenstrauß (Oberpfalz) wurde kürzlich ein seit längerer Zeit dort krank liegender Protestant durch Beeinflussung seitens des katholischen Orts Pfarrers und der katholischen Krankenschwester wenige Tage vor seinem Tode zum Katholizismus ‚bekehrt‘. Am 12. Juni, abends 9 Uhr, wurde mit ihm ein Protokoll aufgenommen, daß er zur katholischen Kirche übertrete, hiervon aber dem protestantischen Pfarrer, der den Kranken fleißig besucht und wiederholt ihm das heilige Abendmahl gereicht hatte, keine Mitteilung gemacht. Dieser erfuhr auch nichts davon, als er noch nach jener Protokollaufnahme zu dem Leidenden kam und wie zuvor mit ihm betete. Schließlich starb der Mann und ging mit einer Lüge hinüber in die Ewigkeit, indem er — jedenfalls auf Anweisung — sich seinem bisherigen Seelsorger gegenüber stellte, als sei er noch protestantisch, während er bereits zur katholischen Kirche übertreten war. Dies letztere Faktum kam erst dann zur Kenntnis des protestantischen Pfarramts, als es sich um die Beerdigung des Toten handelte, die natürlich nach katholischem Ritus vollzogen wurde. Mit Recht bemerkt



ein Berichterstatter im ‚Bayer. Volksfreund‘, die Protestanten, die zu einem sehr reichen Teile die Kosten der Krankenhäuser mitbezahlen, können und müssen auch verlangen, daß ihre Kranken trotz katholischen Pflegepersonals in ihrem Glauben unbehelligt von katholischem Bekehrungsseifer leben und sterben dürfen. Vor ungefähr sechzig Jahren ist freilich eine noch heute gültige Ministerialentschließung ergangen, durch welche den barmherzigen Schwestern in allgemeinen Krankenhäusern unterjagt wurde, die protestantischen Kranken in ihrem Glauben zu beunruhigen, sie zum Übertritt von ihrem Glauben zu bewegen zc., zugleich auch den Krankenhausdirektionen geboten, diese Anordnung zu überwachen; aber wer wagt heute in Bayern, auf der Einhaltung solcher Verordnungen zu bestehen oder gar gegen Verstöße dagegen mit Strafe einzuschreiten? Nebenbei werden die Christen, die in unsern Tagen wahrlich über die Grenzpfähle der Konfessionen hinüber zusammenhalten sollten, mit solchen Vorkommnissen ein Gegenstand des Abscheus bei der Welt, die derartige Kniffe mit Recht als unfittlich empfindet.“

Die Zahl der Geistlichen in Deutschland, die bisher die Ablegung des Modernisteneides verweigert haben, beträgt nach der „Frankfurter Zeitung“ insgesamt 24, darunter 14 Bayern. 10 Priesteramtsaspiranten, von denen man den Eid forderte, haben ihr Seminar verlassen und sich einem andern Beruf zugewandt. 14 Geistliche genießen Unterstützung aus dem von der Straus-Gesellschaft ins Leben gerufenen Hilfsfonds, ohne den sie brotlos wären. Einer der Eidesverweigerer, der nichts von der Existenz dieses Hilfsfonds wußte, mußte in München vierzehn Tage lang Schnee schaufeln, um sein Leben zu fristen.

Von den Mariaviten (qui Mariae vitam imitantur) in Russisch-Polen haben wir schon im vorigen Jahre berichtet. Dem Gesagten fügen wir hier hinzu, was die „Reformation“ über die Ursache dieser 1906 erfolgten Trennung von Rom berichtet. Sie schreibt: „Die Mariavitenpriester machten vollen Ernst mit der religiösen Innigkeit und Heiligung des Lebens, forderten ihre Gemeindeglieder zu häufiger Beichte und Kommunion und zur Sakramentsanbetung auf. Tagelang saßen sie bistweilen von früh bis abends im Beichtstuhl; denn nicht allein aus ihren, auch aus den Nachbargemeinden drängten sich die Leute in Scharen zu diesen neuartigen Priestern, die die Leute nicht anherrschten oder 60 bis 100 Stück in der Stunde abbeichteten, sondern auf ihre Gewissensfragen eingingen, die nicht Hunderte von Rubeln für eine Beerdigung forderten, nicht auf reiche Meßstipendien lauerten, nicht Mädchen im Beichtstuhl zur Unzucht beredeten, nicht Karten spielten und Wein tranken, auf die Jagd gingen und mit den großen Herren verkehrten, nicht Hurerei trieben. In all diesen angeführten Punkten steht die römische Geistlichkeit in Russisch-Polen unglaublich tief da; in der letzten Rechtfertigungsschrift, die der Ordensgeneral Kotwalski im Februar 1906 dem Papste überreichte, war es ihm ein leichtes, über tausend Priester aus Russisch-Polen aufzuführen, die in Unzucht, zum Teil in größter Schamlosigkeit, lebten. Vor dem Bruch mit Rom sagte ein Warschauer Prälat einem Mariaviten: ‚Die Fäulnis ist entseßlich. Aber wo soll man bei uns anfangen zu bessern? Alles ist morsch. Rührt man nur einen einzigen Balken an, so stürzt das ganze Gebäude zusammen.‘ Diese benachbarten Priester waren nun die ärgsten Feinde der Mariaviten, teils aus Neid und Eifersucht auf ihre Beliebtheit beim Volke, teils aus Haß wegen der Schädigung ihrer Einnahmen durch das Hinströmen ihrer Gemeindeglieder in die

Kirchen dieser heilig lebenden Priester, teils — und vor allem! — aus Furcht, ihre goldene Freiheit, nach ihren Lüften uneingeschränkt leben zu können, werde ein Ende nehmen, wenn die Heilsbewegung um sich greifen und im weiteren Verlaufe derselben das Volk strengere Anforderungen an das sittliche Leben der Priester stellen würde. Die Prälaten waren zum großen Teil ebenso sittlich verseucht wie die Pfarrer. Diese Pfarrer verflagten die Mariabiten — manch solch ein mönchisch lebender Mariabit war Vikar bei einem hurerisch lebenden Pfarrer — wegen aller möglichen angebliehen Überschreitungen ihrer Amtsbefugnisse. Die polnischen Bischöfe nahmen Partei gegen die neuartigen Priester, bersekten sie von einer Stelle auf die andere, um sie zu keiner gedeihlichen Wirksamkeit kommen zu lassen (und schufen in ihrer Verblendung dadurch immer neue Brennpunkte des Mariabitisimus), und suspendierten sie schließlich vom Amte. Vom Sommer 1903 bis zum Frühjahr 1906 dauerten die Beschwerden der Mariabiten in Rom und ihre Versuche um päpstliche Bestätigung ihres Ordens und um päpstlichen Schutz gegen die ungerechten Maßnahmen der Bischöfe; mehrfach waren Gesandtschaften mariabitischer Laien und Priester dieserhalb in Rom, immer mit reichlichem Peterspfennig. Der Papst und die Kardinäle speiften die unbequemen Mahner mit schönen Worten und leeren Versprechungen ab, taten aber nichts. Endlich erklärten auf die Amtsenthebung der Mariabitenpriester hin 16 Gemeinden mit 60,000 Seelen, daß sie sich fortan für die Amtsgewalt der polnischen Bischöfe bedanken und selbst für ihre religiösen Bedürfnisse sorgen werden. Nun war der Zwist unabwendbar, zumal die römischen Priester sofort blutige Überfälle auf die „abtrünnigen“ Gemeinden veranstalteten. So kam es zum Bruch mit Rom.“ Die Zahl der eingeschriebenen mariabitischen Gemeindeglieder beträgt jetzt 160,000, davon in Lodz 40,000, in Warschau 20,000. Der deutsche Mikatholizismus hat es dagegen seit 1870 nur auf 60,000 Seelen gebracht und die Los-von-Rom-Bewegung in Österreich in dreizehn Jahren ebenfalls nur auf 60,000.

F. B.

**Fortschritt der Missionsarbeit in China.** Nach Prof. G. Beachs Angaben gab es vor zehn Jahren in China 80,000 Kommunionierende, 1766 Volksschulen mit 30,046 Schülern, 605 höhere Schulen mit 4285 Schülern, 2461 ausländische Missionsarbeiter und 5071 eingeborene Gehilfen. Nach dem im vorigen Jahre in Shanghai erschienenen Jahrbuche der chinesischen Mission dagegen zählte man im Jahre 1908/09 bereits 195,905 Getaufte, 49,172 Taufbewerber, 2027 Volksschulen mit 45,730 Schülern, 1116 höhere Schulen mit 34,064 Schülern, 4219 ausländische Missionsarbeiter (darunter 829 Missionschweftern) und 11,661 eingeborene Gehilfen. Die Beiträge der chinesischen Christen erreichten fast 600,000 Mark. In 171 Missionshospitälern wurden 45,188 Kranke verpflegt, dazu 897,011 Patienten poliklinisch behandelt.

Im Jahre 1909 gab es in Japan 71,818 evangelische, 91,095 römisch-katholische, 30,166 griechisch-katholische Christen. Evangelisch getauft wurden 1908 8623 Erwachsene und 867 Kinder, römisch-katholisch 1551 und 7604 Kinder, griechisch-katholisch 838 Erwachsene und Kinder. Die evangelische Kirche nahm im letzten Jahrzehnt um 78%, die römisch-katholische um 16%, die griechische um 26% zu, die Christen insgesamt um 42½%, die ganze Bevölkerung um 12½%. Ordinierte evangelische japanische Pastoren gibt es zirka 500. Die Opferwilligkeit der jungen Christen ist recht erfreulich.

(G. b. G.)

Die religionspsychologischen Fragebogen, mit deren Hilfe der Amerikaner Starbuck sein fragwürdiges Buch über die Befehlungen hergestellt hat, tauchen jetzt auch in Deutschland auf. Das „Ev. Kirchenbl. f. Württbg.“ schreibt darüber: „Ein Fragebogen, der in 71 Fragen das Innerste unseres Geisteslebens erforschen will, ist von Lic. E. Pfennigsdorf in Dessau ausgegeben worden. Was wir dem Papier anvertrauen sollen, will dazu helfen, bei der Darbietung des Evangeliums ‚die Bedürfnisse und Erfahrungen der heute lebenden Menschheit‘ wirksamer zu berücksichtigen. Da werden wir z. B. gefragt, ob wir mehr ‚Verstandes-, Gemüths- oder Willensnatur‘ seien. Bekanntlich kennt man sich selbst im allgemeinen schlecht, und wenn man vollends über sich schreiben soll, so kommt sicher unter hundert Fällen fünfzigmal zu Papier nicht, was man ist, sondern was man zu sein sich schmeicheln möchte. Nun aber werde ich weiter gefragt, welche Gemüthsstimmung in meinem religiösen Leben vorherrschend sei, welchen Einfluß meine etwaige Bekehrung ‚auf mein Denken, Fühlen, Wollen ausgeübt habe‘, welches mein ‚derzeitiger Glaubenszustand‘ sei, wie es mit meinem ‚Bedürfnis nach Gebet‘ stehe, welche Wirkung mein Glaube auf mein sexuelles Verhalten übe, ob er mehr Gefühlsache oder Willensache sei; ja es heißt sogar: ‚Was haben Sie an Christus? Persönliches Verhältnis zu ihm — inwiefern? Gebet zu ihm? Worin besteht sein Einfluß auf das äußere und innere Leben? Wann finden Sie sich besonders zu ihm getrieben? Welche Nachwirkung im Leben hat bei Ihnen Weichte und Abendmahl?‘ zc. Ich kann mir nicht helfen: das ist eine haarsträubende Ausfragerei! Sind wir denn dazu Christen geworden, um uns mit Spiegelglas zu umgeben und zu kontrollieren, wie es um unsere Seele stehe? Von der Profanation des Niederschreibens für Unbekannte ganz abgesehen! Ein Christentum, das über das Ich solchermaßen Bescheid wüßte, scheint mir auf falscher Bahn zu gehen. Unserer Zeit ist nicht durch Selbstcharakteristiken sündhafter Geschöpfe zu helfen, sondern dadurch, daß wir Christum erkennen lernen. Darum darf und muß unsere Christenlosung heißen: ‚Ich will, anstatt an mich zu denken, ins Meer der Liebe mich versenken.‘ Ich darf und soll leben nicht in der Reflexion über mein Ich, sondern im Glauben des Sohnes Gottes, der mich geliebet hat, Gal. 2, 20. Was brauche ich mein Inneres im Spiegel zu beschauen? Dazu habe ich weder Lust noch Zeit; meine Aufgabe ist (Eph. 3, 19): ‚zu erkennen die Liebe Christi‘, und ich werde damit nicht fertig in meinem Christenlaufe. Wozu da noch Alotria treiben? Ein gesunder Mensch kann über seine Verdauung, seine Leber, sein Gedärm zc. auch keine Auskunft geben, und ein kranker gibt sehr oft eine gründlich verkehrte Auskunft. Wir genesen, indem wir nicht uns, sondern den Arzt, unsern Gott und Heiland, anblicken. Er allein weiß, wie's um unser Inneres steht; an ihn haben wir die Sorge für unser Ich abgegeben. An ihn zu denken, mit ihm und von ihm zu reden, das hilft weiter; von uns selber zu plaudern, ist unser Verderben. R.“ (A. E. L. R.)

**Kaiser Wilhelm und Präsident Taft über Abstinenz.** Vor etlichen Monaten sagte der Kaiser in einer Ansprache: „Der nächste Krieg und die nächste Seeschlacht fordern gesunde Nerven von Ihnen. Durch Nerven wird er entschieden. Diese werden durch Alkohol untergraben und von Jugend auf durch Alkoholgenuß gefährdet. . . . Diejenige Nation, die das geringste Quantum von Alkohol zu sich nimmt, gewinnt. Und das sollen Sie sein, meine Herren! Und durch Sie soll den Mannschaften ein Beispiel gegeben werden. Es sind in meiner Marine in der Bildung begriffen oder bereits

gebildet die Guttemplerlogen und Blaukreuzvereine. Ich hoffe, daß Sie alles tun, was Sie können, um die Mannschaft zu unterstützen, dabeizutreten. Ich brauche ja bloß auf das vorbildliche Beispiel der englischen Marine hinzuweisen, wo 20,000 Mann und Offiziere schon beigetreten sind, zum großen Vorteil der Marine. . . . Wenn Sie die Leute erziehen zum Verzicht auf den Alkohol, bekomme ich gesunde und vernünftige Untertanen . . . und wird mein Volk moralisch gehoben.“ Von Taft wird berichtet, daß in 30,000 Sonntagschulen folgendes Schreiben desselben vorgelesen worden sei: „Meine lieben jungen Freunde! Der übermäßige Genuß berauscher Getränke wird vielfach zur Ursache der Verarmung, der Entwürdigung und des Verbrechens in der Welt, und wer sich vollständig des Genußes solcher Getränke enthält, beugt dadurch gefahrrohender Versuchung vor. Abraham Lincoln zeigte, daß dies auch seine Meinung war, indem er für seine jungen Freunde das so oft angeführte Gelübde vollständiger Enthaltbarkeit entwarf. Jeder muß für sich selbst entscheiden, welchen Kurs er einschlagen will, je nach seinem Geschmack und Appetit, aber wer die Selbstbeherrschung übt, die Verführung alkoholischer Getränke vollständig zu meiden, wählt den sichereren und weiseren Weg.“

Die Affenlehre Säckels hat in der Mainnummer der Zeitschrift des Kplexerbundes „Unsere Welt“ von neuem eine Widerlegung gefunden. Prof. Dr. von Rinstow veröffentlicht dort eine Abhandlung über den Neandertaler und verwandte Schädel, in der er zu folgendem Ergebnis kommt: „Das Resultat unserer Untersuchungen ist, daß auch die ältesten Schädel des Menschen, die man kennt, die der Neandertalrasse, echte Menschen und keine Übergänge zu den Affen sind, und daß diese Formen sich aus der ältesten Steinzeit bis in die Jetztzeit verfolgen lassen, nicht in mathematisch genauer Übereinstimmung in der Form mit den Schädeln von Neandertal und Spex, in ihren Hauptkennzeichen aber ihnen gleichend, dem niedrigen und schmalen Bau des Schädels und den vorgewölbten Augenbrauenbogen. Der Rinnvorsprung ist bei den Neandertalern der Jetztzeit meistens vorhanden, mitunter auch nicht, wie bei den Australiern.“

Wie der verstorbene Graf Tolstoj zum Christentum stand, geht hervor aus folgendem Brief an Klischowstj: „Zasnaja Poljana, 8. Februar 1910. Ich halte die in Ihrem Brief dargelegte Lehre von der Erlösung des Menschen von der Sünde durch das Blut Christi für eine der unvernünftigsten, sinnlosesten, auf gar nichts begründeten Lehren, zu gleicher Zeit aber für einen groben Aberglauben, der schädlich auf die Moral der Menschen einwirkt. Ich glaube dies darum, weil ich die Geschichte von der Sünde des ersten Menschen, für die Gott alle Menschen bestraft habe, für eine grobe, lästerliche und dumme Fabel halte, die die Menschen längst schon hätten vergessen sollen. Gott ist die Liebe, und das Leben, das Gott den Menschen gegeben hat, ist eine Wohltat, wenn diese nur den Willen des Gebers erfüllen. Darum haben die Menschen sich von nichts retten zu lassen und sie haben kein Blut eines Heilandes nötig, sie müssen nur den Willen Gottes erfüllen. Der Wille Gottes aber ist, daß die Menschen sich untereinander lieben und diese Liebe in sich mehren. Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott, und Gott in ihm, 1 Joh. 4, 16. Christus hat dem Pharisäer nicht gesagt, daß das Hauptgebot darin bestehe, an irgend ein Blut zu glauben, sondern sagte sehr klar, verständlich und einfach: Liebe Gott und deinen Nächsten! Darin besteht das ganze Gesetz. Das ist meine

Ansicht. Genaueres können Sie in allen meinen späteren Schriften finden. Leo Tolstoi."

Im Jahre 1910 wanderten aus Deutschland 25,531 Personen aus. Von diesen gingen nach den Vereinigten Staaten 22,773, nach Kanada 460, nach Brasilien 353 und nach andern Teilen von Amerika 1724 Personen. Der Rest verteilt sich auf Australien, Afrika und Großbritannien. Der im Jahre 1908 eingetretene bedeutende Rückgang an der Auswanderung ist inzwischen zum Stillstand gekommen. Denn das Jahr 1909 übertraf mit rund 25,000 Auswanderern das Jahr 1908 um etwa 5000. Die im Jahre 1907 in den Vereinigten Staaten eingetretene wirtschaftliche Krise machte sich im folgenden Jahre in ganz bedeutendem Umfang in dem Rückgang unserer Auswanderung fühlbar. Denn gegen 31,700 Personen im Jahre 1907 wanderten im Jahre 1908 nur 19,900 Personen aus Deutschland aus. Mit dieser Zahl war allerdings auch der tiefste Stand erreicht worden, den unsere Auswanderung je erlebt hat. Sie erreichte ihren Höhepunkt im Jahre 1881, als fast 221,000 deutsche Auswanderer die Heimat verließen. Insgesamt sind seit Begründung des Deutschen Reiches rund 2,876,000 Personen nach überseeischen Ländern ausgewandert. Über die Rückwanderung im letzten Jahre liegen statistische Zahlen noch nicht vor.

Von dem Milliardär A. von Rothschild, der jüngst in Wien starb, liest man in einer Wiener Korrespondenz: Alle Ärzte der Welt konnten ihm seine entzündende Frau Bettina, die er sich aus Paris mitgebracht hatte, nicht retten, er mußte sie in voller Jugendblüte an einer der furchtbarsten Krankheiten, dem Krebsleiden, dahinsiechen sehen. Vor einigen Jahren hat sich ein Sohn von ihm aus unaufgeklärten Gründen erschossen, vor Weltetel, sagte man. Eine Tochter lebt fern vom Hause in einem hoffnungslosen Geistes- und Gesundheitszustand. Seitdem hatte der schwergeprüfte Mann die Öffentlichkeit gelassen und in seinen Büchern, in seinem Observatorium Zerstreuung gesucht. „Ein schwacher Trost für mich“, äußerte er vierzehn Tage vor dem Tode einem Bekannten gegenüber, „doch ein großer, wirksamere für Hunderttausende von Enterbten der Gesellschaft, daß selbst eine Person von meiner Machtfülle so kummervolle Stunden, so schwere Schicksalsenttäuschungen erleben mußte. Ich wollte alle trösten können, wenn es nur für mich einen Trost gäbe.“ (G. d. G.)

Über die lutherischen Gemeindeschulen Australiens, die von unserer dortigen Schwesterkirche treulich gepflegt werden, hat der Premierminister Australiens ein schönes Urteil abgegeben. Er stattete diesen Schulen einen Besuch ab und war angenehm überrascht, als er erfuhr, daß alle Kinder, die diese Schulen besuchen, einerlei ob sie von deutschen, englischen oder schottischen Eltern abstammen, Deutsch und Englisch sprechen können, und daß die Gemeinden diese Schulen ohne jegliche Beihilfe des Staates unterhalten. Er erklärte, daß diese Schulen, vom politischen Standpunkte aus betrachtet, dem Staate unentgeltlich einen großen Dienst erweisen, daß sie, vom erzieherischen Standpunkte aus betrachtet, den öffentlichen Schulen überlegen seien, weil sie zwei Sprachen treiben und der religiöse Unterricht alle andern Unterrichtszweige durchbringe, und daß sie, vom kirchlichen Standpunkte aus betrachtet, das beste Mittel seien, die Kinder aufzuziehen in der Zucht und Vermaahnung zum Herrn. Sie seien die Pfanzstätten der Kirche. Auch sprach er sein Bedauern darüber aus, daß diese ausgezeichneten Schulen in Australien so wenig bekannt seien.